10011065878

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

LANGUAGE SCHOOL
LIBRARY

Yours very affly

S. Bishop

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Vierzehnter Jahrgang. 1870.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
and
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

164823

Inhalt.

Seite.

Stephan Hislop 3
Miss. Hebich in Kannanur, 14, 69, 113, 143, 200, 240, 257, 305, 367, 397, 454
Hebichs letzte Zeit 481
Die Aussichten des Evangeliums in Japan . . . 36
Eine Berichtigung über Jerusalem 43
Ein Blick auf Radschputana 49
Die Mission in Kaschmir 97
Die Mission in Sarawak 129
Glaubenszeugen in Japan und Laos 166
Ein Besuch auf Tahiti 177
Die Niger-Mission und ihr Bischof 225
Das Neueste aus Madagaskar 278
Aus Afghanistan 304
Jamaika seit dem letzten Aufstand 329
Die Zenana-Mission 336
Ein Missionsbischof für Madagaskar 342
Dilawar Chan 353
Etwas über die Turkos 385
Die Pariser Mission unter den Basutos 433
Reordination eines deutschen Missionars . . . 500
Der Opiumscandal 509
Missionszeitung:
Der Krieg auf der Gold- und Sklavenküste 44
Christenverfolgung in China 45
Missionar Moffat 92
Fortschritt in Madagaskar 96
Die Bewegung im Tululande 127
Ende der anglikanischen Mission in Hawaii 173
Tod von Frau Thompson 175
Heimgang von Dr. Perkins. Ein Rechtsfall. Christliche Kunst in der Mission 224
Der Aufstand in China. Der indische Reformator . . 347
Die deutsche Kols-Mission 373
Von den Sandwich-Inseln 478
Der Aufstand in Tientsin 479

Seite

Missionsliteratur:

Sammlung von Missionsliedern 46
Reise durchs gelobte Land. Von Dr. Wangemann . . . 46
Bilder aus dem Leben eines Missionars 47
Drei neue Missionsfragen. Von C. H. Ch. Plath . . . 48
Treu bis in den Tod 48
Aus allen Welttheilen. Von Dr. O. Delitsch 128
Paulus. Dramatisches Gedicht von Th. Fronmüller . . . 175
Ueberblick der evang. Mission für Jedermann 255
Ein Missionsleben unter den Tulu's 256
Missionsgeschichte in Heften 351
Vier Freistätten im Sklavenlande. Von F. M. Zahn . . . 352

Bibelblätter:

I. Spanien und die Bibel.
II. Die Industrie unter dem Auskehricht und die Bibel. — Was ist Glaube?
III. Einige Gedanken über den Bibeltext des Alten Testaments. — Die erste Hausandacht.
IV. Sampson Wilder, der amerikanische Kaufmann.

Illustrationen.

1. S. Hislop.
2. Adschmir.
3. Srinagar in Kaschmir.
4. Radscha Brooke's Residenz in Sarawak.
5. Tahiti.
6. Bischof Crowther.
7. Im Kudschah-Paß.
8. William Gompertz.
9. Scene in den Anamalei-Bergen.
10. Die Missionskapelle in Kannanur.
11. Das Missionsgehöfte in Kannanur.
12. Miss. Hebich.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Stephan Hislop.

Man bildet sich leicht aus einigen leuchtenden Beispielen die Vorstellung, als finde sich der Missionsgeist nur bei enthusiastischen Naturen. In Wahrheit aber wird sich nachweisen lassen, daß die verschiedensten Temperamente demselben zum Träger dienen können, wie das schon durch die Zwölfzahl der Apostel und die Vergleichung ihrer Eigenart mit den scharf unterschiedenen Edelsteinen angedeutet wird, deren jeder in eigenthümlichem Lichte strahlt und seine besonderen Eigenschaften besitzt. Der Missionar, von dem uns zwei seiner Mitarbeiter eine kurze Lebensskizze mitgetheilt haben*), war ein stiller, gedankenvoller Jüngling, in Mittheilungen zurückhaltend, langsam in der Rede; fast scheu, wo es galt, ein einschlagendes Wort zu sprechen; frei im Erguß nur gegen die, welche seine Detailforschungen mit ihm theilten oder durch gleiche Erfahrungen ihm schon näher gerückt waren. Dabei aber ein Mann von großer Charakterfestigkeit, der aller Halbheit feind war. Und merkwürdig genug, unter sämmtlichen indischen Missionaren findet wohl auf keinen das Wort des Apostels: „Ich bin oft in Todesnöthen gewesen," eine treffendere Anwendung als auf Stephan Hislop, den Gründer der freischottischen Mission in der centralindischen Provinz Nagpur.

Der Sohn frommer Eltern, wurde derselbe 1817 in dem schottischen Städtchen Dunse nicht fern vom Fuße des Berges geboren, an dem einst die Covenanters unter ihrem Führer Leslie der Armee

*) Miss. Dr. J. Wilson im Memorial discourse on the death of the Rev. St. Hislop, Bombay 1864; und R. Hunter in Sunday at Home, 1864. S. 327.

Karls I gegenüberstanden. Unter der weisen, liebenden Leitung seiner Eltern entschied er sich schon am Morgen seines Lebens von ganzem Herzen für den Herrn. Den Grund seiner klassischen Bildung legte er in der lateinischen Schule seines Geburtsorts; zur Fortsetzung derselben bezog er die Universitäten Glasgow und Edinburg, wo ihm das Beispiel von zwei ältern Brüdern ermunternd voranleuchtete. Mit großer Liebe und Hoffnung ruhte auf dem sittenreinen, frommen und vielseitig begabten Jüngling das Auge seiner trefflichen Lehrer Chalmers, Welsh und Brunton, und nicht minder gewann ihm sein liebenswürdiger Charakter die Herzen seiner Studiengenossen. Was neben der heiligen Schrift seinen Wissensdurst am meisten weckte und fesselte, war jenes andere Buch, das in geheimnißvollen Zügen die Wunder der göttlichen Allmacht verkündet — die Natur. Besonders der Geologie wandte er sich mit großer Vorliebe zu und leistete darin so Tüchtiges, daß er sich auf diesem Gebiet leicht hätte einen berühmten Namen erwerben können, hätte er nicht eine höhere, seligere Aufgabe gekannt — nämlich verlorenen Sündern den Reichthum der in Jesu Christo geoffenbarten Liebe Gottes zu verkünden. Nach Beendigung seiner Studien sammelte er sich als Hauslehrer in zwei verschiedenen Familien Erfahrung im Unterrichts- und Erziehungsfach, bis 1848 der Ruf zur indischen Mission an ihn ergieng.

Ein frommer schottischer Offizier, der damalige Hauptmann (jetzt General) Hill, hatte das Jahr zuvor mit fürstlicher Freigebigkeit die Summe von 30,000 fl. zur Gründung einer central-indischen Mission ausgesetzt; nicht sogleich aber war die noch mit ihrer eigenen Gestaltung in der Heimat ringende schottische Freikirche auf den Plan eingegangen. Ihr lag auch ob, drei Missionen in Indien, die sich ihr angeschlossen hatten, ohne Unterbrechung fortzuführen; sollte sie zugleich sich eine vierte aufladen? Doch mehr und mehr gewannen die Vorstellungen einiger erprobter Freunde (wie Dr. Wilson von Bombay) Gewicht bei den Leitern, und eben diese Männer waren es auch, die Hislop für das neue Arbeitsfeld zu werben suchten. Nur zögernd, nach viel Gebet und reiflicher Ueberlegung gab Letzterer sein Wort; dann aber gehörte auch sein ganzes Herz dem ihm anvertrauten Werk. Im September 1844 erhielt er die Ordination, und kurz darauf verheirathete er sich mit Miß Hull, der Tochter eines englischen Geistlichen, an der er auch für den Dienst der Heiden eine treue Gehilfin fand.

Mitte Dezembers langten sie in Bombay an, von wo sie am 2. Januar 1845 von dem dortigen Missionar M. Mitchell escortirt, die Reise nach dem zwischen Bombay, Madras und Kalkutta etwa in der Mitte liegenden Nagpur, „der Schlangenstadt," fortsetzten. Ungemein feierlich war es Hislop beim Antritt dieses neuen Jahrs in dem neuen Lande zu Muth, in das, wie ers zu Hause schon gespürt hatte und wie es ihm unterwegs innerlich mehrfach versiegelt worden war, der Herr selbst ihn führte. Mit neuem Eifer sich nun auch ganz seinem heiligen Dienst zu weihen, stand ihm dabei als hohe, ernste Verpflichtung vor der Seele.

Das Gebiet von Nagpur wurde damals noch von einem einheimischen Fürsten, dem Bhonsle Radscha, regiert und gieng erst (im Dezember 1853) mit dessen Tode in den Besitz der Briten über. Obgleich um ein Gutes größer als England und Wales zusammen, hat es nicht ganz fünf Millionen Einwohner. Seine Hauptbevölkerung besteht im Westen aus Mahratten, im Osten aus einigen Hindi sprechenden Stämmen, während in den Süden noch das Telugu-Element hereinragt; in seinen zahlreichen Wald- und Bergwüsten wohnen aber auch verschiedene wilde Urstämme mit dravidischen Dialekten, wie die Bhills und Gonds. Unter den letzteren hatten, gleichfalls auf die Anregung eines großherzigen schottischen Freundes hin, deutsche Brüder eine Mission begonnen; eine Cholera-Epidemie aber hatte die meisten von ihnen schnell weggerafft. Unter der Bedingung, daß die beiden Ueberlebenden, Bartels und Appler, vereint mit den Freischotten das Werk fortsetzen sollten, versprach nun jener Missionsfreund (D. F. Macleod) auch der neu ins Feld rückenden Gesellschaft seine warme Unterstützung. Eine schwache halbe Stunde westwärts von der 120,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Nagpur hatten die Engländer bereits die europäische Militärstation Sitabaldi (mit 15000 Seelen) inne. Dort fanden Hislop und seine Gattin einen ungemein herzlichen Empfang von mehreren warmen Missionsfreunden, voran den edlen Hauptmann Hill; dort schlugen sie auch für gewöhnlich ihren Wohnsitz auf, um mit aller Kraft sich der Erlernung des Mahratti zu widmen.

Im Oktober schon siedelten sie für einige Zeit auf die vier Stunden entferntere große Militärstation im Nordosten über, nach Kampti, das in seiner eingebornen Bevölkerung von etwa 50,000

Seelen auch ein großes Kontingent südindischer, ja bereits namenchristlicher Einwanderer (und Umwanderer) enthält, wie es den zur Präsidentschaft Madras gehörigen Truppen mit Nothwendigkeit anhängt. In Kampti begann Hislop seine Missionsthätigkeit mit Eröffnung einer englischen Schule, zu der er früh einen eingebornen Hilfslehrer von Bombay erhielt. Bald zählte dieselbe 59 Schüler, worunter vier Europäer, etliche Halb-Europäer und eingeborne Christen, der Mehrzahl nach aber Muhammedaner und Tamil sprechende Hindus. Alle strebten nach einer englischen Erziehung, die ihnen für dieses Leben Vortheil versprach; alle aber wurden daneben treulich in dem Worte Gottes, als der Quelle aller wahren Weisheit, alles wahren Glücks unterwiesen. Diese Schule besteht bis auf den heutigen Tag fort, dient jedoch mehr Ausländern, als daß sie auf die Gesammtheit der eingebornen Mahratti-Bevölkerung Einfluß übte.

Neben der Schularbeit, auf die bekanntlich in der freischottischen Kirche besonderes Gewicht gelegt wird, übte sich Hislop indessen bereits auch in der Verkündigung des Worts. Den Tamil-Christen predigte er durch einen Dolmetscher; und eine Anzahl schottischer Krieger war hochbeglückt, nach langer Trennung vom geliebten Vaterland vor dem Aufbruch nach den Nordwestprovinzen, in die sie beordert waren, um an dem im Pandschab bevorstehenden Kampf Theil zu nehmen, den Bund mit dem Herzog ihrer Seligkeit durch die Feier des heiligen Abendmahls in der einfachen Form ihrer Heimatkirche wieder zu erneuern. Der regelmäßige Gottesdienst und die wöchentliche Betstunde, die Hislop mit Bewilligung des frommen Befehlshabers unter der dortigen Garnison einführte, besteht gleichfalls, von einem der Sitabaldi-Missionare geleitet, bis auf diesen Tag fort und ist für Viele schon eine Quelle reichen Segens geworden. Gleich bei seiner Rückkehr nach Sitabaldi eröffnete Hislop sodann auch für die dortige Garnison eine Schule.

Weit wichtiger als diese beiden Anstalten war jedoch die, welche er in der Brahmanenstadt Nagpur selbst für die Mahratti-Jugend nach dem Muster der trefflichen höhern Schule gründete, die Alexander Duff 1830 in Kalkutta eröffnete und deren Erfolg auch die reichgesegneten Anstalten J. Andersons in Madras und R. Nobles in Masulipatam ins Leben rief. Die Elementarfächer wurden darin in Mahratti, die höheren Unterrichtszweige in englischer Sprache ge-

lehrt. Verschieden von Noble, war Hislop in der Brahmanenstadt Nagpur von Anfang an entschieden, der Kaste keinerlei Rechnung zu tragen. Natürlich fügte es sich so, daß in der ersten Zeit fast nur die brahmanische Jugend die Schule besuchte, so daß seine Festigkeit in diesem Punkt gar nicht auf die Probe gesetzt wurde. Später aber kamen die Missionare in freundliche Berührung mit einigen der verachteten Tschambhar oder Lederarbeiter und arbeiteten eifrig an ihrer Hebung. Die Folge davon war, daß in denselben der Wunsch erwachte, ihren Kindern auch den Vortheil einer guten Schulbildung zuzuwenden. Schon zählte die Anstalt 420 englische und Mahratti-Schüler, als die ersten kleinen Tschambhar von ihren Vätern vor die Thüre derselben gebracht wurden. Jetzt also galt es, dem erwählten Grundsatz treu zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, einen großen Theil der „zweimal geborenen" Schüler zu verlieren. Wirklich sank auch deren Zahl fast auf die Hälfte herab, doch hofften die Missionare nur um so durchgreifender einwirken zu können. Und als ein Licht am finstern Ort hat diese Schule sich auch bisher erprobt. Außer in ihr erhielten nach einem Bericht Hislops vom Jahr 1858 in der Hauptstadt nur 900 Kinder irgend welchen Schulunterricht; in deren unmittelbarer Nachbarschaft konnte man ein Dorf mit einer Einwohnerzahl von 1000 bis 2000 Seelen um das andere durchsuchen, ohne irgend eine Gelegenheit zum Lernen darin zu finden; zu lesen verstand in den meisten niemand, außer etwa der Dorfvorsteher, sein Schreiber und der Sternseher. — In welcher Unwissenheit da vollends Frauen und Mädchen schmachteten, läßt sich denken. Die Vorurtheile gegen den Unterricht des weiblichen Geschlechts waren so groß, daß Frau Hislop mit aller Treue und Hingebung nur eine ganz kleine Mädchenschule zu Stande brachte.

Wie schon bemerkt, beschränkte sich aber Hislops Thätigkeit keineswegs auf die Schule. Allen Klassen der Bevölkerung auch als ein Bote Christi nahe zu kommen, war vielmehr sein Verlangen und seine Wonne. Verschieden hierin von Anderson, warf er sich nach dem Beispiel der schottischen Freunde in Bombay von Anfang an mit großem Ernst auf die Erlernung des Mahratti und brachte es im Sprechen desselben zu großer Fertigkeit. Jeden Sonntag Morgen wurde im Schatten des Missionshauses ein Mahratti-Gottesdienst gehalten, zu dem sich 200 bis 300 Schüler aus der Stadt einfanden, und während der Woche wurde jede Gelegenheit benützt,

zwischen den Schulstunden in den Straßen Nagpurs das Evangelium zu verkünden. In der kühlen Jahreszeit zog er mit seiner Friedensbotschaft und einem großen Vorrath von Traktaten, die er anfangs verschenkte, bald aber verkaufte und durch Kolporteure verbreiten ließ, im Lande umher. In leichter, heller Sommerkleidung mit großem, breitrandigem Hut sprach er da im Schatten eines indischen Feigenbaumes zu den Gruppen Eingeborner, die sich neugierig um ihn schaarten. So einfach und unfeierlich seine äußere Erscheinung war, so ernst und eindringlich waren die Worte, die von seinen Lippen flossen. Er war kein Mann von hinreißender Beredtsamkeit und ein Feind jedes unnützen Schmuckes der Rede; aber er wußte den Gebildetsten wie den Unwissendsten seiner Zuhörer stets ein Wort zur Zeit zu sagen. Jedermann mußte es ihm anfühlen, daß er, auch wenn er vor einem englischen Publikum auf der Kanzel stand, und sich an die bei demselben üblichen Formen band, nicht seine eigene Ehre, sondern die seines Herrn suchte. Die Biederkeit, die er im täglichen Leben entfaltete, begleitete ihn auch auf die Kanzel, und ebenso trug er die Ruhe und den heiligen Ernst, womit er diese betrat, ins Alltagsleben über. In der Straßenpredigt lag ihm vor allem an, das in Christo erschienene Heil einfach und klar zu verkündigen; bis dies geschehen war, erlaubte er keine Unterbrechung, gieng auf keinen Einwurf ein. War aber dieser Wahrheitssame unter die Menge geworfen, so ließ er sich auf Unterredungen und Disputationen ein; konnte er sich dann doch, wenn dieselben unfruchtbar wurden, damit trösten, daß wenigstens im Anfang jedem hungrigen Herzen wirkliches Brot dargereicht war.

Die deutschen Missionare, an deren Seite Hislop seine Arbeit in Nagpur begann, folgten ihren im Laufe einer einzigen Woche hingerafften vier Brüdern nach kurzer Zeit in die Ewigkeit nach; Bartels schon 1845, Appler 1848. Dafür erhielt Hislop 1847 aus Schottland einen tüchtigen, auch durch die Richtung seiner Studien ihm engverbundenen Mitarbeiter an Miss. Hunter, dem, als er 1855 nach Europa zurückkehren mußte, Miss. Cooper von Madras folgte. Schon 1847 durfte Hislop in der Bekehrung des Ortsvorstehers eines nahen Dorfes eine Erstlingsfrucht seiner Arbeit sehen. Weitere Segnungen folgten seinem eigenen und dem Dienst seiner Mitarbeiter, bis fast von allen Stämmen Central-Indiens der jungen Christengemeinde ein und der andere Vertreter einverleibt war.

Telugus, worunter ein Sipahi aus der Madras-Armee, einfache Tamilleute und stolze Radschputen, auch ein oder zwei Muhammedaner, die ihrem Fanatismus entsagt haben, saßen darin neben einander als demüthige Jünger zu den Füßen Jesu. Manche der Bekehrten hatten ungewöhnlich harte Prüfungen zu bestehen, ehe sie die Taufe erlangten. Der Erstling aus der Stadt Nagpur, ein Brahmanen-Jüngling, Baba Pandurang, wurde zur Strafe dafür, daß er die Kaste gebrochen und Aufnahme in die Gemeinde begehrt hatte, von dem einheimischen Gewalthaber 110 Tage eingesperrt und verdankte seine endliche Freilassung großentheils nur der warmen Fürsprache der indischen Presse. Nachdem er von dem halben Abfall, zu dem man ihn verleitet hatte, durch besondere Gnade geheilt und mit der Taufe, wonach sein Herz sich lange gesehnt, endlich beglückt worden war, wurde er nicht blos ein einfaches Glied der jungen Kirche, sondern fieng sogleich an, durch eifriges Studium sich aufs Predigtamt vorzubereiten. Zugleich mit ihm that das ein anderer junger Bekehrter, Rama Swami, ein Paria von Geburt. Als Herzensfreunde und Brüder in Christo vergaßen sie der Kluft, die vorher sie getrennt, und arbeiten nun vereint als Missionare der freischottischen Kirche unter ihren Landsleuten.

Im Jahr 1862, zwei Jahre vor Hislops Heimgang, zählte die Nagpur-Mission im Ganzen 138 eingeborne Christen, worunter 47 Kommunikanten. Eine kleine Zahl, könnte es scheinen; eine reiche Ernte aber, wenn man bedenkt, daß viele dieser jungen Christen eine Bildung erhielten, die ihnen, soweit menschliche Voraussicht reicht, bedeutenden Einfluß auf einen großen Kreis ihrer Volksgenossen sichert, und daß auf jeden Bekehrten wohl 10, wo nicht 100 Andere zu rechnen sind, deren Glaube an die Religion ihrer Väter gründlich erschüttert ist, und die, wenn es ohne Verfolgung geschehen könnte, sich ohne weiteres auch der Gemeinde anschließen würden. Auf weiten Reisen durch die ganze Provinz wurde nicht nur ein freundliches Verhältniß zu allen Klassen der Bevölkerung angebahnt, sondern auch ein reicher Same christlicher Erkenntniß weithin ausgestreut, welcher nachrückenden Missionaren, wie dem Deutsch-Amerikaner Lohr in Raipur (s. 1868), ihre Aufgabe bedeutend erleichterte.

Mit diesen Segnungen gieng aber für Hislop selbst die Feuertaufe der Leiden Hand in Hand. Natürlich durfte er nicht an allen seinen Bekehrten dieselbe Freude erleben; schmerzliche Täuschungen

nach hoffnungsvollem Anfang blieben ihm so wenig erspart, als irgend einem Diener des Evangeliums inmitten der Christenheit wie draußen unter den Heiden. Verschiedene Male war er gefährlich krank, mußte auch 1858 seine Genesung in der Heimat suchen. Einmal wurde er auf dem Heimweg von der Schule von einem wüthenden Hunde gebissen; durch sorgfältiges Ausbrennen der Wunden blieb er jedoch unter Gottes Segen vor weiteren Folgen verschont. Eifrig bekämpfte er die Ehrenbezeugungen, welche der Resident dem Fürsten und seinen Götzen an heidnischen Festen erwies, natürlich nicht ohne sich damit viele und gefährliche Feinde zu machen. Einmal, als ein Brahmane die Taufe begehrte, suchten seine Kastengenossen und Andere das Missionshaus zu stürmen, um diesen Schritt zu verhindern. Hislop und sein damaliger Mitarbeiter Hunter traten hinaus und suchten die aufgeregte Menge zu beschwichtigen; diese aber stürzte zum Aeußersten entschlossen auf sie los, und nur durch tüchtiges Dreinschlagen gelang es den eingebornen Christen, ihre Lehrer zu befreien. Ein anderes Mal, 1854, wäre er um ein Kleines in der Stadt selbst von einem wüthenden Haufen erschlagen worden, der ihn irrthümlicher Weise für den mit der Durchführung neuer Regierungsmaßregeln beauftragten Beamten des Generalgouverneurs hielt. Unvergeßlich blieb seinen Freunden der Zustand, in dem er damals nach Hause gebracht wurde. Am Kopf hatte er zehn tiefe Wunden; sein ganzer Körper war mit vielen Beulen bedeckt, seine weiße Kleidung so mit Blut getränkt, daß nur ein schmaler Streifen am Knie noch ihre ursprüngliche Farbe verrieth. Der eingeborne Arzt, den man zuerst rief, um den Kopf des scheinbar Sterbenden abzurasiren, fiel bei seinem Anblick in Ohnmacht.

Eine noch weit schwerere Heimsuchung drohte Hislop drei Jahre später während des furchtbaren Militär-Aufstands, nämlich die Ermordung seiner Frau und seiner drei Töchterchen durch blutdürstige Meuterer. Eben damals aber durfte er auch erfahren, wie der Herr sein Leben voll hingebender Liebe selbst an den Herzen Solcher beglaubigte, die sich dadurch nicht zur Erkenntniß Jesu führen ließen. Unter dem Schleier der Nacht kam ein Muhammedaner ins Missionshaus, um ihn warnend von der beabsichtigten Ermordung sämmtlicher Europäer in Nagpur in Kenntniß zu setzen. Natürlich theilte Hislop das der obersten Civilbehörde vertraulich mit, aber auf wann die schwarze That beschlossen sei, wußte er nicht. Am

folgenden Samstag war er wie gewöhnlich nach Kampti hinübergegangen, um Sonntags dort zu predigen, als während seine Frau und Kinder sich sorglos zur Ruhe gelegt hatten, muhammedanische Mörder sämmtliche Wohnungen der Europäer umstellten. Um Mitternacht sollte das Gemetzel beginnen. Nur eine Stunde fehlte noch bis dahin, und das Reiter-Regiment, welches das Zeichen zum Losschlagen geben sollte, rüstete sich bereits in tiefster Stille zum Ausritt. Da wurde im letzten Augenblick noch durch die Treue eines südindischen Sipahi von niederer Kaste der blutige Anschlag verrathen und vereitelt.

Nach allen Lebensrettungen, die Hislop bis dahin hatte erfahren dürfen, traf im September 1863 die Nachricht, daß er auf dem Höhepunkt seiner gesegneten Wirksamkeit in den Fluthen eines angeschwollenen Baches plötzlich seinen Tod gefunden, seine Gattin und seine Freunde wie ein zermalmender Schlag aus heiterm Himmel.

Er hatte auch in Indien, wenn er predigend und das Wort des Lebens verbreitend umherzog, es nicht lassen können, den Wundern Gottes nachzuforschen, von denen ihm die verschiedenen Erdschichten, über die er hinschritt, oder die am Wege liegenden Versteinerungen erzählten; während er zugleich mit scharfem Auge jedes neue Blümlein, das am Wege blühte, und die Parasiten der Dschangel prüfte, oder ferne Vögel und schnellfüßige Antilopen verfolgte. Zu verschiedenen Zeiten machte er darüber in naturwissenschaftlichen Zeitschriften die werthvollsten Mittheilungen (in Folge deren nun auch ein Hislopit unter den versteinerten Muscheln figurirt), und 1852 leistete er der Regierung durch die Entdeckung des reichen Kohlenlagers von Pentsch einen kaum zu berechnenden Dienst.*) Natürlich hatte er sich wiederholt zu fragen, ob solche Studien ihn nicht von seiner Hauptaufgabe abziehen. Aber er fand, daß sie ihm nicht blos zur Erholung und Auffrischung des Geistes, sondern zu wahrer Erbauung dienten, wie er auch damit Andern sich dienlich erweisen, und seinen christlichen Einfluß erweitern und vertiefen, manchmal auch örtlichem Aberglauben entgegenarbeiten konnte.

*) Die Times von 1866 sagt darüber: „Der gelehrte Miss. S. Hislop entdeckte im Jahr 1852 im Tschendwara-Distrikt das Kohlenlager von Pentsch. Darüber hat nun Herr Blanford (der Geolog der Regierung) einen Bericht abgestattet, wornach dasselbe das dickste und wohl ausgedehnteste in ganz Indien ist, voraussichtlich eine Quelle von Reichthum für zukünftige Geschlechter."

Gern setzte Hislop die Resultate vielfältiger fortgesetzter Beobachtungen zusammen, um sich eine Vorstellung von seiner zweiten Heimat in früheren Jahrtausenden zu bilden. Einmal (in der Jurazeit) hatte Centralindien einen ungeheuern See gebildet, darin sich Fische tummelten, alle in emailartigen Schuppen prangend, während ungeheure Froscharten die farnbewachsenen Ufer bewohnten, und eigenthümliche Kakerlaken mit andern Insekten sich im Sonnenstrahle wiegten. — Später, am Anfang der Tertiärperiode, fand sich hier ein System von Seen, ähnlich dem, aus welchem der St. Lawrence in Nordamerika seinen Wasservorrath bezieht; Palmen wuchsen an ihrem Rande, Arumpflanzen bedeckten die Untiefen mit ihren sechsfächerigen purpurnen Samen. Die Fische glichen bereits denen unserer Zeit, Land- und Süßwasserschnecken und Muscheln existirten in reicher Fülle, und riesige Eidechsen spielten zwischen mächtigen Insektenschwärmen. — Wieder ein Wechsel! Vulkanische Ausbrüche sprengen die Seeufer und lassen ihre Gewässer in den Ocean entrinnen; weiter und weiter rollt die Lavafluth, bis sie volle 10000 Quadratmeilen bedeckt. Ein folgender Ausbruch von Trapp aber, der nicht bis zur Oberfläche vordringt, hebt die Lava- und Basaltsteppe zu Reihen flachgipfliger Hügel u. s. w. — Es mag ja leicht in solchen Studien das richtige Maaß von Zeitaufwand überschritten werden; aber für den Missionar bleibt es ein Gewinn, wenn er nicht blos mit dem Volke seiner Wahl zu reden, sondern auch die Sprache, welche die ihn umgebenden Naturgebilde und die in sie eingegrabenen Fußtapfen des Menschengeistes reden, zu vernehmen vermag. Kann er sich dadurch in frühere Zeitläufte versetzen, so wird es ihm um so leichter, auch einen ahnenden Blick in die künftigen zu werfen, da das Wort Gottes seine umgestaltende Macht an dem noch so finstern und doch so lieb gewordenen Winkel dieser Erde einmal wird vollbracht haben.

Schon 1847 hatte er bei dem Dorfe Takulghat, etwa acht Stunden südlich von Nagpur, (sogenannte druidische oder scythische) Alterthümer gefunden, die ihn zu gründlicheren Forschungen einzuladen schienen; er hatte dazu die Erlaubniß des Radschas erlangt und in der Mitte eines von den Steinresten beschriebenen Kreises drei Fuß unter dem Boden eine Eisenpfanne mit Stiel gefunden; aber die kleinliche Mißgunst der Dorfbeamten hatte ihm nicht gestattet, die Nachforschungen so vollständig zu machen, als er es

gewünscht hätte. Jetzt wollte der treffliche englische Kommissär R. Temple, der seit 1862 in die Regierung der Provinz einen neuen Geist einhauchte, dieselben wieder aufnehmen und bat Hislop, ihm dabei behilflich zu sein. Der Mann war ihm überaus theuer; das Hakenschwingen, Gliederdurchbohren und andere Selbstpeinigungen an Heidenfesten hatte er verboten, die öffentlichen Brunnen und Teiche allen Kasten zugänglich gemacht und für jeden Fortschritt in Hebung und Bildung des Volkes sich mannhaft bemüht; sollte er ihm nicht mit Freuden zu Willen sein?

Am 3. und 4. September 1863 beaufsichtigten Beide zusammen die begonnenen Ausgrabungen. Am Morgen des 4. las Hislop bei der gemeinschaftlichen Andacht 1 Thess. 5 und betete inbrünstig um die Bekehrung Indiens. Man beschaute dann die 90 oder mehr Kreise von Steinen, die wohl Gräber eines früheren Volkes vorstellten, und die Reste von Töpferwaaren und Eisenwaffen, welche sie enthielten, nicht ohne ernste Reden über Zeit und Ewigkeit. Abends ritt Temple zu dem eine starke Stunde entfernten Bori hinüber, wo die Abendmahlzeit gehalten werden sollte; Hislop blieb in Takulghat zurück, um vorher noch die dortige Missionsschule zu prüfen. Mit einbrechender Dämmerung machte auch er sich auf den Weg. Anfangs ritt einer von Temples Pferdeknechten neben ihm her; als er aber auf ebenen Grund kam, eilte Hislop voraus. Vergeblich warteten die Freunde in Bori auf ihren Gast, bis Abends 8 Uhr das Pferd ohne Reiter ankam. In großer Besorgniß sandten sie sogleich zwei verschiedene Streifpartien nach dem Vermißten aus. Ein meist trockenes Tiefbett eines schmalen Baches hatte sich durch starke in der Nähe gefallene Regengüsse seit dem Morgen bis zu einer Höhe von 10 Fuß mit Wasser gefüllt. Temple hatte das bemerkt und einen Eingebornen daran zurückgelassen, um Hislop zu warnen und ihm etwas weiter oben eine gefahrlose Stelle zum Uebersetzen zu zeigen. Da lag freilich die Befürchtung, es könnte ein Unglück vorgefallen sein, nahe genug, und nach wenigen Stunden schon fand sie ihre schmerzliche Bestätigung. Der Mann, der Hislop am Rande des Flusses erwarten sollte, hatte mit Einbruch der Nacht seinen Posten verlassen, wie er entschuldigend sagte, um dem Missionar entgegenzugehen, in Wahrheit wohl, weil er sich fürchtete, allein da zu bleiben. Der Pferdeknecht aber war umgekehrt, um später in größerer Gesellschaft den Weg nach Bori zu machen. So war Hislop unge-

warnt an den angeschwollenen Bach gekommen und hatte in dessen trüben Fluthen sein Grab gefunden. Gegen 10 Uhr Abends war das Wasser bereits wieder so tief gefallen, daß man bei Fackelschein den Leichnam fand. Ein Büschel Gras in der festgeschlossenen Hand schien darauf hinzudeuten, daß Hislop einmal das Ufer erfaßt, aber nicht die Kraft gehabt hatte, sich an demselben hinaufzuarbeiten.

Tief war in weiten Kreisen die Theilnahme um den Vielgeliebten und die Theilnahme mit seiner Wittwe und seinen Kindern. Nur auf 46 Jahre hatte er sein Leben gebracht, aber in diese verhältnißmäßig kurze Spanne drängt sich eine eines viel längeren Zeitraums würdige Aussaat für die Ewigkeit zusammen. „Er war durch seine vortrefflichen Eigenschaften und seinen sittlichen, intellektuellen und religiösen Standpunkt eine verkörperte hohe Schule für ganz Nagpur, und sein Tod wird nicht nur als ein Privat-, sondern als ein öffentlicher Verlust empfunden," rühmte ihm Temple nach. Was ist jedoch das Zeugniß eines sündigen Mitmenschen gegen dem seligen Ruf, einzugehen zur Ruhe und Freude seines Herrn, den er, wie wir sicher hoffen dürfen, in seinem einsamen, nächtlichen Todeskampfe vernahm!

Miss. Hebich in Kannanur.

1. Vorbereitende Arbeit.

Ehe wir von der Missionsarbeit in Kannanur reden, muß erst Einiges über die Verhältnisse dieser Militärstation vorausgeschickt werden.

Kannanur (Stadt des Kannen oder Krischna) war zur Zeit der portugiesischen Endeckungen der Haupthandelsplatz von Nordmalabar geworden. Hatte sich der Pfefferhandel in Kalikut concentrirt, so galt Kannanur für den Sitz der Ingwer- und Kardamom-Ausfuhr, wie auch für einen der Häfen, durch welche für das große Reich der Rayer auf dem Hochlande des Dekkan die nöthigen Pferde von den persischen und arabischen Küsten eingeführt wurden. Der König von Kannanur, dessen die Portugiesen erwähnen, gehörte zu der Kolattiri-Familie, welche mit der in Südmalabar regierenden

Dynastie Travankors verwandt ist. Eifersüchtig auf den Glanz des Kalikut-Radscha, gestattete er den Portugiesen mit Freuden eine Niederlassung in seinem Reich; wie dieselben im Süden von Kalikut Kotschi zum Sitz ihrer indischen Herrschaft machen durften, so im Norden Kannanur wenigstens zu einer Faktorei. Der erste Vicekönig F. Almeida baute dort 1505 auf dem felsigen Vorsprung, welcher die kleine Bucht von Norden her schützt, ein Fort, (die Frankenfeste, parangikotta) welches unter wechselnden Schicksalen bis 1663 den Portugiesen verblieb, dann aber, nach dem Falle ihrer übrigen Burgen in Malabar, von den Niederländern erobert wurde. Ph. Baldäus hat daselbst (Februar 1663) die erste holländische Predigt gethan, den Sieg des Protestantismus und die Vertreibung der Portugiesen aus Malabar zu feiern.

Oestlich und südlich vom Fort erstreckt sich am sandigen Ufer hin die enggebaute Handelsstadt mit schmutzigen Gassen und soliden Häusern, die am Südende in die elenden Hütten des Fischerdorfs Tai übergeht. Ihre Hauptbevölkerung besteht aus den Muhammedanern der Küste, den sogenannten Mapillas, deren oberster Kaufherr, das Haupt der Mamali- oder Arakal-Familie, seit drei Jahrhunderten sich zu fürstlichem Rang und Reichthum erhoben hat, wie er denn oft den Kolattiri, mit dem er in losem Lehensverbande stand, nicht ohne Glück bekriegte und am Ende auf gleichem Fuß mit ihm verhandelte. Diese Familie, in ihrem alten ummauerten Palaste, dem Mittelpunkt aller muhammedanischen Bestrebungen und Intriguen, half mächtig zur Eroberung Malabars durch Haider Ali im Jahr 1766, und verschwägerte sich sogar mit seinem Sohne Tipu, unter welchem der Islam durch schauerliche Gewaltthaten im ganzen Lande herrschend wurde.

Das nahe Talatscheri aber, seit 1687 vom Kolattiri den Engländern als Factorei eingeräumt, wurde nun der Zufluchtsort der Hindus. Mit ihrer Hilfe bestand es eine jahrelange Belagerung der muhammedanischen Heere; von hier aus wurde auch 1782 die Festung Kannanur erobert und nach kurzer Abtretung an Tipu zuletzt endgiltig von den Briten besetzt, 1791. Nachdem durch den Frieden von Sirangapatnam 1792 ganz Malabar britische Provinz geworden, blieb die Civilverwaltung in Talatscheri; Kannanur aber mit der einzigen Festung des Landes wurde nun zur Militärstation des Westens erhoben.

Sofort mußte vor der Festung ein gewaltiger Exercirplatz hergestellt werden, an dessen einem Ende die große massive Kaserne des europäischen Regiments über die felsige Meeresküste ragt, während nach Norden und Osten eine neue Stadt heranwuchs, das Kantonment genannt; mit den langen Baracken (lines) für zwei Sipahi-Regimenter und eine Abtheilung Artillerie, einem weitern Exercierplatz und den Gehöften der Offizierswohnungen, durchzogen von breiten Straßen, an die auch Bazare für die ganze wandernde Bevölkerung von Dienern und Unterbeamten, Tempel und Moschee für die Fremden, eine englische und eine katholische Kirche für die christlichen Elemente, nebst Theater, Freimaurerloge ꝛc. sich anschlossen.

Es ist ein bewegtes, höchst ungleiches Leben in diesem weiten Raume, welchem daher die höhern Elemente der einheimischen, malajalischen Bevölkerung, Brahmanen und Nayer instinctartig ausweichen. Ihr Sammelpunkt ist eine Stunde nördlich vom Kantonment zu suchen, in dem abgelegenen Tschirakal (Teichfels), wo die herabgekommene Dynastie des Kolattiri um einen großen künstlichen Teich her ihre dürftigen Paläste und Tempel errichtet hat, die sie mit Mühe im Stand erhält. Der Regierungssorgen ist sie glücklich enthoben, aber Finanzverlegenheiten und Familienzwiste, nie endende Processe mit früheren Vasallen und Unterthanen, nebst der Sorge für die zerfallenden Tempel und für die standesgemäße Fütterung der vielen ab- und zugehenden Brahmanen, lassen sie zu keinem behaglichen Dasein gelangen.

Die Malajala-Bevölkerung des Kantonments besteht hauptsächlich aus gewandten Tijern, d. h. Palmbauern, die sich hier und in Talatscheri aus sehr gedrückten Verhältnissen zu bedeutendem Wohlstand heraufgearbeitet haben. Freilich zum Theil durch sehr schlechte Mittel; denn nicht nur sind sie durch Anschluß an die Europäer deren Diener, Günstlinge und Beamte geworden, sondern sie haben auch den Arrackpacht übernommen und liefern den Offizieren und andern Fremden die meisten Konkubinen, leben also theilweise von den Lastern der Namenchristen. Neben ihnen machen sich nur die muhammedanischen Händler zu Wasser und zu Land, die stolzen, betriebsamen Mapillas bemerklich, von denen selten einer in den Dienst der Christen tritt, und dann nur in der halbmilitärischen Stellung eines Piuns, oder Polizei- und Amtsdieners. Als Palankin-

träger dienen überall die Fischer (mukkuwer) von Tai, am liebsten während der viermonatlichen Regenzeit, während welcher das Meer ihren Booten verschlossen ist.

Neben diesen ansäßigen Bewohnern nun treiben sich die Angehörigen der Sipahiregimenter und der ganze Schwanz von „Lagerfolgern" (campfollowers) um, der sich an ein europäisches Regiment heftet. Jeder Sipahi hat nämlich seine Familie und Verwandte bei sich, so zählt denn ein solches patalam (Regiment, Bataillon) neben 800 Männern wohl 4000 Seelen, meist Tamiler oder Telugus, mit einer mäßigen Zugabe von Patanis (Afghanen) und andern Mouseli manen aus dem Karnatik und Dekkan, wie auch von etlichen Brahmanen und Radschputs aus Nordindien. Die Trommler und Musikanten sind größtentheils eingeborne Christen und Mischlinge (Indobriten). Drei Jahre nur bringen diese Fremden in Malabar zu, dann marschiren sie weiter, um sich auf einer andern Militärstation wieder ebenso lang aufzuhalten. Die Landessprache lernen sie nirgends; als lingua franca dient ihnen das Hindustani, die „Lagerzunge". Im Durchschnitt ist in jeder kühlen Jahreszeit ein Drittheil der ganzen indischen Armee auf dem Marsche begriffen, damit Offiziere und Soldaten durch allzulange Ruhe nicht verwöhnt werden.

Ein wirklich christliches Element in diesem Völkergemisch zu finden, wäre im ersten Viertel unseres Jahrhunderts eine schwere Aufgabe gewesen. Doch mag im Verborgenen eine und die andere fromme Seele hier gelebt und geliebt haben. So wohnte in Kannanur viele Jahre lang eine indobritischer Protestant, Kirby, ein Zeichner im Dienst der Genieoffiziere, ein wirklich frommer Jünger, der durch sein stilles Leben sogar die Aufmerksamkeit eines pensionirten heidnischen Subahdars auf sich zog. Dieser Mann, früher Hauptmann eines Freikorps und unter seiner Kaste, den Tijern, berühmt durch allerhand gewagte Streiche in den alten Kriegszeiten, Madai Kurumber, fragte den Christen nach seiner Religion, lernte sie schätzen und lieben, und gieng soweit, daß er sich vom Kaplan der Station taufen ließ, ohne jedoch mit seiner Kaste zu brechen. Er baute sich ein oberes Zimmer, wo er geschieden von seiner Familie die Sonntage in Andacht zubrachte, manchmal auch mit seinem christlichen Freunde sich zum Gebet vereinigte. Zweifelhaft bleibt, ob er je das heilige Abendmahl genoß, da ihm vielleicht die eng-

lische Kirche nur für „Hutträger" offen schien, wie man dort die Europäer und Mischlinge zu nennen pflegt. Seine Gattin jedenfalls blieb eine Heidin; er hatte sie aus dem Hause eines Halbbrahmanen geraubt, und sich lange an den alten Gedichten ergötzt, die sie ihm vorsang. Auch nachdem er gestorben und mit militärischen Ehren begraben war, hörte man sie noch oft die vielen Göttergeschichten singen, mit denen ihr Geist verwachsen war, bis auch sie den Weg alles Fleisches gieng.

Am Anfang der dreißiger Jahre begab es sich, daß das unter den Madras-Offizieren erwachte neue Leben auch in Kannanur bemerklich wurde. Die Newlights in der Armee, die man zehn Jahre zuvor noch an den Fingern zählen konnte, waren nun zahlreich und rührig geworden; sie vereinigten sich zum Bibellesen und Gebet, nahmen sich der 16—18jährigen Kadetten an, die von England hinauskamen, und suchten wo möglich christliche Dienstboten zu bekommen, um auch unter das übrige Gesinde einen Sauerteig zu werfen. Allerlei Tamilchristen fanden sich allmählich in Kannanur zusammen, denen die glaubigen Offiziere im Verein mit dem Kaplan einen Gottesdienst und eine Schule einrichteten, sodann aber eine kleine Kapelle erbauten, in welcher auch die englischen Soldaten, wenn sie es wünschten, religiöse Versammlungen halten könnten. Allein der beständige Wechsel, sowohl bei den Leitern als bei den Gliedern dieser Gemeinschaft, ließ kein gedeihliches Leben aufkommen. Wesleyaner und Kirchliche, Independenten und Lutheraner, auch Baptisten, Plymouthbrüder und Socinianer stritten sich um Lehre und Cultus; und an Heuchlern und Schurken, die heute katholisch, morgen — irgend einem Offizier zu lieb — sich als eifrige Protestanten geberdeten, fehlte es auch nicht; der und jener warf sich zum Katechisten auf, lehrte, ohne je selbst gelernt zu haben, und verdammte ungescheut die, welche sich neben ihm aufthun wollten.

Als nun im Jahre 1839 die Station Talatscheri von den Baslern besetzt wurde, mußte auch Kannanur von dort aus versehen werden. Aus Mangel an zuverlässigen eingebornen Gehilfen konnte jedoch nichts Gründliches geschafft werden, obwohl bei den monatlichen Besuchen sich manche Taufkandidaten meldeten, und in den Missionsstunden allerlei Volk zusammenkam, das Wort zu vernehmen. Der tüchtige Kaplan Lugard war sehr bereit, seinen An-

theil an der Gemeindeleitung in irgend welche kompetente Hand abzugeben und vor seinem Abgang von der Station zu einer festen Grundlegung die Hand zu bieten. Daher wurde denn Hebich gebeten, einmal besuchsweise auf etliche Monate herabzukommen und die verwirrten Verhältnisse zu ordnen.

Ihm schien es nicht gerade lockend, sich an diese Aufgabe zu machen, da er „den liederlichen Charakter der meisten herumreisenden Tamilchristen aus Erfahrung kannte. Die seßhaften Leute," schreibt er, „sind doch überall viel reeller, wie wir sie z. B. in unserer Mangalur-Gemeinde haben, als die in allen Landen, oft im Gefolge gottloser Herren, umherziehen und zu ihrer eigenen Schlechtigkeit noch fremde Laster lernen. Im Vertrauen auf meinen treuen HErrn unternahm ich aber die Reise, mitten im Regen." Sie dauerte vom 27. Juni bis 13. September 1840.

„Nach sechs Tagen kam ich bei dem lieben Kaplan in Kannanur an und wurde sehr brüderlich aufgenommen. Als ich eben mit ihm sprach, trat ein Major L. herein, der auch mir vorgestellt wurde; dem begann ich bald nach meiner Weise ans Herz zu kommen. Der liebe Mann hat ein todtes Christenthum; meine Frage: ob er Vergebung der Sünden und den heiligen Geist habe? brachte eine lebhafte dreistündige Unterredung hervor. Nicht nur setzte er dann selbst sogleich meine neue Lehre bei allen seinen Freunden in Umlauf, sondern auch der liebe Lugard, erstaunt über die Unwissenheit eines solchen Mannes, fühlte sich gedrungen, auf der Kanzel und privatim diesen überaus wichtigen Punkt zu behandeln. So machte diese einzige Unterredung einen gewaltigen Lärm in Kannanur.

„Wie ich nun zu dem lieben G. nach Talatscheri kam, fand ich sie gerade alle mit etlichen christlichen Freunden vereinigt auf den Knieen. Dann besprachen wir uns; ich besuchte die englischen Freunde und predigte ihnen. Darauf eilte ich nach Kannanur zurück, um dort am ersten Montag des Monats die übliche Missionsstunde zu halten. Der liebe Kaplan gab mir Wohnung nud Essen; so lebten wir denn wie Brüder zusammen.

„Ich hatte (7. Juli) Arznei genommen, da ich mich angegriffen fühlte; aber siehe, da kam ein großer Theil des Gemeinleins zu mir und peinigte mich mit ihren Händeln; so muß ich gegen meinen Willen in aller Schwachheit das Werk anfangen, ohne erst die Besuche bei den englischen Freunden abgemacht zu haben. Wie sie so

auf mich einstürmten, erkannte ich den Willen des HErrn und warf mich in ihre Bedürfnisse hinein. Zwar ließ mich dann ein Hauptmann M. abrufen, den ich Tags zuvor mit einem Worte gestochen hatte, ich gieng aber nur, um ihm freundlich die Hand zu reichen und dann meine Arbeit fortzusetzen. Da er jedoch mit einem bösen Geiste kam, Lugard und mich zugleich angriff ꝛc., half ich ihm brüderlich aus, indem ich ihm bezeugte, daß er jetzt nicht im Geiste Christi stehe; und als dieß noch nicht genug sein wollte, sagte ich ihm im Vertrauen, daß er ein Pharisäer sei, was den Nagel auf den Kopf traf, von seiner Seite aber nicht angenommen wurde. So kehrte ich mit betrübtem und schwerem Herzen zur Gemeine zurück, für jetzt blos bemüht, sie mit allem ihrem Elend kennen zu lernen und wo möglich eine tägliche Versammlung (bei Lugard) zu bewerkstelligen. Natürlich hielt dies schwer, da es lauter dienende Leute sind. Mir aber wurde täglich klarer, daß nur mit einer ununterbrochenen, auf den Grund gehenden Arbeit diesem armen Gemeinlein wesentlich geholfen werden könne; ließ mich also durch keine Rücksicht mehr stören und versäumte die nöthigen Besuche bei den christlichen Engländern, daher M's Parteigeist weiter wirkte, was Lugard und mir manches Herzeleid machte.

„Die Schwierigkeiten mit Zeit und Oertlichkeit wurden überwunden; in einem eigenen Häuschen, das mir der liebe Lugard gab, hatte ich nun die Gemeine jeden Tag von 10½ bis 3 Uhr beisammen, allein zur Lehre und Erbauung. (An den Abenden suchte ich dann die Händel der Eingebornen zu schlichten). Katechisirend bemühte ich mich nun mit Wort, Händen und Füßen und allerlei Zeichen und Marken vierzehn Tage hindurch das Geheimniß von Gottes heiliger Versöhnung durch das köstliche Blut Jesu Christi in das Herz und den Verstand zu legen, und repetirte so oft, bis die Meisten es wiedergeben konnten.*) Alles natürlich mittelst Dolmetscher.

---

*) Die Menschwerdung Christi hat Hebich damals mit Hilfe eines Pais und einer Rupie verdeutlicht. Die Silbermünze mit der Kupfermünze bedeckt herumzeigend, konnte er fragen: was ist das? — natürlich Kupfer von wenig Werth, das bedeutet den Menschen; dann aber schob er das Kupfer weg und zeigte, was dahinter sei: Silber, göttliche Natur. Weiter giengs an die Rechtfertigung durch Bedecken des Sünders mit der Gerechtigkeit Christi. Da sah man nichts als Silber, köstliche, göttliche Art; aber dahinter war und blieb das alte Kupfer, der

„Es wurden mir acht Taufkandidaten angesagt, wozu sich immer mehre hinzu meldeten. Als ich die vierzehn Tage vollendet hatte, bekam ich Luft und kündigte den Versammelten an, daß, wer herzlich Buße thue, in acht Tagen zum heiligen Abendmahl zugelassen werde; von da an sollen die Abendmahlsgenossen allein Glieder der Gemeinde sein. Auch werde ich diejenigen taufen, die hinfort des Teufels Dienst verlassen und dem HErrn dienen wollten. In diesen acht Tagen hatte ich die Besseren auch Abends bei mir von 7 Uhr bis gegen Mitternacht und drüber hinaus.

„Am 26. Juli gelang es mir dann durch des HErrn besondere Holdseligkeit, Morgens ein Paar (das bisher in wilder Ehe lebte) zu kopuliren, 8 Erwachsene und 3 Kinder zu taufen, und Abends an 33 Seelen das heilige Nachtmahl auszutheilen, in welcher Stunde der HErr uns besonders fühlbar nahe war. 13, die nicht Buße thaten, wurden von der Gemeinde ausgeschlossen, zu der sich aber schon wieder 5 neue Taufkandidaten einfanden. Jene 33 Seelen sind theils Pfeifer und Trommler vom 36. N. J. Regiment, der Höchstgestellte ihr Band-Sergeant; theils Polizeidiener, Knechte und Mägde der Offiziere ꝛc.*)

„Mittlerweile gieng es mit jenem Geschwätz von Freund M. durch ein Gericht; er that Buße und in der letzten Versammlung mit den Engländern, da er auch wieder zugegen war, wirkte der HErr mächtig." —

Es kam indessen auf der, von Talatscheri und Kannanur fast gleich weit entfernten Pflanzung Andscharakandi zu einer bedeutenden Krisis, indem der dortige Katechist Michael (Miss. Mag. 1869, S. 110) es unter der herrschenden Lustseuche nimmer länger aushalten zu können erklärte, worauf er unter einer Last von Beschuldigungen, die schriftlich und mündlich vorgebracht wurden, am 9. August in Gunderts Beisein entlassen wurde. Es entstand nun die schwierige Frage, wer statt seiner auf den einsamen Posten hinaus-

---

immer noch sündige und werthlose Mensch. Er ruhte nicht, bis auch die oft so stumpfen, in Gesetz und Selbstgerechtigkeit ersoffenen alten Tamilweiblein von ihrem Thun weg in Gottes Rath und That blicken lernten.

*) Die Geburtsorte dieser 40 Tamilleute waren folgende: Kannanur, Kalikut, Kochin, Quilon, Palamkottah, Madura, Trichinopoly, Trankebar, Ponditscheri, Selam, Welur, Arkat, Tschittur, Madras, Masulipatam, Maisur, Bellary, Dschalna, Ceylon.

zustellen wäre. Da Hebich wünschte die Pflanzung zu besuchen, er auch am ehesten einen Katechisten für sie beschaffen konnte, wurde beschlossen, daß er noch am gleichen Abend hinaus reite. Er suchte nun bei den Herren, wie bei den Arbeitern, die am Feierabend sich in der Kapelle versammeln durften, einen Eingang zu gewinnen.

„Am Morgen bekam ich Audienz bei Herrn John: 'nun wie haben Sie die Gemeine gefunden?' — Wie wilde Thiere, antwortete ich und redete dann frisch von der Leber — über den heiligen Beruf, der an die Gemeine ergienge, von dem Ernste der großen Verantwortlichkeit, die auf den Herren ruhe ꝛc., sagte auch, wie wir alles uns Mögliche thun werden, ja selbst das nicht für zu viel halten würden, daß Einer von uns selbst unter seinen Leuten wohne! — 'Ach nein, dies könnten wir nicht bestreiten.' — Macht nichts! wo wir sind, da leben wir auch; uns ists blos ums Reich des HErrn zu thun. Irgendwie muß mit wirklicher Gründung der Gemeine ein Anfang gemacht werden. — 'Ja, ich wünsche sehr, daß sie insgesammt getauft würden.' Setzte auseinander, warum dies nicht möglich sei; indem die Getauften ein neues Leben führen, hinfort auch in wirklicher Ehe leben müssen ꝛc.; würde aber eine passende Auswahl getroffen, so reize das die Andern zur Nacheiferung. Dem stimmte er zu. Nun gieng ich an ihn selbst, und der HErr gab mir viele Gnade. Die anderen Herren kamen herzu, er holte auch noch die Bibel vom Komptoir herauf, so fieng ich an das Wort auszulegen ꝛc. Es machte im Ganzen, wie mir schien, einen guten Eindruck, besonders auf John, so daß mir der Ausgang während der heißen Heimkehr reichen Stoff zum Denken und Danken gab."

Es sollte übrigens noch durch allerlei Anstände hindurchgehen. Kaum war nämlich der Katechist mit seiner Familie nach Talatscheri abgezogen, als zwei Sklaven aus Anhänglichkeit an ihn, sowie aus Furcht für die eigene Person, die sie in der letzten Verwicklung muthig bloßgestellt hatten, ihm nachliefen. Sofort überfiel eine Bande von Hindus und Muhammedanern der Pflanzung die wenigen Christenhäuser in Talatscheri; sie brachen in dieselben ein, scheuchten die Frauen fort und fiengen Haussuchung an. Es gelang Gundert die Ruhe wieder herzustellen; die beiden Flüchtlinge, denen man Schuld gegeben hatte, mit gestohlenem Gut sich davongemacht zu haben, wurden bewogen, unter obrigkeitlichem Schutz nach Andscharakandi zurückzukehren. Die Herren erkannten, daß die Missio-

nare nicht beabsichtigten, die Sklaven zur Selbstbefreiung zu ermuntern, und der drohende Bruch wurde vermieden.

Wenn jetzt nur ein tüchtiger Mann für den schweren Posten zu finden gewesen wäre! Man wählte den ältesten der in Kannanur sich umtreibenden Leser, einen früher katholischen Fischer, Paul, der durch Unterrichten der Dienerschaft christlicher Herren sein gutes Auskommen gefunden hatte, ob er gleich selbst wenig wußte. Hebich führte ihn in Andscharakandi ein, wo dann die Schule (eine Stunde täglich!) wieder eröffnet wurde. Bei dieser Gelegenheit, wie auch in den abendlichen Katechesen mit den Erwachsenen, stellten sich auch gebildete Leute vom Hausgesinde der Pflanzer ein, um ihre Beobachtungen zu machen. „Sie bekamen da genug zu hören, stimmten am Ende auch nach manchem Widersprechen mir bei. 'Wenn alles aber so ist,' fragte der Hauptschreiber, mich versuchend, 'wie muß dann unser Herr leben? Kann er auch so, wie er jetzt ist, in den Himmel kommen?' — Darauf nahm ich ihn freundlich beim Arme, und führte ihn vor die Thüre hinaus, indem ich ihm sagte: 'So nun geht lieber! Du mußt für dich Gott antworten und nicht für deinen Herrn. Dein Herr muß für sich selbst antworten, das geht dich nichts an.' — Beschämt schlich er sich wieder herein, und alle Knechte lachten ihn aus. Diese Geschichte erzählte ich nachher am Tische den Herren mit der Bemerkung, welch einen verschmitzten Diener sie hätten und wie sie auf ihrer Hut sein müßten! — Ja, sagte der Jüngste, das war eine schlechte Frage.

„Wie ist doch hier alles so schön und vortheilhaft eingerichtet! mußte ich mir wieder und wieder sagen, wenn nur Gottes Wort auch Eingang fände. Das Haus selbst ist zweistöckig (ja, zum erstenmal in diesem Lande habe ich im dritten Stock auf einem Thürmchen gewohnt); es steht mit den Magazinen unten am Fluß, auf welchem alle Waaren nach Talatscheri geschafft werden. Daneben wird Seide fabricirt, Pfeffer sortirt, Zimmt bereitet, auch etwas Kaffee. Oben auf dem mit Zimmt bepflanzten Hügel steht das Dorf der Sklaven, die freilich noch auf der niedrigsten Stufe stehen, weil hier das Kastenwesen in einer Weise herrscht, wie ich es noch nie gesehen habe. Die Ausdünstung einer solchen Gemeine liegt dem Prediger auf der Brust wie Stein. Die Aufseher über die Sklaven sind meistens Mapillas (Muhammedaner), die wie auch

die Schreiber und das Hausgesinde besondere Dörfchen bewohnen, in welche den Sklaven der Zutritt nicht gestattet ist.

„Mit den Herren selbst durfte ich beten und das Wort verkündigen, ohne welches hier nichts neu werden kann. John drückte mir nach dem Schluß die Hand und dankte sehr freundlich. Ich schenkte ihnen englische Bücher und bat sie, doch sonntäglich unter sich Gottesdienst zu halten; mit wirklich dankbarem Herzen konnte ich von ihnen Abschied nehmen."

War auch mit dem neueingesetzten Katechisten kein wirklich segensreiches Element in die Gemeinde versetzt, so blieb es doch immerhin ein anerkennenswerther Fortschritt, daß nun die Taufe Einzelner gestattet war. Am 23. August taufte Gundert sechs Erwachsene, und die Arbeit Gottes an einzelnen Seelen blieb nicht unfruchtbar, wenn auch bei dem großen Haufen in langen Jahren nichts wesentlich besser wurde. Hebich aber sollte erst acht Jahre später wieder mit dieser Pflanzung zu thun bekommen. —

Nachdem er auch in Talatscheri den Engländern tüchtig gepredigt hatte, kehrte er noch einmal nach Kannanur zurück, um sein Werk daselbst zu vollenden. Er taufte noch fünf Erwachsene und theilte das Abendmahl zum Schluß an 41 Seelen aus. Den Weiblein schärfte er streng ein, doch ja lesen zu lernen; es wurde auch sogleich damit ein Anfang gemacht, aber wie bald wird er ins Stocken gerathen sein! Er fand die Leute zum Theil noch so schmutzig, daß er den meisten Weibern ein Kleid schenkte, um anständig den Gottesdienst besuchen zu können; ein englischer Freund gab die dazu nöthige Summe. Ein anderer schenkte ihm für den Gebrauch der Mission die oben (S. 18) erwähnte Kapelle, nicht gar weit von der großen Kaserne am Anfang des Kantonments gelegen, und der Kaplan fügte dazu die Gabe eines kleinen Schulhauses. Zwei Tinneweli-Katechisten sollten nun unter Gunderts Leitung Kirche und Schule weiter versehen, nur waren leider beide gar schwache Kräfte, die daher im Laufe der Jahre sich andern Beschäftigungen zuwenden mußten.

Mit den Tamilern und Engländern in Kannanur war Hebich in manchfache Berührung gekommen; eigentliche Malayalen aber waren ihm nicht näher getreten, mit Einer bemerkenswerthen Ausnahme. Der zweite Radscha vom nahen Tschirakal, ein unpraktischer Gelehrter, der immer nach neuem Erkenntnißstoff begehrte, freute

sich der Gelegenheit, sein gelegentlich erlerntes Kanaresisch, ehe es verroste, wieder einmal zu üben, und besuchte häufig den „Bartherrn", der ihm auch ziemlich viel Zeit widmete. Als aber Hebich in der letzten Unterredung eben meinte, einen tiefern Eindruck gemacht zu haben, schüttete ihm der gute Mann sein ganzes Herz aus mit den Worten: „offen gestanden, ich glaube rein nichts von einer unsichtbaren Welt" (obgleich er oft Geister sah, die ihn heftig erschreckten); „Buddha hat wohl das Rechte getroffen: Himmel und Erde sind von selbst geworden, es ist alles doch nur Schein." Hebich zeigte ihm seine Uhr mit den Worten: „Die ist auch von selbst geworden;" er hielt jedoch den gutmüthigen Mann für „einen nach Besserem Suchenden", und freute sich, „ihm die süße Wurzel Jesse nachzuweisen". Dieser Radscha blieb lange Jahre hindurch ein Freund der Missionare; sechzehn Jahre später, da er zum ersten Radscha vorgerückt war, wohnte er in der Kannanur-Kapelle der Ordination eines von ihm sehr geschätzten Radschasohnes bei, bald darauf aber starben beide an den Pocken: der eine im seligen Kinderglauben, der andere mit Ergebung in das unvermeidliche Schicksal.

2. Gründung der Station.

Hebich war nach Mangalur zurückgekehrt und hatte sich dort (wie Miss. Mag. 1869, S. 137 erzählt) zu einer dringenden äußerlichen Arbeit brauchen lassen; im Ganzen aber fühlte er doch, daß sein Herz jetzt nach dem Süden stand. Ebenso schien es den Leitern in Basel zweckmäßig, die in Kannanur begonnene Aktion nun nicht mit halber Kraft fortsetzen zu lassen, wenn auch der einsame Missionar in Talatscheri soeben (September 1840) zwei junge Mitarbeiter erhalten hatte. Der Inspektor schrieb damals an Barth: „Hebich wird auf Gunderts Verlangen nach Kannanur gesandt und soll nun der Gemeinde dort ferner vorstehen, aber jährlich mehrere Monate in Mangalur zubringen. Er ist ein tüchtiger Mann trotz alles barocken Wesens."

Am 22. December erhielt er die neue Weisung, über die er sich also äußerte: „Sie beordern mich nach Kannanur, um daselbst in der Freimüthigkeit des Geistes das Werk des HErrn zu treiben. Möge Er zu diesem Ihrem Beschlusse auch das Amen sagen. Ich

glaube, daß Sie für meine Person nichts Besseres hätten wählen können; Sie nehmen mir mit dieser Alleinstellung eine ungemeine Last hinweg und ich empfehle die Sache dem HErrn, der bisher, ungeachtet unsrer großen Mängel und vielen Sünden, uns über Bitten und Denken aus ungeheuren Verlegenheiten und Nöthen als ein Vater und Heiland geholfen hat. Ich beeile mich, Ihrem Befehl so schnell wie möglich nachzukommen." Am 12. Januar 1841 verließ er Mangalur; aus dem mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst, der ihm noch empfohlen war, wurde aber nichts: er gehörte hinfort Malabar an.

„Der Teufel hat mich diese sechs Jahre her noch keinen Schritt unbestritten nehmen lassen; so bin ich auch hier wiederum in einen Kampf gerathen. Doch darf ich, wenn gleich noch etwas schüchtern, mein Haupt erheben." Mit diesen Worten beginnt er seinen ersten Bericht. Der Kampf entstand wegen der geschenkten Kapelle, welche der neue Kaplan, schon weil sie der Europäerkaserne so nahe war, gern als Schulhaus für die Soldatenkinder benützt hätte. Hebich logirte zunächst bei ihm und suchte ihm zu zeigen, daß von seiner Seite nichts zu fürchten sei, womit er auch soweit durchdrang, daß der Kaplan sich entschloß, ein Schulhaus noch näher bei der Kaserne zu bauen und das bisher aus Vergünstigung benützte Lokal zu räumen.

Wie nun aber Hebich sich nach einer Miethwohnung umsah, die für seine Zwecke passen könnte, fand sich durchaus keine, die um erträglichen Preis zu haben wäre. Alle Häuser des Kantonments waren von Offizieren besetzt. Das Bauen hatte man ihm von Basel aus streng untersagt; es herrschte dort die Ansicht, man habe in der Mission sich vielleicht schon zu viel damit abgegeben, und Hebich namentlich schien eine gar zu erbauliche Tendenz an den Tag gelegt zu haben. Er dagegen fand es von unberechenbarem Vortheil, neben der Kapelle zu wohnen, und da ihm der Platz einmal übergeben war, riethen ihm auch die Freunde, lieber gleich einen Anbau zu unternehmen. Der Kaplan selbst machte dazu den einfachen Plan. Der Ingenieuroffizier begünstigte die Erweiterung des zur Kapelle gehörigen Raums, so daß sich ein erträgliches Gehöfte herstellen ließ; der fromme, in solchen Aufgaben gewandte Kirby (S. 17) half zur Beschaffung der Materialien; so wurde denn ein Mäuerlein um den gewonnenen Raum gezogen und ein

sehr einfaches Missionshaus an die Kapelle angebaut. Mit zwei Jahren Miethgeld (à 30 Rupies des Monats) hoffte Hebich diese Ausgabe bestreiten und damit vor der Kommittee sich rechtfertigen zu können. Sich selbst hatte er in der Sakristei der Kapelle einquartiert und betrieb sofort den Bau sammt Brunnengraben ꝛc. aus allen Kräften.

Nun wurde aber diese Ansiedlung von gewissen Seiten her sehr ungern gesehen. Eines Abends, gerade vor der Missionsstunde, kamen Briefe, die ihm riethen, mit dem Bauen inne zu halten, bis die Frage über seinen Anspruch auf den Platz gerichtlich entschieden sei. Doch die befreundeten Offiziere, die er sogleich besuchte, waren für rasches Wagen; er machte weiter „in kümmerlichen Zeiten" (Neh. 4), schrieb Briefe, was Zeugs halten wollte, und bekam denn auch befriedigende Zuschriften von allen Freunden, die sich am frühern Bau der Kapelle betheiligt hatten. „So viel über diesen meinen Kampf, der dem HErrn bekannt ist. Mein Häuslein ist überaus anmuthig ausgefallen, so daß mein Angstschweiß reichlich ersetzt ist; vor mir die Veranda und ein Gärtchen, dann ein Stück der herrlichen See; zwei Zimmer und noch zwei Verandakammern auf zwei Seiten. Möge der HErr es segnen und in Gnaden bewahren! Sein ists und Sein soll es auch bleiben!"

Bald handelte es sich um eine viel schwierigere Frage. Da waren so viele Portugiesen, Indobriten und andere Namenchristen, „die Hülfe bedürfen und deren Einfluß auf das Volk nicht gering ist." Nach dem Wortlaut seines Auftrags hielt Hebich sich für ermächtigt, ja für schuldig, „aus dieser so sehr vernachläßigten Bevölkerung zu retten, was sich retten lassen will. Unter den Portugiesen namentlich schien der HErr eine Thüre aufzuthun."

Von der andern Seite her wurde behauptet, für die Erbauung der Indobriten haben doch nur die Behörden derjenigen Kirche zu sorgen, zu deren Gemeinschaft sie gehören, und gegen die Eröffnung eines englischen Wochengottesdienstes müsse Protest eingelegt werden, weil die Zuhörer durch Mittheilung einer, in mehreren Punkten wesentlich verschiedenen Lehre doch nur verwirrt würden. Auch der Gedanke wurde laut, daß schon Hebichs Englisch so mangelhaft sei, daß sich wenig Nutzen von seiner Predigt erwarten lasse.

Die schwierige Seite nach dem Recht in dieser Frage kann hier

nicht erörtert werden. Natürlich kamen in Besprechungen und Korrespondenzen alle hieher gehörigen Punkte zur Verhandlung. Wie Hebich sich durchschlug, kann nach seiner bisherigen Führung kaum zweifelhaft sein. Er schreibt (14. April):

„Ich werde am Ende wohl noch einen englischen Gottesdienst einrichten. Wie X. sich anläßt, errathe ich, daß es aus ist mit unserer Gemeinschaft, und dann, glaube ich, ists wohl am besten, daß ich thue, was vor dem HErrn gelten kann, nämlich auf alle mögliche Weise Seelen zu gewinnen. Dem Kaplan komme ich eben überall zu nahe." — 18. Mai. „Ich predigte wieder einmal der englischen Gemeinde in X's Abwesenheit. Capitän B. will, daß ich zweimal in der Woche predige. Aber wie würde das rumoren!" — 1. Juni. „Nun ich dank euch für euern wohlgemeinten Rath. Da X. über meinen Gedanken, englisch zu predigen, so erschrocken war, und das Mißtrauen immer größer wurde, so strich ich die Segel, gieng zum Kaplan und sagte ihm: ich wollte, falls er mich laufen ließe und hilfreiche Hand böte, so lange den Soldaten in der Kapelle nicht predigen, bis er mehr Gnade empfange." — 17. Juni. „Ich suche alles Ernstes Freundschaft zu halten mit X., weiß aber nicht, obs hält. Er machte mir auch wegen der Indobriten Noth; aber da ich das englisch Predigen in der Kapelle dran gab, so geht dies so durch. Der Teufel ist uns Leuten gar gram, und die Schlangenklugheit ist namentlich bei mir nicht immer zu Hause, gepaart mit Taubeneinfalt. Ihr thut wohl daran, für mich zu beten." — 6. Juli. „Gestern Abend ist der liebe X. wieder mit seiner lieben Frau in der Missionsstunde in unserer Kapelle gewesen. Ich mußte diesmal sprechen, es gieng in der Kraft des Geistes her, und freut mich zu sagen, daß sich hier jetzt alles recht schön macht. Wie selig ist doch die Gemeinschaft der Heiligen!" — August. „Jetzt kommt wieder eine neue Frage auf. Nachdem ich kürzlich ein Kind der Tamilgemeine beerdigt hatte, schreibt mir der Kaplan: 'Schon bei jenem Falle war ich beunruhigt, ob ich nach dem Brauch unserer Kirche auch Eingeborne auf dem Kirchhof durch jemand anders beerdigen lassen darf als durch mich selbst. In diesem Falle (da die Verstorbene eine Indobritin war) würde ich sicherlich meine Vollmacht überschreiten, wenn ich die Handlung nicht selbst übernähme. Ich hoffe, Sie nehmen das nicht übel auf. Noch ehe Ihr Brief kam, war ich vom Todesfall in Kenntniß gesetzt und hatte Alles

angeordnet' ꝛc. Da mir nun der Kaplan so ziemlich überall im Wege steht, so bin ich wohl genöthigt, für unsere Mission einen eigenen Gottesacker zu gewinnen. Ich gehe ungern daran aus vielen Gründen. Doch muß ich sehen, was fürs Werk förderlich oder hinderlich ist. Nun kann meinetwegen die Todten begraben wer will; von den Eingebornen aber, bei denen das Aeußere gar viel ausmacht, wird leicht einer irre, wenn er sieht, daß mein Gemeindeglied von einem andern beerdigt werden muß. Gleich meinen sie dann, der Kaplan sei der Mann, der doch mit der Mission von ferne nichts zu thun hat." — „Letzten Dienstag (2. November) verlegte ich meinen englischen Abendgottesdienst aus D's Hause, wo mich der katholische Priester vertrieb, zum ersten Mal in die Kapelle."

Schon läßt sich voraussehen, daß ein Zusammengehen mit dem Vertreter der englischen Kirche dem rasch entschlossenen Missionar auf die Länge nicht möglich sein wird. Es kam dazu noch ein besonderer Grund: Hebichs apokalyptische Ansichten und Ahnungen. „Das Thier der Offenbarung thut sich doch gewaltig hervor, seine tödtliche Wunde zu heilen. Alles riecht römisch. Oxford, die Schule der kommenden Lehrer im Herzen von England, ist verpestet, Pusey hat schon schlagfertige Helden in die Heidenwelt gesandt — schrecklich! Hüten Sie sich, liebe Vorsteher, vor der englischen Church, es sieht wahrhaftig schlecht aus!" Je weniger er sich mit dem Stand der Parteien im Einzelnen bekannt machte, desto aufmerksamer lauschte er auf alles, was zu dieser hochkirchlichen Zeitströmung gehörte; daher ihn auch die Gründung des protestantischen Bisthums in Jerusalem ganz wunderlich däuchte, indem er hinter allen solchen Gedanken und Bestrebungen gar leicht satanische Plane witterte. Nichts war ihm gewisser, als daß nach der Offenbarung — die Auserwählten allein ausgenommen — noch Alles römisch werden müsse. Daher wurde es ihm immer schwerer, sich in kirchliche Formen zu finden, während er doch andrerseits dem darbyistischen Wesen und der Wiedertäuferei starke Opposition machte: „Denn dieser Geist gibt dem Fleische zu viel Freiheit und macht die Leute wild; was die falsche Freiheit aus Frankreich in die Welt hinausposaunt, posaunt dieser Geist den Kindern Gottes vor. Ich kann nicht helfen, ich klopfe sie alle im Namen Jesu, die σαρκικοι!" Dem plymouthischen Geiste war er schon darum abgeneigt, weil derselbe

geradezu bezaubernd auf die jungen christlichen Offiziere wirkte. „Alle unsere angloindischen Brüder werden, sobald sie nach Hause (England) kommen von den Plymouthern angezogen wie durch einen Wirbelstrom. Dann aber interessiren sie sich nicht mehr für die Heidenmission, und predigen alle einander an." Vom Predigtamte aber hielt er sehr hoch und mochte dessen Würde nichts vergeben. Wenn ihn damals ein Freund von Talatscheri besuchte und er diesen aufforderte, für ihn die Predigt zu übernehmen, konnte er auch herzlich bitten, doch ja den Kirchenrock anzuziehen; die Predigt falle doch etwas anders aus, als in weißer Jacke.

Ueber den eigenthümlichen Standpunkt, den Hebich in kirchlichen Dingen einnahm, wäre hier der Platz, noch Ein und Anderes zu sagen. Doch wozu ins Einzelne eingehen? Natürlich folgte er darin mehr seinem subjectivem Gefühl, wie es vom Drang des Augenblicks bestimmt wurde, als festen Normen. So tauft er z. B. auch Katholiken, die zu seiner Gemeinde übertreten, „wenn sie es zu ihrer Beruhigung wünschen"; und er rechtfertigt dieses Vorgehen als eine Repressalie gegen die römische Kirche, die ja in ganz Indien mit protestantischen Convertiten es ebenso halte. Es that ihm sehr wehe, als dieses Ausschreiten vom altkirchlichen Brauch ihm durch die Oberen niedergelegt wurde; doch fügte er sich, nicht ohne im Stillen Dissenters und Schotten zu loben, die sich solcher Rücksichten frischweg entschlagen.

Die Predigt richtete sich zunächst an das Tamilgemeinlein, „damit es wachsen möge beides an innerer Kraft und an Zahl." Nur selten gelingt es, von den Malayalen einige zu taufen, wie den Najerjüngling Krischna, damal 18jährig, seinen Timotheus, den er zu weiterer Ausbildung noch auf einige Monate nach Talatscheri sandte, dann aber zurückrief, um ihn als Dolmetscher zu gebrauchen. Denn im Armenhause gab es noch mehr zugängliche Malayalen, denen nun täglich eifrig gepredigt, von denen auch etwelche getauft wurden. „Freilich ist da nichts, was dem Menschen gefallen will." Eine Malayalamschule aber füllte sich bald mit 100 und mehr Kindern, durch die ein Eingang zu dem Volk des Landes vorbereitet wurde.

Eine andere Predigtstätte war das Lager des 36. Regiments geworden; jeden Abend sprach er dort das Wort im Freien vor der Hütte eines oder des andern Gemeindeglieds, wobei die übrigen

Christen den engern Kreis bildeten, um welchen sich beliebige Zuhörer aus allen Klassen schaarten. Dazu kamen dann dreimal in der Woche Versammlungen bei freisinnigen Portugiesen, deren erster, Hauptschreiber am Zahlamt, seinen geräumigen Hof hergab und zugleich den Dolmetscher machte, während auch Indobriten und Engländer sich einfanden. „So predige ich zwei- bis dreimal des Tags, und rede außerdem mit Einzelnen zu Hause und draußen, so daß die Predigt fortgeht vom Morgen bis in die Nacht hinein. Und da ich gar lebhaft rede, so kostet mich eine Unterredung fast eben so viel physische Kraft als eine Predigt. Brauche dann auch Zeit mich zu sammeln; daher verschwindet denn alle Lust zum Schreiben."

„Im Gemeinlein geht es oft gar armselig her, wie es bei Kindlein zu gehen pflegt: das Eine fällt, das Andere steht wieder auf; jener ist hartnäckig, dieser beugt sich wieder. Aber mitunter offenbart sich auch unter uns die Herrlichkeit des Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit. Alle die ich früher ausgestoßen habe, sind reumüthig zurückgekehrt bis auf einen, der davonlief. Die meisten kamen aus der Trunkenheit heraus, da will nun der Teufel den und jenen zum alten Koth zurückführen; ein paar hinken. Jetzt, im Monsun, kommen nur die fleißigeren zum Gottesdienst, so muß ich bei den andern in allem Regen herumlaufen, daß ich zu keiner Ruhe komme; die Arbeit liegt aber vor mir und ich kann nicht anders.

„Noch selten gelingt mir eine fließende Predigt unter ihnen; ich muß immer durch Fragen zu weiterem Verständniß helfen. Unser Kapellchen ist einfach und niedlich; zur Linken sitzen auf Matten die Weiblein mit ihren Kindern (die mitunter während des Gottesdienstes ihre jammernden Stimmlein hören lassen, — mögen sie zum himmlischen Vater dringen!); zur Rechten die Männer auf Bänken; weiter hinten die Indobriten. Ich stehe vor dem mit weißem Tuch bedeckten Tisch gerade unter dem Känzelchen. Mir zur Rechten Aaron, der meine kanaresischen Worte in Tamil wiedergibt, zur Linken der Schulmeister A., der mein Singer und Lehrer ist. Die Kanzel besteige ich nur, wenn ich englisch predige, an Tagen da der Kaplan Kalikut oder Talatscheri besucht.

„Einen andern Predigtplatz fand ich in den Ochsenlinien bei den Artilleristen; die Kanonen werden nämlich hier von Ochsen gezogen. Unter den Ochsentreibern ist ein (in Haiderabad getaufter)

Unitarier, dessen Frau zuerst zu mir kam und dann ihren Mann schickte; nachdem ich ihm Christum verkündigt und ihn aufgemuntert hatte, besuchte ich ihn auch. Seine Hütte war zu klein, um etwas drin anfangen zu können, und in der Regenzeit thut sichs nicht im Freien zu stehen. Um mir nicht Ungelegenheiten zuzuziehen, beschloß ich, seinen Vorstand, den europäischen Konduktor, einen Katholiken, aufzusuchen; und wie verwunderte ich mich, als der mir gleich sein Haus mit größtem Vergnügen zum Predigtplatz anbot: 'Wann wollen Sie eine Versammlung halten?' — 'Jetzt sogleich,' war meine Antwort. So wurde denn in voller Freudigkeit mit einigen Leutlein angefangen, die herzukamen, meist Heiden und Römische, die der Teufel wieder abwendig zu machen sucht. Doch die Arbeit ist nimmer umsonst im herrlichen Namen Jesu; diese Unitarier durfte ich am 18. Juli taufen.

„Die Mapillas zu besuchen, ein freches Volk von Muselmanen, habe ich noch keine Freudigkeit; einer von ihnen besuchte mich jeden Tag, dem ich gewaltig gepredigt habe. Seit ich aber zum Christwerden zurede, bleibt er aus, wollte wohl nur ein Dienstchen haben, den Bauch zu füllen.

„Nun sollte ich hier Malayalam, Tamil und Portugiesisch sprechen, aber von allen drei kann ich nichts. Doch der Herr gibt mir Zungen durch Andere, und finde kein Hinderniß. Meine Zeit ist so mit dem Praktischen angefüllt, daß aller guter Wille zum Sprachenlernen wohl nur guter Wille bleiben wird. Dazu ist auch mein Kopf schon ein alter." Da man Hebich vorgerückt hatte, seine Unbekanntschaft mit den Landessprachen dürfte doch auch für ihn eine Versuchung sein, sich mehr als andere mit Engländern abzugeben, prüfte er sich ernstlich darüber und beschloß nur um so mehr sich den Eingebornen zu widmen. Noch im Oktober hatte er bei keinem Offizier seinen Anstandsbesuch gemacht. Blos eine Familie trat ihm näher; ein ausgezeichneter Pferdeliebhaber und gutmüthiger Riese, der Hauptmann B., der seine Freude dran hatte, wenn Hebich ihm mit seinen knocks (Hieben) tüchtig zusetzte; er starb bald darauf, wirklich bekehrt, zum großen Troste seiner ihm in geistlichen Dingen vorangeschrittenen Gattin. — Hebich ließ übrigens sich einmal auf einem großen Bogen die nöthigsten Formen malayalischer Grammatik von einem Freunde zusammenstellen, um „zur rechten Zeit" einen Anlauf zu nehmen; sie kam aber nie. „Ich bin froh an den

Zungen, die ich mir heranbilde; so gehts erträglich und wird noch besser kommen. Aber zum eigentlichen Lehren passen meine Leute noch nicht. Ich bin daher so angebunden, daß ich nicht einmal wage, den kurzen Weg nach Talatscheri zu unternehmen, weils mich in meiner Arbeit zurückbringen würde. Gienge ich jetzt weg, so würde bald Alles zusammenfallen."

„Daß ich etwas schnell taufe, hat schon bei Brüdern Anstoß erregt. Mir scheint aber, da wo wirklich eine Gemeinde und ein Hirtenamt vorhanden ist, das raschere Taufen wirklich bei weitem das Bessere. Denn 1) die Leute entscheiden sich; 2) die Taufe gibt etwas; 3) das heilige Abendmahl gibt etwas; 4) die Gemeinschaft gibt etwas; 5) dabei hat dann das Wort stärkern Einfluß. Wer die Taufe verlangt, hat eine Ursache; ists blos Fleisch, so kann das leicht erkannt werden; ist ein Verlangen des Geistes dabei, so sollte das in der Frische gestärkt werden. Ueberpaßt man die Zeit, so wird der Mensch wieder lau, steht zwischen Zweien; ein ungetaufter Heide muß doch irgendwie Freundschaft halten mit seiner Kaste, d. h. mit dem Teufel, sonst wird er ausgeschlossen und hat dann dasselbe zu leiden wie ein Christ, aber ohne die Gnadenmittel. Die natürliche Folge ist, daß er rückwärts geht; ich habe hier einen, der schon in der Kirche stand zum Empfangen der Taufe; da sie ihm aber plötzlich versagt wurde (ich will darüber nicht richten), will er gar nichts mehr vom Christenthum hören. Wer kann nun einen solchen in die Zucht nehmen? Ist er aber getauft, so geht das Wort der Zucht gewaltig durch. Ohne Mißgriff wirds freilich auf beiden Seiten nicht abgehen; was aber dem Geiste Gottes gemäßer sei, darüber habe ich keinen Zweifel. Wenn ich den ungeheuren Haß der Heiden gegen das Christenthum sehe, so muß ich mir sagen, daß die, welche die Taufe wollen, so schwach sie sein mögen, eben doch die Erwählten Gottes unter diesem Geschlechte sind."

Dazu bemerkte Mögling: „Was in Indien gefehlt hat, ist die innige Lebensgemeinschaft der Missionare mit den Getauften. Wenn diese da ist, dann getauft zu Dutzenden und Hunderten!"

Ueber einen sehr heiklen Punkt, in welchem Hebich gewiß nicht immer das rechte Maaß einhielt, wenn er auch im Princip recht hatte, spricht er sich sodann mit seiner gewöhnlichen Offenheit also aus: „Ferner sage ich offen, daß ich solche Leute, Tamil-Vagabunden u. s. w., die meist sehr arm sind und aus großem Verderben heraus-

kommen, oft bis zu Halbmenschen heruntergedrückt sind, mit irdischen Mitteln unterstützen muß, wenn ich rechte Zucht an ihnen üben will. Der HErr gibt meinem Innern gutes Zeugniß dafür. Ich kündige den Leuten Vergebung im Namen Jesu an, und kann nicht, wenn sie mich in ihre Sünden, Schulden und Nöthen hineinsehen lassen, mein Herz dagegen verschließen. Ich klagte meinem lieben Freunde Oberst Bell meine Noth, der gab mir für diesen Zweck 225 Rupies, die ich daher nicht in die Rechnung aufgenommen habe. Einiges, wie Kleider, Kost während des Unterrichts ꝛc., wird geschenkt, anderes geliehen, wenn z. B. der Gläubiger drängt, was dann natürlich nur sparsam und langsam eingeht. So habe ich einen hoffnungsvollen Jüngling, der sonst fortziehen müßte, um 5 Rupies eingelöst; ich hoffe, daß er ein Licht werden wird. Hätte ich Zeit, Ihnen alles zu sagen, Sie würden wohl einen bessern Begriff von meinem Treiben bekommen. Freilich mag dieses bei Manchen unter die Hechel kommen, woran man sich eben aus Noth gewöhnen muß. Es ist ein anderes Ding, etwas zu meinen, und ein anderes, in einer besondern Arbeit zu stehen. Beten Sie für mich, daß ich ein Licht in Jesu und nicht selbst Finsterniß sein möge; denn es sind Gewalten zu überwinden, denen allein die Auferstehungskraft Christi gewachsen ist. Wie ist mir so bange, sagte der Meister selbst! Beten Sie also für uns, die wir oft schwer angefochten sind, damit unser schwacher Glaube nicht aufhöre!"

Es kam nun schon zur ersten der vielen fast alljährlichen Trennungen von Gemeinlein in denjenigen Regimentern, welche Kannanur zu verlassen hatten. Das 36. Regiment M. N. J. (Eingeborne Infanterie von Madras) ward nach China beordert, es begab sich vorläufig (19. November 1841) nach Welur. Damit schieden auf Nimmerwiederkehren 20 Erwachsene und 10 Kinder aus der Gemeinde; einige aber haben die schriftliche Verbindung mit ihrem ersten Hirten bis zum Tode fortgesetzt, und ein kleines Anlehen, das einer mitgenommen, wurde, nachdem es bereits vergessen war, mit Zinsen zurückbezahlt. — Zunächst schrieben sie, wie man es von kaum entwöhnten Säuglingen erwarten mußte: sie hatten eben niemand, zu dem sie mit allen ihren Anliegen kommen konnten, keinen, der ihnen zugleich Vater und Mutter wäre; es fehlte ihnen überall. Die Cholera ist auf dem Marsch bei ihnen eingekehrt, da haben sie tüchtig beten gelernt. Eine von Hebich getaufte Tamilfrau, die

Gattin eines Tambours, ist an der Seuche gar selig entschlafen, gleich nach der Ankunft in Welur. Das machte große Freude; aber wie wurde sie gedämpft, als dann der Tambour zwei Tage darauf eine schmucke Katholikin heiratete, und ihretwegen selbst zu den Römern übergieng! — Weiter kommen sie nach Madras, und die Weiber, die nur Tamil verstehen, treten zum erstenmal scheu und nach Anschluß suchend in die Kirche von Weperi. Aber die „Malabar; Kastenchristen", denen sie sich nähern wollen, wiesen sie barsch zurück; und nun erst merken sie, daß es auch evangelische Christen gibt, welche ihre Kaste wie ein Heiligthum bewahren. Hier halten sie es nicht aus und versuchens dann bei der Londoner-Mission, wo sie auch freundliche Aufnahme finden. Der dortige Miss Leitch schrieb (Nov. 1843), wie die lieben Seelen in diesem Regimente, während der Zeit, da er sie unter seiner Pflege hatte, ihm viel Grund zum Dank gegen Gott gegeben haben, der ihnen seine Gnade in mancherlei Weise erzeige. Aber schon sollen sie von dort weiter ziehen nach Widschajanagaram! Wir können die Schicksale solcher Kirchlein in den Regimentern, die Kannanur verließen, nicht weiter verfolgen; das Beispiel mag andeuten, mit welch lebendiger Theilnahme Hebichs Herz ihnen von Ort zu Ort nachfolgte, wie er mit Gebeten und Briefen ihnen nachgieng, wohin sie auch verschlagen wurden.

Gegen den Jahresschluß war die Besetzung von Kalikut, der Hauptstation Malabars, ein Gegenstand vielfacher Berathungen geworden. Einerseits wurde Hebich aufgefordert, dort an einem neuen Anfang sich zu versuchen; er selbst aber wollte nicht, sondern redete Gundert zu: „Du gehst in Gottes Namen mit Frau und Kindern und Mädchenanstalt nach Kalikut, und läßt das deine Residenz sein; in diesem Falle würde ich in Gottes Namen Andscharakandi übernehmen." Der Kommittee schrieb er: „Wenn nach Gottes Rathschluß irgend eine Veränderung mit mir geschehen sollte, seien Sie darauf bedacht, womöglich einen Theologen, der aber in der Seelsorge und Bekanntschaft mit Landessitte kein Neuling sein darf, oder doch einen solchen gebildeten Bruder zu wählen, der eine eifrige Predigergabe hat. Kannanur ist im Allgemeinen fürs Reich Gottes wichtig (nicht gerade für die Provinz), weil es ein gottloser Ort ist, angefüllt mit allerlei Gesindel, nicht expreß Heiden und doch Heiden; ein schrecklicher Mischmasch. Im Falle hier kein christlicher Kaplan ist, öffnet sich auf einmal ein ungemein nützliches Arbeits-

feld. Ich bitte Sie demüthig, sich dieses als eine Notiz für kommende Zeiten lebendig in Bereitschaft zu halten. Nicht als ob ich an Weiteres dächte; ich bin voller Freudigkeit in meiner Arbeit und könnte jetzt meinen Posten unter keiner Bedingung verlassen; denn der Herr hat hier ein Werk vor."

Daß dies wirklich der Fall war, sollte sich im Verlauf der 18 Jahre, die er hier zubrachte, zur Genüge zeigen.

Die Aussichten des Evangeliums in Japan.

Ueber die Fortschritte der Mission in jenem Inselreiche Ostasiens genaue Kunde zu erlangen, hält etwas schwer. Das Beste darf man oft nicht sagen. Einem nach Amerika zurückgekehrten Missionar aber, der eine Zeitlang in Japan gearbeitet hatte, verdanken wir folgende Mittheilung,*) die vielleicht nur zu früh veröffentlicht worden ist.

„Die gebildeten Japanesen lernen chinesisch lesen und schreiben, obgleich sie es nicht sprechen, und da bis jetzt noch keine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Japanische gemacht wurde, haben die evangelischen Missionare sich aus China Bibeln und andere christliche Schriften kommen lassen, als das beste ihnen für den Augenblick zu Gebot stehende Mittel, die Wahrheit zu verbreiten. Die meisten dieser Bücher sind an Personen verkauft worden, die sie entweder für sich selbst oder für ihre Freunde begehrten.

„Auf diese Weise sind viele chinesische Bibeln in die Hände der aufgeklärten und gebildeten Eingebornen gekommen und haben von den dem Verkehr mit den Fremden geöffneten Hafenplätzen aus ihren Weg an weit entlegene Punkte des Landes gefunden. Die Folge davon ist, daß Etliche, die das Wort Gottes — wenn auch nicht in ihrer Muttersprache — gelesen haben, zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind und an Jesum Christum glauben. Noch ist das alte japanische Gesetz, das auf das christliche Bekenntniß die Todesstrafe setzt, nicht abgeschafft, aber trotz dem hat das geoffenbarte Wort inmitten und trotz aller ihm entgegenstehenden Hindernisse seine Gotteskraft bewährt.

*) Missing Link Magazine June 1869.

„Das ganze Land ist unter eine Anzahl Daimios oder adelige Gutsbesitzer vertheilt, die ihre Ländereien vom Kaiser zum Lehen tragen, auf denselben aber fast alle Rechte des Regenten ausüben. Achtzehn dieser Vasallen haben große Gebiete inne, über die ihnen die Gerichtsbarkeit zusteht. Sie beziehen Steuern von ihren Unterthanen und haben ihre Ministerien, Heere und Kriegsschiffe ganz wie wirkliche Könige, erkennen aber dabei den Mikado als den Beherrscher des Reichs an.

„Vor etwa fünf Jahren verschaffte sich der erste Minister eines dieser 18 Daimios ein chinesisches Exemplar der heiligen Schrift, das ohne Zweifel durch einen Missionar ins Land gekommen war. Da es gefährlich für ihn gewesen wäre, es öffentlich zu lesen, machte er es mit seinem Bruder insgeheim zum Gegenstand seines Studiums. Um über einige Punkte, an denen sie anstanden, Klarheit zu erhalten, sandten sie einen vertrauten Diener an den Hafenplatz, an dem der Missionar wohnte, damit er ihm entweder mündlich ihre Fragen vorlege, oder demselben ihre Bitten um Erklärung dieser oder jener Stelle schriftlich überbringe. Zwei Jahre dauerte dieser Verkehr mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen fort, bis sich endlich dem Minister eine Veranlassung darbot, in Geschäften für seinen Herrn jenen Hafenplatz zu besuchen. Er nahm seinen jüngern Bruder mit und benützte die Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft des Missionars zu machen.

„Wie alle hohen japanischen Beamten, hatte er ein großes Gefolge von Bewaffneten und Dienern bei sich. Solche Leute lassen sich nie ohne ein derartiges Geleite in den Straßen sehen. Vor der Thüre des Missionshauses ließ er Alle, die mit ihm gekommen waren, stehen, und trat mit seinem Bruder ein. Mehrere Stunden giengen darüber hin, wie er dem Missionar die wunderbaren Wege erzählte, auf denen Gott ihn und seinen Bruder durch das Studium der Bibel und die Wirkung des heiligen Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Glauben an Jesum brachte. Dann schloß er mit der Frage: „Was hinderts, daß ich mich taufen lasse?“ Der Missionar stimmte zu, und am folgenden Tag stellten sich der Minister und sein Bruder zur bestimmten Stunde ein, um im Beisein der Missionsfamilie und eines andern dort wohnenden Missionars auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft zu werden, während ihr Gefolge wieder draußen wartete.

„Die Neugetauften hatten den natürlichen Wunsch, daß ihr Uebertritt zum Christenthum nicht öffentlich erwähnt werde, damit er nicht der Regierung zu Ohren komme, und ein auch in etlichen Nahestehenden begonnenes Gnadenwerk durch Verfolgung erstickt werde. Sie sagten, mehrere ihrer Freunde lesen insgeheim auch die heilige Schrift, und sie hegen die Hoffnung, dieselben gleichfalls zum Glauben kommen zu sehen. So wurde also kein Bericht über die Taufe der beiden Brüder veröffentlicht. Mehr als zwei Jahre waren seit derselben verflossen, als der Minister wieder bei dem Missionar eintrat. Diesmal brachte er seinen Sohn und einen Arzt aus der Zahl seiner Lehnsleute mit, damit auch sie getauft würden, denn auch ihnen war die Bibel der Wegweiser zu Jesus geworden. Der Minister hatte seinem Herrn, dem Daimio, seine Bekehrung nicht verhehlt und vor ihm auch kein Geheimniß aus der beabsichtigten Taufe seines Sohnes und Arztes gemacht. Er hatte ihm treu den Weg des Heils dargelegt, und ihm zu beweisen gesucht, daß das Christenthum die Grundlage der besten und höchsten Civilisation, ja das große Bedürfniß Japans sei. Und anstatt dafür Tadel oder gar Strafe zu ernten, hatte er sehen dürfen, daß der Daimio anfieng, die Bibel selbst zu lesen. Ja, er kam jetzt sogar in dessen Auftrag, den Missionar zu bitten, er möchte künftig seinen Wohnsitz in dessen Hauptstadt nehmen, um, so weit sein Gebiet reiche, Schulen auf christlicher Grundlage zu errichten."

Es ist damit jedenfalls gezeigt, daß das Evangelium auch in unvollkommener Mittheilung bei den Japanern einem wirklichen Bedürfniß begegnet. Aber diese Nachricht steht nicht allein. Nicht blos hört man von Jünglingen, die ihre Studien in England und Amerika machen und daselbst neben andern Kleinodien auch die Eine schönste Perle finden und kaufen, sondern auch das Wort der Predigt hat in Japan eine gute Stätte gefunden.

Im Februar haben die amerikanischen Presbyterianer *) in Yokohama zwei sehr einsichtsvolle Männer und mit ihnen die erste Bekehrte getauft, so daß die Zahl ihrer Kirchenglieder jetzt auf sechs gestiegen ist. Einer jener Jünger war schon vor etlichen Jahren der Hinneigung zum Christenthum verdächtig geworden, und hatte darum von seinen Eltern 400 Tage lang sich müssen Zimmerhaft gefallen

*) Christian Work. Aug. 1869.

lassen. Da schickte ihm sein Lehrer, der noch kein Gläubiger ist, aber schon mit dem Götzendienst gebrochen hatte und die Bibel las, die passendsten Sprüche aus derselben zum Trost in seiner Einsamkeit. Diese Gabe mehrte sein Verlangen nach Gottes Wort. Kaum war er frei geworden, so entsagte er seinem Amt, sandte auch sein Gehalt dem Fürsten zurück und begab sich nach Yokohama, um ausschließlich die Bibel zu studiren.

Ueber 60 junge Männer widmen sich diesem Studium. Andere Leute kommen aus der Ferne, um auch für hohe Priester Bibeln und Exemplare aller christlichen Schriften zu kaufen.

Durch alle diese viel versprechenden Anfänge hat sich auch die kirchliche Missionsgesellschaft in England bewogen gesehen, ihren ersten Missionar, G. Ensor, nach Japan zu senden, der (Januar 1869) dort gelandet und von Japanern, deren Bekanntschaft er schon in England gemacht hat, mit freundlichen Geschenken empfangen worden ist.*) In den ersten sechs Monaten seines Aufenthalts in Nagasaki durfte er mehr Bibeln verkaufen, als während eines Vierteljahrhunderts in Ningpo an Chinesen verkauft wurden, und seine zahlreichen Besucher lenkten alle von selbst das Gespräch auf die große Frage des Christenthums.

Eine andere evangelische Mission in Japan ist die der amerikanisch-bischöflichen Kirche**), freilich eine sehr schwach betriebene. Wieder und wieder aber ergehen von dem nach Japan gesandten Bischof (Williams) die dringendsten Bitten um mehr Arbeiter, namentlich auch um einen Missionsarzt. Er glaubt, daß sich wunderbare Veränderungen dort anbahnen und hofft zuversichtlich, die Widerrufung des Gesetzes gegen die christliche Religion, das aus dem Uebertritt zu derselben ein todeswürdiges Verbrechen macht, werde in Bälde erfolgen. Während eines Besuchs, den er in Amerika machte, richtete auf seine Anregung hin das Kommittee seiner Missionsgesellschaft an das Ministerium in Washington die Bitte, es möchte doch durch seinen Vertreter in Japan die Zurücknahme jenes Gesetzes zu erlangen suchen. Der Staatssekretär gieng freundlich darauf ein, und in Beziehung darauf richtete der Bischof nach seiner Rückkehr an den amerikanischen Gesandten Van Valkenburg eine

*) Church Miss. Record. May 1869. Intell. Nov. 1869.

**) Spirit of Missions. Nov. 1869.

bescheidene Anfrage über die Schritte, die er in Folge des von Washington erhaltenen Schreibens gethan habe, und seine persönliche Ansicht über die Zulässigkeit einer ausgedehnteren Missionsthätigkeit, worauf er folgende, vom 28. Dezember 1868 datirte Antwort erhielt:

„Ich habe Ihren Brief richtig empfangen und kann Ihre Anfrage mit Freuden dahin beantworten, daß schon ehe ich Herrn Sewards Schreiben mit der Bitte des Missionskommittees erhielt, ich an die vorige kaiserliche Regierung in Betreff der Christenverfolgung und des gegen das Christenthum bestehenden Verbots einen Brief gerichtet hatte. Seither habe ich mit den Staatsbeamten und später mit der neuen Regierung Besprechungen über diese Gegenstände gehabt, die letzte erst zwei Tage vor Empfang Ihres Briefs. Ich habe den Vertretern der Regierung wiederholt darüber geschrieben und glaube hoffen zu dürfen, daß es mir gelungen ist, schon einen guten Theil ihrer Vorurtheile zu zerstreuen. Sie haben mir sehr günstige Zusagen gegeben und versprochen, mir in etlichen Tagen ihr Ultimatum schriftlich zu übersenden. Ich hoffe das Beste, weiß aber jetzt, wie schwer es ist, ihre Vorurtheile und ihre Bigotterie zu überwinden. Ich bin bei dieser Arbeit von allen meinen Kollegen unterstützt worden, die denselben Antheil an der Sache nehmen, wie ich. Ich hoffe, Sie werden mir die Thatsachen mittheilen, wenn neue Entwicklungen in der Gegend von Nagasaki stattfinden; denn Thatsachen brauche ich, um demgemäß zu handeln. Für den Augenblick wäre es, glaube ich, nicht räthlich, an verschiedenen Orten 'thätige, frisch voranschreitende' Missionsarbeit zu beginnen; so lange diese Frage nicht gelöst ist, hieße das nur Oel ins Feuer gießen. Höchstens etliche Monate werden uns, hoffe ich, in den Stand setzen, die Widerrufung jenes Erlasses und vielleicht völlige Glaubensfreiheit für das Volk zu erlangen; dann wird es Zeit für Sie sein, sich ans Werk zu machen. Inzwischen seien Sie versichert, daß ich nichts unterlassen werde, was ich thun kann, um diesen so sehr wünschenswerthen Stand der Dinge herbeizuführen."

Darüber aber täuscht sich der Bischof nicht, daß das Evangelium weitaus der Mehrzahl japanischer Staatsmänner gründlich zuwider ist. Sie nehmen sich nicht Zeit, die Schrift zu studieren, und sind noch voll von den Erinnerungen an die Schliche und den Uebermuth der Jesuiten, wodurch ihnen das Christenthum als eine

Form von Fremdenherrschaft erscheint. Die Bedeutung, die im Romanismus den Sakramenten beigelegt wird, läßt japanischen Augen unsere Religion als ein System wunderbar wirksamer Zauberei erscheinen, wodurch die ächt japanische Denkart sammt allem Patriotismus ausgerottet wird.

So haben denn die Erörterungen des japanischen Unterhauses (Kogi) über die Stellung des Reiches zur christlichen Religion bei der schließlichen Abstimmung ein Resultat ergeben, welches in einem Lande wie Japan nicht befremden kann. Auch deutsche Zeitungen haben dies Resultat bereits berichtet. Nur ein einziger Abgeordneter wagte es, die christliche Lehre zu vertheidigen, 210 Deputirte haben „die Staatsgefährlichkeit" derselben zum Beschluß erhoben. Der Antrag auf Anwendung strenger Strafen, um die Abgefallenen zu einer der Landesreligionen zurückzuführen, wurde indessen mit 176 gegen 44 Stimmen verworfen.

Bei der Debatte über die Duldung des christlichen Kultus oder der „Lehre vom HErrn des Himmels," wie das Christenthum genannt wird, lag ein Antrag zu Grunde, die christlichen Bekenner „auszurotten". Strenge Strafen gegen das Proselytenmachen wurden in Vorschlag gebracht: die Uebergetretenen sollten durch Brandmarken an den Armen oder an der Stirne erkennbar gemacht werden. Die Vertreibung der Fremden erschien unbedingt nothwendig, damit auch die Gelegenheit zur Verleitung der Leute schwinde. Einer der Redner will die Verführten den großen und kleinen Clans auf fernen Inseln zur Arbeit überweisen. „Eine recht harte Behandlung würde sie wohl zur Reue stimmen." Man müsse „tabula rasa" mit ihnen machen, meinte ein Dritter; ein Vierter will Gesandte an die Höfe der Barbaren senden, um diese von dem Unheil, das „die Lehre des HErrn des Himmels" in Japan anrichte, in Kenntniß zu setzen. Die Rädelsführer seien zu tödten, namentlich ins Meer zu werfen, die Verführten zu interniren.

Mit Rücksicht auf die mit heftigen Schmähungen gegen die christliche Religion in dem Abgeordnetenhause verbundenen Angriffe auf die bestehenden Verträge und die Aufforderungen an die Regierung, dieselben zugleich mit Vertreibung der Fremden zu beseitigen, richteten die Vertreter der Vertragsmächte unter dem 17. Juli dieses Jahres identische Noten an die japanische Regierung, in welchen sie um Aufklärung über folgende drei Punkte ersuchten: 1) Werden

die Verhandlungen der Versammlung mit Genehmigung der Regierung Seiner Majestät des Mikados eröffnet? 2) Ist ein Antrag, welcher der Versammlung, als von einer Behörde der Regierung oder einem Beamten kommend, vorgelegt wird, als ein Ausdruck der Regierung anzusehen? 3) Ist die kaiserliche Regierung verpflichtet, Entscheidungen, welche durch die Majorität der Versammlung getroffen worden sind, in Ausführung zu bringen? In den identischen Noten wird die Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß keine Abstimmung der Versammlung, möge auch diese die Zustimmung der Regierung erhalten, im Stande sei, die Verträge zu modificiren, welche bereits mit den verschiedenen Vertragsmächten abgeschlossen seien. — Bis jetzt ist von der Regierung des Mikado eine Antwort noch nicht eingegangen.

Eine Anzahl von Bonzen hat indessen einen Protest aufgesetzt, der jetzt weithin zirkulirt. Darin heißt es: „Die verkehrte Religion Jesu, des Lehrers vom Himmel, ist ein Unstern, der das Reich bedroht, und wogegen, wie schon oft geschehen, immer wieder protestirt werden muß. Trotzdem finden sich genug Narren unter dem Pöbel, die sich dieser Lehre unterwerfen. Und die Fremden suchen mit allen Mitteln sie auszubreiten, bis es schwer wird zu behaupten, sie werden nicht noch Gewaltthat, ja Kriegswaffen dafür ins Feld bringen. Wir hören, der Mikado sei darüber sehr bange. Wir sind daher tief betrübt, und so unwürdig wir sind, halten wir für zeitgemäß, als Leute die im Buddhismus die Stärke Japans finden, die ewige Ausschließung dieser Lehre aus dem Reiche zu beantragen, mit welchem wir entschlossen sind, zu leben und zu sterben. Wie nichtsnützig wir auch sein mögen, wir wollen seinem Dienste auch unser Leben opfern. Daher bitten wir kniefällig, daß dieser Protest überall veröffentlicht und angeschlagen werde." Drei hohe Priester haben dieses Schriftstück unterschrieben.

Zur Beurtheilung der Sachlage gehört aber noch ein Blick auf den Stand der politischen Angelegenheit des Landes. Nachdem im Jahr 1863 der Taikun oder Großfeldherr genöthigt worden war, sich vor dem Kaiser (Mikado) in seiner Hauptstadt zur Aufwartung zu stellen, war es augenscheinlich geworden, daß es mit seiner Macht — und er hatte die Verträge mit den Fremden geschlossen — sich zum Ende neige. Er starb auch im Jahr 1867, von den rastlosen feindlichen Fürsten zu Tode gehetzt. Zwar folgte ihm der Sohn

des Fürsten Mito, der nun seinerseits versuchte, den Mikado zu ignoriren. Dafür wurde er von diesem entlassen. Er zog gegen des Kaisers Stadt, Kioto (Januar 1868), wurde aber von diesem zurückgedrängt, und zog sich auf sein Fürstenthum zurück. Siegreich zog (November 1868) der Mikado in der bisherigen Hauptstadt des Taikuns, in Jedo ein.

Nun forderte die Kamarilla der Hofwürdenträger (Kugis) einen Kreuzzug gegen die Fremden, die Ausrottung des Christenthums und die Rückkehr zur alten Sinto Religion. Ihr zu lieb geschah es, daß man etliche 100 Christen katholischer Confession — nicht ersäufte, wie dazumal geglaubt wurde — aber doch auf entlegene Inseln zur Zwangsarbeit deportirte, sodann auch etliche Buddhatempel schloß. Um sich beim Volke neue Gunst zu erwerben, suchen seither die Buddhisten mit ihrer eingewanderten Religion sich als echte Japaner zu geberden, indem sie die Sintoisten in Deklamationen gegen das noch neuere Christenthum überbieten. Entschiedenen Sieg hat noch keine Partei erreicht; aber daß die Lage eine kritische ist und von den Missionaren große Weisheit und viel Glauben und Geduld verlangt, kann nicht verkannt werden. Immerhin aber muß der Dank für die schon gewonnenen Früchte und für den vielversprechenden Eingang zu einem kraftvollen Volke alle Sorge überwiegen.

Eine Berichtigung.

Die im Miss. Mag. (Oct. 1869, S. 399) mitgetheilte Rundschau in Jerusalem würde schon jetzt eine ganz bedeutende Ergänzung erhalten, wenn alle Nachrichten, welche die hohen Besuche aus Deutschland im Nov. 1869 von Bewohnern der h. Stadt herausgelockt haben, derselben einverleibt werden könnten. Eine Berichtigung, die uns von Kaiserswerth zukommt, muß aber hier eine Stelle finden. Von den Diakonissenanstalten in Jerusalem ist S. 404 gesagt, „sie erfordern größere Unterstützung aus der Heimat als die in Smyrna und Beirut gegründeten, welche sich beinahe selbst zu erhalten im Stande sind.“ Dies ist nur soweit richtig, als in jenen größeren Städten Pensionsanstalten bestehen, die sich grundsätzlich selbst erhalten sollen. Dagegen gibt es neben diesen auch in Smyrna und Beirut Waisenhäuser, von denen letzteres wegen der größeren Zahl

der Zöglinge (130) mehr Kosten verursacht als die Unterhaltung von Talithakumi mit seinen (jetzt) 89 Zöglingen. — Die Behauptung, daß die Kinder in deutscher Sprache unterrichtet werden, ist in dieser Allgemeinheit geradezu falsch. In der untersten Klasse wird nur arabischer Unterricht ertheilt, und derselbe fehlt auch nicht in der obersten. Mehrere der entlassenen Zöglinge sind als Lehrerinnen an arabischen Schulen thätig und erhalten gute Zeugnisse, was doch hinlänglich beweist, daß sie zu verwerthen verstehen, was sie in der Schule gelernt haben.

Missions-Zeitung.

Der Krieg auf der Gold- und Sclavenküste.

Im Juni des verflossenen Jahrs wurden die Missionen am Woltaflusse von einem schweren Schlage getroffen. Nur zwei Stunden von dem Strom entfernt liegt die östlichste der Baslerstationen, Anum; sie war längere Zeit durch Kriegsunruhen von den übrigen abgesperrt, wurde aber von den Umwohnern im Ganzen mit Achtung behandelt, und unter mancherlei Hemmungen blieb doch die Arbeit nicht liegen. Nun verband sich aber das kleine Akuamureich mit den in Nordwesten angrenzenden Aschanteern. Der nächste Fürst im Osten, der von Peki, suchte sich mit den andrängenden Heeren dieser beiden Völker zu vertragen, ohne daß er damit sein Land gerettet hätte. Es wurde ein Raub der Krieger, die dann zugleich gegen Anum und die nächste Station der Norddeutschen, Wegbe oder Ho zogen. Beide wurden von den Feinden besetzt, die letztere, nachdem die Missionare glücklich nach der Station Waya entflohen waren; die erstere, während die Missionsgeschwister aushielten, von der Hoffnung getragen, ihre Neutralität werde von beiden Theilen anerkannt werden. Wegbe wurde in einem dort entbrannten Gefechte zerstört; Anum zunächst blos besetzt, aber alles Eigenthum und dessen bisherige Besitzer wurden von den Aschanteern für gute Beute erklärt. Wie es nun den Gefangenen ergieng, ist bis jetzt noch nicht genügend bekannt. Die Missionare Ramseyer und Kühne mit der Gattin und dem Kindlein des Erstern haben im Lager der Aschanteer schrecklichen Blutscenen anwohnen müssen; dann hat man sie nach Kumassi zum Könige selbst, oder doch in seine Nähe gebracht. Ob sie noch am Leben sind, ist nicht gewiß; Gerüchte lassen die eine oder andere Person gestorben sein. Jedenfalls sind sie so streng bewacht, daß in einem halben Jahre noch keine Mittheilung von ihnen selbst auf die übrigen Stationen gelangt ist.

Die norddeutsche Station Waya wurde sodann (August) von dem

verbündeten Heere besucht; weil aber der dort ansäßige Stamm der Angloer sich demselben anschloß, konnten die Missionare daselbst ausharren unter allerlei Noth und Bedrängniß und haben durch Pflege der Verwundeten und Kranken bei den Kriegführenden sich mancherlei Anerkennung erworben.

Die Stämme im englischen Gebiet, westlich vom Wolta, haben erst mit den verbündeten Fürsten verhandelt; sie sahen sich aber schließlich bewogen, zum Schutz der Grenzen eine bewaffnete Macht aufzustellen, mit welcher Miss. David Aschante als Feldprediger gezogen ist, während natürlich auch viele Christen, selbst die meisten Lehrer der Schulen und Außenstationen mit ins Feld rücken mußten. Von einem Zusammenstoß ist noch nichts bekannt. Beide Missionen aber sind in schwerer Bedrängniß und haben außer den erlittenen Verlusten sich noch auf weitere gefaßt zu halten. Daher wird für sie die ernste thätige Theilnahme aller Gläubigen in Anspruch genommen. Möge die Zeit der Prüfung so vorübergehen, daß nicht nur die geschlagenen Wunden geheilt, sondern auch zu den gefährlichen Nachbarn neue segensreiche Wege gefunden und angebahnt werden!

Christenverfolgung in China.

Mit tiefem Schmerz meldet Miss. Wolfe die Zerstörung der blühenden Mission in Longuong (bei Futscheu). „In der Nacht des 20. Juni zog ein Haufe Polizeidiener und Soldaten, angeführt von einem Theil des Adels und der Gelehrten, vor die massive Missionskirche und riß sie muthwillig und absichtlich nieder. Der Katechist wurde ausgeplündert und um ein Kleines erschlagen. Nachdem die Kirche zerstört war, zog der mit Schwertern, Speeren u. s. w. versehene Haufe weiter vor das Haus eines wohlhabenden Christen, vor dem sie um Mitternacht anlangten. Sie erbrachen Thüren und Mauern und plünderten das Innere rein aus. Das Korn wurde weggeschleppt, die Scheune zerstört; Betten und Kleider und etliche hundert Thaler baares Geld als gute Beute mitgenommen. Die Frau mit ihren Kleinen konnte sich nur noch eiligst in ihren Nachtkleidern flüchten. Der alte Hausherr war durch göttliche Fügung nicht zu Hause; hätten die Verfolger ihn gefunden, so hätten sie ihn sicher ermordet. Als der erste Bekehrte in Longuong und der eifrigste von Allen, auch Andern das Evangelium zu verkündigen, so wie die Verbreitung desselben mit seinen Mitteln zu unterstützen, war er der Hauptgegenstand ihres Hasses. Er war Tags zuvor in ein entferntes Dorf, in dem ein Fragen nach der Wahrheit erwacht war, hinausgegangen, um die Leute zu Jesu einzuladen. Als er heimkam, fand er sich und die Seinen brod- und obdachlos. Viele andere Christen wurden durchgeprügelt, unter ihnen auch ein 80jähriger Greis, der eine schöne Kanzel gestiftet hatte, und sich wohl kaum von den erhaltenen Wunden erholen wird. Noch immer sind die Christen in Longuong wie gejagtes Wild. Die

Polizei dringt in ihre Häuser ein, nimmt fort, was ihr beliebt, und gestattet ihnen nicht, sich zu versammeln. Der Magistrat weiß all das, thut aber nicht nur nichts dagegen, sondern ermuthigt es vielmehr."

Drei Monate später hatte sich trotz aller Klagen und Verhandlungen die Lage der Christen nur verschlimmert. Am 27. Juli befahl der Magistrat sämmtliche Christen zur Strafe zu ziehen; die reichsten hatten am meisten zu leiden. Der Katechist wurde halb todt geschlagen, eine seiner Kinnladen zerschmettert und alle seine Zähne ausgebrochen. Er soll seither im Kerker gestorben sein. Andere Christen wurden auf die ungegründetsten Beschuldigungen hin oder ohne jede Anklage ins Gefängniß geworfen, alle aber ihrer Habe beraubt.

Die Verantwortung für dieses Vorgehen der Chinesen trägt zum Theil der englische Marineminister, dessen schmähliche Schimpfrede gegen die Mission ins Chinesische übersetzt und im Reiche weithin verbreitet worden ist. Der Haß gegen die Fremden aber schreibt sich jedenfalls weit mehr von dem schlimmen Opiumkriege der englischen Regierung her, als von der stillen Arbeit der Missionare.

Missions-Literatur.

Sammlung von Missionsliedern.. Basel, Verlag des Missionshauses. 1870. (1 fl. 24 kr.)

Inspektor Josenhans hat sich im Verein mit Freunden der Sammlung diesen 406 Reichsgesänge unterzogen, und hofft, durch weitere Mittheilungen in Stand gesetzt zu werden, die auch hier noch fühlbaren Lücken in einer zweiten Auflage auszufüllen. Wer sich mit dem Inhalt der acht Kapitel, in welche sich der gesammelte Schatz vertheilen läßt, näher bekannt macht, wird finden, daß diese Lieder nicht blos aus Ahnungen und Wünschen entsprungene Gebete sind, sondern auch bereits die berechtigte Siegesgewißheit der kämpfenden Gemeinde athmen und zu mannigfaltigem Lobe des Herzogs unserer Seligkeit auffordern, der aus kleinen Anfängen schon so reichen Segen hat erwachsen lassen.

Reise durch das gelobte Land. Ein ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 67 unternommene Reise von England nach St. Helena und dem Kap der guten Hoffnung, und die Rückreise von Natal über Mauritius, Egypten und Palästina.

Mit vielen Illustrationen. Von Dr. T. Wangemann, Missionsdirektor. Berlin (Missionshaus, Sebastiansstraße 25). 1869. Preis 1 Thl.

Eine vervollständigende Zugabe zu dem „Reisejahr in Südafrika" (s. Miss. Mag. 1869, S. 158). Was nämlich dem Missionsinspektor auf seiner Hinreise nach Südafrika und auf der Rückfahrt begegnet ist, erzählt er in seiner ungeschminkten, gemüthlichen Weise, welche uns in das Wanderleben auf englischen, französischen ꝛc. Schiffen, so wie im Morgenlande recht angenehm versetzt. Missionsbeobachtungen eingehender Art treffen wir beim Besuch von Mauritius, Palästina, Beirut und Smyrna. Interessante Begegnungen sind besonders die mit dem italienischen Franciskaner in Tiberias und mit dem griechischen Erzbischof von Smyrna, während auch von englischen und französischen Geistlichen charakteristische Züge mitgetheilt werden. Mit dem englischen Wesen steht übrigens der Reisende auf etwas gespanntem Fuße, was schon seine Orthographie englischer Wörter und Namen (berth, awning, cock, Cotterill ꝛc.) verräth. Daß bei dem etwas raschen Vorüberstreifen auch kleine Mißgriffe vorkommen (wie z. B. S. 103 der ältere Dr. Sandrezky ein Mediciner genannt wird, statt Jurist) wird keinen befremden, der etwa Gelegenheit hat, auch die aufs gewissenhafteste geführten Tagebücher früherer Jahre wieder zu durchblättern. Am 17. Nov. 1867 wars, daß der Verfasser „die spärlichen Ruinen" des Johanniterhospitals, in denen Ausgrabungen vorgenommen wurden, sich beschaute und „in dem zum Bethause umgestalteten Speisesaal des Hospizes" dem deutschen Gottesdienste anwohnte. Nicht ohne etwas Aerger über die englischen Brüder, welche die Deutschen in der Zionskirche „nur als kaum berechtigte Gäste ansehen"; und mit „heiliger Freude", daß er sich in diesem Hospiz „auf deutschem Boden" befinde. Noch zwei Jahre hat es gedauert, bis durch die Besitznahme des Kronprinzen von Preußen (7. Nov. 1869) diese Räume, von denen S. 105 eine Ansicht mitgetheilt wird, wirklich deutscher Boden geworden sind.

Bilder aus dem Leben eines Missionars. Hamburg, bei G. E. Nolte. 1869. (Preis 3 Sgr.).

Der Oldenburger Siebold Ulfers, Missionar in dem reich gesegneten Minahasa, auf Celebes, versetzt uns durch drei lebendige

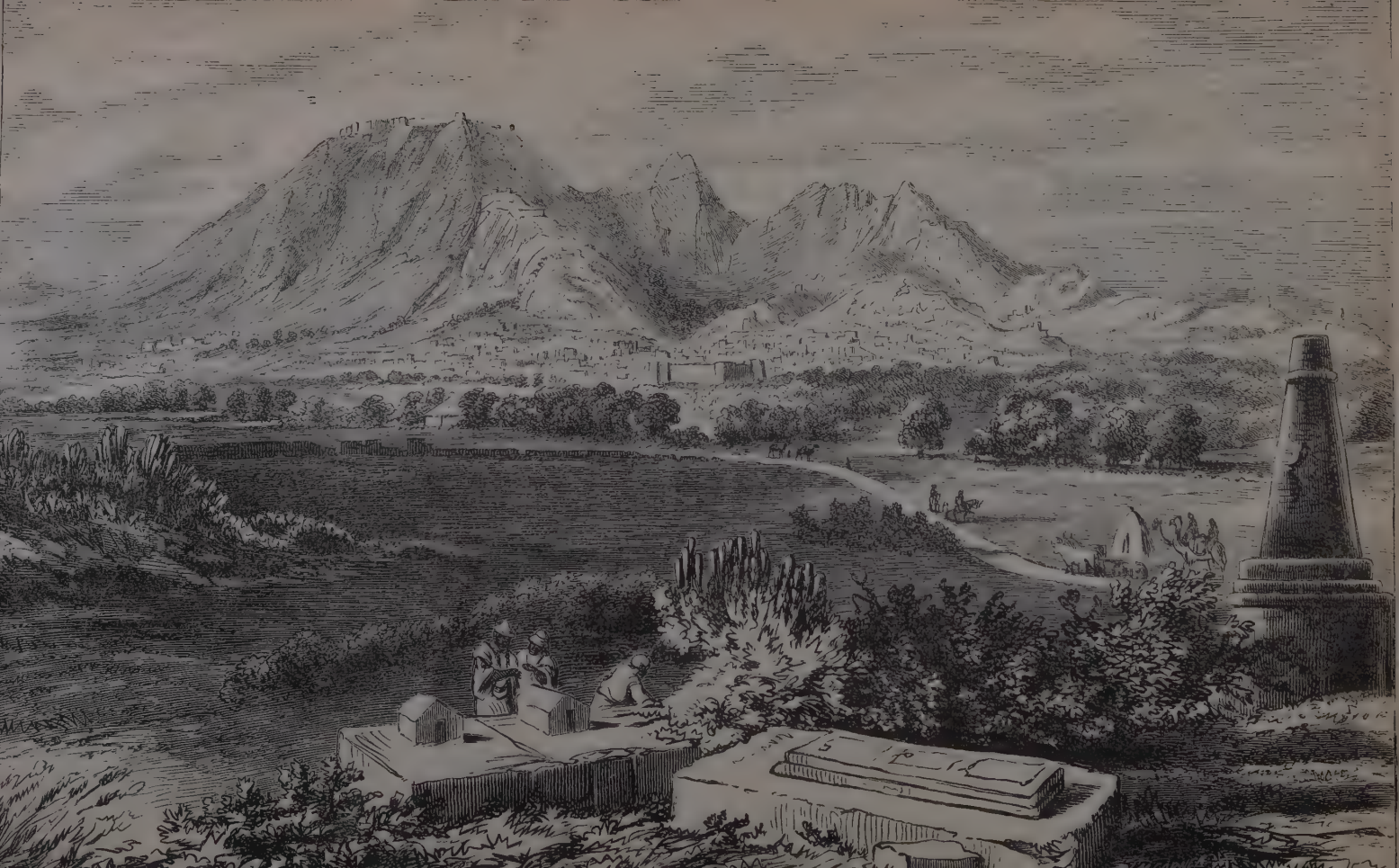
Skizzen, (1. Unser Umzug. 2. Ein Weihnachtsfest. 3. Die Waldleute von Mongondu) mitten in seine Freuden und Leiden. Es wird dem Leser wohl bei ihm und bei seinen Alisuren. Die Uebersetzung aus dem Holländischen ist wohlgerathen; nur dürfte einmal (S. 1) statt Negerhaus eher Dorfhaus stehen (denn eine Negerei hat nichts mit Negern zu thun). Ob S. 26 der Mergel nicht vielleicht des Smirgels Stelle vertritt, mögen Kundigere entscheiden.

Drei neue Missionsfragen, von C. H. Ch. Plath, Missionsinspektor. Berlin, W. Schultze, 1868.

Es sind drei bedeutende Gegenstände, welche die Abhandlungen des geistreichen Verfassers beleuchten. Einmal: Kirche und Mission; und wird hier gefunden, daß „die Mission fortwährend eine Tendenz zur Kirche hin haben müsse, und die Kirche ihrerseits eine Tendenz zur Mission". Die Vertretung der Missionswissenschaften auf der Universität wird in der zweiten Rede abgehandelt, welche bereits hier (Miss. Mag. Okt. 1869, S. 413) eine eingehende Berücksichtigung gefunden hat. Auch die dritte sehr interessante Skizze „der Weltverkehr und die Kirche" ist im Oktoberhefte (S. 398) benützt worden; sie verdient aber ganz gelesen zu werden und wird keinen nachdenklichen Leser ohne nachhaltige Belehrung und Anregung lassen.

„Treu bis in den Tod." Lebensbild des Dr. F. Ribbentrop von A. Vollmar. Buchhandlung des Evangelischen Missions-Vereins, Berlin. (1½ Gr.)

Das Leben dieses treuen Knechts Jesu Christi ist bereits in diesen Blättern (Miss. Mag. 1864, S. 249) erzählt worden. Eine gewandte Feder hat es in anderer Weise für das „Volksblatt" bearbeitet; es liest sich aber in irgend welcher Form immer wieder erwecklich und mahnend zu Dank und Nacheiferung. Möchte es vielen jungen Männern in die Hand kommen und ihnen zeigen, was es um ein rechtes Leben in der Nachfolge Jesu Christi ist!



Ein Blick auf Radschputana.

Noch waren die Schrecken der furchtbaren Hungersnoth, die in Orissa 1½ Millionen Menschen hinraffte, in frischem Andenken, als der Herr gegen das Ende des Jahres 1868 den Nordwesten Indiens mit einer ähnlichen Plage heimzusuchen begann, indem der sehnsüchtig erwartete Regen ausblieb. Besonders schwer betroffen wurde davon Radschputana, das Land der stolzen „Königssöhne". — „Wir befinden uns inmitten einer Nothzeit, deren Wirkungen erst anfangen, sich recht zu offenbaren," schrieb im Dezember Miss. Robson aus Adschmir. „Aus allen Theilen des Landes treffen Schaaren von Hilfsbedürftigen hier ein. Täglich zeigen sich neue Gestalten im Missionshaus. Kräftig gebaute Landleute, deren Ernte verdorrt und deren Vieh umgekommen ist; schmächtigere Spinner, die sich vergeblich um eine handvoll Baumwolle zum Spinnen oder Sortiren bemühten; vom Alter gebeugte Greise mit zitternden Gliedern; zarte Kinder, kaum im Stande, die Steine zu lüpfen, die zu sammeln sie sich anbieten; Frauen, deren Männer hinweggezogen sind, um Verdienst zu suchen und seit Wochen nichts von sich hören ließen; Mütter mit verhungernden Kinderhäuflein und dann und wann einen Säugling an der ausgetrockneten Brust — sie alle kommen, nicht um Speise, sondern um Arbeit irgendwelcher Art, für irgendwelchen Lohn zu erflehen, damit sie ein paar Bissen verdienen, sich vor dem Hungertod zu schützen. Wir schicken Alle fort, die wir anders wohin zu weisen wissen, aber es bleiben deren noch genug, für die keine andere Vorsorge getroffen werden kann, und die, menschlich gesprochen, umkommen müßten ohne die Unterstützung, welche die Missionare ihnen reichen." Und

Miss. Robb, der im November eine dreimonatliche Predigtreise unternahm, berichtete über seine Wahrnehmungen auf derselben: „Wir fanden viele Dörfer halb verlassen, weil die Leute nach Speise und Arbeit ausgegangen waren. Stellenweise bot das Land einen wahrhaft trostlosen Anblick dar, da man alle Bäume entblättert hatte, um ihr Laub als Futter für das Vieh zu verwenden. Wie ungenügend aber dies Bestreben war, das Leben der armen Thiere zu fristen, bezeugten die vielen Skelette, die vor jedem Dorf zu sehen waren. Was uns jedoch am tiefsten zu Herzen gieng, war, daß die Bäume größtentheils nicht nur ihrer Blätter, sondern auch ihrer Rinde beraubt waren. Als wir zuerst hörten, die Leute nähren sich von Brod, dessen Hauptbestandtheil Baumrinde sei, wollten wir es nicht glauben; unsre Zweifel schwanden aber, als wir unsern Weg entlang allenthalben die Bäume kahl und abgeschält dastehen und unzählige Male eine Last Rinde fortschaffen sahen. Hätten wir keinen andern Beweis gehabt, so zeugte dies allein schon laut genug von der Größe und Ausdehnung der Noth."

Es waren schwere, bange Tage, als trotz aller Anstrengungen, die gemacht wurden, die Einfuhr zu vermehren, das Korn immer theurer und theurer wurde, und zu den Qualen des Hungers sich für Tausende auch noch die empfindliche Winterkälte gesellte. Nun begannen einzelne Todesfälle bekannt zu werden. Einmal brachte die Polizei die Leiche eines Mannes nach Adschmir, der sich in ein Loch am Wege verkrochen hatte und dort elendiglich umgekommen war. Nur wenige Tage darauf kam aus der Missions-Apotheke die Kunde, daß ein Vater und Sohn im letzten Stadium des Hunger-Typhus dorthin gebracht worden, und eine Stunde darauf der Erstere im Angesicht der Hilfe verschieden sei. Als im Januar die für die Unterbringung arbeitsunfähiger Hilfebedürftiger errrichteten Armenhäuser eröffnet wurden, starb gleich in der ersten Nacht einer ihrer neuen Bewohner, für den die Hilfe zu spät kam.

Anfangs Februar schien einen Augenblick sich Alles über Erwarten freundlich zu wenden. Zu ganz ungewohnter Zeit kamen befruchtende Regengüsse. Die Kälte, die sie begleitete, kostete zwar etliche weitere Leben, doch die Saaten begannen üppig zu grünen, die Preise zu weichen. Schon glaubte man aus dem Stadium der Hungersnoth in das der bloßen Theurung hinübergetreten zu sein und freute sich mit dankerfülltem Herzen, daß der Tod nicht eine

reichere Ernte gehalten. Aber noch war der Noth Ende nicht da. Die Frühlingsernte gewährte nur die Hälfte des gehofften Ertrags, und zwar großentheils gerade in Folge der so lange ersehnten Segnung des Regens. Ein guter Theil der Aussaat war in den verschiedenen künstlichen Wasserbehältern bestellt worden, deren Boden allein noch einige Feuchtigkeit enthielt. Die in ihnen reifende Ernte, hoffte man, werde etwas von dem ersetzen, was sonst, wenn sie mit Wasser gefüllt waren, an Befruchtung von ihnen ausgieng. Doch gerade als sie zur Sichel weiß war, schwellten in Einer Nacht heftige Regengüsse die Gebirgsbäche so an, daß sie diese Seen füllten und die ganze Ernte darin verloren war, während überhaupt alles Korn mehr oder weniger von der Feuchtigkeit litt. Natürlich giengen die Preise nun aufs Neue in die Höhe. Die Zahl der arbeitsunfähigen Armen in den verschiedenen Armenhäusern stieg auf 2000, und in mehreren Bezirken brach unter der ausgehungerten Bevölkerung auch noch die Cholera aus.

„Ja, wahrhaftig, das Land ist schwer heimgesucht," schrieb Robson im Juni. „Der Regen des Himmels kam nicht zur Zeit, da er hätte die Saaten reifen helfen können, und wurde wie zur Rache ausgeschüttet, um das durch sein Ausbleiben begonnene Werk zu vollenden. Der Hunger verzehrte die Kraft des Volks, und hintennach kam die Pestilenz und raffte es in seiner Schwachheit weg — ein lautes Zeugniß, daß der Herr sich aufgemacht hat, Gericht zu halten. Hoffen wir, daß es die Herzen derer, über die es ergieng, erweicht und sie bereitwilliger macht, Ihn als ihren Gott zu erkennen."

Eine wohlthuende Wahrnehmung unter diesen Umständen war es, daß die furchtbare Noth in Orissa mit all den Opfern, die durch die Versäumnisse der Regierung dort dem Hungertod anheimfielen, doch nicht vorübergegangen war, ohne für Andere gute Früchte zu tragen. Gewarnt durch jenes traurige Beispiel, erkannte die oberste Behörde der Nordwestprovinzen rechtzeitig ihre Verpflichtung, die wirklich Hilflosen zu versorgen und verbürgte sich zur Deckung der Lücken, welche die ihr die Hand reichende Privatwohlthätigkeit ihr auszufüllen lassen würde. Indem sie die hiezu nöthigen Geldmittel bewilligte, erklärte sie ihre Beamten für verantwortlich für alle in Folge des Hungers eintretenden Todesfälle. Mit ungemeiner Rührigkeit wurden nun seit Januar 1869 bei Adschmir, der Hauptstadt

des englischen Radschputana, das nur 425,000 Einwohner zählt*), großartige öffentliche Arbeiten unternommen, um den Gesunden Verdienst und Nahrung zu schaffen, während die Arbeitsunfähigen in Armenhäusern Versorgung fanden. Da und dort wurden zwar, wie es in solchen Fällen immer geht, die wohlwollenden Absichten der Regierung durch den Eigennutz untergeordneter Beamten theilweise vereitelt, immerhin aber gelang es ihr, mit Gottes Hilfe weit schwereres Unglück zu verhüten. Ganz anders die Mehrzahl der indischen Fürstenthümer und ihrer Beamten. Sie lobten alles, was von den Briten geschah, aber sich selbst in solcher Noth der Millionen von Unterthanen zu ungewohnten Anstrengungen aufzuraffen, war nicht ihre Sache. Sie sahen dem Wachsthum der Plage mit stumpfem Trübsinn zu.

Den Missionaren dagegen strömten auf ihre energische Bitten reiche — einen Augenblick schien es, fast überfließende — Gaben zu, (aus Schottland allein 60000 fl.) die in der zweckmäßigsten Weise zu verwenden ihnen ein großes Anliegen war. Unter der unmittelbaren Leitung eines tüchtigen Ingenieurs, und der Aufsicht ihres erstbekehrten Evangelisten, des wackern Isadas, unternahmen sie die Anlegung eines neuen künstlichen Sees bei Adschmir, um den Nothleidenden für die Gegenwart Beschäftigung und für die Zukunft eine Wohlthat zu erweisen, die vielleicht auch einmal mithelfe, den Einen oder Andern nach der Speise und dem Trank verlangend zu machen, die sie ins Land gekommen waren, den hungernden und dürstenden Seelen zu bringen. Weniger umständliche Arbeiten wurden auf den Stationen Biawar, Nasirabad und Todgarh unternommen; wohl 80000 fl. wurden in dieser Weise von der Mission aufgewendet. Auch bei der Ausbesserung von Wegen und

*) Adschmir, seit 52 Jahren eine wohlhabende britische Stadt, ist jetzt etwa von 36000 Seelen bewohnt, unter denen, in Folge der früheren Regierung des Padischah von Delhi, noch viele stolze Muhammedaner sind. Es liegt am östlichen Fuße der etwa 1200' hohen Bergfestung Taragarh, neben einem großen künstlichen Teiche, dem Anasagar. Eine starke Stunde nordwestlich von der Stadt liegt der altberühmte See Puschkara, jetzt Pokhar, in welchem alljährlich am Feste des October- oder November-Vollmonds fünf Tage lang Zehntausende von Pilgern aus ganz Indien ihre Sünden abwaschen. Dort erheben sich um die fünf Teiche her, denen verschiedene Kräfte zugeschrieben werden, die Tempel des Ebengewordenen Vishnu, der Incarnation des Krischna, des Siwa, ja auch der Gattin und Tochter des Brahma ꝛc.

Zäunen und der Erbauung einer neuen Schule legten die Hilfesuchenden Hand an. „Alle wollten arbeiten, oder wenigstens den Namen haben, daß sie arbeiten. Es ist das sehr charakteristisch für die Bewohner dieses Landes. Zu betteln gilt bei ihnen für eine Schande. Wie viel Arbeit sie wirklich thun, kümmert freilich die Meisten wenig, wenn sie nur Bedienstete heißen und die Stellung und Bezahlung von solchen haben. Doch ist das nicht bei Allen so. Manche haben arbeiten wollen und nach Kräften gearbeitet, während wir ihnen lieber Geld gegeben und sie zur Ruhe verwiesen hätten. So kam einmal eine Frau mit einem erst etliche Tage alten Kind. Ich hieß sie sich pflegen und versprach ihr, sie mit den Uebrigen zu speisen, aber wohl fühlte sie sich erst, als ihr erlaubt wurde, auch einen Korb zu tragen, was sie gleichsam als Bürgschaft zu betrachten schien, daß sie ihr eigenes Brod essen dürfe. Aehnlicher Beispiele ließe sich eine ganze Reihe anführen."

Sehr zu ihrem Nachtheil unterschieden sich von den Hindus die Muhammedaner, einst die Eroberer des Landes. „Ich hatte bis dahin wirklich keinen Begriff, wie tief sie gesunken sind. Ich glaube nicht, daß sie jetzt noch ein Fünftheil der Bevölkerung von Adschmir und den angrenzenden Staaten bilden, und doch gehörten ihnen zwei Drittel derer an, die uns um Hilfe angiengen. Als ich die Leute zur Arbeit hinausschickte, war das Wetter feucht und kalt und kein sehr gutes Obdach vorhanden, obgleich ich mich bemüht hatte, nach Kräften zu sorgen. Sämmtliche Hindus hielten aus, fast alle Muhammedaner aber hatten am ersten Tag genug und giengen in die Stadt, um dort leichtere Arbeit zu suchen. Nicht lange darauf kehrten Einige von ihnen im äußersten Elend zu mir zurück und baten flehentlich, ihnen wieder Arbeit zu geben, jedoch mit der bestimmten Forderung, sie nur in der Nähe des Missionshauses zu verwenden."

Nicht so durchgreifend wie in Adschmir und Nord-Merwar war die Hilfe im südlichen Theil der letztgenannten Provinz. Dort aber wußten die Nachkommen jener räuberischen Mers, die einst im ganzen Westen Indiens berüchtigt waren, sich selbst Rath zu schaffen. Trotz all ihrer neueren Ansprüche, dem adeligen Stamm der Radschputen anzugehören, die vor einem Stück Kuhfleisch nicht minder zurückschaudern würden als vor Menschenfleisch, stahlen und schlachteten sie Haufen Viehs; ja zum Essen von Aas sogar ließen

sie sich vom Hunger treiben. Diebstähle der frechsten Art zu verüben, scheuten sie sich nicht; zu betteln aber hätten auch sie für Schande gehalten. Sehr süß war es da natürlich Miss. Robb, durch die reichen Beisteuern von Missionsfreunden in den Stand gesetzt zu werden, solchen Arbeit zu verschaffen, die an ihr Haus gebunden, nicht 20 Stunden weit gehen konnten, um bei den Regierungs-Bauten Verdienst zu suchen. Zum Eintritt ins Armenhaus bequemten sich nur etliche Wenige von der niedersten Klasse der Mers; weitaus die Meisten wären lieber Hungers gestorben, als sich dazu zu verstehen, und wiederholt wurden die Empfänger von Almosen von ihren Stammgenossen mit Ausstoßung aus ihrem Verband bedroht.

Ein Volk, das sich in dieser Weise durch eine Zeit bittern Mangels durchkämpfte, erregt unwillkürlich unsere Theilnahme*). Noch etwas Anderes aber ist's, das sie billig weckt. Scheint es doch, als habe gerade in unsern Tagen der Herr über Radschputana vor andern Ländern Indiens Gedanken des Friedens! — Wir haben früher schon in diesen Blättern erzählt, wie die Schrecken des furchtbaren Militär-Aufstandes im Jahr 1857 die Veranlassung zur Gründung einer Mission in dieser bis dahin von der Predigt des Evangeliums noch unberührten Provinz wurden (Miss. Mag. 1864, S. 447 ff.), und welch unerwartete Thüren der Herr einem der ersten Sendboten, dem Arzt Valentine, in Dschaypur öffnete (Miss. Mag. 1867, S. 31 ff.). Das erst zehnjährige Werk hat nun bereits eine Ausdehnung gewonnen, die zu einem Rückblick auf seine schwachen Anfänge einladet, um daran einige weitere Mittheilungen über den Segen zu knüpfen, der auf ihm ruht.

Mit heißen Gebeten begleitet sandte zu Ende des Jahrs 1859 die vereinigte presbyterianische Kirche Schottlands ihre zwei ersten Friedensboten Shoolbred und Steele nach Radschputana aus. In Bombay von christlichen Freunden der verschiedensten Benennungen mit warmer brüderlicher Liebe aufgenommen, setzten sie in Begleitung des Veteranen Dr. Wilson, der mit seiner gewohnten Hingebung sich ihrer annahm, die Reise landeinwärts fort. Alles sah so ermuthigend aus, als nur möglich. Wie bald aber bekamen sie

*) Nach den neuesten Berichten scheint sich die Zahl der durch die Hungersnoth weggerafften Bewohner von Radschputana bereits auf eine halbe Million zu belaufen.

die Wahrheit des alten Sprichworts zu erfahren: „Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's!" Kurz nachdem sie Bombay verlassen hatten, wurde Steele so ernstlich unwohl, daß die Reise nur langsam und wie unter einer drohenden Wolke fortgesetzt wurde. Nach schweren, mit christlicher Geduld ertragenen Leiden entschlief er in Erinpura an der Grenze Radschputanas. Darin also wurde ihm der Wunsch seines Herzens gewährt, daß er das Land seiner Sehnsucht wirklich erreichte — doch er betrat es nur, um darin sein Grab zu finden. Einsam und traurig langte Shoolbred in Biawar an und legte da den Grund zu der nun so blühenden Mission. Das Jahr darauf folgten ihm Robson und Martin mit ihren Frauen, welche neue Stationen in Adschmir und Nasirabad gründen sollten. Wieder ein Jahr später wurde die Mission durch den Arzt Valentine und den jungen Genfer Glardon verstärkt. Auch Letzterer — die Erstlingsgabe der freien Kirche seiner Vaterstadt an die Heidenwelt — brachte aber von der Reise schon einen Krankheitskeim mit, der ihn nöthigte, das Feld nach bloß zweijährigem Aufenthalt wieder zu verlassen. Neue Arbeiter wurden nachgeschickt, doch auch unter ihnen räumten Tod und Krankheit auf — recht als gehöre es zum Anwurzeln der Mission im fremden Lande, daß sie wie Abraham durch Gräber den Anfang mache zur Besitzergreifung des Bodens.

Auf fünf bis sechs Jahre bloßen Säens durfte man sich schon gefaßt machen bei einem so unvorbereiteten Volke. Doch wo man von geistlicher Noth noch nichts wußte und für sie keine Hilfe begehrte, gab es allenthalben leiblich Kranke, denen der Arzt seine Dienste nicht vergeblich anbot. Kaum hatte Valentine Radschputana betreten, so fieng er schon an, mit dem der Sprache bereits kundigen Shoolbred im Lande umherzuziehen. Unter dem großen Feigenbaum in der Mitte des Dorfes pflegte dann Shoolbred die Leute zuerst nach ihren Ernteaussichten, ihrem Vieh und dem Wasservorrath in ihren Teichen zu fragen, um von diesen irdischen Dingen allmählich überzugehen auf den, in dem wir leben, weben und sind, und von dem allein alle gute und vollkommene Gabe kommt. Dann erzählte er ihnen weiter von der Liebe Gottes zu den Menschen, die Ihn bewogen habe, ihnen Seinen eingebornen Sohn zu senden; wie dieser ein Mann der Schmerzen und der Allerverachtetste wurde, wie Er so gerne mit den Armen sprach und Kranke heilte, und endlich den martervollen Tod am Kreuze starb, damit wir Alle le-

ben möchten. Zum Schluß stellte er ihnen noch Valentine vor als ihren Freund, der nach Indien gekommen sei, nicht wie viele andre Aerzte, um Geld zu verdienen und dann wieder fortzugehen und sich nichts mehr um sie zu bekümmern, sondern um ihnen wohl zu thun. Sie dürfen ihn ganz und gar als ihren Doktor Sahib betrachten, der sichs zur Freude rechnen werde, wenn sie ihm Gelegenheit geben, ihre Krankheiten ohne alle Bezahlung umsonst zu heilen.

Nicht sogleich faßten sich zwar darauf die Leute ein Herz zu ihm; so bald aber nur Einige einmal den Anfang gemacht hatten und durch ein wenig Arznei oder eine kleine Operation geheilt worden waren, strömten die Uebrigen in Schaaren herbei. Gar heiter klang es da zuweilen, die Bemerkungen der Umstehenden zu hören: „Wah, wah! was für Leute sind das! In denen ist die Weisheit des ganzen Weltalls verkörpert. Wie gar anders als unsere Brahmanen! Sie kommen nicht, um unser Korn und Geld zu nehmen, sondern um uns Weisheit für unsre Seelen und Arznei für die Leiber zu bringen. Wah, wah!“ — Bald nach seiner Ankunft zog es Valentine, auch die in Biawar und Adschmir stationirten Brüder zu besuchen. Unter den Dörfern, denen Robson von letzterer Stadt aus das Evangelium zu verkünden bemüht war, war eines, dessen Bewohner sich besonders unempfänglich zeigten, so daß er Noth hatte, auch nur vereinzelte Zuhörer zu finden, die nach Allem eher zum Spotten als zum Aufmerken geneigt schienen. Auf seinen Wunsch begleitete ihn Valentine dorthin. Die Arzneikiste auf dem Rücken, lief dessen Diener in den Gassen umher und schrie überlaut: „Unter dem Feigenbaum sitzt ein Doktor Sahib, der Allen, die kommen, umsonst Arznei gibt. Fieberkranke, Augenleidende, mit Gicht Behaftete, kommt Alle, kommt, und der Doktor unter dem großen Baume wird euch heilen!“ Und wirklich, die Leute kamen auf den neuen, wunderbaren Ruf. Neugierig starrte der zusammengelaufene Haufe den Fremdling an, bis endlich Einer, kecker als die Andern, hervortrat, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen. Ein Zweiter folgte, dem Valentine ein Geschwür aufstach, und nun begann ein Zudrang von Patienten, wie er ihn der Größe des Dorfes nach kaum erwartet hatte.

Ein Weib mit einem abgezehrten halbnackten Kinderhäuflein kam auch herbei und bat ihn, doch ihren Mann zu besuchen, der

seit zwei Jahren nicht mehr stehen könne, so daß bei ihnen nun die bitterste Armuth eingekehrt sei. Valentine fand die hagere Gestalt mit Schmutz bedeckt auf ihrem elenden Lager. Er erkannte das Uebel als eine ihm heilbar scheinende Lähmung der Vorderfüße und rieth ihm, sich zur Pflege ins Missionshaus bringen zu lassen. Und siehe da! gleich am andern Morgen erschien der Mann auf einem Büffel sitzend vor demselben und erinnerte Valentine an sein Versprechen. Schnell wurde eines der Nebengebäude in ein Krankenhäuschen umgewandelt. Bei genauerer Untersuchung fand Valentine, daß der Lahme in die Hände einheimischer Quacksalber gefallen und von ihnen jämmerlich mißhandelt worden war. Sie hatten in solchem Uebermaß an ihm gepflastert, gebrannt und geschnitten, daß es schwer war, an seinem ganzen Leib eine Stelle zu finden, die nicht die Spuren ihrer heroischen Kuren trug. Jetzt aber schritt unter Gottes Segen seine Genesung so rasch vorwärts, daß er nach vierzehn Tagen zu Fuß in sein Dorf zurückkehren konnte. Staunend umringte ihn die ganze Einwohnerschaft und fragte, welchen Zauber er gebraucht habe? Als Robson jenes Dorf wieder besuchte, hatte er begreiflicher Weise keine Mühe mehr, Zuhörer zu finden, und die Herzen der Leute waren so aufgeschlossen, daß kurz darauf eine Schule eröffnet werden konnte. Für Valentine aber war die Gefahr nur noch die, daß die ländliche Bevölkerung in ihrem Uebermaß von Vertrauen auch das Unmögliche von ihm erwarten könnte.

Anders als die einfältigen Landleute, die ihren Freund gerne in jedem Anliegen befragten und ihn mitunter auch zu ihrem Thierarzt machten, sahen natürlich solche Brahmanen die Sache an, die selbst auch mediciniren, und von dieser Konkurrenz gar nicht erbaut waren. Sie sannen auf Mittel, ihren eigenen Einfluß zu wahren, und in den Städten wurde es ihnen auch nicht schwer, das vorher schon bestehende Mißtrauen zu schüren, als giengen die Missionare darauf aus, die Leute durch irgend eine List unversehens zu Christen zu machen. Was konnte unter dem Namen Arznei der Arzt den Kranken nicht Alles von Knochenmehl und andern verunreinigenden Dingen reichen! Gewiß, die Regierung, der es nicht gelungen war, die Bewohner des Landes mit Gewalt zu Christen zu machen, hatte jetzt dieses Auskunftsmittel ersonnen, sie um ihre Kaste zu bringen!

Kurz darauf brach jedoch die Cholera aus. In ihrer Noth

griffen die Leute begierig nach den angebotenen Mitteln, und die erfahrene Hilfe verscheuchte bald jeden Argwohn. Wie oft kam es dann vor, als die Plage vorüber war, daß Wiedergenesene, zum Theil reiche und vornehme Leute, den Missionaren dankbar grüßend zuriefen: „Euch verdanken wirs, daß wir noch leben; ohne euch wären wir jetzt todt!“ Es war das eine Gelegenheit, bei der diese nie versäumten, von dem Einen Helfer zu zeugen, und mit süßer Genugthuung vernahmen sie dann manchmal das Bekenntniß: „Es ist ein wahres Wort, das ihr da sprecht; Gott hat es gethan, Jesus Christus hat es gethan.“

Auf's Bereitwilligste brachten nun auch die Frauen ihre Kinder zu Valentine, daß er sie impfe. Es war das von außerordentlicher Bedeutung, da bei der Verachtung und Zurückgezogenheit, in der das weibliche Geschlecht in Indien lebt, es dem Missionar fast unmöglich ist, auf gewöhnlichem Wege die Frauen des Hauses mit seiner Botschaft zu erreichen. Hatten sie aber einmal durch den ihren Kindern geleisteten Dienst die Bekanntschaft des Missionars gemacht, so wurden sie auch so begierig nach seinem Wort, daß er manchmal nicht zu schätzen wußte, ob sein Zuhörerkreis mehr beturbante oder verschleierte Köpfe zählte. Ein gleich im ersten Jahr errichtetes kleines Waisenhaus hatte sich bei der herrschenden Hungersnoth alsbald gefüllt, und so gieng, sobald die Brüder der Sprache einigermaßen mächtig waren, auch durch Schulunterricht und Reisepredigt die Arbeit rüstig vorwärts.

Einen weiteren Wirkungskreis eröffneten Valentine seine medicinischen Kenntnisse in Adschmir, wo er im Auftrag der Brüder einmal ein Vierteljahr zuzubringen hatte. Er bot sich an, in der dortigen Regierungsschule naturwissenschaftliche Vorträge zu halten, denen bald nicht nur die Zöglinge der Anstalt, sondern auch andere Bewohner der Stadt mit großer Theilnahme folgten. Da wurden dann die Albernheiten, welche die heiligen Schriften der Hindus über die Ursachen des Regens, des Windes und anderer Naturerscheinungen enthalten, und die groben Gaukeleien der Brahmanen gründlich beleuchtet. — Zugleich eröffnete er in seiner eigenen Wohnung einen physiologischen Kurs für junge Männer, die der englischen Sprache schon so kundig waren, daß sie ihn in dieser verstehen konnten. Wie sehr auch diese Gelegenheit zur Belehrung geschätzt wurde, bewies hinreichend der Umstand, daß dabei der jeden

Abend zurückzulegende Weg von mehr als einer Stunde gar nicht in Betracht kam. Valentine fühlte, daß er bei diesem Thema den Irrthümern der heidnischen Religionen noch direkter auf den Leib rücken könne, als bei seinen rein naturwissenschaftlichen Vorträgen. So begann er also, als er auf den Begriff des Lebens zu sprechen kam, mit großer Ausführlichkeit die verschiedenen Irrthümer zu erörtern, denen nach den Wedas und Puranas die alten Hindus sich hingaben. In gleicher Weise besprach er die Gedanken, welche sich Buddhisten, Dschainas, Parsis, Griechen und Römer und verschiedene europäische und amerikanische Gelehrten darüber machten. Das zündete so und lockte so viele Fragen und Einwürfe hervor, daß aus den physiologischen Abenden am Ende mehr philosophische wurden.

Einmal erbat sich einer der Zuhörer, eine selbst verfaßte Abhandlung über diesen Gegenstand vorlesen zu dürfen. Er erhielt sie, und bald zeigte sichs, daß dieselbe ein Angriff auf das Christenthum war, begründet durch den Lebenswandel mancher Namenchristen und die in Indien landläufigen Einwendungen gegen dasselbe. In seiner Entgegnung darauf hatte zwar Valentine mit tiefem Schmerz zu bekennen, daß man allerdings einen sehr verkehrten Begriff von den Vorschriften der christlichen Religion bekäme, wenn man sich ihn einzig nach dem Betragen mancher seiner Bekenner bilden wollte. Dann aber fuhr er fort: gleich wie er bei Allem, was er über den Hinduismus gesagt, sich nur an ihre Schastras gehalten habe, so dürfen auch sie billiger Weise die christliche Religion nur nach der Bibel beurtheilen. Dank dem Neutralitätsprincip der englischen Regierung in Indien, das den Zöglingen ihrer Schulen das Lesen der englischen Klassiker und aller heidnischen und muhammedanischen Schriftsteller gestattet, ihnen das Studium der heiligen Schrift aber bei Strafe der Ausweisung verbietet, war fast keiner von Valentines Zuhörern irgendwie mit ihr bekannt. So forderte er sie denn auf, als Männer und als Gelehrte sich nicht mit einer von bloßem Hörensagen erlangten Bekanntschaft mit dem Christenthum und dem Nachschwatzen unter dem Volke verbreiteter Vorurtheile gegen dasselbe zu begnügen, sondern es nach seinen Quellen zu studieren. Der Vorschlag wurde williger befolgt, als Valentine es erwartet hatte, und im letzten Monat seines Aufenthalts in Adschmir sah er sich von einem Zuhörerkreis umringt, von dem Viele selbständig im

Worte Gottes forschten. Seine Vorträge wurden nachher noch etwas sorgfältiger ausgearbeitet und in drei Sprachen (darunter auch die arabische) dem Druck übergeben. In dieser neuen Gestalt sind sie jetzt nicht nur in verschiedenen Missionsschulen, sondern auch in der Regierungsschule in Dschaipur als Lehrbuch eingeführt.

Eine nähere Bekanntschaft mit dem Christenthum, die man in andern Gegenden Indiens auch bei Unbekehrten vielfach findet, war in Radschputana noch nirgends vorhanden. Wenn der Missionar einem Manne zu sagen wagte: „Du bist ein Sünder," oder wenn er das von sich selbst bekannte, wurde ein so unerhörtes Wort mit endlosem Gelächter aufgenommen. Dennoch gab der Herr über Erwarten schnell einen Erstling in einem jungen, stolzen Brahmanen, der sein Leben lang sich seine Mahlzeiten selbst gekocht hatte, um sich nicht durch Gemeinschaft mit Niedreren zu verunreinigen. Nachdem dieser Paul Bischam, der seither ein treuer Mitarbeiter der Missionare geworden ist, im Januar 1863 die Taufe empfangen hatte und kurz darauf als Vertreter des kräftigen Gebirgsstamms der Mers zwei eingeborne Soldaten zum Glauben gekommen waren, denen ein einfältiger Landmann mit seinem Weibe folgte, lieferten bald auch die Muhammedaner einen Beitrag zu der kleinen Gemeinde. Am 9. Oktober 1864 wurde Hussain Ali, ein vornehmer Sayad (Abkömmling Muhammeds), in dieselbe aufgenommen. Er hatte sich durch Pfanders Schriften von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, und nun war es, als habe er durch Miss. Martin sich auch in dessen Demuth und Reinheit einleiten lassen. Er schien wirklich umgewandelt und predigte seinen Glauben zum Schrecken aller Muselmanen.

Durch lauter Siege aber gieng es nicht. Während noch verschiedene wirklich einfältige Seelen Christum fanden, wie z. B. der alte redliche Weber Lala, der im April 1865 bei seiner Taufe durch seine herzlichen Bekenntnisse vielen seiner alten Freunde Thränen entlockte, zeigte Hussain Ali bald genug, daß bei ihm das Evangelium das Herz noch nicht durchdrungen hatte, so überzeugt der Kopf von dessen Wahrheit war. Er mußte eines unreinen Verhältnisses wegen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden, wie auch ein junger Kaufmann Dschagannatha, der, nachdem er viele Opfer für Christum gebracht hatte, sich mit seinem Bruder verfeindete und in schwere Lügen verwickelte.

Wie triumphirten da Heiden und Muhammedaner! „Seht ihr die Früchte des Christenthums?“ hieß es jetzt. „Wer übertritt, wird tausendmal schlimmer, als er zuvor war, und zudem wird er noch an den Pranger gestellt! Wie grausam behandeln doch die Missionare ihre Bekehrten! Natürlich, wenn sie einmal den Lohn in der Tasche haben, den die Regierung ihnen für jeden derselben zahlt, kümmern sie sich nichts mehr um die Armen, sondern überlassen sie ihrem Schicksal.“

Allein auch in solchen Zeiten war der Herr mit seinen Knechten. Statt des gefallenen Hussain Ali wurde ihnen im November 1865 ein junger Muhammedaner Manawir geschenkt, der als Lehrer in ihrer Todgarh-Schule seither still und unanstößig seinen Weg geht und zeigt, daß auch ein Muhammedaner wahrhaft demüthig werden kann. Ueberdieß durften sie erfahren, daß die strenge Zucht sich an den übrigen Christen heilsam erwies und das Wort Gottes in immer neuen Seelen zündete.

Besonders heiße Tage hatten die Missionare wieder im Sommer 1867. Seit dem Beginn des Jahres raffte der Tod elf Glieder ihrer kleinen Gemeinde weg; in jedem Briefe mußten sie von neuen Krankheiten oder Sterbefällen im Häuflein der Arbeiter oder der ins Waisenhaus aufgenommenen Kinder berichten. Mit um so köstlicheren Erquickungen aber kehrte der Herr im Oktober bei ihnen ein. Schon am 6. durften sie einen Brahmanen taufen; noch froher und dankbarer aber schlugen ihre Herzen am 13. — dem gleichen Tage, da in Abeokuta nach 21 Arbeitsjahren die Missionare vertrieben wurden. Denn da hatten sie nicht nur die Freude, acht weitere Seelen, sondern auch die beiden Gefallenen, Hussain Ali und Dschagannath, auf ihr reuiges Bekenntniß hin wieder in die Gemeinde aufzunehmen. Wie waren nun die Feinde beschämt, die Liebe zu sehen, die die scheinbar Verstoßenen wieder genossen, und zu hören, wie Hussain Ali jetzt das Wort verkündigte mit einem Ernst und einer Kraft, die bewies, daß Gott selbst seiner, des Unwürdigen, sich wieder erbarmt hatte! Feinde, die ihm seine Sünden vorrücken wollten, mußten vor seinem offenen Bekenntniß sich verwirrt und verstummend zurückziehen.

Wie rührend gemischt war auch das Häuflein der Täuflinge! Vier kürzlich erst ins Waisenhaus aufgenommene Kinder in zartem Alter, die nicht auf Grund eigenen Bekenntnisses dieß Gnadenzeichen

empfiengen. Dann zwei ältere Töchter des Waisenhauses, die eine aus Dschaipur gesandt, die andere aus Barma stammend. Die Erstere war kurz nach ihrer Aufnahme einmal zu Miss. Shoolbred gekommen, und hatte ihm ihren Glauben an Jesum und ihren Wunsch nach der Taufe bekannt. Als dieser sie prüfte, hatte er gestaunt über ihre verständigen Antworten und das tiefe Gefühl, mit dem sie von ihrer Liebe zu ihrem Heiland Zeugniß gab. Ein paar Tage darauf erfuhr er das Geheimniß, wie sie so schnell zu dieser überraschenden Erkenntniß gekommen war. Agnes, die lieblichste Blüthe der kleinen Heerde im Waisenhause, hatte das gleiche Bett mit ihr getheilt und, wenn die Uebrigen schliefen, eine Nacht um die andere der armen Fremden Stunden lang von dem guten Hirten erzählt, dessen Schäflein sie selbst geworden. — Die junge Barmanin war von ihren Eltern verkauft, oder von indischen Zigeunern gestohlen, in diese Gegend gekommen und durch Gottes wunderbare Leitung einem Leben harter Knechtschaft entrissen worden, um dafür die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu finden. Neben den beiden Mädchen stand Tschanda, die Wittwe eines vor Kurzem im Glauben entschlafenen Mannes, die noch vor dessen Tode sich entschlossen hatte, in seine Fußstapfen zu treten und dann durch ihre Fortschritte in Erkenntniß und Wandel dem Missionar große Freude bereitete. Unter sämmtlichen Täuflingen aber war es ein bejahrter Brahmane, auf den alle Augen sich mit besonderer Theilnahme hefteten, als er der Gemeinde seinen Lebenslauf vortrug.

Vierzehn Jahre alt war Krischna Das nach Agra gekommen, um dort in indischer Weisheit unterrichtet zu werden. Nach einem Jahr zog er von da weiter, von einer heiligen Stadt und einem berühmten Lehrer zum andern, immer mit dem gleichen Verlangen, den rechten Weg zum Himmel zu finden. Vergeblich! Statt Ruhe für seine Seele zu erlangen, hörte er nur von den Lügen, Diebstählen und andern Schlechtigkeiten der Erdengötter. Ein tiefes ungestilltes Sehnen im Herzen, ließ er sich endlich in Schikawati, einem Dorfe des Königreichs Dschaipur, nieder, und baute da Wischnu einen Tempel, in dem er 25 Jahre des Priesteramts pflegte.

Bekanntlich zerfällt der Hinduismus in verschiedene Sekten, die einander zuweilen mit großer Feindseligkeit gegenüberstehen. Der Gott nun, dem der Radscha von Dschaipur hauptsächlich huldigt, ist nicht Wischnu, sondern Schiwa. In seinem Eifer für diesen Letz-

teren sucht er, so weit er dieß ohne eigentliche Verfolgung thun kann, auf jede Weise den andersgläubigen Sekten entgegenzuarbeiten. Namentlich des wüsten Treibens der Maharadschas, einer hochgehaltenen Klasse von Verehrern Wischnus, war er so müde, daß er jede Verbindung mit ihnen aufhob, ihre Irrthümer und Ausschweifungen öffentlich darlegte und sie zur Vertheidigung ihrer Lehren einlud. Im königlichen Schloß fand in zahlreicher Versammlung die Disputation statt. Die Priester Wischnus vermochten nicht zu widerlegen, daß ihre Lehren an den ältesten heiligen Schriften keinen Halt haben, sondern erst spätere Zuthat seien. Wuthentbrannt verließen sie den Palast. In ihre prachtvollen Tempel zurückgekehrt, hetzten sie das Volk gegen den Radscha auf und sannen auf weitere Rache. Entweder aus grundloser Furcht, oder um als ungerecht Verfolgter zu erscheinen, verließ einer von ihnen, Hari Das, die Stadt, begleitet von einem wohl 30,000 Menschen zählenden Haufen Volks, der sich heulend die Haare raufte. Eine Zeitlang ließ die Aufregung bedenkliche Auftritte fürchten. Dann aber sah man auch die Gegner der Wischnu-Priester in großen Processionen unter Trommelschall und dem gellenden Ton von Muscheln und Clarinetten mit flatternden Fahnen und goldumhängten Elephanten einherziehen. Fast alle Brahmanen Dschaipurs vertauschten nun Wischnus Dienst mit dem Schiwas. Die Wischnu-Priester aber, rasend über den Verlust ihrer Macht, zogen den König verfluchend ins Land hinaus, um in den berühmtesten Tempeln durch Gebete und allerlei Zauberformeln an seinem Tode zu arbeiten. Auch in Krischna Das Tempel kehrten sie zu diesem Zwecke ein. Obgleich ein Verehrer Wischnus, nahm er aber an diesem Treiben nicht Theil. Nachdem er vergeblich Vorstellungen dagegen erhoben hatte, wurde ihm's klar, er müsse in die Hauptstadt reisen, um diese finstern Umtriebe zu entlarven.

Dschaipur mit seinen 250,000 Einwohnern ist eine der schönsten rein indischen Städte. Im April 1866 hatte Dr. Valentine sie auf einer Erholungsreise flüchtig berühren wollen, war aber von dem frommen englischen Agenten, Major Beynon, einige Tage festgehalten worden. Der Radscha hatte von ihm gehört und ihn gebeten, seine kranke Gemahlin zu behandeln, was er mit so gutem Erfolg that, daß er das Anerbieten erhielt, als Unterrichtsminister ganz in Dschaipur zu bleiben. Er nahm es an unter der Bedingung, daneben volle Freiheit zur Verkündigung des Evangeliums zu haben.

Diese Freiheit nützte er treulich. Eben stand er wieder predigend unter einem Haufen Volks im Bazar, als Krischna Das auf seinem Wege zu dem Priester des Königs, dem er die hochverrätherischen Umtriebe jenes Hari Das mittheilen wollte, da vorbei kam. Zum ersten Mal in seinem Leben hört der redliche Mann hier von dem großen Lehrer Jesus Christus sprechen, der gekommen sei, die Sünden durch seinen Opfertod zu tilgen und die Menschen zu sich in den Himmel zu nehmen. Er horcht erstaunt der Wunderbotschaft und findet sich am zweiten und dritten Abend wieder ein, um noch mehr zu vernehmen. „Das ists ja, was ich brauche; wie gut wäre es für mich, ein Jünger Jesu zu werden," tönt es dabei in seinem Herzen. Er sucht Valentine auf und erhält von ihm ein neues Testament, damit er selbst weiter forsche. Bald zeigt sichs, daß das Wort Wurzel faßt in seinem Herzen und der heil. Geist selbst sein Lehrer ist. Es wird ihm selige Gewißheit, daß Jesus Christus der Sohn Gottes und der einzige Heiland der Sünder ist, und er setzt seine ganze Hoffnung auf Ihn. Darauf hin bringt Valentine ihn den Brüdern in Biawar zur Taufe. „Gesegnet sei mir der Tag, an dem ich nach Dschaipur kam und von Jesus Christus hörte!" rief bei derselben der nun endlich zum Quell des Lebenswassers Gelangte aus. Isa Das, Diener Jesu, wollte er von jetzt an heißen.

Und das ist er auch durch Gottes Gnade im vollen Sinne geworden. Gleich nach seiner Taufe fühlte er das Bedürfniß, das Lebensbrod, das seinen Hunger stillte, auch denen zu bringen, die ihm hienieden lieb waren. Er kehrte in das Dorf zurück, in dem sein Sohn und seine Schwiegertochter den Tempel bewohnten, dessen Einkünfte er selbst bis dahin bezogen hatte. Es gelang ihm, nicht nur diese Beiden für Jesus zu gewinnen, sondern auch einen befreundeten jungen Radschputen. Mächtig angezogen durch das, was Isa Das ihnen von der christlichen Religion erzählte, kamen sie nach Dschaipur, um dort noch mehr davon zu hören und ihren Entschluß zu bekennen, seinen Lehren anzuhangen und nach seinen Vorschriften zu handeln. Bald wurde dieser Entschluß auf eine schwere Probe gestellt, indem ein Mihtar (Auskehrer) und sein Weib sich gleichfalls zum Unterricht meldeten. Mit Leuten, durch deren Nähe sie bis dahin sich zu verunreinigen gefürchtet hätten, sollten sie jetzt also als mit ihresgleichen verkehren. Aber sie bestanden die Probe und begrüßten die Beiden freudig als Brüder in Christo, die keine Ka-

stenschranke mehr trennt. Als zu Anfang des Jahres 1868 Miss. Robson nach Dschaipur kam, taufte er die drei Ersteren, während er die zwei Letzteren zu weiterer Vorbereitung nach Adschmir sandte. Isa Das aber nahm ein einfaches christliches Mädchen aus der Schule der Missionare zur Gattin.

Mit Recht freut sich Valentine, daß ihm in Dschaipur gerade dieser Erstling geschenkt wurde, obgleich er mit demüthigem Dank gegen Gott auch irgend einen armen verachteten Mann von der niedersten Kaste angenommen hätte. Der Herr hat diesem Arzte Wege gebahnt wie wenigen Missionaren und seine Schritte mit wunderbarem Segen begleitet. Außer der kleinen Gemeinde, die er in Dschaipur gründen durfte, hat er als Unterrichtsminister schon über tausend Personen unter den Einfluß von Schulen gebracht, in denen die Bibel mit zu den Lehrgegenständen gehört. Aus einer Anzahl kleinerer Schulen, die er in verschiedenen Theilen der Stadt gründete, ist im Laufe des verflossenen Jahres eine große Centralschule in der Mitte derselben geworden, welche wenige Wochen nach ihrer Eröffnung schon 60 Zöglinge zählte, da es Valentine gelungen war, tüchtige Lehrer für das Sanscrit, Hindi, Persische, Arabische, Urdu und Englische zu gewinnen. Ein wesentlicher Vortheil dieser neuen Einrichtung ist es, daß Valentine selbst den Unterricht auf diese Weise viel genauer überwachen kann, als früher in den verschiedenen kleinen Lokalen. Ferner gründete er eine von 121 jungen Leuten besuchte Gewerbschule, die bereits Großes zur Ausgleichung der Kasten-Vorurtheile geleistet hat. Brahmanen, Banias und Radschputen lernen darin ohne irgendwelchen Unterschied alle Gewerbsarten, während früher der Gedanke, als könnte ein Brahmane den Handwerkszeug eines Zimmermanns berühren oder sich mit Töpferei befassen, etwas rein Unerhörtes war. Hätte er sonst noch nichts dadurch bezweckt, so würde Valentine dieß Eine schon als einen großen Erfolg betrachten. Im Gefängniß sodann traf er die Einrichtung, daß die 400 männlichen Gefangenen in einem von Miss. Shoolbred verfaßten Büchlein lesen lernen — mit der Hoffnung und Bitte zu Gott natürlich, daß dieß das Mittel werde, sie aus den Banden der Sünde zu der in Jesus zu findenden Freiheit zu führen. Ferner werden etwa 150 arme Weiber im Lesen, Schreiben und in Handarbeiten unterrichtet. Daneben beabsichtigt Valentine jetzt noch die Eröffnung einer einfachen Leseschule, in der jeder Schüler täglich

nur zwei Stunden zuzubringen hat, und die Gründung einer Erziehungsanstalt für die adelige Jugend des ganzen Landes vom 8. bis 18. Lebensjahr. In der schon vor dem Beginn von Valentines Thätigkeit von dem strebsamen Maharadscha ins Leben gerufenen medicinischen Schule errichtete er noch eine besondere Klasse für Apotheker und Medicamentenhändler, und eine andere für Jünglinge, die ihre Studien in Agra vollenden wollen, wo gleichfalls auf Valentines Anregung eine medicinische Missionsschule ins Leben treten soll. Endlich gelang es ihm, einen wissenschaftlichen Kongreß für ganz Radschputana zu gründen, über dessen Eröffnung am 26. März 1869 die Delhi-Zeitung und ein anderes Blatt schreiben:

„Es ist kein wenigsagender Beweis von dem weiten Gesichtskreis und der dem Fortschritt zugewandten Gesinnung Seiner Hoheit, des Maharadscha von Dschaipur, daß er in seiner Hauptstadt unter seinem speciellen Schutz einen Kongreß zur Beförderung gemeinnütziger Wissenschaften und der Vortheile, die deren Verbreitung seinem Volke bringen kann, zusammenberufen hat. Dr. Valentine, der Vicepräsident dieses Kongresses, dem, wie wir glauben, die Anregung dieses, sowie vieler andern Pläne zur geselligen und sittlichen Hebung des Volks zu verdanken sind, erhob sich auf die Aufforderung Sr. Hoheit, um den Zweck der gegenwärtigen Versammlung, zu der sich die meisten europäischen und eingebornen einflußreichen Residenten eingefunden hatten, darzulegen.

„Obgleich in Dschaipur ins Leben getreten," sagte er u. A., „steht der Kongreß in keiner officiellen Beziehung zur Regierung dieses Staates; er möchte vielmehr alle einheimischen Staaten und Bezirke von Adschmir bis Merwar umfassen und sie als ein gemeinsames brüderliches Band zur Ermuthigung des geselligen, geistigen und sittlichen Fortschritts umschlingen. Seit etwa 20 Jahren hat Seine Hoheit der Maharadscha in den verschiedenen Theilen des Staats in der freisinnigsten und freigebigsten Weise Straßen anlegen, Brunnen graben, Schulen und andere wohlthätige Anstalten gründen wollen, und doch besteht außer in Einem Distrikt kaum eine dieses Namens würdige Schule, Apotheke oder Straße. Man war es gewohnt, zu erwarten, daß der Radscha allein Alles thue. Ein Hauptzweck unserer jetzigen Zusammenkunft soll der Versuch sein, diese Dinge selbst zu unternehmen. Während Seine Hoheit der Maharadscha als Regent dadurch in keiner Weise seine Sorge für das

Wohl seiner Unterthanen beschränken will, kommt er als Privatmann dieser Gesellschaft mit einer Gabe von 5000 Rupies, dem Versprechen eines jährlichen Beitrags von 600 Rupies und der Zusage entgegen, ihrer Thätigkeit auch künftig seine Theilnahme und Unterstützung zuzuwenden. Im Vertrauen auf die Aufrichtigkeit und die herzliche Mitwirkung der einzelnen Glieder des Kongresses und den Segen des allmächtigen Gottes schauen die Gründer desselben hoffnungsvoll der Zeit entgegen, da er das Mittel zur Beförderung der Ziele werden wird, deren Erreichung die besten Freunde Radschputanas so ernstlich wünschen."

Als solche Ziele wurden auf dem Programm bezeichnet: die Verbesserung der Gesundheitspflege, die Hebung des Ackerbaus, die allgemeinere Verbreitung des Jugend-Unterrichts sowohl in Elementar- als in höheren Schulen, die Anknüpfung von Verbindungen mit andern ähnlichen Gesellschaften, um sich durch deren Erfahrungen zu bereichern, und die Herausgabe einer Zeitschrift als des Organs der Gesellschaft, deren Mitglieder sich zu einem jährlichen Beitrag von 10 Rupies zu verpflichten haben. Der erste Akt des Kongresses ist nun bereits eine Eingabe an den Maharadscha gewesen, in welcher demselben die von Valentine vorgeschlagene Gründung einer Erziehungsanstalt in der Hauptstadt für die jungen Edelleute des ganzen Landes aufs Wärmste empfohlen wird. Diese Eingabe wurde huldreichst entgegengenommen, und bereits sind einleitende Schritte zur Ausführung des Unternehmens gethan.

Fast könnte uns bange werden um den lieben, von so viel Glanz und Ehre umgebenen Missionar. Allein bis jetzt hat ihm der Herr Gnade geschenkt, Sein demüthiger Jünger zu bleiben, und die Gesellschaft, in deren Dienst er trotz seiner neuen Würde noch immer steht, hat allen Grund, ihn nicht nur als einen ihrer gesegnetsten Sendboten, sondern auch als einen ihrer freigebigsten Unterstützer zu betrachten, da er von ihr nicht nur kein Einkommen bezieht, sondern die Miethe verschiedener Lokale zu Missionszwecken noch aus eigenen Mitteln bestreitet. Die Bazar-Predigt in Dschaipur versieht jetzt Hussain Ali mit viel Eifer und Treue; die von Valentine zu gemeinnützigen Zwecken angelegte Bibliothek zählt bereits 6000 Bände theils in englischer, theils in indischen Sprachen. Aus dem Bücherladen aber wandern fort und fort Schriften in die Stadt und theil-

weise auch ins Land hinaus als eine Aussaat, die schon da und dort zu keimen beginnt.

Kehren wir von unserem Besuch in dem dichtbevölkerten Dschaipur nun aber wieder auf die älteren Stationen zurück. Aus dem lieblich gelegenen Biawar und dem nahen Naya Nagar meldet der letzte Bericht keine neue Taufe, dafür aber zwei Todesfälle — der eine davon ein schwerer Schlag für die Mission, indem er ihr einen ungemein treuen und begabten Arbeiter, Dr. Grey, entzog, als er eben im Begriff war, auf einer Seereise Erholung zu suchen; der andere das friedliche, stille Entschlafen des guten alten Webers Lala, eines kräftigen Zeugen für seinen spätgefundenen Heiland. Daneben gieng die Bazar-Predigt kräftig fort. Zweimal wöchentlich, zuweilen auch öfter, gieng Miss. Shoolbred mit seinen eingebornen Katechisten hinaus, um dem buntgemischten Zuhörerkreis, der sich regelmäßig um sie schaarte, das Evangelium zu verkünden. Der von der harten Tagesarbeit mit Schweiß und Staub bedeckte Lastträger; der im eingebornen Regiment dienende Sohn der Gebirge Merwars, der, seine Einkäufe unter dem Arm, dasteht; der Zemindar eines benachbarten Dorfs, der neugierig den Sahib inmitten der sich drängenden Menge beschaut; der Fakir, mit seinen auf verschiedenen Pilgerfahrten erlangten Halsbändern behangen; der Bania, im Geruch seiner ungewaschenen Heiligkeit; auch etliche Schreiber und Polizeidiener aus dem nahen Zoll- und Polizeigebäude — sie Alle horchen der Predigt zu; und mit hinreißender Beredtsamkeit ladet sie namentlich Rati Ram zu dem guten Herrn ein, den er gefunden. In Adschmir wurden zwei neue Seelen zu der Gemeinde hinzugethan; in Todgarh stellte sich ein Dorf-Häuptling aus Süd-Merwar zum Unterricht ein. „Ein Buch, das ihm in die Hände gefallen, habe ihm den Kopf verrückt, und ein Gesicht ihn zu einer Reise bewogen," meinten seine Leute. Die Art, wie er Miss. Robb erzählte, der Heiland, von dem er im Evangelium Matthäi gelesen hatte, sei ihm erschienen, erweckte in diesem einige Zweifel, ob der Mann wirklich bei ganz klarem Bewußtsein sei, so nüchtern und verständig er sich auch im Uebrigen aussprach. Er hatte noch wenig christliche Erkenntniß, war aber tief durchdrungen von der Sündhaftigkeit des Götzendienstes. Er entsagte offen allen Kastenunterschieden, aß und trank mit den Missionaren und bekannte auf einem Fest, zu dem er sie begleitete, frei seinen Glauben an Christum. Als ihm seine

Freunde in großer Besorgniß nach Todgarh folgten und ihn in sein Dorf zurückzubringen wünschten, rieth ihm Robb, nur mit ihnen zu gehen und später wieder zu kommen, um gründlicheren Unterricht zu empfangen. Das einstimmige Zeugniß aller derer, die seither nach ihm befragt wurden, lautet: „Er geht immer mit einem großen Buch unter dem Arm umher, und wenn er irgend Jemand bekommen kann, der ihm zuhört, setzt er sich hin und liest ihm vor. Das Buch ist sein Leben."

Doch das Einzelne wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Die Kirche, welche diese Boten aussandte, ist durch reiche Legate in Stand gesetzt, über Geldmittel nach Bedürfniß zu verfügen. Im Augenblicke bedürfte sie zehn neuer Missionare (fünf für Radschputana), um das Werk kräftig fortzuführen, und ihr Nothschrei deutet an, daß diese schwieriger zu beschaffen sind als Silber und Gold. Möge ihr diese beste Gabe ganzherziger und tüchtiger Männer nie fehlen!

Miss. Hebich in Kannanur.

3. Ausbreitung der Arbeit.

Mit dem Neujahr 1842 begann Hebich eine neue Art der Straßenpredigt, indem er mit seinen Begleitern alle Straßen und Bazare in regelmäßiger Reihenfolge besuchte, und an jedem Ort etwa eine halbe Stunde das Wort verkündigte, nachdem er erst mit seinen Katechisten durch Gesang und Gebet im Hause sich gestärkt hatte. Jeder Morgen und etliche Stunden des Abends wurden dazu benützt, bis die Einladung zum Reiche Gottes in alle Winkel gedrungen war. „Die Aufmerksamkeit des Volks fiel ziemlich nach Wunsch aus, doch haben sich auch die Feinde geregt." Hebich ließ sich auf kein Disputiren ein, sondern lud die Streitlustigen zu sich ins Haus, dort wolle er alles anhören, was sie zu sagen fänden. Jetzt solle jeder Einwohner Kannanurs wenigstens die Hauptsache des Evangeliums, die Einladung zu Gottes Reich, in Kürze zu hören, Gelegenheit bekommen.

Gleich die erste Bazarpredigt bewog einen Tijer, den Prediger

im Missionshause aufzusuchen. Als dort das Wort Gottes ihm lebendig an die Seele drang, entschloß er sich zu bleiben, um weitern Unterricht zu erhalten. Nach etlichen Tagen aber kam seine Gattin mit den Kindern, ihn abzuholen; die Einladung, eine Jüngerin Jesu zu werden, wies sie verächtlich ab. Wiederholt kam sie oder sandte ihrem Gatten Botschaft; endlich hieß es, eines seiner beiden Kinder sei sehr krank. Da gieng der Mann und kam nicht wieder. Katechisten, die nach ihm gesandt wurden, brachten die Nachricht, der Mann wäre willig zu kommen, aber die Leute seiner Kaste lassen ihn, ihren Barbier, nicht fort, und behaupten ein Recht auf seinen Dienst zu haben. So mußte Hebich selbst gehen.

Eines Sonntag Morgens in aller Frühe gieng er in das Dorf, fand ihn bei offener Thüre neben seinem Knaben schlafend, weckte und fragte ihn: „Willst du mir folgen?" — „Ja." — „Dann komm nur eilig mit!" Während er sich rüstete, kam ein Onkel herbei und wollte ihn fassen; dann die Gattin, völlig sprachlos, aber mit solchem Schmerz ihn anschauend, daß dem armen Mann die Füße fast den Dienst versagten. Da lief die Frau zu den Nachbarn und rief: „Männer helft!" Und nun kam es zu einem Auflauf, in welchem die Frau den Barbier umarmte und unbeweglich festhielt. Auf die Frage Hebichs, ob er mit ihm gehen wolle, erwiederte er jedesmal mit einem enschiedenen Ja, und doch konnte er sich nicht los machen. Hebich hielt es fürs Beste, die Wuth der Leute nicht zu steigern; der Haufe zog den Gefangenen in sein Haus zurück und der Missionar gieng unter ihrem Hohngelächter davon.

Indessen sagte der Barbier allen Leuten so beständig: „Ich will ein Jünger Jesu werden und ihr könnet mich nicht halten," daß nach etlichen Tagen der Widerstand gegen ihn erlahmte. Er entrann und wurde am 3. April mit noch vierzehn Erwachsenen getauft. Ein stiller Mann, dieser Juda, der die Lehre Christi durch seinen Wandel zierte bis an sein Ende, aber nur Ein Glied seiner Familie zum Nachfolgen bewegen konnte, weder seine Gattin noch eines seiner Kinder.

Während dieser Abendpredigten in den Straßen war es, daß das Fischerdorf Tai dem Prediger als der einladendste Winkel von Kannanur auffiel. Männer und Weiber, Große und Kleine, Alles sammelte sich dort um den Padre und hörte begierig zu. Hier nun schien es ihm der Mühe werth, einen festen Eingang zu gewinnen,

um den Leuten die Furcht vor der muhammedanischen Fürstin, der Eigenthümerin des Bodens zu benehmen. Es gelang ihm auch, nach vielen Widerwärtigkeiten, von einem Portugiesen ein Häuschen zu erwerben, in welchem er seinen jungen Katechisten Timotheus mit einem andern Christenpaar ansiedeln wollte, um den Fischern in der Nähe zu dienen. Je näher man aber diesem „versprechenden Völklein" kam, desto ferner wich es zurück; ein lärmendes, leichtblütiges Geschlecht, von der Lust zum Trunk und zu lauter Lustbarkeiten beherrscht, das verschieden von den andern Hindus nicht in vereinzelten Gehöften, sondern in eng zusammengehäuften Hütten von Palmzweigen oder vielmehr meistens auf der Gasse und am Strande lebt, alle Arbeit schaarenweise verrichtet und von Einkehr und Innerlichkeit nichts weiß. Angezogen vom Christenthum wurden manche, im ersten Drange auch mehrere getauft; die aber aushielten bis zum Tode, lassen sich an den Fingern zählen.

Mit dem Eingang bei den Malayalen, sowohl Tijern wie Fischern, war also Hebich aufs Warten verwiesen. Vorerst hatte er noch am meisten mit den Tamil-Leuten des Kantonments und den Mischklassen zu thun.

Aber auch unter den europäischen Soldaten bekam er nun viel Arbeit, ohne sie zu suchen. In dem jährlichen Bericht, der für die englischen Freunde der Mission ausgegeben wurde, war durch einen Unschick gesagt worden, die Kommittee habe Hebich nach Kannanur beordert, auch im Blick auf das ausgelassene Militär der Station (dissolute soldiery), dem er mit seinen Gaben dienlich werden dürfte. Der Ausdruck, an dem Hebich sehr unschuldig war, empörte die Offiziere, den General natürlich am meisten, und brachte alles gegen den zudringlichen, absprechenden Prediger auf. Aber arme, des Sündendienstes müde gewordene Soldaten strömten doch in immer größerer Zahl zu der Kapelle, die ihrer Kaserne so einladend nahe stand, die auch den Tag über jedermann zum Lesen und Alleinsein, wie kleineren Gruppen zu gemeinschaftlicher Erbauung offen blieb. Mancher zwar kam erst nur aus Neugierde; man lachte auch wohl über die Aussprache dieses und jenes Worts*) und über die eigenthümliche massive Redeweise des Predigers; aber anziehend,

*) Wer zum erstenmal kam, konnte etwa meinen, Hebich predige denn doch zu stark gegen den Verstand (sense), während er gegen Sünden (sins) loszog.

belehrend und unterhaltend fanden ihn doch sehr viele. Eine schottische Soldatenfrau äußerte nach der ersten Predigt: so gut wie diesen Deutschen habe sie, seit sie Schottland verlassen, noch keinen Geistlichen verstanden. Und daß dann in Unterredungen, die vielleicht nur wenige Stunden dauerten, die tiefsten Eindrücke gemacht, und Rekruten für Christum Knall und Fall geworben wurden, daß Säufer und andere Lasterknechte plötzlich neue Saiten aufzogen, brachte bald genug Hebichs Namen in Aller Mund. Zu Zeiten wurde in der Kaserne fast von Niemand so viel geredet, für und gegen, als von ihm. Manchmal schien es auch ausgemacht, der General werde ihn wohl aus dem Kantonment verweisen.

So fand er es denn doch gerathen, die Offiziere nicht mehr ganz zu meiden; er besuchte auch den verstimmten General, bei dem er sich allerdings wegen kleiner Willkürlichkeiten und Verstöße gegen die strenge Ordnung eines Kantonments (wie irgend welche Bauveränderung an Häusern, Pflanzen von Bäumen ꝛc.) zu entschuldigen hatte, und trat ihm mit soldatischer Offenheit bald etwas näher. Luthers Erklärung des Galaterbriefs, die er dem alten Kriegsmanne lieh, begleitete er mit einem sehr demüthigen Billet, in welches er den verständlichen Wink einflocht: „Dies Werk handelt von der Gerechtigkeit, die uns Christus erworben und die Jedermann jetzt umsonst bekommen kann."

Im Juni erklärte die kirchliche Behörde, es sei auf dem Kirchhof so wenig Raum, daß keinem Fremden mehr gestattet werden könne, daselbst Beerdigungen vorzunehmen. Nun wandte sich Hebich an den General und an die Regierung. Es kam eine gnädige Antwort; ein günstig gelegener Platz wurde geschenkt und von Hebich durchs erste Begräbniß eingeweiht. Dann klagten aber die Eingebornen, damit werde ein naher Tempelort entweiht ꝛc. und aufs Neue mußte gesucht und gebeten, kurz „ein Jahr lang mit Angst und Mühe gestritten werden," bis endlich ein bleibender Gottesacker erworben war, den Hebich dann sogleich zu ummauern hatte. „So hat man allerhand Elend, wie es zur Heidenwelt gehört." Allmählich bekam denn doch der General eine ziemliche Achtung vor dem allezeit rüstigen, unermüdlichen Prediger, und half ihm und seiner Gemeinde in mancherlei Schwierigkeiten.

Hebichs Umgang mit den Offizieren wurde nun gleichfalls belebter. Schon als Generalkassier der Mission hatte er, um seine

Wechsel anzubringen, mit den Zahlmeistern ꝛc. gar viele Geschäfte; und er machte keines ab, ohne auch für seinen HErrn ein gutes Wort einzulegen, bald mehr gelegentlich, ja scherzweise, bald in hohem Ernst. Sprachen dann die Lieutenants vor einem Glas brandy and water von ihm, so giengen die Ansichten weit auseinander. Den einen schien er ein gefährlicher Enthusiast, andern ein harmloser, heiterer Mann von Einer Idee, wieder andern ein pfiffiger Jude: „eines Tags werden wir noch sehen, wie er mit einer schweren Kiste, wenn er sie erst recht gefüllt hat, sich einschifft und aus dem Staube macht. Ich kanns beschwören, daß er im letzten Monat 600 Pfd. St. bezog; das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Doch fehlte es nicht an Leuten, die ihn um seiner regen Thätigkeit willen für ein Wunder von einem Manne hielten, obgleich sie für ihre Person ihm scheu aus dem Wege giengen. Es ist wohl vorgekommen, daß ein junger Offizier nach seiner Bekehrung im früher geführten Tagebuch nachlas, welch ein Schwarm von Bazargeschwätzen, Soldatenwitzen und Anekdoten, aufgetischt an den Meßtafeln der Offiziere sich Tag für Tag an den Namen des Bartmanns gehängt hatte, und dann laut auflachen mußte, wenn er sein jetziges Wissen von „Hibick“ mit den früheren Eindrücken verglich. Darin liegt ein Wink, wie wenig im Grunde von dem Urtheil vieler Reisenden zu halten ist, die in Indien, Afrika ꝛc. gewesen sind, und über die dortigen Missionen urtheilen, als hätten sie den Gegenstand gründlich erforscht; wenn man aber nachsieht, findet sich, daß sie weder je eine Schule besucht, noch ins Missionsgehöfte einmal auch nur hereingeschaut haben, weil die ganze Sache ihnen widerlich und lästig war. Dennoch wissen sie über alles zu sprechen, d. h. abzusprechen.

In dieser Zeit angestrengter, oft bänglicher Arbeit war es, daß Hebich sich das Gebetsleben zur zweiten Natur machte. Nie gieng er aus, ohne erst sich auf die Knie zu werfen und Gott um Bewahrung und Segen für die unternommene Arbeit zu bitten. Immer war ihm bange, in irgend etwas auf eigene Faust zu handeln, da denn „die Eselsohren des alten Adams“ nothwendig zum Vorschein kommen müßten. Kein Geschäft konnte so dringlich oder so äußerlich sein, daß es ihm nicht erlaubte, vorher Gott um sein Mitwirken anzuflehen; wenn es vollends sich um Arbeit an Seelen handelte, wie so gar nichts ließ sich da ohne Ihn machen! So

hat er denn um jede einzelne Seele viel gerungen und die speciellste Fürbitte treu geübt, sie auch andern Brüdern unablässig empfohlen. So kindlich er aber im Beten war, so mannhaft dann im Handeln; er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Bitte bereits habe, die er kaum erst hinaufgeschickt, und setzte sich mitten in die Verheißungen hinein mit einer Zuversicht, welche vorsichtig wandelnde Christen leicht befremden konnte.

Auch ein Fasten verband er mit dem Beten. Da die englischen Soldaten ihn einmal einluden, beim Jahresfest ihres Mäßigkeitsvereins den Vorsitz zu übernehmen, hielt er das für einen Wink, hinfort auch den gelegentlichen Genuß von Wein und Bier sich zu versagen. Hatte er doch gar viel mit Trunkenbolden zu thun und erkannte bald genug, wie nur totale Abstinenz diese vor Rückfällen bewahre. Auch seine „Kinder", ob nun Gemeine oder Offiziere, lud er immer aufs dringendste ein, hierin ohne Wanken ein Allen verständliches Beispiel zu geben. So lange er in Indien weilte, blieb er bei dieser Regel und durfte schöne Früchte davon erleben.

Im Mai 1842 schreibt Hebich: „Der Kaplan war gerade jetzt volle vier Wochen abwesend, so daß ich nun auch Sonntag Abends den Engländern zu predigen hatte, wozu Hoch und Niedrig kamen, manche aus Neugierde; doch haben sie Gelegenheit, ein handgreifliches Wort zu hören." Jeden Sonntag Morgen (11—1 Uhr) predigte er nun der schwarzen Gemeinde, Abends (6½—8 Uhr) einer „ansehnlichen" englischen Gemeinde (bestehend aus Gentlemen, Soldaten, Mischlingen und Portugiesen); Montag Abend war Missionsstunde, Dienstag und Freitag wieder englischer Gottesdienst; am Donnerstag und Samstag Tamil- und portugiesische Predigt ꝛc. Dann erhielten die Taufkandidaten täglich zwei Stunden Unterricht ꝛc. „so bin ich angebunden wie ein Kettenhund, aber Gottlob! das Wort ist nicht gebunden."

Noch mehr erweiterte sich Hebichs Wirkungskreis, als im September der Kaplan genöthigt war, einen halbjährigen Urlaub zu nehmen. Mit großer Freudigkeit und immer gleicher Kraft warf er sich in die vielartige Arbeit und wurde, so viel an ihm lag, der geistliche Berather Aller, die etwas Besseres suchten. Doch schüttelten auch einige gute Anglikaner den Kopf und deuteten beinahe an, Hebich mit seinem rücksichtslosen Vorgehen habe zur Krankheit des Kaplans nicht wenig beigetragen. Das englische prayerbook hatte

Hebich bei Seite gelegt, seit er in Kannanur stand, und fühlte sich nun erst „ganz frei. Daß nun auch die Weißen mit den Schwarzen das heilige Abendmahl genießen, macht sich gar schön, dadurch werden die Leute immer freier und die Bande der eisernen Formen werden gelöst. Christus Jesus allein und Er nur das Ziel. Amen. — Meine Zeit ist ganz für das Werk des HErrn: ich sehe niemand, besuche niemand, esse bei niemand, predige aber dreimal den Engländern, wo sie dann, so viele wollen, Gelegenheit haben, mich zu sehen und zu hören, — dadurch springt mir meine Zeit heraus, die ich so nothwendig brauche."

Neben dem allem gieng nun die Arbeit an den Tamil-Leuten und anderem Anhängsel der Regimenter fort. Hier machten ihm neben den Säufern am meisten Noth die unreinen Verbindungen, in welche die Mehrzahl auch der Namenchristen, noch mehr der Heiden verwickelt war. Diese zu ordnen, ließ er sich keine Zeit und Mühe kosten; er hat auch in Ausnahmsfällen sich zu Wagestücken entschlossen, die ihm leicht schwere Processe an den Hals hängen konnten, z. B. zur einseitigen Scheidung einer Frau von ihrem seit Jahren im Zuchthaus befindlichen Mann und zur Trauung derselben mit dem Vater ihrer jungen Kinder. Die Regel blieb ihm dabei, auch den verzweifeltsten Fall nicht ohne Weiteres abzuweisen; natürlich aber galt es bei Rettungsversuchen mit so verschiedenartigen, theilweise gar geriebenen Personen, Tag und Nacht zu wachen. „Ich sollte immer," schreibt er, „hinten und vornen sein, denn ich habe es mit einem Geschlecht von Menschen zu thun, die in allem Elend auch oft noch in aller Gottlosigkeit leben. Wer etwas unter ihnen wirken will, muß Manches im Namen des Herrn wagen; menschliche Klugheit kanns nicht thun, und wer zu vorsichtig ist, kann fast nichts ausrichten."

Miss. G. Weigle, der in jener Zeit die Malabarstationen besuchte, faßte seine Eindrücke in folgende Worte: „Im Süden ist mirs sehr lieblich ergangen. Bruder Hebich mit seiner kräftigen, höchst eigenthümlichen Wirkungsweise hat ein schönes Feld. Ich predigte der ziemlich ansehnlichen Tamil-Gemeinde kanaresisch, was die Katechisten (wegen der großen Aehnlichkeit der Sprachen und völligen Identität der Konstruktion) geläufig ins Tamil übersetzen. Sodann hatte ich auch die Freude, das erstemal in meinem Leben, in einer portugiesischen Versammlung zu reden, wo der Hausvater, ein

angesehener Beamter, meine englische Predigt in die schönen melodischen Perioden dieser leider so selten zum Kanal göttlicher Wahrheit werdenden Sprache übertrug. Endlich durfte ich auch mit englisch christlichen Freunden, die dem lieben Hebich als eine Gemeinde angehören, eine Bekanntschaft anknüpfen. Der Alte hat jeden Tag wenigstens eine Meeting, Predigt oder dergleichen außer seinen sonstigen Geschäften mit Katechumenen, Schulen, Bazarpredigt ꝛc." (September 1842).

Gerade jetzt aber neigte sich ein Zweig seiner Thätigkeit bereits zu seinem Niedergang: die portugiesische Versammlung gieng allmählich auseinander. Natürlich wurde ihr schon vom katholischen Priester auf jede Weise entgegengearbeitet; die Hauptschuld aber fällt auf innern Zwist der Betheiligten, wobei Hebich ganz neue Erfahrungen von der Leidenschaftlichkeit und dem Parteiwesen dieses romanischen Völkleins machte. „Es gibt da Todfeindschaften; gelegentlich miethet man Leute, die fürs Geld schlagen, wer und wie geschlagen werden soll." Er vermochte einmal einen seiner Zuhörer dahin, seinen Austritt aus dem Freimaurerorden zu erklären, worüber derselbe in bittere Streitigkeiten verflochten wurde. So sehr sich Hebich bemühte, die Sache zu vermitteln, gelang es ihm doch nicht. Sein bisheriger Gönner kündigte ihm auf, indem er seinem lange bekämpften Haß gegen priestcraft die Zügel schießen ließ und dagegen die Herrlichkeit des Ordens (the craft divine) in den Himmel erhob. Hebichs Einfluß auf die Portugiesen war im September 1843 völlig zu Ende.

---

4. Stellung zu den Mitarbeitern.

Mit großem Interesse hatte sich Hebich an der Ausdehnung der Mission nach Kalikut betheiligt, welche im Mai 1842 zu Stande kam. Miss. Fritz, bisher in Talatscheri, zog nun in die Hauptstadt der Provinz, wo es ihm durch Hebichs energische Mitwirkung bald gelang, den passendsten Platz für eine neue Station zu erwerben.

Ein warmer Missionsfreund, H. V. Conolly, war damals Kollektor von Malabar und förderte das Werk aus allen Kräften, indem er schon auch im Verein mit der Mission für die halbthierischen

Nayadis im Süden von Kalikut sorgte. Dieses Völklein von Waldmenschen zu civilisiren, hielt er für eine Aufgabe der Regierung; da sie aber von dieser beharrlich abgewiesen wurde, machte er sie zu seiner eigenen, freilich ohne hievon die gewünschten Früchte zu sehen. Die neue Station durfte aber alsbald eine besondere Freude erleben an der Bekehrung eines stolzen Nayers, der wegen Mords zum Tode verurtheilt, jedes Wort von Jesu begierig verschlang und bei seinem Gang nach dem Hochgericht seinen Glauben an den Herrn Jesum freudig bekannte, so daß auch der etwas skeptische Richter S., der doch den Missionar zu dem Gefangenen eingelassen hatte, von frohem Erstaunen bewegt wurde und sich mit Fritz im Preise des HErrn vereinigte.

An die Stelle von Fritz war Ch. Irion in Talatscheri getreten (Februar 1842), der von seiner ersten Begegnung mit Hebich noch oft in seiner launigen Art erzählen konnte. Kaum benachrichtigt von der Ankunft eines neuen Mitstreiters, war Hebich, sobald er sich Luft machen konnte, herübergeritten, um ihn zu begrüßen. Er nahm den jungen Mann auf einen Spaziergang mit, deutete ihm diese und jene fremdartige Erscheinung, an der sie vorbeikamen, und setzte sich mit ihm endlich auf die einsame Batterie, welche die letzten Belagerer von Talatscheri auf dem Hügel von Nettur gelassen hatten. Das ganze Gespräch zielte darauf ab, dem Ankömmling das Geständniß zu entlocken, daß er absolut nichts wisse, wozu sich derselbe jedoch nicht allzubereit zeigte. Hebich meinte: er müsse doch ganz überwältigt sein von all dem Neuen, das jetzt auf ihn einstürme; wie gewaltig nur die Aufgabe, selbst festzustehen mitten in diesem Heidenlande! nun gelte es aber dem Teufel zu Leibe zu gehen, ihm die von Christo schon erkaufte und erlöste Beute abzujagen — „nicht wahr, da hilft dir alles Gelernte rein nichts? Da mußt du doch sehen, daß du alles Nöthige vom Anfang an ganz neu zu lernen hast? ꝛc.“ Er drang nicht durch. Irion aber bemerkt schalkhaft, wie froh er selbst später, wenn neue Missionare nachkamen, daran gewesen sein würde, hätten diese die von Hebich gewünschte „Unwissenheit“ mitgebracht.

Es herrschte nun ein lebhafter Verkehr zwischen Talatscheri und Kannanur. Hatte Hebich schwer geladen, so ritt er gern, oft erst in der Nacht, herüber, um sich auszusprechen; öfter sandte er auch Knaben und Mädchen, wie sie ihm beständig unter die Hand kamen,

in die Anstalten der Nachbarstation, da bei ihm selbst für das Schulwesen und stetige Erziehung vorerst noch schlecht gesorgt war; seinerseits suchte er dann von ihr Bräute für seine jungen Leute zu gewinnen. Dafür hatte Kannanur den Vorzug, daß dort immer etwas Neues geschah; und die Arbeiter von Talatscheri suchten gerne eine Abwechslung von ihren etwas eintönigen Aufgaben durch Einkehr in der bewegten Militärstation, wo man an neubekehrten Offizieren oder Soldaten sich immer wieder wärmen konnte.

Aus dem schriftlichen Verkehr, der doch meist Geschäfte betraf, möge auch ein längerer Erguß hier eine Stelle finden! Im Mai 1842 schrieb Hebich: „Allerhand liegt schwer auf mir; weißt ja wohl, wie es geht, wenns drückt. Meine Haussache ist vom General beigelegt und somit wieder in Ordnung, wers glaubt. Das sind Hottentottengeschichten. Bin eben bemüht, mich im Fischerdorf zu etabliren, habe ein Haus gekauft, aber die Verkäufer sind um Alles nicht zusammenzubringen. Auch ist mein Bapu krank (der Knecht, von dem noch die Rede sein wird). Sonst alles Gottlob über Bitten und Verstehen. Der HErr thut Großes. Er ist immer Jesus und Herr. Thut mir leid, daß ich so lange nicht einmal schreiben konnte; mußt ja nichts drin suchen, die Schuld davon ist allein meine Last. Mein Herz und Gebet ist bei euch in Allem. Er muß in uns leben, dann können wir den Druck von außen und von innen mit Freude ertragen. Es ist aber ein heißes Klima, wo das Herz bald austrocknet, wenn der HErr nicht seine Brünnlein laufen läßt. Möge Er eure Gemeinschaft segnen, eure Seelen erfrischen mit Ihm selber und euch einen königlichen Sinn geben!"

Eben jetzt wollte die Kommittee dem schwerbelasteten Kämpen seine Arbeit erleichtern, indem sie ihm die Sendung eines Gehilfen in Aussicht stellte. Darüber — erschrack er nicht wenig. „Ach," konnte er sagen, „wie haben wir uns Anno 36 auf neue Brüder gefreut, und wie hart ists gegangen! Gebrannte Kinder fürchtens Feuer." Er antwortete daher abwehrend (11. Mai): „Beten Sie für mich und das hiesige Werk. Durch native Hilfe, die mir der HErr gibt, und aus Gnaden noch mehr geben wird, wie ich zuversichtlich hoffe, kann ich das Werk, so lange Er mir Gesundheit schenkt, munter forttreiben. Dies zu Ihrem Troste! Denken Sie daher nicht an mich, sondern suchen Sie nur erst zu versorgen, was zu Ihnen um Hilfe schreit. Ich wollte, daß Sie Vingorla und

Merkara besetzen könnten ꝛc.!" Mögling, den er von dieser Verlegenheit in Kenntniß setzte, meinte, er sollte sich noch deutlicher ausdrücken: „Einen Bruder, der bereit ist, nicht von oben herunter, sondern von unten hinauf zu dienen, könntest du wohl brauchen. Wenn du aber in Basel verstanden sein willst, so mußt du dein Recept deutlich schreiben, sonst übersieht man, was du eigentlich willst, und schickt dir ein bescheidenes Brüderlein, wie dir schon mehrere auf den Hals gekommen sind."

Es war ein Fehler, daß Hebich die Sache hängen ließ. Im November besuchte ihn Mögling und bewog ihn, die Ankunft der acht Geschwister — der größten Partie, die bisher von Basel ausgesendet worden war — in Mangalur mitzufeiern. Zu einer solchen Festreise mußte er sich schon einmal losreißen und die alte Station wieder besuchen. An einem Sonntagmorgen (27. November) landeten die Erwarteten in Mangalur, wurden von den Institutsknaben mit deutschen Melodien bewillkommt und konnten nun nach Lust dem Tulu-Gottesdienste oder der englischen Predigt anwohnen, welche letztere Hebich auf sich nahm, wie er auch Nachmittags kanaresisch predigte und zwischenhinein den Landsleuten, damit sie auch etwas hätten, etliche deutsche Worte zurief. Zum heiligen Abendmahl vereinigten sich beide Gemeinden, und mehrere der Neugekommenen weinten vor Freuden. Auch Hebich ruft aus: „Was würde ich geben, wenn Sie, theure Väter und Brüder, einmal einen solchen Anblick hätten! Vor acht Jahren Alles noch todt, und jetzt — siehe da ein Häuflein Gläubiger, die sich freuen im HErrn Jesu. Das hat der HErr gethan; Ihm sei Ehre und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit."

Tags darauf traute er seinen Freund Greiner mit der kaum gelandeten Braut, worauf man Nachmittags in freudigster Stimmung auf dem Hügel Balmatha beisammen saß. Es wurden da auch einige Bouteillen Wein aus dem Vaterlande aufgetischt, und man verstieg sich zu Toasten und Reden, bis Hebich mit dem halb reuig gesprochenen Worte: „Aber hört, wir sind doch rechte Hansmichel!" die Fröhlichkeit wieder in ein ernsteres Geleis umlenkte. Doch bald stand er auf, um die Nacht hindurch nach Kannanur zurückzukehren.

Dahin folgte ihm sein neuernannter Mitarbeiter, ein freimüthiger Schweizer, J. Huber. Er traf gleich am Abend seiner Ankunft die Gemeinde beisammen und empfahl sich ihrer Fürbitte;

dann aber sollte er nach Hebichs Gedanken mit den in Talatscheri angelangten Brüdern F. und Ch. Müller vereint sich an die Erlernung der Sprache machen. Hebich seufzt zunächst nur: „Möge der HErr ihn tüchtig machen, daß er in einer so verworrenen Welt, wie diese hier, Sein Werk in Seiner Furcht zu treiben lerne. Amen. Es ist hier eine große Arbeit, aber so gar nicht geeignet für einen neuen Bruder; in diesem Teufelslande sind die Sachen wirklich ganz anders, als Sie sich zu Hause vorstellen." —

Die Hilfe, die er sich wünschte, war mehr die eines Handlangers, als eines gleichberechtigten Mitarbeiters. Auch die alten Katechisten zeigten sich dazu weder so fügsam, noch so brauchbar, wie er sie wünschte; um so mehr gieng sein Auge nach jüngeren Kräften suchen. Nachdem er von seinem Jahresschluß erzählt, den er nach gründlichem Durchgang mit den Einzelnen, 31. December Nachts im Kreise von hundert Kommunikanten gefeiert hatte, kommt er auf eine Haupterfahrung des Jahres zu sprechen.

„Ein paar Monate hindurch (Juni und Juli) wurde ich hart geprüft, indem einige wieder dem Teufel nachgelaufen sind, was mich tief darnieder beugte. Aber dies muß alles sein: ich bin getröstet. Habe seitdem wohl dreißig neue im Unterricht gehabt, wovon die meisten wieder rechts und links davon gelaufen sind; nur neun konnte ich taufen. Nun hat sich der vierte Gottesdienst in der native Gemeinde, am Mittwoch Abend, zu einer Gebetversammlung umgestaltet, da ich dann einen nach dem andern zum Gebet auffordere, und diese in Einfalt dargebrachten Bitten haben mir Herz und Glauben gestärkt. Während jener Trübsalsmonate aber hat der HErr mich besonders durch einen meiner Knaben aufgerichtet, der bekehrt wurde, und den der HErr selbst kräftig zu sich zog. Dieser Jüngling John hat sich für des HErrn Werk hingegeben; möge Er ihn zu seinem Preise bewahren ins ewige Leben. Amen."

Es handelt sich hier um Hebichs „Büble", wie er sie gern nannte, drei begabte Brüder, John, Joseph und David Jakobi, Söhne eines Tamilknechts im Dienste eines frommen Militärarztes. John war schon in England gewesen und sollte Chirurg werden, Joseph bereitete sich gerade für einen Dienst in der englischen Kirche vor. Wie Hebich sich anstrengte, solche Jünglinge für die verläugnungsvolle Arbeit am Reich zu werben, hat Joseph, der einzig überlebende dieser drei Brüder, derzeit Diakonus in Kodakal, ausführlich

beschrieben.*) Mit allem Ernst gieng er ihnen nach, bis er sie erobert hatte, hielt sie erst knapp und brauchte sie zu den niedrigsten Diensten (namentlich seine neugepflanzten Kaffeebäume zu begießen), nahm sie aber mit zur Bazarpredigt, an Kranken- und Sterbebetten ꝛc. und durfte Wunder der Gnade an ihnen erleben, bis es ihnen eine Seligkeit wurde, um des Namens Jesu willen Schmach zu erleiden.

Da urtheilte nun Hebich: „Alle Erhebung in einem Hindu macht ihn gewiß fruchtlos auch bei den schönsten Kenntnissen. In einem solchen Gehilfen bedürfen wir nichts weiter als einen männlichen Charakter, lautere Gottesfurcht und Eifer für die Sache des HErrn. Das macht auch allein den weißen Missionar. Hat doch der HErr zuerst nur Fischer erwählt, dann freilich auch einen Saulus berufen und einen Apollos gebraucht. Aber in der Heidenmission sollte die Fischerarmuth in der Stärke des HErrn die Herolde bilden, weils der HErr eben durch Seinen Geist auszuführen beschlossen hat."

Das nun war die Art von Hilfe, nach der ihn verlangte. Mit dem von Europa gesandten Mitarbeiter aber sich offen zu besprechen, kam ihn sauer an. „Ich war in Verlegenheit, wie Br. Huber mit meinem Zweifel, ob ein Gehilfe in Kannanur nützlich sein würde, bekannt zu machen sei, und fühlte, daß er dazu mehr Zeit brauche." Derselbe lernte noch immer ahnungslos an der Sprache mit den Freunden in Talatscheri, sehnte sich aber natürlich, bald auf der eigenen Station sich zu orientiren und in die Geschäfte einzuarbeiten. Dort besuchte ihn nun Hebich (März 1843) und suchte ihm begreiflich zu machen, wie unmöglich es sei, daß ein Zweiter an der Gemeinde in Kannanur arbeiten könne, indem für dieses eigenthümlich zusammengesetzte Häuflein das Eingreifen eines andern störend und nachtheilig sein würde. „Ich erwiederte," schreibt Huber, „daß ich ihm in dieser Arbeit gewiß nicht in den Weg zu treten gedenke, indem ich mich etwa mit den Schulen und mit Predigen in der Umgegend beschäftigen könne. Allein auch diese Aussicht wurde mir verdunkelt, indem mir gesagt wurde, daß es in der Umgegend keine Dörfer, sondern nur einzelne Häuser gebe. Ich staunte über solche Aussicht, ließ mich aber doch nicht aus der

*) Heidenbote 1868. S. 150 ff.

Fassung bringen und kehrte (8. März) getrosten Muthes nach Kannanur zurück, wo ich meine Studien fortsetzte und die Schule besuchte, um den Kindern von den großen Thaten Gottes Einiges vorzulallen. Nach vier Wochen aber (es war vor dem Abendmahl am Gründonnerstag, 13. April) stellte Br. Hebich dieselbe Frage an mich und sagte mir ganz brüderlich, deutlich und bestimmt: ich sei dabei unschuldig, aber er habe keinen Gehilfen verlangt, und er wolle und könne keinen brauchen; und mit derselben Bestimmtheit sagte er mir, daß ich auch in keiner andern Richtung in Kannanur arbeiten könne, indem er mit seiner Arbeit sich immer mehr auszubreiten gedenke."

Hebich suchte nun der Kommittee nachzuweisen, daß für diese eigenthümliche Station er selbst mit eingebornen Gehilfen gerade genüge, ja seine Seile noch weiter ausspannen könne, wie er denn eben auf das Fischerdorf lossteure; daß unter so beschränkten Verhältnissen ein zweiter Bruder es überaus schwer finden würde, an seiner Seite zu arbeiten; an Reisen seinerseits sei nicht mehr zu denken, nun ihm diese lieben Seelen aufs Herz gebunden seien; stürbe er aber, so müßte ein älterer Bruder seine Stelle ersetzen, denn Neulinge würden sich kaum in diese Arbeit an dem herumziehenden Gesindel finden können. „Da soll Alles vollkommen und geistlich hergehen, während Gesunde und Starke zu mir nicht so leicht kommen, sondern elende, verlorene Fremdlinge." So lange nun Plätze da seien, wohin man Brüder verlange, und das Geld noch so schwach fließe, wie in dieser Mission, sollte Kannanur nie mit zwei Missionaren besetzt werden.

Mit solchen Gründen die Kommittee zu überzeugen, gelang ihm natürlich nicht; sie erkannte wohl, daß er auch nicht einmal ernstlich versucht hatte, den Mitarbeiter ins Werk einzuführen, weil tief eingedrungene Erinnerungen ihm noch den Sinn beherrschten. Ließ sie ihn nun auch fast sechs Jahre lang ungestört „als Einspänner" weitermachen, so wahrte sie doch ihr Recht, die Missionsstationen zu besetzen, wie sie es für gut finde. Die Mißstimmung, welche der Vorgang unter den Missionaren erregte, trug Hebich mit stiller Ergebung. „Gott weiß, es ist so, daß ich keinen Gehilfen brauchen kann; aber Gott weiß auch, daß ich außer diesem den Br. Huber gewiß nicht betrüben möchte. Die Sache ist für mich und ihn eine Last, und vielleicht für mich die größere." Im August 1843 zog

der geprüfte „Streitgenosse" auf eine andere Station. Dem Alten schrieb Mögling bei dieser Gelegenheit: „Es fehlt dir was: du gehst nicht aus dir selbst heraus, um dich in die Stelle und Seele anderer Brüder hineinzuversetzen und für einen Augenblick so zu denken und zu fühlen wie sie. Daher kommt alle deine Schwierigkeit, du bist zu sehr Mann und zu wenig Weib; hast als Leiter große Gaben, aber als Gleicher unter Gleichen kommst immer in Noth."

Wie lieb aber Hebich bei all dem die Brüder hatte, das zu zeigen, gab es in den vielen Wechselfällen des Missionslebens bald hinlänglich Gelegenheit. Kehrte irgend in der Nähe eine besondere Noth oder Trübsal ein, so war auch er auf dem Platze und tröstete, half und trug mit, bis der Sieg gewonnen war. In einer Zeit des Verzagens, da ein junger Streiter durch Mißmuth fast gar aus dem Felde gejagt worden wäre, trat er herein mit dem Worte: „Ihr seht ja gerade aus, wie wenn der HErr Jesus wieder gestorben wäre. Aber er ist auferstanden, ich weiß es gewiß, habs ja erst gestern verkündigen dürfen" (es war an einem Ostermontag) — und damit giengs weiter mit einer Pleropherie, die auch die kühlsten anstecken mußte.

Einmal war die Entlassung eines Missionars wegen Ungehorsams schon ausgesprochen, da sandte er mit dem reuigen Briefe des Betroffenen auch seine Bitte ein, die also begann: „Nachdem ich die Inlage gelesen, kann ich mich des Eindrucks von wahrhaftiger Scham und Reue nicht erwehren, und fühle mich im Geiste gedrungen, mich in Ihrer Versammlung bis auf die Erde vor Ihnen zu beugen und im Namen des für unsere Sünden gekreuzigten HErrn Jesu, dessen Amt Sie führen, um Verzeihung und Wiederaufnahme unseres lieben N. zu bitten. Ach, wenn Sie mirs glauben könnten, ich fühle mich viel würdiger weggeschmissen zu werden, und Sie können daraus abnehmen, wie unwürdig ich mich fühle, für ihn bei Ihnen Fürbitte zu thun." Dann schließt er: „Sie können gewiß sein, er arbeitet jetzt viel treuer, als wenn er nicht gesündigt hätte; und da die Engel im Himmel so große Freude haben über einen Sünder, der Buße thut, wie können wir anders als die Freude mit ihnen theilen? Und wo Freude ist im Himmel, da ist kein Bann, kein Fluch, da ist eitel Segen. Wärs nicht so, Ihr liebe Herren, Ihre Mission wäre schon lang nicht mehr; ich rühme die Gnade und Barmherzigkeit des HErrn. Amen. Und weil ich Sie

nun für andere gebeten habe, so bitte ich auch um Ihre fernere Barmherzigkeit für mich armen Sünder; aber ich bin abgewaschen aus Gnaden, ich bin geheiligt, bin gerecht gemacht worden durch den Namen des HErrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Er hat keine Fehlbitte gethan; und wie innig seine ungeschminkte treue priesterliche Liebe ihm die Herzen der Brüder verband, welchen Eingang er damit auch für seine als des Seniors Ermahnungen gewann, läßt sich leicht denken. Namentlich fühlte, wer irgendwie gedemüthigt war, ihm an, daß er sich gerade dann vor Vorwürfen oder Anspielungen auf vorausgehende Warnungen ernstlich hütete, auch wenn sie noch so verdient gewesen wären. So wurde man seiner am frohsten in Augenblicken, wo sonst auch gute Freunde einen kleinen Anflug von Schadenfreude nicht ganz unterdrücken können, weil sich das Wort: Hab ichs dir nicht vorausgesagt? so passend anbringen läßt.

Dann war er auch ganz der Mann, sich mit den Fröhlichen zu freuen. Als im September 1844 der (jetzige Diakon) Paul Tschandren getauft und damit im Süden von Mahe eine schöne Thüre aufgethan worden war, ritt Hebich eines Abends nach Talatscheri hinüber, den Brüdern Glück zu wünschen. Er fand sie ausgeflogen, sie waren bei dem Neugetauften in Tschombala auf Besuch, um dessen Familie auf die Taufe vorzubereiten. Gleich beschloß er, diese neuen Leute auch selbst zu sehen. Ein Pferd war freilich jetzt bei Nacht nicht aufzutreiben, aber das machte nichts. Mit einer Laterne gieng er die drei Stunden Wegs nach Tschombala, und langte gerade vor Ausbruch eines heftigen Gewitters in der engen Hütte an. Von Schlafen war nun keine Rede mehr, erst mußte die liebe Familie sich beschauen lassen, dann gab es so viel zu erzählen; bald tropfte auch das Dach dermaßen, daß man beständig den Ruheplatz wechseln mußte. Und doch wars die kurzweiligste Nacht, voll Dankesjubel, welchem Hebich immer neuen Ausdruck zu geben wußte. „Wie hat mans doch so gut bei unserm König!" hieß es in allen möglichen Variationen. Mit dem Morgengrauen trat er, frischer als irgend ein anderer, die Rückreise an zu einem neuen heißen Tagewerk.

5. Errichtung von Außenstationen.

Nachdem Hebich ins zehnte Jahr seiner Wirksamkeit getreten war, fühlte er — bei aller Gesundheit — daß doch „jede Arbeit eine stärkere Mattigkeit zurücklasse"; daher ist er „von der Schreiberei so nach und nach abgekommen" und beschränkt sich aufs Nöthigste. „Dann sind auch alle Bewegungen in diesem Lande so unsicher, daß wenn man neue Begebenheiten gleich schreiben wollte, dieselben, bis das nach Hause kommt, sich verändern; bei längerem Warten werden sie vergessen und ist wieder was Neues, Aehnliches da. Meine Kräfte sind aber für die lebendige Predigt, und ich hoffe, daß Sie mit mir nach dieser meiner Gabe sympathisiren können."

Seine Nöthen schildert er nun nicht mehr im Einzelnen. Eine derselben wurde ihm durch seinen frühern Katechisten Paul bereitet, der von Andscharakandi ohne Urlaub zurückgekehrt (December 1843), erst auf eigene Faust, dann für die englische Kirche missionirte und eine Anzahl Tamilleute, die sich in die strenge Zucht des Missionars nicht mehr fügen wollten, dabei aber doch noch einen regelmäßigen Gottesdienst wünschten, an sich zu ziehen suchte. Damit war im Grunde der Mission ein Dienst geleistet, indem Hebich nun weit nicht mehr so viel Arbeit auf die störrigen fremden Elemente zu verwenden hatte, sondern sich immer mehr der einheimischen Bevölkerung zuwandte und aus ihr eine Gemeinde sammelte, bis nach und nach der Tamil-Gottesdienst ganz erlosch und der malayalische ihn ersetzte.

Erst im Anfang des Jahrs 1843 gelang es Hebich, ein Häuschen im Fischerdorf Tai (S. 70) zu gewinnen, wohin er nun seinen „Erstgebornen unter den Knaben", den Timotheus, als Katechist übersiedelte. Er selbst brachte nun jeden Samstag dort zu, und predigte auch sonst oft Abends bis in die Nacht hinein. Es fanden sich daselbst namentlich die Jungen des Orts zur Schule gerne ein; die Alten aber, obgleich äußerlich freundlich, blieben ihren tiefeingewurzelten Gewohnheiten des Palmweintrinkens und Hanfrauchens treu. Ihr Gottesdienst besteht in der Verehrung der Dämonen, über welche sie aber als Deckmantel auch eine Art Philosophie gezogen haben, die sie gar gerne preisgeben, wie eigentlich nur Ein Wesen sei, das Parabrahma, und wie Sünde, vom Einzelwesen im Fleisch begangen, den Geist nicht beflecke. Kommt dann

aber die Cholera, und in den feuchtheißen, stinkenden Fischerhütten am Meeresstrande kehrt sie am liebsten ein, so zittert Alles. Der besessene Priester (Pudschari) hatte im Monsun 1843 verheißen, dießmal werde sie das Dorf nicht erreichen. Dagegen fand sich ein Anderer aus Mahe ein, der sich für den Geist der Cholera ausgab, dem Völklein große Furcht einflößte und reiche Spenden einstrich, bis er endlich befriedigt, sie noch acht Monate aufzuhalten versprach; dann reiste er weiter. Die Cholera aber brach unaufhaltsam herein; der Betrüger, eben zurückgekehrt, mußte zwei seiner Freunde von ihr ergriffen sehen, und ob er gleich weissagte, sie werden genesen, starben sie am selben Tage. Darauf erklärte er, dies sei nicht *seine*, sondern eine von einem andern geschickte Seuche, und machte sich aus dem Staube. Trotz aller Opfer starben Viele; die Arzneien aber, die Hebich austheilte, und seine Worte des Tadels und des Trostes, der Beschämung und Ermahnung, fanden auch eine gute Aufnahme, und eine Familie trat ihm näher.

„Ein schöner Mann aus ihnen, der Barbier **Kuttan**, hält sich zu uns, der wohl seiner Zeit durch Gottes Gnade auch ein öffentliches Bekenntniß ablegen wird." So schreibt Hebich am 22. Februar 1844; er sollte aber erst seinen Lauf vollenden, ehe die ausgesprochene Hoffnung verwirklicht wurde. Die Erstlingsfrucht aus Tai wurde der dortige Schulmeister mit seiner Familie, getauft am 3. November 1844. „An diesem Tage sollte auch der schöne Mann getauft werden, allein seine Frau und Kinder haben leider bis jetzt den Sieg davon getragen und jetzt schämt er sich, mich nur zu sehen; ich hoffe aber, daß er kommen werde, wenn seine Zeit da ist (sie kam Anno 1868). Seine Mutter hat im Sinn, sich bald taufen zu lassen." Mit dem Uebertritt des Schulmeisters zerfiel die Schule, und die Feindschaft stieg fühlbar; leider ist derselbe nicht in der Wahrheit bestanden, aber die Hoffnung auf Kuttans Mutter sollte sich herrlich verwirklichen. —

Gegen Ende des Jahrs 1843 kam dann zu Hebich ein kleiner, fein aussehender Malayale, der sich als **Konstantin**, Sohn des früheren Kotschi Radschas ankündigte. Er war 1835 von Miss. Ridsdale in Kotschi getauft worden und hatte in der grammarschool, die zu Bischof Corries Andenken in Madras gegründet wurde, drei Jahre lang studirt; dann bewog ihn ein syrischer Freund, der spätere Metran Athanasius, mit ihm nach Jerusalem zu reisen.

Unterwegs blieb er aber in Belgam bei den Londoner Missionaren hängen und diente dort drei Jahre als Katechist, bis er wegen eines Sündenfalls entlassen wurde. Beim Abschied wurde ihm empfohlen, wenn er nach der Malabar-Küste zurückkehren wolle, doch ja bei Hebich einzusprechen.

Dieser nahm ihn freundlich auf, stellte ihn aber sogleich auf die Probe, ob er auch eine etwas demüthigende Behandlung sich gefallen lassen könne. Vorneweg strich er ihm den „fatalen" Königsnamen und hieß ihn einfach Jakob. „Aus den Bekehrungen solcher hohen Kastenleute wird leider gern ein groß Geschrei gemacht, wodurch sie dann zu hoch gestellt werden. Das können die armen Seelen nicht ertragen und müssen es dann wieder hart büßen." Wiederholt drängt sich ihm diese Bemerkung auf, auch nachdem er im Januar 1844 Mangalur wieder besucht hatte, um sich über die dort gewonnene Beute mit seinem kranken Br. Mögling zu freuen. „Also auch vier Brahmanen haben wir gefischt," schreibt er; „wirklich hat das Wort Gottes durch uns arme Werkzeuge auch diese Kaste erschüttert. Doch muß aus diesem allem nicht zu viel gemacht werden, sonst gereicht es zum Uebel, da vor Gott kein Ansehen der Person gilt." Eingeborne Jünglinge zu ihrer Ausbildung nach Europa kommen zu lassen, schien ihm im Ganzen ein Mißgriff, gegen den er sich eifrig wehrte, während Mögling das Risiko anerkannte, aber doch das Wort anwandte: Probiren geht über Studiren.

Doch zum Jakob Ramavarma zurück. Hebich erkannte bald in ihm „den fähigsten und gebildetsten seiner Gehilfen", und brauchte ihn zunächst als Schulmeister für seine „Büble", damit diese auch ein schönes Malayalam sprechen lernen. Dann schien es ihm aber bald am Platze, daß derselbe auch wirklich unter seinen malayalischen Landsleuten zu arbeiten bekomme; so baute er ihm ein Häuschen dicht am Weberdorfe Tschirakal, in der Nähe der alten Landesfürsten und ihrer Brahmanen, nachdem er ihn mit einem sehr einfachen Tamilmädchen (11. Februar 1844) getraut hatte. „Das Volk dort herum ist noch sehr abergläubisch, und der böse Einfluß der Radschas wird uns zu schaffen machen. Aber das Evangelium muß einmal Allen verkündigt werden, und das läßt sich hier nicht gut anders machen, als man zieht in ihre Nähe; so hoffe ich zum HErrn, daß die Arbeit fröhlich von Statten gehen wird. Ich reite

in etwa zwanzig Minuten hinaus, nach Tai in zehn Minuten, so geht dies alles prächtig. Der stille sanfte Juda gibt einen guten Begleiter für Jakob ab; den setze ich natürlich auch hinaus, damit die Umgegend fleißig besucht werde. Einstweilen macht mir dieser Bau noch viel zu schaffen; möge der HErr alles segnen! Ich schreibe diesmal Dinge zum Voraus, was sonst nicht meine Sache ist; doch so gehts, wenn man ins Schreiben hinein kommt."

Am 1. Mai 1844 weihte Hebich, wie es seine Art war, den Bau ein. Die Brüder Irion und Müller waren von Talatscheri her dazu eingeladen, und da sie in Folge eines Mißverständnisses die ganze Nacht hindurch zu wandern hatten, „machte dies das Ganze noch werthvoller. Meine ganze Gemeinde zog hinaus, und viele Heiden kamen herzu, uns drei nach einander predigen zu hören; darnach hatten wir ein Essen für alle Christen und feierten einen rechten Segenstag. Das gab dann viel Gesprächs unter den Heiden in der Umgegend und täglich kamen viele Besuche." Den Boden hatte der Radscha gegeben, doch unter der Bedingung, daß keine Kuh darauf geschlachtet werde; er war ein Mann von Erfahrung und Gelehrsamkeit, der doch im Alter alles Wissen für eitel erkannt und sich der strengsten Pflege aller 35 Schutzgötter seines Hauses, wie der genauesten Beobachtung aller Gebote geweiht hatte. Nie pflog er Umgang mit Europäern; als er später von seinem Neffen, dem oben erwähnten zweiten Radscha hörte, wie auch die Wedas nun von den Engländern gedruckt werden und er selbst beim Missionar den ersten Band derselben gesehen habe, schauderte er zusammen. Dieser zweite Radscha (S. 24) aber war nun froh, an Jakob einen wohlunterrichteten Mann in der Nähe zu haben, und fast täglich irgend welchen Zweifel und Anstoß von ihm lösen zu lassen, ohne daß er doch Christo näher trat.

So hatte Hebich nun zwei Anhaltspunkte für das Wirken unter den Malayalen gefunden. Die unzugänglichen Mapillas und andere fremde Händler ausgenommen, sind es ja nur Fischer und Weber, die in Malabar sich dorfweise angesiedelt haben, jene am nackten Meeresstrande, diese am liebsten im Schatten hoher Feigen- und Palmbäume, etwas abseits von der Heerstraße. In einem Punkte gleichen sich beide Kasten; sie sind alle mehr und mehr dem Trunke verfallen und gelangen zu keinem Wohlstand, während die betriebsamen Mapillas ihnen überall den Vorrang abgewinnen. —

An beiden Orten, im Süden und im Norden von Kannanur, wird nun die Kenntniß des Evangeliums verbreitet durch christliche Schulen, in welchen auch der Katechist lehrt, dann durch dessen Umgang mit den Anwohnern und durch regelmäßige Besuche, die er in der Ferne macht, wie durch unregelmäßige, die er von nah und fern erhält.

Die Tage, die Hebich auf diesen Stationen zubringt, sind ihm Segenstage, an denen er sich auch mit besonderer Kraft ausgerüstet fühlt. Den Samstag hat er schon für Tai bestimmt; dahin kann er nie reiten, ohne daß die Mapillas in den Straßen ihres Kannanurs ihn mit Hallohgeschrei empfangen und ihm Erinnerungen aus seinen Predigten, kanaresisch oder malayalam nachrufen: „Es ist ein Gott; Siehe da, Gottes Lamm!" u. s. w. Nachdem er erst alles erkundet, predigt er der kleinen Gemeinde um Mittag; wer Lust hat von den Heiden, horcht zu. Ebenso Nachts bei Licht. Von 5—7 Uhr aber geht er im Dorf umher von Haus zu Haus, während die Leute ihre Fische verkaufen oder zum Trocknen ausbreiten, und ladet ein ins Reich Gottes, wer irgend Ohren hat. Oft machen sich nur Weiber herzu, dann kann ihm ein alter Fischer drohen: „wenn du fortfährst zu Weibern zu reden, verklage ich dich beim General." Antwort: „Ich predige Männern und Weibern, jedem, der hören will, jetzt also dir" — „Nein, ich will nichts davon, pack dich!" Andrerseits machen sich aber auch hoffnungsvolle Seelen herbei, wie die 56jährige Mutter des „schönen Mannes". Hatte sich erst noch in der Zeit der Versuchung das ganze alte Herz dieser Wittwe geoffenbart „so schlau und so dumm", so wurde ihr nun ein neues Herz geschenkt. Am 26. Januar 1845 getauft, lebte diese Eunike wirklich ganz auf in der Gnade.

Ein Jahr später hatten die Fischer ein Fest und saßen vor dem Götzen im Dorf (Januar 1846). „Da trat ich unter sie und sagte: Schon drei Jahre predige ich euch Jesum, die Auferstehung und das Leben, öffentlich und von Haus zu Haus; und noch setzt ihr euch vor den todten Götzen hin. Gott wird euch strafen." Mit dem Februar brach die Cholera aus. „Da hatte ich mit Patros (dem Schulmeister) Tag und Nacht Arbeit in den Hütten der Armen. Eine von allen verlassene Fischerfrau kam zu uns, die lieber bei uns sterben wollte. Patros und die immer dienstbereite Eunike sollten ihr die Nacht hindurch wachen. Am 7. Februar

Abends schien es dem Tode zuzugehen. Da fieng Eunike an, ihren Glauben an den HErrn Jesum der Sterbenden einzusprechen; sie begehrte nun schnell die Taufe." Hebich vollzog sie und gab der Kranken auf ihren Wunsch den Namen Wiswasi (Glaubige); befahl aber noch in der Nacht, das Grab zu graben. Am Morgen sandte er etliche Christen, den Leichnam zu beerdigen. Aber sie lebte noch und fieng mit lauter Stimme an Gott zu loben, daß Alles nur staunte. Nun erkrankte die unermüdliche Eunike. Um Mitternacht noch kam Hebich zu ihr: sie war so froh und selig, heimgehen zu dürfen; er blieb bis 4 Uhr Morgens. Den Tag über (9. Februar) fragte er sie noch oft: Pulle (Kind), glaubst du an den HErrn Jesum. Da legte sie immer die Hand aufs Herz, richtete sich auf und verneigte sich mit kräftigem Ja. Wenn er aber mit ihr betete, hörte sie Nichts; nur seufzte sie viel für ihren Sohn Kuttan. In der Frühe des 10. Februar gieng diese liebe Seele zu ihrer Ruhe ein; am Abend begrub man sie, ein Opfer für Wiswasi, in dem für die letztere bestimmten Grabe. „Ein glaubiger Jüngling, noch ungetauft, starb auch, ohne daß sein Vater mich ihn nur sehen ließ. Ihm folgte im Tode ein schwarzer Jude aus Kotschi, der mir seine beiden Kinder übergab und an Christum glauben wollte; so begrub ich ihn, obwohl er die Taufe verschoben hatte. Es war eine wehmüthige Zeit; an den sonst so lärmenden Abenden alles todtenstill, nur murmelte der und jener sein Rama Rama! vor sich hin. Meine Arznei schlug nicht an, eine Todtenluft wehte durchs ganze Dorf."

„Wiswasi aber, kaum erstarkt, kehrte zu den Ihrigen zurück, und schalt dann über Eunike, welche sie bezaubert habe, leugnete auch die Taufe. Sterben wollte sie wohl mit uns, aber nicht mit uns leben. — Der alte Pudschari war fast der Erste, der starb. Seither kommt der Geist auf Keinen mehr; der Radscha ist gebeten, das wieder zu Stande zu bringen, es will aber noch nicht gelingen. Dennoch bin ich voll Hoffnung für die schönen Leute dort." —

Im Jahre 1868 hat dann die Bekehrung einer alten Fischerfrau gezeigt, welch guter Same in jener Zeit der Heimsuchung ausgestreut worden war. Eine 80jährige Wittwe hatte einen Traum; es war die selige Eunike, die ihr erschien und ihr freundlich winkte zu kommen. Als ihr Sohn auf ihre Bitten den Missionar holte, fand dieser die Alte außerordentlich vorbereitet auf jedes Wort, das

er ihr zu sagen hatte; sie wurde in ihrem eigenen Hause unter dem Zulauf vieler Fischerleute getauft, auf welche der Vorfall einen tiefen Eindruck machte.

Und in demselben Jahre (Oktober 1868) stellte sich auch der nun 60jährige Kuttan bei dem Missionar in Talatscheri ein. Er hatte lange den Ton in Tai angegeben und sich zuweilen an die Spitze der Missionsfeinde gestellt; merkwürdiger Weise aber blieb ihm in diesen zweiundzwanzig Jahren das Wort Gottes doch ein liebes, immer wieder wichtiges Buch, daraus er in der Stille seine ganze geistige Nahrung schöpfte. Endlich gab er seine Wirthschaft auf und siedelte nach Talatscheri über, wo er bald um die Taufe bat. Der Unterricht, den er sich mit viel Eifer zu nutze machte, war leicht; am 13. December legte er sein kindliches Glaubensbekenntniß ab, während Thränen ihm über die gefurchten Wangen flossen. — Einige Tage darauf kommt sein 18jähriger Sohn Unni von Bombay, wo er bei einem Verwandten diente. Auch er kannte schon die heilige Schrift und hatte sich mit Christen befreundet; sofort begehrte er den Taufunterricht. Am 14. März 1869 wurde auch er getauft zur großen Freude des Vaters, und Eunike hatte also Sohn und Enkel sich nachgezogen.

So zeigte sich denn diese Außenstation Tai noch fruchtbar, lange nachdem sie ihrer ungesunden Lage wegen aufgegeben war. Ein Beispiel von dem „Ernten ohne Aufhören", das dem unermüdlichen Sämann verheißen ist.

Tschirakal sollte auch bald seinen Erstling liefern. Dort weilte bei seinem Oheim, einem Schreiber auf dem Oberamt, ein Najer-Jüngling aus dem Süden, der schon während des Baus der Station den Katechisten Jakob mehreremale besuchte, und den Entschluß faßte, wenn dieses Werk zu Stande komme, Christ zu werden. Ein Traktat zeigte ihm die Sündigkeit des Götzendienstes. Er vertraute sich Jakob an, der ihn nach Kannanur brachte, wo er 29. Dezember 1844 die Taufe empfieng. Paul Ittiaritschen ist sein Name, er wurde nach wiederholter Sichtung ein tüchtiger Evangelist, der bis zu seinem Tode gute Dienste that, die noch nachwirken, wie denn erst 1869 sein Vater Christ geworden ist.

Zunächst aber gab sein Uebertritt der neuen Schule in Tschirakal einen Stoß; und die Verwandten wollten bei der Obrigkeit Klage führen, wovon jedoch der Tahsildar (Amtmann) sie zurück-

brachte. Noch existirt ein Brief von Pauls Vater, worin dieser ihn wegen seines Austritts aus der Adelskaste verfluchte, dann als Schadenersatz 100 Rupies jährlich für die Familie und 50 für sich selbst verlangte; wenn er das nicht erhalte, möge Krankheit, Aussatz, Armuth und Elend jeglicher Art den mißrathenen Sohn befallen. „Ich bin entschieden, mir vor deinen Augen das Leben zu nehmen, will nur erst noch einiges in Ordnung bringen und dann in etlichen Monaten nach Kannanur kommen, um zu sterben." Es sollte ihm ja besser ergehen; im Jahr 1850 besuchte ihn der Sohn mit andern Christen und fieng an, auch in seiner Heimat die Erkenntniß des Heils zu verbreiten.

Hebich durfte jedenfalls bald sehen, daß von diesen Außenstationen das Licht „weit hinausleuchtete". Jeden Donnerstag ist er nun in Tschirakal, sieht erst nach den Christen und predigt dann den Webern und andern Umwohnern. „Nur durch solche Leute wie meine Katechisten kann ich mich ausbreiten, kann durch sie hie und da einen Lichtpunkt mitten in die Nacht setzen; aber all meine Sorge ist es, diesen Lichtpunkt helle zu erhalten und heller zu machen. Sie bedürfen immer der Tröstung, des Aufmunterns und Zurechtweisens; so gut es mit ihnen geht, wenn alles richtig steht, so liederlich, wenn auch nur Kleinigkeiten in den Weg kommen; da ist dann auf einmal der HErr Jesus todt. Ohne den Missionar würden auch die Besseren in kurzer Zeit unterliegen, die Schlechteren aber bald wieder in alle Sünden hineinfallen. Aber dienlich ist es fürs Volk, wenn bekehrte Jünglinge sobald wie möglich in fruchttragende Arbeit eingeleitet werden."

Missions-Zeitung.

Der ehrwürdige alte Moffat schrieb kürzlich einem Freund:

„So lange ich noch hienieden weile, werde ich nie Warrington vergessen. Es ist tief in mein Gedächtniß gegraben und wird wohl auch drüben in der seligen Ewigkeit nicht daraus verschwinden.

„Es war ein ruhiger Sommerabend Anno 1815, als ich einsam dieser Stadt zuwanderte. Mehr als sonst gestimmt, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, betrat ich die Brücke am Eingang derselben. Da fiel mein Auge auf ein Missions-Plakat, das rechts

an der Mauer angeklebt war. Es kündigte eine Missionsversammluug an, in der die Grundsätze der Londoner Gesellschaft bei der Aussendung ihrer Heidenboten dargelegt werden sollten. Ich las und las. Mir war, als könnte ich nicht von der Stelle gehen. Ich zweifle nicht, daß einige Umstehende, die mich da wie angewurzelt sahen, vermutheten, ich versuche an dem Plakat lesen zu lernen. Ich fand, daß diese Versammlung vor einiger Zeit schon stattgefunden hatte. So schnell ich konnte, machte ich meine kleinen Besorgungen in der Stadt und kehrte, nachdem ich nochmals einen Blick auf jenes Plakat geworfen, als ein anderer Mensch nach Hause zurück.

„Innerhalb dieser wenigen Stunden hatte eine totale Umwälzung all meiner Pläne stattgefunden. Auf dem Heimweg tauchten in meiner Erinnerung Geschichten auf, die ich als kleiner Knabe meine Mutter von den Herrnhuter Missionaren in Grönland und an andern Orten hatte erzählen hören. Sie hatten seither darin geschlummert, aber jetzt standen sie plötzlich mit der vollen Macht der Wirklichkeit vor meiner Seele. Es hatte sich mir eben eine schmeichelhafte und gewinnbringende Aussicht eröffnet, weit hinaus über Alles, was so ein Bursche wie ich erwarten oder beanspruchen konnte. Im Nu aber schrumpfte mir das alles in Nichts zusammen gegen dem Dienst Christi unter den in ihren Sünden dahin sterbenden Heiden. Einige Personen, die den aufrichtigen Wunsch und auch die Macht hatten, mir für dieses Leben voranzuhelfen, hielten mich geradezu für verrückt; und in gewissem Sinn hatten sie Recht, denn mein Kopf und Herz hatte wirklich eine durchaus andere Richtung genommen.

„Ich brauche hier in keine Einzelheiten einzugehen, wie ich nach Manchester geführt und zu einem Besuch bei Pfarrer Roby veranlaßt wurde. Noch heute muß ich mich wundern, wie ein so einfältiger Bursche, wie ich es damals trotz meiner Bekanntschaft mit vornehmen Leuten und dem Treiben der großen Welt war, den Muth finden konnte, an seine Thüre zu klopfen; freilich geschah es mit pochendem Herzen. Er empfieng mich mit großer Güte, hörte meine einfache Erzählung an, faßte mich bei der Hand und hieß mich gutes Muthes sein. Ohne seine väterliche und unveränderliche Theilnahme wäre ich nicht, wo ich jetzt bin. Meiner theuren Mitarbeiterin wie mir selbst, ist sein Andenken frisch und lebendig und wird es uns bis ans Ende unserer Tage bleiben.

„Ich stehe jetzt seit 52 Jahren im Missionsdienst; 48 derselben waren dem zeitlichen und ewigen Wohl des Betschuana-Volkes gewidmet. Es ist uns eine Quelle aufrichtigen Dankes gegen das große Haupt der Kirche, daß seit jenen unvergeßlichen Tagen der 'geringen Dinge' beim Beginn unserer Arbeit keine rückgängige Bewegung stattfand. Anstatt einer einsamen Station, von der das himmlische Licht auszustrahlen begann, sind jetzt solche Mittelpunkte

der Missionsthätigkeit mehr als 140 Stunden über Kuruman hinaus zerstreut; ja bis an die Ufer des Zambesi ist von unserem nun schon so lang erwarteten und ersehnten Livingstone die Verkündigung eines Heilands erschallt, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen was verloren ist. Es ist unmöglich, auf die Arbeiten und Mühen der ersten Jahre der Betschuana-Mission zurückzublicken, ohne tief durchdrungen zu sein von dem Dank, den wir unserem himmlischen Vater schulden, der uns ermuthigte und durchhalf.

„Ich erinnere mich wohl noch einer Zeit, da ich dachte, wenn ich es erleben dürfe, die heilige Schrift in die Sprache der Betschuana übersetzt und unter ihnen Leute zu sehen, die im Stande seien, sie zu lesen und zu schätzen, wolle ich gern mit dem alten Simeon sprechen: 'Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.' Die Gnade des Herrn hat mich die Erfüllung dieses Wunsches sehen lassen. Es sind Gemeinden gegründet worden. Eine schöne Anzahl Betschuanen ist schon in die vielen Wohnungen des Vaterhauses eingegangen, Andere pilgern noch hienieden mit der seligen Hoffnung des ewigen Lebens durch Jesus. Tausende können jetzt das Buch der Bücher in ihrer Muttersprache lesen. Vor Aller Augen ist nun offenbar, wie wirksam, verglichen mit jedem bloß menschlichen Einfluß, die Macht des Evangeliums ist, wilde Völker auf einen Standpunkt zu erheben, auf dem sie die Segnungen der Religion, der sicheren Schritts auch die Civilisation nachfolgt, zu schätzen vermögen. Die mit unserer Mission in Verbindung stehenden Betschuanen scheinen denen, die nur Knechte, nicht zu sagen Sklaven der um die Seelen ihrer heidnischen Dienstleute unbekümmerten Boers sind, um ein volles Jahrhundert voraus. Die eingebornen Stämme haben indeß wenig Aussicht, ihre Unabhängigkeit gegen den von Süden heranwogenden Strom der Einwanderung zu behaupten. Denn abgesehen von dem im Innern vermutheten Goldland, das nicht gerade vielversprechend ist, breitet sich langsam, aber sicher der Einfluß des sächsischen Volksstammes über die jenseits seiner Grenzen wohnenden eingebornen Stämme aus. Das scheint aber keineswegs deren Untergang nach sich zu ziehen, dem allerdings die Hottentoten nahe sind.

„Es ist peinlich, an alle die eingebornen Stämme anderer Länder zu denken, die durch ihre Berührung mit Weißen ausgestorben sind. Hier ist Anderes zu hoffen, da die Zahl der Eingebornen sich unter dem veredelnden Einfluß des Christenthums mehrt. Wie weit Krankheiten und Branntwein, die nur zu oft das Gefolge civilisirter Eindringlinge bilden, Boden gewinnen werden, bleibt noch abzuwarten. Straußenfedern haben schon viele europäische Händler in das Land gelockt. Das Benehmen einiger derselben hat uns schon öfters schamroth gemacht vor den Eingebornen, unter denen Stimmen laut wurden, wie: 'Wir Betschuanen waren schlecht genug, aber der weiße Mann thut's uns weit zuvor.' In einem verhält-

nißmäßig kurzen Zeitraum sind drei solcher Menschen dem Trunk erlegen. —

„Welche Wechsel finden doch in der Welt statt, in barbarischen Gegenden so gut wie in civilisirten Ländern! Ein Geschlecht überschreitet das dem menschlichen Leben gesetzte Ziel, und ein anderes folgt ihm nach. Wie geheimnißvoll ist doch die göttliche Weltregierung! Wie wenig verstehen wir noch die Gedanken dessen, der die Grenzen gesetzt hat, da die Menschen wohnen sollten! Eines aber wissen wir, was gewisser ist als die Grundfesten der Erde — nämlich die durch den Opfertod Jesu geschehene Versöhnung, und daß die frohe Botschaft von der Gnade Gottes verkündet werden soll bis an die Enden der Erde. Wer kann nach so unzähligen Beweisen noch an der Kraft des Evangeliums zweifeln, Menschen aus der tiefsten Unwissenheit und Versunkenheit zu Erben ewiger Herrlichkeit zu erheben? In diesem Glauben habe ich gelebt und gearbeitet mit der festen Ueberzeugung, daß ich meine Kraft nicht umsonst verzehrte. Ich staune manchmal, wenn ich von den Summen lese, die für vergängliche, sinnliche Vergnügungen ausgegeben werden, während das eigentliche Ziel des Menschen vergessen, bis auf den Tag des Gerichts vergessen wird, wo Jeder Rechenschaft ablegen muß. O, daß wir doch an jenem großen Tage in Ihm erfunden werden und aus dem Munde unsers Heilands das Wort vernehmen dürfen: 'Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters'.

„Wenn ich recht über diese Dinge nachdenke, kann ich mich nur wundern, daß ich nicht eifriger gewesen bin und so wenig für meine Mitsünder gethan habe, die aus Mangel an Erkenntniß verderben. Meine treue Gefährtin hat nun auch ihre 44 Arbeitsjahre hinter sich, und obgleich der Geist so willig ist als je, will die gebrechliche Hütte seinem Antrieb nicht mehr mit der gewohnten Beweglichkeit folgen. Ich bin noch stark, aber mein Gedächtniß fängt an, mir zu versagen, und Schlaflosigkeit ist meine Krankheit. Sehe ich jedoch alle die weiten, noch mit heidnischer Finsterniß bedeckten Regionen vor mir, so entfährt mir unwillkürlich der Ruf: 'Ach, wäre ich wieder jung!'

„Klagen aber darf ich nicht. Ich bin Zeuge einer großen Umwandlung durch die Macht des Evangeliums gewesen. Am Anfang der Betschuana-Mission und noch Jahre hernach sah man weder europäische Kleidungsstücke und Werkzeuge, noch begehrte irgend Jemand darnach. Jetzt darf man nur, namentlich an Sonntagen, unsere Gemeinde ansehen, um sich zu überzeugen, daß in dieser Beziehung Wunder geschehen sind. Auf dieser Eine Station, die zwei gut ausgestattete Läden hat, welche Hunderte von Stunden in die Runde den Leuten ihre Bedürfnisse liefern, werden jährlich für Zehntausende von Gulden englische Waaren eingeführt. Bücher in der Landessprache werden fortwährend gekauft und gelesen, und wir können nicht Worte finden, für unsere Dankbarkeit gegen die

britische und ausländische Bibelgesellschaft, daß sie uns in den Stand setzt, den Schatz der h. Schrift den Eingebornen in die Hand zu geben."

Jetzt soll der Missionsveteran auf der Reise nach Europa sich befinden.

Fortschritt in Madagaskar.

Im September 1869 sind die königlichen Götzen auf Madagaskar verbrannt worden, nachdem die Königin den Beschluß gefaßt hatte, sie müsse diese der Zerstörung übergeben, wolle aber darum doch das Gewissen keines ihrer Unterthanen zwingen. Das in Antwort auf einen Vorschlag des Ministerraths, den Götzendienst überhaupt abzuschaffen. Es ist dankenswerth, daß die Königin sich darauf beschränkt, ihren Unterthanen mit gutem Beispiel vorzuleuchten, das natürlich bereits vielfach nachgeahmt wird. Die Gemeinden von Imerina, wohl 180 an der Zahl, haben in solche Dörfer, welche der Abgötterei entsagen und christlichen Unterricht begehren, bereits 100 Prediger gesandt, so gut man sie eben haben konnte, und etwa 3000 fl. für ihren Unterhalt gesammelt. Von der Regierung erhalten diese Hilfslehrer nur die Vergünstigung, nicht zu Frohnarbeiten angehalten zu werden, wie die übrige Bevölkerung. In der Hauptstadt, die 50000 Einwohner zählt, besuchen jeden Sonntag wohl 10000 Seelen den christlichen Gottesdienst in den 13 Kirchen derselben. Die Provinz Imerina enthält etwa 1 Million Seelen, welche jetzt alle dem Christenthum geneigt sind. Der erste Minister hat sich die Rathschläge der Missionare erbeten über die beste Weise, dieser ganzen Bevölkerung das Evangelium nahe zu bringen. Er schrieb auch an den alten Ellis, welche Freude ihm dieser Umschwung bereite, wie verwundert die Götzenbewahrer zugeschaut haben, als der Kelimalaza und die andern Götzen in die Flammen geworfen wurden, und wie entschieden das Volk der Königin beistimme, daß man in Zukunft keine solche Nichtse mehr anbeten solle. Die Missionare wissen sich natürlich vor Arbeit fast nicht zu helfen. In dem Bezirk Wonizongo zählt man auch bereits 30 Gemeinden, und die im Lande der Betsileo gestifteten vermehren sich überaus schnell. In die Hauptstadt der letzteren Provinz, Fianarantsoa, senden die Londoner jetzt 4 Missionare nebst einem Missionsarzt.

Srinagar in Kaschmir.

Die Mission in Kaschmir.

Dann und wann wohl mag es in der Mission vorkommen, daß die Friedensboten unter den Großen eines neuen Landes, das sie betreten, gleich etliche Gönner finden, die durch irgend ein glückliches Zusammentreffen von Ereignissen ihnen schon zum Voraus geneigt wurden und dann selbst zu ihren ersten Schülern gehören, deren Beispiel Andre nach sich zieht. Weit häufiger führt aber der Herr seine Diener einen andern Weg. Auf die Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, mit der sie anfänglich aufgenommen wurden, folgt nach einiger Zeit erklärte Feindschaft, bittrer Haß; und durch hunderterlei Plackereien, wenn nicht durch offene Verfolgung sucht der an seinen abergläubischen Ueberlieferungen und sündhaften Gewohnheiten klebende Haufe sich der unbequemen Fremdlinge wieder zu entledigen. Auf den ersten Blick könnte es von unberechenbarem Werth erscheinen, beim Eintritt in ein neues Gebiet eine bereits geöffnete Thüre, einen gebahnten Weg zu finden; die Erfahrung jedoch stimmt mit dieser Ansicht kaum überein. Es ist, als ob eine bei weltlichen Unternehmungen oft beobachtete Regel, daß der Erfolg in den meisten Fällen der Größe der überwundenen Schwierigkeiten entspricht, auch auf das Gebiet des Geistes seine Anwendung fände. Nicht der leichteste Anfang ist es auch hier, der die dauerndsten Erfolge verspricht. Zeigt sich in einer Stadt oder einem Lande die Regierung gleich beim Beginn der Verkündigung der neuen Lehre geneigt, so fallen damit allerdings viele Hindernisse weg, die im entgegengesetzten Fall deren Ausbreitung hemmen, anderseits werden weniger Angriffskräfte aufgeboten, und daher sind die erzielten Bekehrungen sicherlich nicht so zuverläßiger Art, als da, wo es galt, sich unter Spott, Verfolgung und Entmuthigungen

aller Art zum Bekenntniß des Namens Jesu zu ermannen. Stahl wird nur in der Glut gehärtet, Gold nur im Feuer geläutert.

Unter sämmtlichen neueren Missionsgebieten ist das herrliche Alpenthal Kaschmir eines von denen, auf welchen der Fürst dieser Welt am eifersüchtigsten seine Herrschaft zu behaupten sucht. Was haben von alten Zeiten her indische und persische Dichter nicht Alles gesungen von den unvergleichlichen Schönheiten dieses „Edelsteins und Paradieses" Asiens! — Etwa 40 Stunden lang und an seiner weitesten Stelle gegen 24 Stunden breit, dehnt es sich 5200 Fuß über der Meeresfläche zwischen zwei Gebirgsarmen aus, deren schneegekrönte Spitzen sich bis zu einer Höhe von 15 und 18,000 Fuß erheben. Ein so majestätisches Bergsystem, ein solcher Reichthum an klaren Gebirgsströmen und reizenden Seen, eine solche Mannichfaltigkeit des Pflanzenwuchses verbunden mit so erfrischendem Klima, wird sonst nirgends in Indien beisammengefunden. Den geschmolzenen Schneemassen der das Thal im Süden umschließenden Bergreihe entsprungen, durchströmt es der Dschilam in nordwestlicher Richtung, bis er bei der Hauptstadt Srinagar sich entschiedener nach Westen wendet. Unter den verschiedenen Seen, zu denen er sich erweitert, ist der Walar, etwa neun Stunden nordwestlich von Srinagar, der bedeutendste. Ruhig und majestätisch setzt er seinen Lauf durch den mittlern und untern Theil des Thales fort, bis er bei dem Barramalla-Paß einen Ausweg aus demselben findet. Gegen 7000' hoch thürmen sich an einer Stelle dieser gewaltigen Schlucht in der riesigen Kette des Himalaya fast senkrechte Felswände auf, während drunten in der Tiefe die Fluthen des Stromes die ganze Breite der engen Spalte füllen. Schäumend und brausend, recht als wäre er mit dem Austritt aus dem schmalen Felsenthor aller Bande los geworden, eilt er von da an wohl 50 Stunden lang in wilden Sprüngen der Pandschab-Ebene zu. — Wir aber wenden uns nun zurück nach Kaschmir.

Den schönsten Blick aus der Vogelperspektive gewährt auf dieses paradisische Thal der „Tachti-Suleiman" oder Thron Salomons, ein Bergvorsprung, auf dem der Sage nach dieser König einst während einer seiner wunderbaren Reisen seinen von Geistern durch die Luft getragenen Thron niederließ, um sich eine Weile an dem entzückenden Panorama zu weiden. Einem Zauberlande gleich, breiten sich vor demselben die mit Gärten übersäeten Gefilde aus, deren

bunter Farbenschmuck den Webern der weltberühmten Kaschmir-Shawls von Alters her einen unerschöpflichen Vorrath immer neuer Zeichnungen lieferte. Zu seinen Füßen liegt Srinagar mit seinen einst so stolzen Palästen, Hindu-Tempeln, Moscheen und Festungswerken, seinen malerischen Brücken, schattigen Alleen und ländlichen Vorstädten. Zur Linken sieht man den Fluß, herabgekommen aus dem 11,250 Fuß hohen Sescha-Nag-See, und all die kristallhellen Bäche, die am Fuß der Berge hervorbrechen und die Felder, Gärten und Baumgruppen des Thals schlängelnd umspülen, bis sie die Hauptstadt erreichen, in deren Gassen und Straßen der Dschilam so viele Arme und Kanäle entsendet, daß man sie ein östliches Venedig nennen könnte. Zur Rechten ruht das Auge auf einem weiten Netz von Kanälen und dem vielbesungenen See, dessen Ufer einst feenartige Gärten zierten, und aus dessen Fluthen sich die Gold- und Silberinseln der Sage erhoben. Gerade gegenüber gewahrt man jenseits der Stadt den wieder vereinigten Strom, wie er weiterhin neue Wasseradern und Seen bildend, ruhig seine Straße zieht. Die Vorberge sind namentlich auf der Südseite des Thals bis zu einer gewissen Höhe mit Wald bekleidet. Hoch über die Fichten, Birken, Ulmen, Nuß-, wilde Kastanien- und andere uns wohlbekannten Bäume erhebt da und dort die Ceder ihr schönes Haupt. Niederes Busch- und Strauchwerk umsäumt die Gehölze, und manche heimatliche Blume winkt dem Europäer auf den üppigen Wiesen vom Rand eines Wasserfalls oder klaren Gebirgsbaches zu. Eine unendliche Manchfaltigkeit von Bergformen erhöht den Reiz der Landschaft. Hier sieht man sanft abgerundete Hügel, dort spitze Zacken und schwindelnde Abgründe. Das Herrlichste von Allem aber fast sind die mauerartigen Gebirgswälle, die sich dahinter erheben und mit ihren in das tiefe Blau des Himmels emporragenden weißschimmernden Zinnen und Kuppeln gleich Wachtposten für die Schutzengel des Thals hingestellt erscheinen, um dieses Heiligthum der Schöpfung vor jeder Entweihung zu bewahren.

Doch die Sünde hat auch hieher den Eingang gefunden und das Werk Gottes schmählich verderbt und befleckt. Wohl könnte man einen Augenblick sich noch in Eden träumen, wenn man an den Abhängen der schönen Hügel lustwandelt, wo der Pfad sich bald zwischen schlanken Cedern und Fichten, bald zwischen dichtbelaubten Aprikosen, Maulbeer-, Pfirsich- und Pflaumenbäumen oder duftenden

Rosenhecken und andern herrlich prangenden Blumen hindurchschlingt; bald in ein tiefes Seitenthal hinabführt, deren viele vom glänzenden Silberfaden eines schäumenden Baches durchzogen und mit Rebengeländen und Obstbäumen geschmückt, in das Hauptthal münden, bald sich wieder zu irgend einer Anhöhe emporwindet, auf der an dem bergumkränzten Horizont plötzlich von allen Seiten Schneekuppen auftauchen, um mit jeder neuen Krümmung des Wegs, recht als spielten sie Versteckens unter sich und mit den Wolken, bald zu verschwinden, bald wieder hervorzutreten. Doch sobald die Ebene erreicht ist, schwindet der Zauber. Gar vieles von Kaschmirs Herrlichkeit ist vergangen wie die Blume des Feldes. Seine Paläste liegen in Trümmern, seine Hauptstadt besteht nur noch aus zerfallenden Gebäuden und schmutzigen Straßen, sein See ist zum Sumpf geworden, seine Bevölkerung verarmt. Seine Lieblichkeit ist sein Unglück geworden. Wäre sein Besitz weniger lockend gewesen, so wäre es vielleicht in Vergessenheit geblieben und hätte verhältnißmäßig ruhige Tage genossen; so aber ist es wie jener unvergleichliche indische Diamant, der jetzt in der englischen Krone prangt, gar oft die Beute von Eroberern geworden. Von einer Reihe mächtiger Fürsten aus einem Garten Gottes in ein Paradies der Sinnlichkeit verwandelt, liegt Kaschmir heute zertreten im Staub.

Das älteste indische Geschichtswerk, das Radscha Tarangini, eine aus dem 12. Jahrhundert stammende Bearbeitung der Schriften von 17 Gelehrten, behandelt die Geschichte der Könige von Kaschmir. Sie beginnt mit der fabelhaften vorhistorischen Zeit, in der Kaschyapa das Thal trocken gelegt haben soll, und enthält die Verzeichnisse späterer Dynastieen, die es beherrschten, sammt der Beschreibung der Tempelbauten, von denen jetzt nur noch Ruinen übrig sind. Im J. 1341 verlor die letzte indische Fürstin ihr Königreich durch Empörung, worauf Kaschmir in den Besitz unabhängiger muhammedanischer Regenten übergieng. Der zweite von diesen, Schahab-ud-din, der 1356 zur Regierung kam, soll Tibet, Kaschgar, Badakschan und Kabul unterjocht und Ferozschah, den er an den Ufern des Satledsch schlug, zur Anerkennung seiner Oberhoheit genöthigt haben. Da jetzt viele muhammedanische Eiferer nach Kaschmir kamen, fieng man an, mit Macht an der Ausbreitung des Islam zu arbeiten. Sikandar riß 1393 die Hindu-Tempel nieder und zwang seine Unterthanen, dem Götzendienst zu entsagen;

zur Sprengung der Tempel soll er von Timur erhaltenes Pulver verwendet haben. Unter der Regierung Budschahs ums J. 1423 verbesserte sich die Lage des Landes. Von ihm wird gerühmt, er habe Brücken, Städte und Festungen erbaut, Künste und Wissenschaften gepflegt, Weber aus Turkestan und Wolle aus Tibet kommen lassen und verschiedene Erwerbszweige, wie Glas- und Papier-Fabrikation und Buchbinderei in Kaschmir eingeführt. Srinagar wurde durch ihn vergrößert und verschönert, und noch heute zeigt man eine von ihm auf einer künstlichen Insel erbaute Moschee und Sommerresidenz. Indeß war es nur eine kurze Blüthezeit. Schon unter Budschahs Enkel, Sultan Hassan, verlor Kaschmir seine eroberten Provinzen, und der Tod dieses wollüstigen Fürsten wurde das Zeichen zum Ausbruch eines Bürgerkriegs, der bis zur Unterwerfung des Thals durch den Padischah von Delhi fast ununterbrochen fortdauerte.

Ermuthigt durch die unter den Großen des Landes herrschende Zwietracht, scheinen alle Nachbarvölker beständig auf eine passende Gelegenheit zur Eroberung Kaschmirs gelauert zu haben, wie denn auch zu verschiedenen Zeiten fremde Heere in das Thal eindrangen und sich an den dasselbe zerfleischenden Kämpfen betheiligten. Jedoch erst ums J. 1588 gelang es dem Kaiser Akbar, es der Krone von Delhi zu unterwerfen. Um ihren Unabhängigkeitssinn zu brechen, zwang Akbar die Männer Kaschmirs, ihr einem Leben der Thätigkeit und freien Bewegung angemessenes, kurzes, fest umgegürtetes Hemd mit dem langen Gewand der Weiber zu vertauschen, so daß die Kleidung beider Geschlechter nun kaum verschieden ist. Dies führte auch zu dem Gebrauch des entnervenden Kangni oder Kohlenbehälters, den ein Kaschmire der Neuzeit fast beständig zu seiner Erwärmung bei sich trägt. Wohl möglich, daß jene Maßregel neben dem ganzen System geistlähmenden Drucks, das nun folgte, auch dazu mitgeholfen hat, den Charakter dieses einst so tapfern und kriegerischen Geschlechts so gänzlich zu verändern, daß man von all den Eigenschaften, durch die es ehedem sich auszeichnete, jetzt auch nicht mehr die mindeste Spur wahrnimmt, so hervorragend es noch immer unter allen Indiern durch seine Schönheit und Körperkraft ist. Weichlichkeit und Kriecherei ist an die Stelle edler Männlichkeit getreten, und Selbstachtung, die Zierde des Weibes, fehlt gleichermaßen.

Nachdem Akbar das Werk der Unterjochung vollendet und die neu erworbene Provinz mit Palästen und Gärten geschmückt hatte, blieb seinem Sohn, dem prachtliebenden Dschehangir weiter nicht mehr viel zu thun, als die Reize dieses Feensitzes mit seiner Gemahlin Nur-Mahal in vollen Zügen zu schlürfen, was er auch 13 Sommer hindurch that. Noch jetzt zeigt man verschiedene schöne Punkte, an denen die beiden Monarchen zu weilen pflegten. Der Glanz Kaschmirs dauerte fort, als Kaiser Aurangzeb, wie der ihn begleitende französische Arzt Bernier erzählt, mit 25,000 Mann Kavallerie, 70 großen, jede von 20 Joch Ochsen gezogenen Kanonen und 50 kleinern Geschützen, nebst Elephanten und Pferden, Raubvögeln, Hunden und Leoparden, Löwen, Rhinocerossen, Büffeln und gezähmten Antilopen in seinem Gefolge von Delhi dorthin aufbrach, und zwei Monate brauchte, bis er mit seinem Troß von 3—400,000 Leuten nur Lahor erreichte, von wo aus er, um eine Hungersnoth zu vermeiden, je nur noch den vierten Mann mit sich nahm. Damals zog sich in Srinagar längs des Dschilam eine Reihe prachtvoller Paläste und Gärten hin, und der jetzt kahle Hari-Parwat verdiente seinen Namen „grüner Berg" durch die üppigen Baumgruppen, welche eine Moschee auf seiner Spitze überragte.

Aber es kam die Zeit, da die Herrscher Delhis nur noch gelegentlich ihre reizende Besitzung besuchten, und das Land lange Jahre hindurch unter dem harten Joch ihrer Statthalter seufzte. Noch schlimmer wurde die Lage Kaschmirs, als die Sitte aufkam, Naibs oder Unterstatthalter in die Provinzen des Reichs hinauszusenden. Vom Anfang des 18. Jahrhunderts an schickten auch die zu Gouverneuren von Kaschmir ernannten Großen, statt in eigener Person dorthin zu gehen, immer nur ihre Naibs, die das Land aussogen, während sie selbst in der Umgebung des Kaisers blieben, der bereits ein Spielzeug fremder Hände war. — Mit dem Jahr 1745 begannen sich die Plagen auffallend zu häufen: es brach eine so furchtbare Hungersnoth aus, daß ein Sklave um einen Groschen zu haben war. Der Hungersnoth folgte eine Seuche, die Tausende hinwegraffte. Eine Sonnenfinsterniß vermehrte das Grauen des erschreckten Volks, und Stürme, Regengüsse und Ueberschwemmungen rissen alle seine Brücken fort. — Durch Wollust entnervt, vermochte der Mogul endlich nicht mehr, das Reich seiner Ahnen zusammenzuhalten, und Kaschmir fiel 1753 in die Hände der Afghanen.

Wiederholt der Schauplatz kriegerischer Händel, kam es 1819 in den Besitz der unter ihrem Herrscher Randschit Sing nun zu großer Macht gelangten Sikhs.

Ein neues Unglücksjahr für das wiederholt schon so schwer heimgesuchte Thal! Ein Erdbeben verschlang 1200 Personen; eine kurz darauf ausbrechende Seuche raffte 100,000 Seelen weg, und nicht lange darauf trieb eine entsetzliche Hungersnoth Schaaren seiner Bewohner in das Pandschab und nach Indien hinab. Statt der 800,000 Seelen, die es 1819 zählte, hatte Kaschmir im J. 1833 noch 200,000 Einwohner; jetzt wird die Zahl derselben wieder auf 400,000 geschätzt. Als 1849 das Pandschab dem indo-britischen Reich einverleibt wurde, verblieb der Norden seinem Bergfürsten Gulab Sing, unter dessen Sohn und Nachfolger Ranbir Sing das schöne Thal noch immer trübe Tage hat.

Nirgends vielleicht ist so viel Sünde und Elend von so viel Pracht der Natur umgeben. Die Leichtigkeit, hier zügellos seinen Lüsten zu fröhnen, weit mehr noch als der Zauber der Gegend, hat aus dem anglo-indischen Reich auch schon manchen Engländer dorthin gelockt, der sich gescheut hätte, unter dem Scepter seiner eigenen Regierung und inmitten seiner eigenen Volksgenossen ein Leben der Schande zu führen, wie er es dort sich erlaubte.

Kein Wunder, wenn nach einer solchen Vergangenheit Land und Volk jetzt den Eindruck tiefster Verkommenheit machen. Zwischen den wogenden Mais- und Reisfeldern, an die sich da und dort eine Baumwollenpflanzung anschließt, führen keine eigentlichen Straßen, sondern nur schmale, durch das aus den Reisfeldern herüberrieselnde Wasser meistens kothige Fußpfade den Wanderer auf endlosen Umwegen den unumzäumten Feldern und den Krümmungen der Bäche entlang langsam seinem Ziele näher. Die Brücken bestehen aus zwei über das Wasser gelegten schwankenden Balken mit darauf befestigten Querbrettern, über die man eine Decke von Rasen- und Erdstücken geworfen hat, ohne sich die Mühe zu nehmen, ein Geländer anzubringen. In den aus der Ferne malerischen Dörfern herrscht solcher Schmutz, daß der Europäer darauf gefaßt sein muß, alsbald mit Ungeziefer bedeckt zu werden, wenn er eine Hütte betritt. Vor den Thüren der Wohnungen stößt die Mutter mit ihren Töchtern in einem großen hölzernen Mörser den täglichen Reisbedarf, auf der Wiese spielen die Kinder oder warten sie des Viehs;

der Vater ist am Webstuhl oder auf dem Feld, das gleichfalls vom Hause aus gesehen werden kann. Die kostbaren Shawls, durch die Kaschmir berühmt ist, liefern einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel nach Frankreich, Rußland und England. Von Frankreich aus werden die Weber auch wieder und wieder mit neuen Mustern versehen, die sie mit erstaunlicher Leichtigkeit und Genauigkeit nachahmen. Auch in Papeterie-Arbeiten sind die Kaschmiren sehr geschickt; sonst aber schmachten sie in tiefer Unwissenheit und gröbstem Aberglauben.

Eine im J. 1854 von Gulab Sing mit dem damaligen Generalgouverneur Lord Dalhousie geschlossene Uebereinkunft verbietet Europäern den Winteraufenthalt in Kaschmir. Im Sommer aber weilen hier, als „Gäste des Fürsten", die dann im Hause des Residenten auch einen Gottesdienst eingerichtet haben, wohl 300 Offiziere und 50 Damen, um sich von der Hitze der indischen Ebene zu erholen. Was sich bei solchen Besuchen von dem Jammer und Weh des Volks und von der ursprünglichen Herrlichkeit des Landes, die noch immer durch alle Dornen und Thränen und Todesschatten hindurchschimmert, sehen ließ, genügte, bei den im nahen Pandschab weilenden englischen Christen den lebhaften Wunsch zu wecken, auch in das hehre Alpenthal etwas von dem Samen des Worts hineinzuwerfen, der in der Ebene so schöne Früchte trug. Galt es doch überdieß auch, die schwere Schuld zu sühnen, daß Namenchristen schon vielfach dort in heidnischen und muhammedanischen Sünden geschwelgt hatten! Im J. 1863 wurde daher W. Smith von Benares, einer der erfahrensten nordindischen Missionare, dessen Gesundheit eine Luftveränderung erforderte, eingeladen, den Sommer in Kaschmir zuzubringen. Er folgte dem Ruf und langte im Mai in Srinagar an.

Seine ersten Berichte lauteten sehr düster: „Schon unterwegs verkündeten wir unsere Botschaft an verschiedenen Plätzen. Die Leute verstanden uns, d. h. mich und meinen Katechisten Suleiman, einen gebornen Kaschmiren, sehr gut. In Srinagar selbst aber hatten wir große Schwierigkeit, uns Gehör zu verschaffen. Man mied uns oder scheuchte das Volk von uns weg, gerade wie wenn wir die Pest hätten, und uns nahe zu kommen und ein Wort aus unserm Munde zu vernehmen, Ansteckung und sicherer Tod wäre. Und nicht nur das. Gemeine Beschimpfungen und Ausbrüche wahrhaft satanischer Wuth und Feindschaft begegneten uns fast allenthalben. Nur Pandschabis und Hindus, deren wir viele trafen (sie bilden $\frac{1}{10}$ der

Bevölkerung) machten davon eine Ausnahme. Oft war es uns eine wahre Erholung, von den sauersehenden, abstoßenden Kaschmiren uns zu ihnen zu wenden. 'Treten Sie ein, meine Herren, wir sind Ihre Unterthanen!' oder irgend eine ähnliche Redensart war fast immer die Begrüßung, die sie uns entgegenriefen. Ein guter Theil davon war gewiß bloße Schmeichelei; doch scheint es ihnen wie selbstverständlich, daß, da sie unter englischer Herrschaft stehen, es ihre Pflicht sei, unserer Religion ihr Ohr zu leihen, während die Kaschmiren sich wiederholt gerade darüber entrüstet zeigten, daß wir ihnen unsere Religion aufdringen wollen, da ihr Land doch nicht uns gehöre. Außerdem wären sie wohl ebenso entgegenkommend wie die Bewohner der Ebene.

„Ein anderes Hinderniß ist die entsetzliche Unwissenheit und Lasterhaftigkeit der Leute. Auch die Bewohner des Tieflands stehen in dieser Hinsicht ja niedrig genug, aber die Kaschmiren scheinen es ihnen in Sittenlosigkeit noch weit zuvor zu thun. Es grenzt ans Unglaubliche, welch furchtbar schmutzigen Ausdrücke, welcher Lügengeist und welcher Mißbrauch des Namens Gottes allenthalben unter ihnen im Schwange gehen. Einige Fälle, die in Suleimans Anwesenheit vor dem Gerichtshof verhandelt wurden, machten uns geradezu schaudern und brandmarkten in unsern Augen diese Stadt als ein wahres Sodom. Ebenso erstaunlich ist die Unwissenheit der Eingebornen in Betreff ihrer eigenen Religion. Obgleich die Moslems Muhammed als ihren Propheten anerkennen, machen sie in der Praxis an seiner Stelle unzählige Heilige (Pirs) oder auch nur ein einzelnes Haar eines solchen zum Gegenstand ihrer Verehrung. In Islamabad wurde mir ein jetzt seiner Herrlichkeit beraubter und verödet stehender Tempel gezeigt: die heilige Reliquie, das Haar eines Pir, war daraus entwendet worden! Nicht weniger unwissend sind die Hindus, die die muhammedanischen Pirs neben ihren eigenen Gottheiten anbeten.

„Mit Schmerz und Beschämung muß ich hinzufügen, daß die Lasterhaftigkeit einiger unserer Landsleute, die das Thal besuchen, die Missionsarbeit in demselben ungeheuer erschwert. Fast so oft wir uns unter dem Volke zeigen, wird uns diese peinliche Thatsache vorgeworfen. Nicht lange her äußerte einmal ein Regierungsbeamter gegen einen meiner Nationalgehilfen, er vermuthe, eine gewisse Sünde müsse in unserer Religion geboten sein, weil wir sie öffent-

lich treiben, während Muhammedaner und Hindus, obgleich sie sich derselben auch schuldig machen, es wenigstens heimlich thun."

Trotzdem aber konnte Miss. Smith hinzufügen: „Ungeachtet aller Schwierigkeiten, deren Aufzählung zu ermüdend wäre, ist der Herr mir und meinen Mitarbeitern in der Verkündigung Seines herrlichen Evangeliums doch kräftig beigestanden. Wir haben verschiedene Städte und Dörfer besucht, in denen wir weit mehr Aufmerksamkeit und weniger Vorurtheile fanden, als in Srinagar. Auch in der Hauptstadt selbst schien von Mitte Juli an eine Wendung zum Bessern einzutreten, so daß wir in den letzten Monaten unseres Aufenthalts unser Werk fast ungestört treiben konnten und sich oft ein großer, aufmerksamer Kreis von Hörern um uns schaarte. Auch das möchte ich noch bemerken, daß die Kaschmiren bei all ihrer Versunkenheit doch durch manche Züge noch etwas von dem ursprünglichen Adel des menschlichen Geschlechts verrathen und in ihrer Weise sogar ein religiöses Volk sind. Es mag das nach dem bisher Gesagten Allen, die den Orientalen nicht genauer kennen, geradezu widersinnig klingen, aber es ist dennoch so. Man kann in kein Dorf gehen, und wenn dasselbe auch nur aus einem Dutzend Häusern bestünde, ohne als die besten Gebäude desselben eine Moschee und einen Heiligentempel zu finden. Welch beschämender Gegensatz zu vielen sogenannten Christendörfern! Es ist mir auch schon der Gedanke gekommen, ihre außerordentliche Verletzbarkeit in Beziehung auf ihre Religion könnte wohl theilweise in einem ihnen selbst unbewußten Gefühl von deren Schwachheit und Unzulänglichkeit wurzeln. Zudem ist das Joch der Kaste hier wenig fühlbar. Kaschmiren, Hindus und Muhammedaner bilden gewissermaßen nur Eine Familie und laden einander gegenseitig zu ihren Festen ein, so daß ein Eindruck, der auf eine Klasse der Bevölkerung gemacht wird, sich leicht auch den übrigen mittheilt. Trotz des entschiedenen Widerstands, den eine bleibende Mission hier von Seiten der Regierung zu erwarten hätte, und der Leiden, denen ohne Zweifel ihre Bekehrten entgegengiengen, glaube ich daher doch den Versuch einer solchen empfehlen zu dürfen."

Im August stieß Miss. Clark von Peschawer als Mitarbeiter zu Smith. Als dieser im Oktober sich zur Rückkehr nach Benares anschickte, fühlte jener sich in dem neuen Lande schon so angewurzelt, daß er sich nicht sogleich losreißen konnte. Er richtete daher an den

General-Gouverneur, Lord Elgin, die Bitte, auf seine eigene Verantwortung hin ohne jeglichen Anspruch auf britischen Schutz den Versuch wagen zu dürfen, trotz jenes Uebereinkommens den Winter über in des Radschas Gebiet zu bleiben, und es nur auf seinen ausdrücklichen Befehl zu räumen. Sehnsüchtig wartete er auf die Antwort; da sie aber Mitte Novembers noch immer nicht erfolgt war, schien es ihm und den Freunden im Pandschab angezeigt, daß er für dieses Jahr auf seinen Wunsch zu verzichten habe.

Er that es mit blutendem Herzen, denn bereits hatte der Herr der Mission einige Erstlinge geschenkt. Einen derselben, den 19jährigen Hassan Schah, hatte Miss. Smith mit nach Benares nehmen wollen, um ihn nach gehöriger Vorbereitung dort zu taufen. Eine Abtheilung Soldaten aber überfiel ihn auf dem Weg und führte ihn gebunden nach Srinagar zurück, weil das Gesetz den Kaschmiren verbiete, das Land zu verlassen. Nachdem er auf Befehl des Gouverneurs zehn Tage geknebelt im Gefängniß gesessen, wurde er wieder freigelassen und eilte nun auf Umwegen in nächtlicher Stunde zu Clark, um sich von ihm ein N. Testament zu erbitten.

Schon hörte Clark auch von zwei weitern heilsbegierigen Männern, die ihres Glaubens wegen aus ihren Häusern gerissen, ihrer Oberkleider beraubt und ins Gefängniß geworfen worden waren. Man hatte ihnen gegen ein Lösegeld von fünf Rupies die Freiheit angeboten, falls sie versprechen wollten, sich künftig von den Missionaren ferne zu halten. Darein hatten sie nicht gewilligt, und so mußten sie unter Schlägen und andern Mißhandlungen in ihrer Haft bleiben. Clark suchte ihren Aufenthalt zu erkunden und fand sie in einem dunkeln Loch im Hause des Finanzministers, wo sie empfindlich von der Kälte litten und dem Spott der Aus- und Eingehenden preisgegeben waren. „Er wäre dankbar, wenn der Tod ihn von all diesem Elend erlöste", meinte Einer von ihnen; endlich verstanden sie sich aber doch zu dem verlangten Versprechen und erhielten ihre Freiheit gerade noch vor der Abreise des Missionars. Hassan Schah wurde unter Vorzeigung eines schriftlichen Befehls von den Behörden mit Gewalt aus Clarks Haus entfernt, in das er abermals zurückgekehrt war.

Als im April 1864 Clark sich mit seiner Familie und einigen zuverlässigen Nationalgehilfen wieder nach Kaschmir aufmachte, schloß er, um gleich ein passendes Obdach zu finden, zum Voraus einen

Miethsvertrag mit einem Hausbesitzer ab. Bei seiner Ankunft in Srinagar wehrte ihm jedoch ein lärmender Pöbelhaufen den Eingang in die Wohnung. Man drohte, dieselbe in Brand zu stecken, und die in den Hofraum Eingedrungenen warfen mit Steinen um sich. Um ernstere Ereignisse zu verhüten, begab sich ein wohlwollender, in der Stadt wohnender französischer Shawlhändler, Gosselin, mit zwei Freunden zu den Behörden, und machte ihnen Vorstellungen, daß sie Auftritte gestatten, die nicht nur eine grobe Beschimpfung des Missionars seien, sondern auch seine und seiner Familie persönliche Sicherheit gefährden. Den Pöbelunruhen wurde nun zwar ein Ende gemacht, dafür aber den Händlern verboten, an Clark und die Seinen Lebensmittel abzugeben, so daß, um sie vor bittrem Mangel zu schützen, der freundliche Katholik Gosselin durch seine eigenen Diener ihre Einkäufe besorgen ließ. Offene Gewalt konnte des Abhängigkeitsverhältnisses wegen, in dem der Radscha zur englischen Krone steht, nicht gebraucht werden, um die Missionare aus dem Thal zu vertreiben; sonst aber blieb nichts unversucht. Hart vor dem Missionshaus wurden auf der Brücke Spione aufgestellt, um die Leute von dem Besuch desselben abzuhalten, oder wenn sie dennoch hingiengen, ihre Namen dem Weßir zu hinterbringen. So entschlossen war die Regierung, jeden Verkehr zwischen den Missionaren und dem Volk zu verhindern, daß als nach einer großen Feuersbrunst, in der viele Arme ihre Habe verloren, eine kleine Sammlung veranstaltet wurde, die Abgebrannten die dargebotene Unterstützung zurückweisen mußten, weil Clark und die eingebornen Christen dazu beigesteuert hatten.

Im Juli stieß Miss. Handcock von Peschawer, der seiner Gesundheit wegen den Sommer über die heiße Ebene verlassen mußte, zu Clark. Obgleich dieser Angesichts der Gereiztheit der Landesbehörde gar keine öffentliche Verkündigung des Worts versucht hatte, waren doch einzelne heilsbegierige Seelen zu ihm gekommen und hatten um die Taufe gebeten — voran der treue Hassan Schah. Ein junger Sayad, war er seines Bekenntnisses wegen von seiner Familie verstoßen und von dem Herrn, in dessen Dienst er jetzt stand, geschlagen, ja sogar mit dem Tod bedroht worden, weil er von seinen Besuchen bei dem Missionar nicht lassen wollte. In der Hoffnung, die Gemüther dadurch etwas zu beruhigen, räumte Letzterer endlich seine Stadtwohnung und bezog ein Haus außerhalb

Srinagars. Trotz seines aufrichtigen Bemühens, so viel an ihm war, Anstöße zu vermeiden, hatte er jedoch den Schmerz, daß Hassan Schah abermals ins Gefängniß geworfen wurde. Unter der Bedingung, das Haus des Missionars nicht wieder zu betreten und keinen Fluchtversuch ins Pandschab zu machen, bot man dem Jüngling zwar die Freiheit an; doch das wollte er nicht versprechen und so wurde er wieder in den Block gelegt. — Als nach etlichen Tagen die Fürsprache des englischen Residenten, der den Sommer über seinen Sitz in Srinagar hat, ihn befreite, war sein erster Gang zu Clark, der dem Herrn nur danken konnte für die Kraft, die Er diesem jungen Bekenner verlieh, und ihn, nachdem ihm noch weitere Gelegenheit geworden war, sich von dessen Aufrichtigkeit zu überzeugen, am 30. Juli in die Gemeinde Christi aufnahm.

Nach einem vergeblichen Versuch des Radschas, von dem Generalgouverneur die Zurückberufung der Missionare zu erlangen, suchte der englische Resident seinerseits Ranbir Sing von der Wohlthat zu überzeugen, deren er und seine Räthe seine Unterthanen berauben, wenn sie Clark nicht gestatten, den Winter über im Lande zu bleiben, da gerade in der kalten Jahreszeit Frau Clarks ärztliche Kenntnisse für Viele doppelt nützlich wären. So ungemein freundlich und klug auch das betreffende Schriftstück abgefaßt war, fand es kein Gehör, und da dem Radscha des vertragsmäßige Recht zustand, den Winter über die Europäer aus seinem Gebiet zu verweisen, blieb Clark nichts übrig, als auch dieses Jahr wieder seine Arbeit für etliche Monate zu unterbrechen. Es war ihm das um so schwerer, als sich immer deutlicher zeigte, daß der Widerstand, mit dem er zu kämpfen hatte, weit mehr von der Regierung als von dem Volke ausgieng. Hatten sich doch an einem einzigen Tag 150 Personen um Arzneimittel an ihn und seine Gattin gewandt! Trotz aller Hindernisse kamen auch bereits sieben junge Sikhs zur Schule, und von gar vielen wußte man, daß nur die Furcht sie zurückhielt. Welchem Loos gieng aber wohl das kleine Häuflein der Bekehrten in den Wintermonaten entgegen, wenn sie schon während der Anwesenheit des Missionars und anderer Engländer eingesperrt, geschlagen und angespieen wurden! Der Eine Trost nur blieb Clark, daß er aufrichtig bemüht gewesen war, der von Gott verordneten Obrigkeit alle Ehrerbietung zu erweisen, daher er die Wendung der Dinge ruhig dem Herrn aller Herrn befehlen konnte.

Das Werk deßhalb ganz aufzugeben, war auch das Kommittee der Kaschmir-Mission keineswegs gesonnnen. Man wußte jetzt genug von der leiblichen und geistlichen Noth des Volks, um tief zu fühlen, wie nöthig die Hilfe sei. Wie viele stille Seufzer und Klagen waren nicht schon ans Ohr der Missionare gedrungen! Waren die Großen ihnen feind, so hatten doch die Armen sich verlangend nach ihren Arzneien und nicht unempfänglich für die Wahrheit gezeigt. Ein tüchtiger Missionsarzt sollte beim nächsten Sommerfeldzug nun dem Prediger beigegeben werden und die Geplagten dem großen Arzt für alle Schäden zuführen helfen, der die Sünder und nicht die Gerechten zur Buße zu rufen kam.

Der rechte Mann wurde in Dr. Elmslie gefunden, der im Mai 1865 mit Miss. Handcock die Grenze Kaschmirs überschritt. Am ersten Haltplatz ließ ersterer den Sikidar wissen, wie viele Kulis er bedürfe. Damit verknüpfte er die Anzeige, er sei ein Hakim (Arzt), und würde sich freuen, wenn sich im Dorf oder der Umgegend zufällig Kranke zur Behandlung fänden. Bald waren zwanzig Personen versammelt. Ehe er anfieng, sie um ihre Anliegen zu befragen, hieß Elmslie seine Kulis sich neben ihnen aufstellen; dann forderte er den ehrwürdigen Katechisten Suleiman zu einer Ansprache an Gesunde und Kranke auf. „Es war ein ergreifender Anblick," schreibt er, „den Alten mit seinem feurigen Auge und seinen durchgeistigten Zügen so ernst und liebend zu den umnachteten Seelen um ihn her sprechen zu sehen." Nachdem Suleiman geendet, verabschiedete Elmslie seine Kulis, um zur Weitereise neue zu nehmen und so neben den Kranken auch einer möglichst großen Zahl Gesunder das Wort des Lebens nahe zu bringen. Denen, die lesen konnten, gab er Traktate und Abschnitte der heiligen Schrift mit nach Hause. Auf jeder neuen Haltstation fanden sich auch neue Kranke ein, theilweise schon solche, die aus ziemlicher Entfernung herbeigekommen waren. Einmal war es der Nawab des Bezirks selbst, der Arznei begehrte. Er litt schon lange an einem im Grunde leicht zu heilenden Uebel, so daß Elmslie die Freude hatte, schon am folgenden Tage aus seinem eigenen Mund zu vernehmen, er fühle sich bereits besser. Der Mann war durch die erfahrene Hilfe so weich geworden, daß er, obgleich eifriger Muhammedaner, auf Elmslies Einladung an dessen Morgenandacht Theil nahm und wirkliches Interesse zeigte für das, was er da hörte. Auch in der

Hauptstadt füllte sich Elmslies Wohnung bald mit Hilfesuchenden, denen neben der Arznei für den Leib immer auch etwas geistlicher Speise zur Gesundheit der Seele gereicht wurde. Während gegen Handcock wieder das ganze Verfolgungssystem des vorigen Jahres in Scene gesetzt und ihm die mit Erfolg begonnene Bazar-Predigt geradezu untersagt wurde, so daß er es für gerathen hielt, Srinagar eine Zeitlang zu verlassen, konnte Elmslie in seiner Arbeit ziemlich ungestört bis Mitte Oktober fortmachen. Als mit dem Ende des Sommers Beide schieden, mußte Handcock einige seiner Bekehrten gefangen in den Händen der Regierung zurücklassen. Einen Einzigen, der schwere Verfolgung erduldet hatte, durfte er auf die Verwendung eines englischen Offiziers ins Pandschab mitnehmen.

Allgemeineres Vertrauen noch als im ersten Jahre kam Elmslie im Sommer 1866 entgegen. Von 2295 stieg die Zahl seiner Patienten auf 3356. Die meisten derselben holten sich in seinem Hause Rath; einige wenige besuchte er aber auch in ihren eigenen Wohnungen, wodurch ihm Gelegenheit wurde, in diese Stätten der tiefsten heidnischen Nacht einen Strahl des Lichts hineinzutragen. Der Arzt wurde bei solchen Gelegenheiten immer dankbar willkommen geheißen; es ließen sich dabei aber auch Blicke thun in einen solchen Abgrund von Unwissenheit, Aberglauben und Lügenhaftigkeit, daß sich ihm in ganz überwältigender Weise das Gefühl aufdrängte, wie kein menschliches Thun diese bittern Wurzeln auszurotten vermöge.

Voll Hoffnung auf einen sich abermals erweiternden Wirkungskreis sah das Kommittee der Kaschmir-Mission Elmslie im folgenden Jahr wieder hinausziehen. Auch ihn umgarnte jetzt aber die Feindschaft und Mißgunst der Regierung immer enger und fester. Sipahis wurden um seine Wohnung her aufgestellt, damit sie die Leute abhalten möchten, sich um Arznei an ihn zu wenden, und wirklich verminderte sich die Zahl der Hilfesuchenden so, daß es den Anschein hatte, es lasse sich wenig mehr machen. Gegen Ende des Sommers indeß öffneten sich ihm wieder mehr Thüren, und besonders reiche Gelegenheit zur Verkündigung des Worts und der Bedienung von Kranken bot ihm die Heimreise. Ungemein ermuthigend war es da, wenn hin und wieder auch einige der früher Geheilten oder mit Büchern Beschenkten herbeikamen, ihn dankbar zu begrüßen. Zur Zahl dieser Letztern gehörte der vor zwei Jahren von seinem langwierigen Uebel befreite Nawab von Uri.

Allen Verleumdungen fanatischer Mullahs und allen Spionen der Regierung zum Trotz fanden sich im Sommer 1868 die Patienten wieder in Schaaren in Elmslies Wohnung ein. Im Lauf von fünf Monaten erhielt er 19,391 Besuche, von denen er durchschnittlich je vier auf dieselbe Person rechnet. Fast die Hälfte der Hilfesuchenden waren Frauen, weitaus die meisten Krankheiten Folgen der Unreinlichkeit und Unsittlichkeit. Das Vertrauen zu Elmslies chirurgischer Geschicklichkeit war so groß, daß oft eine Operation begehrt wurde, wo Arzneien und Salben vollkommen genügten. Einen Theil seines Rufs in dieser Beziehung verdankte er zwar sicher dem Gebrauch von Chloroform; doch war es immerhin sichtbar genug, daß der Herr sich zu seinem Wirken bekannte. Was er am meisten beklagt, ist, daß er noch immer sein Werk in den 6 Wintermonaten einstellen muß. — Der Bericht des letzten Jahrs ist noch nicht in unsern Händen.

Aufforderung genug, der Zukunft der Mission in Kaschmir mit frohem Glaubensblick entgegenzuschauen, bietet aber schon die Natur des Landes. Ohne jenen gewaltigen Riß in den himmelanstrebenden Felsenmauern, durch den der eisentsprungene Dschilam seine Wasser in das Pandschab entsendet, wäre das ganze Thal weiter nichts als ein Gebirgssee. Aber der Herr brach dem befruchtenden Strome Bahn, und sicherer als jener noch müssen, trotz aller Schranken, die menschliche Machthaber ihnen setzen möchten, die Fluthen Seiner Erbarmung mit ihren unendlich höher liegenden Quellen freien Lauf haben. Eines rein wissenschaftlichen Zweckes wegen haben englische Ingenieure vor etlichen Jahren bei der Vermessung Kaschmirs Bergspitzen erstiegen, die sich 16,000 Fuß über die Meeresfläche erheben, und Tagelang auf eis- und schneebedeckten Höhen geweilt. Auf den höchsten Punkten selbst, von denen aus die Aufnahmen gemacht wurden, war nicht Raum genug, das kleine Lager der Expedition aufzuschlagen. Bei Tag hatte dieß wenig zu bedeuten; bei Nacht aber war es ein ernster Gang vom Observatorium dorthin zurückzukehren, wenn auch die Entfernung vielleicht nur 200 Schritte betrug; denn mit Sonnenuntergang wurde der Schnee so schlüpfrig wie Glas und bot dem Fuß einen keineswegs sichern Anhaltspunkt dar am Rande eines gähnenden Abgrunds auf einer, wo nicht auf beiden Seiten. Sollten Missionare, die Herolde der göttlichen Gnade, hinter dem Muth und der Ausdauer jener Männer zurückbleiben?

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

6. Der Haushalt im Missionshof.

Im Anfang des Jahres 1843 war statt des 94. europäischen Regiments das 25. nach Kannanur gekommen, von dem nun etwa 30 Soldaten sich im ersten Jahre bekehrten, zum Theil sehr wackere Leute, wie sie auch monatlich 30 Rupies und mehr für die Mission beisteuerten. „Wie aber alles im schönsten Zuge war, wurden wir gesichtet. Die Lehre vom heiligen Abendmahl gab den Stoff dazu: ich predigte wohl zwölfmal über Joh. 6, und als ich am Ende war, giengs mir wie dem Herrn selbst. Viele liefen davon; es gab ein zweimonatliches Murren, bis die Spannung aufs Höchste gestiegen war. Der Kaplan mischte sich auch darein und predigte einmal gegen Luther und Lutheraner; es war drauf und dran, daß die Gemeinde gesprengt werden sollte. Da trat ich eines Sonntag Abends mit dem prayerbook auf die Kanzel und las der Gemeine zwei Sätze aus demselben vor. Einmal die Aufforderung zum Dank dafür, 'daß unser himmlischer Vater uns seinen Sohn geschenkt habe, nicht nur für uns zu sterben, sondern unsre geistliche Speise und Lebensunterhalt (spiritual food and sustenance) zu sein im heiligen Sakrament;' dann die Bitte, 'Jesu Fleisch so zu essen, sein Blut so zu trinken, daß unsre sündigen Leiber durch Seinen Leib rein, und unsre Seelen durch Sein theuerstes Blut gewaschen werden, und wir stets in Ihm wohnen und Er in uns.' Ich fragte sie, ob sie je einen andern Ausdruck aus meinem Munde gehört hätten? ob ich ihnen von Transsubstantiation oder Consubstantiation ein Wort gesagt hätte? Aber das stehe fest, daß das heilige Abendmahl nicht nur eine Erinnerung, sondern besonders ein Mahl sei, in welchem der HErr sich selbst uns gebe, wie geschrieben stehe. Jetzt zogen sie alle beschämt davon und haben seitdem vom heiligen Geist diese Wahrheit gelernt.

„Der Hauptanstoß kam nach. Es erschoß sich ein armer Soldat, der etwa neun Monate unsere Kirche besucht hatte. Hie und da hatte er mich auch im Hause besucht, und im letzten Monat

über Lästerungen geklagt, die sich ihm aufdringen, aber sich nie offen ausgesprochen. So kam er auch am letzten Tage zu mir, als ich gerade in großer Sonnenhitze von Tschirakal angelangt war, und klagte mir dasselbe. Ich sagte ihm, er solle diesen Geist auslachen und ihm nicht glauben, sondern dem HErrn, der ihn erkauft habe. Er konnte das nicht; mit den Worten: ich habe mir alles selbst zu verdanken, schied er, während ich ihn tröstend hinausbegleitete und sagte: 'kein Sperling fällt ohne des Vaters Willen und alle deine Haare sind gezählt; fasse Muth und glaube!' Noch lud ich ihn ein: komm, wir wollen beten; er entschuldigte sich aber, er habe Arbeit, gab mir dreimal die Hand und gieng. Ordnete alle seine Angelegenheiten, das Geld bis auf einen Pais, schrieb verschiedene Briefe, auch einen an den Kommandanten, 'daß er zu viel in der Bibel gelesen habe,' und schoß sich am nächsten Morgen sein Hirn an die Decke seines Zimmers, während die andern exercirten. Ein paar Brüder zeigten mirs sogleich an, Hunderte von Soldaten schalten über mich und waren in vollem Halloh, aber weiter durfte der Teufel es nicht treiben, bald wars stille und die Brüder merkten, was der Erzfeind im Schilde trug.

„So gehts eben nicht ohne Aergerniß ab, wo Er Leben schafft. Dann folgte eine Zeit der Lauheit; aber jetzt ist das Leben wieder im Wachsen, da und dort kommt eine Seele zur Erkenntniß des lebendigen Gottes in Christo Jesu, und fangen an, sich ihres Lebens zu freuen. Im Jahr 1844 haben diese lieben Seelen der Mission über 400 Rupies geschenkt." Fast zu allen Stunden fanden sich nun Soldaten bei dem Missionar oder bei den Katechisten ein, und zeigten die regste Theilnahme am Wachsthum und allen Erlebnissen der schwarzen Gemeinde.

Von der eingebornen Gemeinde schreibt er (April 1844): „Sie ist nun etwas im Geiste erstarkt, aber freilich noch lange nicht, was sie sein könnte und sollte; ich selbst leider auch noch nicht! Jetzt wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Der HErr hat mir Gnade geschenkt, von mir abzusehen und alles auf Ihn zu werfen. Anfangs will es einem freilich hart ein, zu sehen, daß Seelen, die anfiengen schön zu laufen, wieder in ihre alten Wege verflochten werden. Dies habe ich nun erfahren bei Großen und Hohen, Kleinen und Niederen; und da ich dasselbe auch im Wort finde, so tröste ich mich und fasse allewege

neuen Muth in unserm HErrn." Er predigt ihnen oft, wie der Herr Jesus die Schwarzen so lieb habe, die Schöne im Hohenlied sei ja die Schwarze; und er gibt es ihnen auf jede Weise zu fühlen, daß er um ihretwillen da sei und nicht um der Europäer willen. Er trägt viel Geduld, auch mit den Bösen, und bittet fleißig um Weisheit, „damit wir das Unsere thun nicht zum Zerstören, sondern zum Aufbauen."

Zu Zeiten gieng es auch durch allerlei Durcheinander, das sich nur schwer beschreiben läßt. Ein Vorfall möge hier erwähnt werden.

Am Abend des 5. Juni 1844 wurde Hebich bestohlen, nachdem schon einmal früher ein nächtlicher Eindringling in seiner Wohnung noch rechtzeitig entdeckt worden war. Der Missionar fühlte sich im Gottesdienst anfangs sehr begeistert, indem er vermuthete, jetzt werde auch das Jahresfest in Basel gefeiert und viel für ihn gebetet. Gleich darauf fühlte er einen ungeheuren Druck, und wie er von der Kanzel in sein Zimmer trat, fand er, daß sein Tisch mit etwa 400 Rupies Inhalt verschwunden sei. Den geleerten Tisch fand man dann im Garten. Peinlich aber wurde die Sache besonders wegen des Geredes, das sie veranlaßte, und das bald auf den, bald auf jenen Verdächtigen deutete. „Argwöhnen ist eben auch ein großes Unrecht," meinte Hebich und hieß seine Leute schweigen; die hatten aber bereits zu viel gesprochen.

Wie er öfters äußerte: „Mitunter steht alles ganz erfreulich, dann aber brichts aus allen Seiten los," oder: „der Teufel spielt mir allerlei Possen, da ich gerade einige taufen will;" so sollte bei dieser Gelegenheit die ganze Schwäche junger Christen und Taufkandidaten an den Tag kommen. Am Sonntag Morgen sah Alles „nach Händeln" aus. Der und jener wollte fort, brauchten sich nichts gefallen zu lassen. Besonders waren da seines Timotheus Bruder und Schwestern, noch Heiden und erst seit Kurzem im Unterricht, deren ganzer Nayerstolz sich gegen die spitzigen Andeutungen anderer, noch dazu niedrig geborner, empörte. In und nach dem Gottesdienst brachte Hebich die meisten Christen „wieder zum Verständniß"; aber zuletzt gab es noch einen Auftritt mit den Taufkandidaten, bei dem ihm der Geduldsfaden riß, so daß er mit den Worten: „du hast meinen HErrn beschimpft", drein schlug, bis ihm die Hand schwoll. „Ein schöner Auftritt in der Veranda, aber

voll Leben! und es war vom HErrn. Denn nun wurde akkordirt und ans Herz gesprochen; die Leutlein demüthigten sich und lieferten ihren Goldschmuck (Weiberkram ꝛc.) aus, der in einem Beutel versiegelt wurde. Alles war voll Erstaunen, und nun giengs ins Zimmer zum Gebet. Und da war Gottes Friede, Hallelujah. Ich hoffe zum HErrn, daß er in den armen Seelen weiter wirken wird, denn der Teufel hatte sie weit gebracht. Das ist doch ein wunderbares Leben, ein Missionar sein! Nun gute Nacht, liebe Brüder. So lange der HErr Jesus noch lebt, nur frisch gewagt, der Sieg ist unser! Amen."

Diese Scene ist natürlich weder zur Nachahmung, noch zur Bewunderung mitgetheilt; sie soll nur das Bild der Geduldsarbeit vervollständigen, welcher die Kannanur-Gemeinde ihr Dasein verdankte. So langmüthig der Papa sein konnte, so scharf fuhr er durch in kritischen Augenblicken, und weil es ihm doch nur um die Rettung der Seelen zu thun war, beugten sich die Redlichen auch unter seine Schläge. Bezeichnend aber ist für ihn der Umstand, daß er hintennach alles so ruhig ansehen konnte, als seis ihm direkt vom Himmel herabbeschert. — Der Dieb kam endlich am 15. Juni zum Vorschein, es war ein Landstreicher, der drei Monate lang bei Hebich verweilt, sich aber dann mit etlichen gestohlenen Kleidern aus dem Staube gemacht hatte. Er mußte sich zuletzt selber verrathen, indem er gegen eine Helfershelferin klagte; das Geld aber wollte irgendwie sich nicht auffinden lassen. „Dem HErrn sei Lob und Dank, so bin ich doch aus den Zweifeln erlöst!"

Am 8. Januar 1845, als eben Hebich mit einigen Neuheraustretenden betete, stürzte sein Joseph ins Zimmer mit dem Rufe: Feuer! Hebich sprang hinaus, sah den dicken schwarzen Rauch und die Flammen vor sich, zog eilig die Stiefel an, kniete nieder und konnte nur die Worte stammeln: „Ach HErr, sieh gnädig drein, erbarme Dich und thue ein Zeichen an uns, daß es uns wohl gehe (show us a token for good)!" Dann gab er die nöthigen Anordnungen, ruhig im HErrn, während das Feuer mächtig wuchs. Die Soldatenbrüder waren im Nu da und trugen, als die Flamme nahe kam, allen Inhalt des Hauses im Sturm auf den Exercirplatz. Plötzlich fieng der Seewind an zu blasen und das Missionshaus war gerettet, nachdem in 3—4 Stunden 150 Gebäude ein Raub der Flammen geworden waren. „Dem HErrn sei Dank für die

gnädige Errettung, denn auch unsere Gemeindeglieder wurden alle bewahrt."

Wie dann Hebich die Brandstätte besuchte, sah er nicht ohne etwas wie Neid an allen durch Ziegeldächer geschützten Häusern hinauf, die mitten unter den mit Palmblättern gedeckten unversehrt geblieben waren. Alle seine Gebäulichkeiten, die Kapelle allein ausgenommen, hatten nur Blätterdächer, die jährlich erneuert werden mußten, daher viel Umstände machten und im Feuer wie Werg aufgiengen. Wenns nur nicht so viel kostete, er würde versucht sein, etwas zu ihrer Sicherung vorzunehmen. Allein er war nun gewöhnt, auf Gott zu trauen und von der Hand in den Mund zu leben; daher mußten erst zwei kostspielige Feuersbrünste über die Station kommen, ehe er — nach Jahren — sich an diese weitläufige Arbeit des Umbaus machte.

Im Gehöfte wohnte nämlich nicht nur er selbst, sondern auch die Dienerschaft, Katechisten und andere Christen, bis fast jeder Winkel ausgenützt war. Uebrigens hatten nur die sonstwo Angestellten einen wirklich eigenen Heerd. Die Leute, welche in Hebichs oder der Mission Dienste standen, suchte er dadurch möglichst wohlfeil zu unterhalten, daß für alle gemeinschaftlich gekocht wurde. Das war im Grunde den an Häuslichkeit gewöhnten Besseren sehr unbequem, aber Hebich wußte sie dafür zu gewinnen, indem er dann diesen die Aufsicht über die Jüngeren, sowie über dahergelaufene Taufbewerber u. s. w. übertrug. Eine sehr eigenthümliche Form gemeinschaftlichen Lebens, die eine ziemlich verwickelte Hausordnung nöthig machte. Erleichtert wurde diese durch zwei ausgezeichnete dienende Geister.

Der eine von diesen war eine Frau Jäger, die Tamil-Wittwe eines Halbdeutschen im 5. N. J. Regiment, gewöhnlich pattälam amma, Regimentsmutter, genannt. Im März 1842 war sie für den HErrn gewonnen worden, und als die Ihrigen weiter zogen (Januar 1845), fand sie es fast zu schwer, sich von der Gemeinde wieder zu trennen. Sie hatte ihren guten Unterhalt; jetzt bot sie sich an, in den Missionshof überzusiedeln und aus Dankbarkeit irgend welche Dienstleistungen zu übernehmen. Obwohl schon bejahrt, hatte diese Elisabeth doch eine ganze Arbeitskraft, dabei viel Umsicht und Erfahrung und einen edlen, dem kleinlichen Händelgeist ihres Volks entschieden abgestorbenen Sinn. Sie machte sich überaus

nützlich, indem sie die Haushaltung für das junge Volk als eine rechte Mutter führte. Am 12. Juli 1851 starb sie an der Ruhr, nach einem wohlgeendeten Leben. „Die Antwort dieser lieben Schwester fast auf alle Fragen lautete: 'ein wenig!' Ob sie nicht sehr leide? 'nur ein wenig'. Ob sie glaube? 'Ein wenig'. Ob sie noch beten könne? 'Ein wenig'. Aber sie habe doch eine feste Hoffnung auf das Erbe drüben? 'Ein wenig'.

Fast noch tüchtiger erwies sich der Knecht, der nicht nach indischer Manier butler (Oberknecht) oder Aufwärter oder Koch ꝛc. war, sondern alles in einer Person. Bapu hieß er als Tijer, zur Zeit als Hebich ihn annahm (1840), „war aber mehr Thier als Tijer"; ein kurzgewachsener, flinker Mann von gedrungener Gestalt, mit einer so zottigen Brust, daß er allgemein der Bär genannt wurde. Ein arger Trinker und Fleischesmensch, den Hebich ein paarmal aus dem Arrest lösen mußte, und noch öfter auf dem Punkte stand fortzuschicken. Und doch kamen die beiden von einander nicht los. Der Mensch war immer ehrlich und anhänglich zugleich, während er sich ordentlich schämte über der vielfach bewiesenen Langmuth seines Herrn. Und am Ende schlug die erbarmende Liebe bei ihm an: er that ernstlich Buße, und Gnade wandelte ihn zu einem neuen Menschen um (März 1843). Als Hebichs Faktotum wurde nun dieser Peter ein unersetzliches Glied im Missionshaushalt; zwar lesen lernte er nicht, so oft ers versuchte, und die Erkenntniß blieb gering, weil es immer so viel zu arbeiten gab. „Er hat mir mit unsäglicher Treue gedient; ohne Worte merkte er alles was zu thun war. War ich unwohl, so verpflegte mich der sonst so rauhborstige Mensch wie eine Mutter und schlief dann, unbemerkt von mir, auf dem Boden in der Nebenkammer, wenn er nicht die mehrste Zeit wachte. Als ihn schon eine Lungenentzündung befallen hatte, half er noch beim Dachdecken, indem er mit heiserer Stimme die trägen Kulis antrieb, noch vor Sonnenuntergang fertig zu werden. Er wurde wie im Sturme weggerafft (26. April 1850) so rasch, daß er nur noch den Namen Jesu anrufen konnte."

Hebichs Tagesordnung war etwa diese: Mit dem Kanonenschuß um 5 Uhr Morgens stand er auf und machte einen Spaziergang, da er denn gern diesen oder jenen Offizier anredete, oder sonst eine Bekanntschaft anknüpfte. Zurückgekehrt besuchte er fast jeden Winkel seines engen Gehöftes und versicherte sich vom Stand der Dinge bei

Jung und Alt. Dann trank er seinen Kaffee und setzte sich in die Veranda mit seiner englischen Bibel; wohl eine Stunde widmete er da dem Gebet und der Betrachtung des Worts. Nun kamen entweder Katechisten oder Christen mit ihren Angelegenheiten, oder waren Taufkandidaten zu unterrichten, oder hatte er Gottesdienst und Schulbesuch. Rief ihn eine Angelegenheit hinaus, so stand das Pferd bereit; für die heißesten Stunden auch ein Ochsenwagen nach eingebornem Muster. Das einfache Mittagessen hatte keine feste Stunde; wenn er heimkam, aß er, was sein Peter ihm auftrug, legte sich einige Minuten hin und stand dann auf, frisch für irgend welche neue Predigt. An den drei Abenden, da englischer Gottesdienst war, blieb ein oder der andere Offizier, der diesem beigewohnt hatte, bei ihm zum Thee, und dann schloß der Abend nach heiterem und ernstem Gespräch mit Gebet.

Wie viele Briefe liefen doch täglich ein von denen, welche Kannanur als ihren geistlichen Geburtsort betrachteten, und die mußten natürlich auch beantwortet werden. Da berichtet z. B. ein Major aus Sikanderabad von ihrem Marsch nach der neuen Station, wie die Cholera unter ihnen aufgeräumt habe: 800 von etwa 3000 seien weggerafft worden: „Unsere kleine Gemeinde ist durch Gottes Gnade treu erhalten und gedenkt mit Liebe und Dankbarkeit Ihrer Unterweisung — Christus der Gekreuzigte, die Summe und das Wesen des ganzen Gottesraths, bleibt unsre Hoffnung und Freude." Ein anderer: „Nie werden wir Kannanur vergessen; Gottlob der dort ausgestreute gute Same geht nicht verloren." Wieder einer: „Was ich der Mission schulde, kann nie bezahlt werden. O daß wir hier einen Boanerges hätten wie Sie, die Leute zu wecken!" Nach England Zurückgekehrte aber laden ein zu einem Besuch in ihrem neuen Anwesen, wo er der liebste Gast wäre, oder bitten um Briefe und Missionsberichte für ihre Sonntagsschüler ꝛc.

Andere lassen auch Mißklänge hören z. B.: „Ich habe mein Söhnlein nach Ihnen Samuel genannt; aber taufen laß ich ihn nicht, denn die Kindertaufe ist nirgends geboten." Ein anderer: „Ach wie der Teufel die Heerde zertrennt! T. ist von England zurück und steckt voll hochkirchlicher Ideen über apostolische Succession. Andere aber können keine Kirche mehr besuchen, weil der Prediger auf der Kanzel steht, statt auf dem Boden, da doch jeder Gläubige Priester sei ꝛc." Und wieder von einem heißt es: „Er geht nicht

mehr mit uns," wenn nicht gar: „Er ist in sein altes Wesen zurückgefallen."

Ebenso manchfaltig sind auch die Berichte der Schwarzen; z. B. von Bellary nach einem schweren Marsche, da besonders die Kleinen an der Cholera hinstarben, schreibt A.: „Durch Sie habe ich das Licht Seines Wortes geschaut, und obgleich die letzte derer, welche ihm nachfolgen, darf ich hoffen, mit der ganzen Schaar der Erlösten im Himmel zusammenzutreffen, um nie mehr Abschied zu nehmen; alles das nicht durch meine Gerechtigkeit, sondern durch den Einen, auf welchen meine vielen Sünden gelegt sind." Die Schreiberin berichtet dann vom ersten Abendmahl auf der neuen Station: „Wir wollten es mitgenießen; aber nach der Predigt sagte mir N., sie fühle sich so unwohl, da mußte ich sie aus der Kirche heimbegleiten. Allein auf der Straße sank sie um; ein vorbeigehender Offizier besorgte ihr dann ein Duly (Spitalsänfte), schon am Abend aber starb sie mit den Worten: 'Gott sei mir Sünderin gnädig, ich traue auf Jesum.' Und am nächsten Tage starb H., der Nachts auf der Wache erkrankt war, auch im Frieden Gottes."

Wie viele sind auch der Todesfälle in der Nähe, die ihm das Herz bewegen. „Den Hauptmann sah ich Sonntag Nachts (Februar 1842) zum letztenmal, da offenbar eine schwarze Wolke um ihn war; ich hoffe, der HErr möge ihm Sein heiliges Angesicht noch haben leuchten lassen vor seinem Ende. Mögen wir daraus lernen, daß es eben doch gut ist, den Frieden im Blute Jesu Christi beständig zu bewahren!" — April 1843. „Da holten sie mich, um dem Lieutenant M. das Wort zu sagen; der war aber schon bewußtlos und starb bald darauf. So gehts! Wie nahe sind wir doch immer dem Tode! Doch wenn Christus unser Leben ist und wir in Ihm sind, so mag er kommen, wann er will. Er gebe uns Gnade, daß wir allewege bereit seien, wenn der Hausherr kommt!"

Hier sei denn auch ein Begräbniß erwähnt! Am 8. Juli 1846 begrub Hebich die erste Dame auf dem Missionskirchhof; eine treue Jüngerin voll Lebens, die Tochter eines Missionars, Gattin von Kapitän B. Mit der schwarzen und weißen Gemeinde gieng er erst ins Trauerhaus, zu singen und zu beten, dann im Zug auf den Gottesacker unter abwechselndem Gesang in Tamil und Englisch. Hinter dem Leichenwagen der General und die Großen ꝛc. Nie

predigte Hebich gewaltiger als auf den Gräbern, und oft hat da sein Wort nicht nur die Trauernden mächtig getröstet und gehoben, sondern auch in irgend einer neuen Seele gezündet.

Natürlich wurde sein Name weithin bekannt; schon im Mai 1844 weiß eine Madras-Zeitung den „unermüdlichen" Mann nicht genug zu loben, der „durch seine Leutseligkeit stetige Fortschritte erziele, während die aristokratische Vornehmheit und Lauheit anderer Missionare die Heiden eher abstoße". Daß er sich aber nicht überhebe, dafür ward auch gesorgt. Er schämte sich nicht, mündlich und durch Briefe bei vielen Wohlgesinnten um Beiträge für die Mission anzuklopfen, und da verstand es sich von selbst, daß ihm auch mancherlei Ausstellungen und Vorwürfe gemacht wurden. „Das Werk Gottes muß immer durch die Hechel gehen; wer es nur von Ferne ansieht, kann leicht auf die Meinung kommen, er könnte es besser machen; er greife es einmal selbst an, so wirds ihm Ach und Weh!

„Ein Oberst, den ich um Geld angieng, schalt mich ordentlich aus und gab mir anstatt Geld seine Weisheit, nämlich: man solle kein Geschäft unternehmen, wozu man nicht die Mittel habe! prosit. Das ist schon gut, aber sollen, die im Dienste Mammons stehen, allein wagen und nur die Diener Jehovas zaghaft sein? Ich gieng ihm ordentlich zu Leibe. Seither hat er doch jährlich seine 100 Rupies beigesteuert. Die Sache ist Gottes und ein einzelner Mensch kann sich leicht auch in bester Meinung vergalloppiren. Gewöhnlich haben Militärpersonen kein übriges Geld für die Mission; die civilians sinds, die Nullen machen sollten. Aber beide müssen eben zu rechtem Leben in Gott gebracht werden, ehe sie in die Tasche greifen, daß es zählt."

Solche Beispiele durfte er in Menge erleben. So sandte ihm (Oktober 1846) ein Major 500 Rupies als Dankopfer einer Familie, aus der vier Glieder in der Missionskapelle zum Herrn bekehrt wurden, und war auch sonst unerschöpflich in Liebesdiensten. Dennoch findet Hebich, daß die armen Weißen verhältnißmäßig am meisten geben; „ihre Liebesgaben sind erstaunlich, eine Gemeinde von 80—100 Gliedern gibt jährlich ihre 2—3000 Rupies. Das schönste aber ist, daß sie so fleißig für uns und die Schwarzen beten, daher ich ihnen alle meine Anliegen offen vortrage. Fast den ganzen Tag umtönen mich ihre Gebete und Gesänge, die meinen

Ohren schöner klingen als der Schlag der Nachtigallen. Der Zeit wegen trennte ich sie einmal im Abendmahl von der schwarzen Gemeinde, aber nach einigen Monaten verlangten sie wieder, es mit ihr zu genießen, da es schöner sei; so sind sie nun wieder beisammen."

Zu Zeiten brennts ihn im Herzen, daß er einen Monat jedes Jahrs (November) auf die Generalrechnung zu verwenden hat; dann giengen nur die regelmäßigen Gottesdienste fort, die Heidenpredigt ruhte. Er bat wohl vorher die Gemeinde: da jetzt wieder seine Drangsalszeit gekommen sei, in der er zu Tische dienen müsse, sollen sie doch doppelt wachen und beten, damit er desto leichter über die Zahlennöthen hinüber komme. Und meistens nahmen sie sich dann auch besonders zusammen. War aber die Rechnung abgestoßen, so konnte er einen Monat der Heidenpredigt widmen, und täglich Morgens und Abends zusammen 4—6 Stunden lang auf allen Straßen und Märkten das Wort verkünden, während im Missionshof für ihn tüchtig gebetet wurde. Da gab es einmal einen merkwürdigen Vorfall. Ein reicher Jüngling war plötzlich verschwunden und die Seinen glaubten, er werde beim Padre sein. Augenblicklich brach ein Haufe ins Häuschen von Tai; da sie ihn dort nicht fanden, wollten sie auch das Kannanur-Haus durchsuchen. Man fand ihn nicht; doch sah der Onkel, nachdem er alle Zimmer durchforscht, noch eine geschlossene Kiste. „Da muß er drin sein," rief er aus, und Hebich hatte nach allen Versicherungen auch diese noch zu öffnen; als er den Jammer dieser Leute sah, „brach ihm fast das Herz vor Mitleid". Was gäbe er nicht darum, wenn er einen Haufen so schöner Leute zum Heiland führen dürfte!

7. Besuch der Heidenfeste.

Schon im December 1844 hatte Hebich von Tschirakal aus mit Jakob und sieben andern jungen Christen den Tempelort Taliparambu besucht, das eigentliche Heiligthum von Nordmalabar, „ein Hauptteufelsnest". Hunderte umstanden ihn auf dem Bazar, wo er vor Mapillas und Heiden viermal predigte; vom Brahmanendorf abgewiesen, besuchte er dann noch das Weber- und das Töpferdorf. Ebenso erscholl das Wort in andern Dörfern; die Puleiar allein, die armen Reissklaven, rannten davon und warfen sich in den Fluß, als er ihrem Weiler sich näherte. Sonst fand er

überall größte Aufmerksamkeit, was Hebich den Gebeten seiner Gemeinde zuschrieb, die besonders dazu aufgefordert, die Ausziehenden treu auf dem Herzen getragen hatte.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg, beschloß nun Hebich mit einer auserlesenen Schaar noch weiter ins Innere zu ziehen, um beim Feste des Waldgottes in Payawur den Massen der Pilgrime, Käufer und Verkäufer das Wort zu predigen. Es ist dies kein Dorf, sondern ein Tempel im Walde, wo jährlich um die Mitte des Februars mitten im Dschangel Straßen von Laubhütten entstehen, und die Produkte des Küstenlandes gegen die Heerden der Kurg- (Gebirgs-) leute ausgetauscht werden. Mit einem geliehenen Zelte zog er hinaus und hatte seine Lust an der Predigt des Worts; wenn er erschöpft war, fieng einer seiner Leute an, und so giengs vier Morgen und vier Abende lang fort, während den Tag über das Zelt mit Besuchern aus der Nähe und Ferne sich füllte. Natürlich gab es auch Ruhestörer. Als erst mit Sand, dann mit Steinen geworfen wurde, traf ein Wurf den neben ihm stehenden Brahmanen. Zu diesem sagte er mitleidig: „Das hätte ich kriegen sollen!“ — „Thut nichts,“ erwiederte der Priester, indem er sich den Kopf rieb. Gewöhnlich folgte dem Prediger auch ein Amtsdiener, um Friedensstörungen möglichst zu vermeiden. Bei solchen Gelegenheiten giengen dann Traktate und Bibeltheile reißend ab; ein Talatscheri-Bruder aber versah mittlerweile die Gottesdienste in Kannanur.

Länger noch dauerte Hebichs Aufenthalt am Fest in Talipparampur. Vom 6—17. März 1845 hatte er dort sein Wesen hauptsächlich unter den höhern Klassen, die man durch ganz Malabar nur bei solchen Veranlassungen in Massen vereinigt findet. Darum war auch der Widerstand größer: die Brahmanen erhoben einmal ein gewaltiges Zetergeschrei; die Mapillas fragten sich, ob man den Padre nicht durchprügeln solle, worauf aber einer antwortete: das hilft doch nichts, denn er nimmt Alles ruhig an. Groß war es für Hebich, daß hier ein Nayer, der vor zehn Tagen seine Pilgerfahrt angetreten hatte, durch die erste Predigt soweit gewonnen wurde, daß er von Stund an sich zu den Christen hielt. Als Hebich ihm vorstellte, daß, wenn er ein Jünger Jesu werden wolle, er um dessen Namen willen vielleicht den Tod zu erleiden habe, antwortete er entschlossen: das macht nichts, sie mögen mich in

Stücke hauen, wenn ich nur selig werde! Zwei andere Nayer versprachen in Bälde zu kommen und weiter zu hören. Aber sie blieben aus, und den zum Leiden so entschlossenen Mann zog es nach einem Monat aus dem fremden Kreis in die alte Heimat zurück. „Von eisernen Zangen hätte er sich vielleicht zerreißen lassen können, aber seinen Willen zu brechen, ward ihm zu schwer."

Diese beiden Tempelfeste regelmäßig zu besuchen, ließ sich Hebich hinfort überaus angelegen sein; er durfte auch die Festpredigt fortsetzen bis in sein letztes Jahr, und solche Beharrlichkeit überwand den mächtigen Widerstand, der ihm besonders in den ersten Zeiten entgegentrat. Hatte er 1846 in Payawur die Ruhestörer aus seinem Zelt gewiesen, so fielen sie über seinen Wasserträger her und warfen ihm nicht nur den Topf vom Kopf, sondern stachen ihn mit seinem eigenen Messer in den Arm. „Das ist der Geist, der sie beseelt."

Ein anderes Mal (1849) versuchte mans, mit Elephanten den Prediger wegzuscheuchen. „Erst steuerte der Führer mit einem kleinen Thier auf uns los, als wir gerade auf einer Erdmauer standen und predigten. Das Thier weigerte sich majestätisch, dann trieb ers mit Gewalt näher. Ich donnerte aber auf ihn ein, und der Elephant erschrack, rannte gegen die andere Mauer und bewegte sich dann langsam an mir vorbei. Am nächsten Tage erschienen ausnahmsweise vier große Elephanten, wovon einer ohne Reiter wild unter die anderen stürzte, daß alles davonlief. Jetzt bewegen sich die Thiere auf uns los, zwei werden noch abgelenkt, die beiden andern streiften uns fast; doch gab der HErr uns Gnade, wenn auch zitternd, fest auf unserm Posten zu stehen, was Eindruck aufs Volk machte. — Der Eigenthümer des Tempels und der Elephanten verlangte dann zu wissen, ob mich die Regierung sende, in welchem Fall er freilich nichts machen könne. Die Regierung aber ehre ihn und seinen Gott, den ich einen Steingott heiße. Ich komme nun schon fünf Jahre und verursache ihm jährlich 200 Rupies Verlust — also im Ganzen 1000 Rupies! Daß diese ihm von mir ersetzt werden, werde er bei der Regierung eine Bittschrift eingeben" ꝛc. Natürlich erlangte er von Hebich nichts, als eine Erklärung, daß nicht die Regierung, sondern sein König ihn sende, und suchte dafür, mit etwas mehr Erfolg, seine Begleiter durch Drohungen zu schrecken.

Dieselbe Klage brachte (1849) der Hauptbrahmane in Taliparambu vor: sie müssen, hieß es, sich wehren; Hebich breche ihnen

an der Ehre und am Festgewinn ab. Er bekennt auch, daß er stark gegen diese Verführer des Volks predige und ihren Betrug aufdecke. Habe doch z. B. das im verflossenen Jahr gewählte Oberhaupt des Tempels sich am heiligen Schatz vergriffen, so daß es zwei Nächte hindurch Händel und Schlägereien unter den Brahmanen gesetzt habe, und der Umzug ihrer Götter auf ungünstige Stunden verschoben worden sei ꝛc. „Auch hier kam ein kleiner Elephant gegen uns, der aber wenig Schrecken verursachen konnte. Sein Treiber besuchte mich darnach und sagte, wie ihm nur durch Zauberei möglich werde, mit diesen Thieren siegreich umzugehen. Am nächsten Morgen fand er seinen Elephanten todt, und im Volk hieß es: 'Wenn der Gott seinen Elephanten nicht an seinem eigenen Feste erhalten kann, so muß er ein Steingott sein, wie der Padre behauptet.'" So erzählt Hebich den Elephanten-Vorfall, welchen die geschäftige Sage der indischen Christen nachher um ein Gutes großartiger ausmalte.

In Taliparambu besonders war es immer einer der zehn Festtage, an welchem die Heiden ungemein aufgeregt waren und gewöhnlich Steine warfen. So geschahs am 13. März 1846, da der Hauptbrahmane mit dem Rufe: greifet ihn! die Volkshaufen auf Hebich hetzte; da flog es denn von allen Seiten mit Sand, Kuhdung und Steinen. „Wir kriegten alle unser Theil; doch Joseph trug das schönste Zeichen davon, die Augenbraue wurde ihm von einem Stein zerschnitten. Darauf predigte ich wie ein ganz neuer Mensch an einem ferneren Platze; es war für uns ein Tag des Lobens und Betens, noch nie habe ich meine Büble fröhlicher gesehen. Sie sangen das Lob Gottes und beteten den ganzen Tag."

Noch auf einem dritten der großen Feste in Nordmalabar versuchte Hebich Gehör zu gewinnen, in Tscherukunnu, wo nahe der Mangalur Heerstraße über einer weiten Ebene ein Hügel schroff ansteigt, mit einem Kalitempel geziert. Am 15. April 1846, bereits in der heißen Zeit und von Geschwüren geplagt, zog Hebich früh Morgens hin, nachdem seine Leute in der Nacht ihm das Zelt aufgeschlagen hatten. Schon die Morgenandacht der paar Christen wurde durch Ueberschreien gestört; dann behauptete ein Mann, Hebich habe kein Recht, das Zelt auf seinem Sandboden aufzurichten. Der Schulze, nach dem man eiligst sandte, war nirgends zu finden. Doch ließ sich bis zum Mittag die Ruhe leidlich erhalten. Darnach

als Hebich unter einem Baume stehend zu predigen begann, suchten ihn die Jungen erst durch Brüllen zum Schweigen zu bringen; bald fieng man auch an mit Sand zu werfen in Ermanglung der Steine, und endlich stürmte die ganze Menge über das Zelt her, dessen Stricke abgeschnitten oder gelöst wurden, um es sammt den Christen in den Staub zu treten. Mit Mühe hielten diese die Zeltstangen aufrecht, während die Heiden sie stießen und schlugen. Ueber zwei Stunden wogte der Kampf um das Zelt. Da — um 6 Uhr — erscholl das Tomtom der Opferprocession mit etlichen Schüssen; einer der Elephanten scheute am Zelt und sprang davon, das Volk ihm nach — und nun hatte auch Hebich genug, ließ schnell aufpacken und eilte bis 11 Uhr nach seinem Kannanur zurück. Wohl freute er sich des Kreuzes Christi: „obgleich ein ungeschickter, langsam lernender Sünderschüler empfindet er es als hohe Gnade, dem Heiligen nachleiden zu dürfen;" aber wieder besucht hat er diesen „Teufelsort" nicht mehr.

Auch in Tschirakal predigte er 1847 einmal vor einer kleineren Festversammlung, da denn die Leute, während Hebich gerade betete, mit Gewalt das Vieh des Dorfes auf ihn treiben wollten. Es gelang ihnen nicht; dasselbe lief auf sie selbst los. Das gab eine Gelegenheit, mit dem edeln Kollektor von Malabar sich zu besprechen, welcher der Verkündigung des Evangeliums gar willig den Weg bereitete, aber natürlich auch zur möglichsten Vorsicht ermahnte. Da konnte ihm Hebich am Ende sagen, er für seine Person hätte nichts dagegen, wenn ihn das Volk in seinem Werke todtschlüge; das könnte auch kein Beamter verhindern, wenn einmal Gott den Bösen die Gewalt verliehe, ihren Willen durchzusetzen.*) Was er von ihm wünsche, sei nur, daß er die Rädelsführer zurechtweise, denn an solchen Aufläufen seien gewöhnlich nur ein paar Schlingel schuld, die Alles aufhetzen. „Das wirkte bei ihm, und er that nun für mich auf meinen Hauptfesten mehr, als er ehrlich thun kann" (durch Privatempfehlungen an die Unterbeamten).

Daß durch diese Festbesuche das Wort Gottes in weiten Krei-

*) Im September 1855 wurde dieser Beamte von etlichen verschworenen Muhammedanern in seiner Wohnung vor den Augen seiner Gattin überfallen und in Stücke gehauen, der letzte von drei Brüdern, die alle durch das Schwert der Muselmanen fielen (in Afghanistan, Buchara und Kalikut).

sen bekannt wurde, haben spätere Erfahrungen bewiesen. Es kam am Ende so weit, daß den Festgästen etwas abgegangen wäre, wenn sie nicht auch den Bartmann zu hören Gelegenheit gehabt hätten; man erwartete ihn regelmäßig, und viele erneuerten durch Besuche bei ihm und seinen Leuten die vorjährige Bekanntschaft. Was an den Festen selbst vorkam, daß da und dort ein Witzbold aufstand und mit vollkommener Nachäffung des Missionars über die Menge hinschrie: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes und euer Bruder! Ihr närrischen Kinder, warum betet ihr Steingötzen an? Kommet zu Ihm" ꝛc. das hat sich gewiß in mancher Hütte wiederholt zur augenblicklichen Belustigung von Jung und Alt, und zweifelsohne auch zur Anregung weiteren Nachdenkens. Man stellte sich vor, der Missionar wolle durch dieses angestrengte Zeugniß und die damit verbundenen Leiden sich ein Verdienst bei seinem Gott erwerben, und der Ernst, womit er diese Angelegenheit betrieb, machte tiefen Eindruck. Man sah zugleich, daß er auch Männer höhern Standes, im indischen Wissen bewanderte und beredte Leute, zu Gehilfen hatte, die vom gleichen Geiste beseelt waren, und fieng an, es für möglich zu halten, daß dieser neue Glaube noch bedeutenden Eingang im „Berglande" finden dürfte.

Missions-Zeitung.

Die Bewegung im Tululande.

Seit dem August 1869 mehren sich die Uebertritte zum Christenthum, auf den Stationen der Basler Mission nördlich von Mangalur, in überraschend schneller Weise. Namentlich ist es die Umgegend von Udapi, dem Haupttempel von Südkanara, in welcher diese Saat lange treugepflegter Reisepredigt plötzlich zum Reifen gediehen ist. Es sind zerstreut wohnende Bauern eines Gebiets von 10 Stunden Länge und 4 Stunden Breite, Leute vom Mittelstande, an fleißige und harte Arbeit gewöhnt, theilweise in drückender Abhängigkeit von ihren Pachtherren, und bisher dem Dämonendienst ergeben, die nun dieser Religion der Furcht zu entsagen sich aufgemacht haben. Die Plagen der bösen Geister wurden ihnen immer unheimlicher; sie haben aber erfahren, daß Jesus stärker sei als ihre Geister, und suchen nun bei Ihm dieselbe Ruhe, welche schon viele ihrer Landsleute gefunden haben. Zugleich zeigen sie damit auch den Missionaren, daß sie von der Redlichkeit ihrer Absichten über-

zeugt seien und hinfort ihren Rath dem ihrer Priester vorziehen wollen.

Schrieb man erst von 2—300 Seelen, so sind es nun schnell mehr als 600 geworden, welche den Taufunterricht begehren. Am 20. Nov. z. B. traten allein in Uppuru 35 Personen über, Tags darauf in Bolmara 70, außer 5 Häusern bei Utschila u. s. w. Da gibt es nun ungemein viel zu thun, indem die Zahl der Tulu sprechenden Missionare klein ist. Miss. Bührer ist, um sie zu mehren, von den blauen Bergen herabgekommen, um etliche Monate beim Taufunterricht zu helfen. Und Miss. Würth, der Senior der ganzen Mission, warf sich auch noch aufs Tulu, um in dieser Zeit seinen Mann zu stellen.

Doch ihn hat der Herr gerade in dieser bewegten Zeit zu seiner Ruhe eingehen lassen. Ein böses Fieber raffte ihn am 25. Dec. dahin, nachdem er erst am 7. des Monats seine von Europa zurückgekehrte Frau wieder begrüßt hatte. Tags darauf wurde er unter großer Theilnahme der Gemeinden auf dem eben damit eingeweihten neuen Gottesacker bestattet. Seit dem J. 1845 hat er, jedoch meist im Südmahratta-Lande, der Mission eifrig und mit viel Umsicht gedient; der Verlust eines so erfahrenen Mannes ist doppelt schmerzlich in dieser Zeit.

Mit dem Januar hofften die Missionare sich ans Taufen der weiter Fortgeschrittenen zu machen. Dieselben haben vielfache Verfolgung zu erfahren, nicht blos von Heiden, sondern auch von Katholiken. Einigen ist der Pacht aufgekündigt, andern wird das Vieh auf ihre Felder getrieben, oder hängt man ihnen kleine Processe an, die von einheimischen Richtern entschieden werden. Treten auch da und dort Etliche eingeschüchtert zurück, so kommen anderswoher Neue, die entschlossen sind, nun die Zeit dazu gekommen sei, sich rückhaltslos dem allein wahren Gott zuzuwenden.

Doch sagt die letzte Nachricht, daß es den Bemühungen der Feinde gelungen sei, wohl Hundert der Uebergetretenen zum Stillstand und Rückgang zu bewegen. So ist dafür gesorgt, daß es nicht allzu schnell vorwärts geht.

Bücherschau.

Aus allen Welttheilen. Illustrirtes Familienblatt für Länder- und Völkerkunde. Redigirt von Dr. O. Delitsch. Bei R. Loes in Leipzig, in wöchentlichen Nummern, auch in Monatsheften, 18 Sgr. pro Quartal.

Seit dem 1. October 1869 erscheint diese gediegene Zeitschrift, die sichs zur Aufgabe gesetzt hat, im deutschen Volk gründliche geographische Kenntnisse zu verbreiten, und ihren Text durch zahlreiche Illustrationen und Karten veranschaulicht und ergänzt. Die bisher erschienenen Blätter lassen das Beste hoffen. Die Zeitschrift vermeidet geflissentlich, sich „in polemisirende Richtungen zu verirren"; wenn sie daher die Mission bei Seite läßt, um ihr eigenes Ziel zu verfolgen, so enthält sie sich auch all der seichten und absprechenden Urtheile, welche z. B. der „Globus" unter dem Vorwand der Ethnologie bei jeder Gelegenheit über das Christenthum ausschüttet.

Radſcha Brooke's Reſidenz in Sarawak.

Die Mission in Sarawak.

Es sind jetzt etwa 40 Jahre, daß ein junger englischer Offizier, der sich durch seine Tapferkeit im barmanischen Krieg den Dank der Regierung verdient hatte, schwer verwundet dem Militärdienst entsagte. Im Jahr 1803 in Indien geboren, dann später seiner Erziehung wegen nach Europa gesandt, war er schon als sechszehnjähriger Jüngling wieder in das Land seiner Geburt zurückgekehrt, und auch jetzt erkor er auf lebenslang den fernen Osten zum Land seiner Wahl. Nur halb genesen, brach er von einer Erholungsreise in die Heimat wieder nach Calcutta auf, und von dort trieb es ihn bald weiter in die südöstlichen Gewässer. Eine Reise nach China gab ihm Gelegenheit, etwas von der zauberischen Pracht der Inselwelt in jenen Meeren zu sehen. Mehr noch als über deren Größe und Fruchtbarkeit staunte er über die ungenügende Auskunft, die ihm Alle, an die er sich wandte, darüber zu geben wußten. Mit Schmerz sah er, wie alle diese herrlichen Inseln mit ihrem unendlichen Reichthum kostbarer Erzeugnisse nur der Schrecken der Seefahrer waren wegen der Schaaren verwegener Seeräuber, die ihre Küsten umschwärmten. Sollte denn rein nichts gethan werden können, um diesem Zustand ein Ende zu machen? Sollte es nicht möglich sein, den armen, verkommenen Bewohnern dieses schönen Stückes Erde etwas von den Segnungen der Civilisation zu bringen und jene gefürchteten Gestade dem friedlichen Verkehr zu erschließen?

Dieser Gedanke gewann immer tiefere Wurzeln in James Brooke's Seele, bis er nach etlichen Jahren durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines schönen Vermögens kam. „Mir war, ich vernehme einen Posaunenruf von Oben, der mich als Werkzeug

vorwärts dränge; und wenn ich auch nur theilweisen Erfolg sehen und nur der Vorkämpfer werden darf, während es Andern beschieden ist, zu ernten, wo ich gesät habe, will ich auch damit zufrieden sein," schrieb er später in sein Tagebuch. Mit dem ganzen Feuer der Jugend und zugleich mit der Ausdauer des Mannes machte er sich nun ans Werk. Sein Erstes war, ein passendes Schiff zu kaufen, mit dem er drei Jahre im mittelländischen Meer herumfuhr, um die zwölf Leute, die er zu seiner Bemannung brauchte, zu sichten, zu erproben und an seine Person zu fesseln, so wichtig erschien ihm die Wahl der ersten Gefährten zu seinem von Vielen als abenteuerlich belächelten Vorhaben.

Seit acht Jahren schon hatte er zur Ausführung desselben den von den Holländern unbesetzten Norden Borneo's ins Auge gefaßt. Daß er selbst erst die Erforschung desselben übernehmen mußte, hinderte ihn nicht; mit Hilfe des muhammedanischen Uferfürsten Muda Hassim, der sich schiffbrüchigen englischen Matrosen schon freundlich erwiesen hatte, hoffte er dieses Ziel zu erreichen. Nach glücklicher Fahrt landete er am 1. Juni 1839 in Singapur und eilte von dort möglichst schnell weiter an die Küste Borneo's. Dann gieng es den schönen Sarāwakstrom mit seinem majestätischen Hintergrund von Bergen hinauf nach der etwa acht Stunden landeinwärts liegenden gleichnamigen Residenz Muda Hassims, der den Fremdling mit großer Auszeichnung empfieng und es ihm völlig freistellte zu reisen, wohin ihm beliebe.

Natürlich wurde er nicht gleich auf seinem ersten Streifzug mit all' den Eigenthümlichkeiten bekannt, die wir hier als Resultat seiner Beobachtungen zusammenstellen, um gleich anfangs ein anschauliches Bild der gemischten Bevölkerung zu geben, in deren Mitte er entschlossen war, sein Civilisationswerk zu beginnen. Außer den ziemlich zahlreichen, des Handels wegen nach Borneo gekommenen Chinesen zerfallen die Bewohner dieser Insel in zwei Hauptklassen; die von Westen gekommenen muhammedanischen Malayen, in deren Hand die Herrschaft liegt, und die eingebornen Dajaken, die sich in unzählige kleine Stämme spalten, ihren Wohnsitzen und ihrer Lebensweise nach aber hauptsächlich als Land- und See-Dajaken und Malanaus oder Bergbewohner unterschieden werden.

Die Stämme der Land-Dajaken nennen sich meist nach den Flüssen, denen entlang sie wohnen. An ihren Ufern erheben sich

halb versteckt unter riesigen Farnkräutern, Palmen, prachtvollen Schlingpflanzen und schönen, mit Hunderten von Schmetterlingen bedeckten Gartengewächsen vereinzelte Hütten, oder in einer größeren Lichtung die Hauptniederlassung des Stammes. Eine seltsame Ueberraschung gewährte Brooke das erste Dorf, das er betrat. Etliche Hütten abgerechnet, bestand es im Grunde nur aus einem einzigen, ungeheuren Haus von 600 Fuß Länge mit etwa 400 menschlichen Bewohnern. Auf einer breiten Veranda, die um dasselbe herlief, grunzte und gakerte und schrie und kratzte und sprang eine Schaar Schweine, Affen und Hühner, und lange Reihen geräucherter Menschenköpfe hiengen als grause Siegeszeichen an der Wand. Das Haupt eines Feindes zu erlangen — gleichviel, ob Mann oder Frau — ist der Ehrgeiz, die Leidenschaft des Dajaken. Kein Mädchen will einen Mann heirathen, der nicht wenigstens Einen solchen Schmuck fürs künftige Haus gebracht hätte; auch zur Trauer um einen Todten, zum Beginn eines jeden neuen Unternehmens, bei dem man es für nöthig hält, die bösen Geister zu verscheuchen, gehört der Kopf eines Erschlagenen. Einem geliebten Häuptling zu Ehren kann es sogar geschehen, daß bei seinem Tode Einzelne einen Schwur ablegen, die nächste Person, die ihnen begegne, zu erschlagen, und ihre Gelübde halten, auch wenn es einen Freund trifft.

Die Wohnungen sind auf Pfählen erbaut und werden auf Leitern erstiegen. Vermuthlich soll diese Bauart sie vor feindlichen Ueberfällen sichern; sehr oft vermehrt sie aber nur die Gefahr, indem die Feinde die Grundpfosten umhauen oder in Brand stecken und so das Haus mit allen seinen Bewohnern in Einen furchtbaren Sturz verwickeln. — Je näher Brooke mit den armen Land-Dajaken bekannt wurde, desto mehr überzeugte er sich, wie schwer dieselben durch die Gewaltthätigkeiten ihrer malayischen Bedrücker litten. Nicht selten vereinigten sich die letzteren mit den räuberischen See-Dajaken, wenn diese ihre Plünderungszüge die Flüsse hinauf machten, um die friedliche, gutmüthige ländliche Bevölkerung zu brandschatzen. Eine Flotte von Kriegskähnen, prahus, von denen die größten 60 Mann faßten, brach dann auf — im Ganzen zuweilen ein Heer von 2—3000 Kriegern. Die Malayen, die zuerst die Seeräuberei an jenen Küsten betrieben, hatten an den See-Dajaken gelehrige Schüler gefunden, die sie in der Kunst, schnellsegelnde, zerlegbare Boote zu bauen, sogar bald übertrafen. Manche ihrer

Dörfer und Schlupfwinkel, in die Brooke später eindrang, überraschten ihn durch die Spuren des Wohlstands, die er da fand. — Eine gefürchtete Dajaken-Waffe ist der Sumpitan, eine sieben Fuß lange Röhre, durch welche sie Giftpfeile von neun Zoll Länge wohl 100 und 200 Fuß weit blasen. Außerdem sind sie vortreffliche Eisenschmiede und wissen ausgezeichnete kurze Schwerter von der feinsten Arbeit zu verfertigen. Sollte diese Kunst etwa ein Erbtheil aus einer früheren, minder barbarischen Zeit sein?

Den größten und uncivilisirtesten Theil der Bevölkerung bilden die Malanaus. Gar wunderbare Geschichten vernahm Brooke in ihren wilden Bergfesten. Man erzählte ihm von einem von einer Nymphe abstammenden, schönen weißen Geschlecht, das unter ihnen wohne, aber auch von geschwänzten Waldmenschen und furchtbaren Kannibalen. Es war, als ließe jeder seiner Einbildungskraft freien Lauf, Mährchen über das unbekannte Innere der Insel zu ersinnen. Manche Stämme der Malanaus sind mit Recht wegen ihrer Verrätherei und Grausamkeit berüchtigt, andere aber sind auch gastfrei, zuverläßig und betriebsam. Ihre Hautfarbe ist heller, als die der Bewohner der Ebenen; die wilderen Stämme tättowiren sich in phantastischer Weise und entstellen sich von Kindheit an durch so schwere Ohrengehänge, daß man zuweilen einen Finger durch das durchlöcherte Ohr stecken kann.

Kaum findet sich unter den Urbewohnern Borneo's etwas wie Religion. Sie haben keine Priester, keine Götzen, sagen keine Gebete und verrichten keine Opfer, um die Gottheit zu versöhnen. Doch sprechen sie von einem Gott Dschowata (Sanskrit: Dewata, Gottheit) der den Menschen aus Erde erschaffen habe. Jetzt herrsche im Himmel der Donnerer Tupa mit sieben andern Göttern, und Einer sei auf die Erde gefallen. Die Geister tapferer Todter gehen nach Sabyan, einem schönen Land unter der Erde, wo sie gute Bretterhäuser, Muskitovorhänge und andere Bequemlichkeiten finden. Aber dem großen, guten Geist zu dienen, fällt Niemand ein; weit mehr Mühe gibt man sich, der bösen Geister (Antu's) los zu werden oder sich ihres Beistands zu Handlungen des Hasses und der Rache zu versichern. Aengstlich merkt man daher auf alle möglichen Vorbedeutungen; auch das Schlachten weißer Hühner spielt eine große Rolle.

Wie freudlos fand Brooke doch im Ganzen das Leben der

Eingebornen, trotz aller unter ihnen üblichen Feste und Tänze! Honig, wildes Wachs, eßbare Vogelnester, Seeschnecken und andere Erzeugnisse mußten sie an die malayischen Machthaber abliefern, von denen sie statt Schutz nur grausamen Druck zu erfahren hatten, und gegen ihre gesuchten Produkte werthlose Dinge erhielten. Um Geld ließ sich bei den Beamten auch von Andern das Recht erkaufen, die arme Landbevölkerung auszusaugen und in den Staub zu treten. Die Weiber und Kinder der Dajaken wurden in die Sklaverei verkauft, und mit der List des Wolfs in der Fabel wußten die malayischen Dränger den Arglosen immer neue Vergehen aufzubürden, für die sie sie mit Strafen belegten. Was Wunder, wenn da manche der im Ganzen aufrichtigen, ehrlichen Leute am Ende auch hinterlistig und verrätherisch wurden? Was konnte sie, die keine Hoffnung im Himmel und auf Erden, die nur die Angst vor den Malayen und den bösen Geistern vor sich, und über sich hoch in den Wolken das Schattenbild eines von ihren Leiden ungerührten, von ihren Gebeten unerreichbaren Gottes hatten, abhalten, in irgend ein Unrecht zu verfallen, dem zu widerstehen oft sogar Christen mit allen ihnen zu Gebot stehenden Waffen schwer wird? Hätte der barmherzige Gott sich nicht auch noch an den Herzen dieser Armen bezeugt, so hätte es menschlicher Berechnung nach noch weit schlimmer um sie stehen müssen, als Brooke sie fand.

Auch die Masse der Malayen schmachtete indeß so ziemlich im gleichen Elend, wie die eingeborne Bevölkerung — den Einen kleinen Trost ausgenommen, daß ihre Bedrücker dem eignen Volke angehörten. Mangel an Erziehung, eine unbeschränkte despotische Gewalt und der Einfluß schlechter Rathgeber wirkten zusammen, in den Herrschern das Böse in einer Weise zu nähren, daß es weiter und weiter wucherte, wie Gräser und andere Gewächse auf dem üppigen Boden Borneo's, während das geknechtete Volk der Hinterlist, der Verrätherei und dem Rachedurst verfiel. Neben aller Trägheit und Unzuverlässigkeit bemerkte Brooke aber auch bei den Malayen Züge von Gutmüthigkeit, Frohsinn, Dankbarkeit und eine erfreuliche Empfänglichkeit für gute Eindrücke. Furchtbar sind unter ihnen oft die Ausbrüche leidenschaftlicher Wuth; Brooke aber war es geschenkt, unter dem milden und gerechten Regiment, das er in einen weiten Bezirk einzuführen verstand, dieselben immer seltener werden, ja fast verschwinden zu sehen.

Muda Hassim war der Onkel des in Brunei residirenden jungen Sultans. Ein Aufstand, den er eben zu bekämpfen hatte, machte ihm die Freundschaft von Leuten erwünscht, denen so überlegene Waffen zu Gebot standen. Er bat Brooke, ihm bei der Unterdrückung desselben zu helfen und versprach, ihm dafür die Regierung der Provinz Saräwak zu übertragen. An der Spitze eines aus Malayen, Chinesen und Dajaken zusammengesetzten Heeres unternahm also Brooke mit seinen zwölf Engländern einen Kriegszug landeinwärts. Das gab ihm reiche Gelegenheit zu sehen, wie erbärmlich es unter der Herrschaft des Sultans um die Kriegsführung und jede andere Regierungsaufgabe stand. Lange mußte er sich mühen, seine eingebornen Soldaten, von denen es keinem um einen wirklichen Kampf zu thun war, endlich in ein Treffen zu bringen, das er mit seiner Handvoll Engländer dann entschied. Nun konnte er also den Versuch machen mit der Gründung seines Musterstaats.

Wie wenig er sich über die damit verbundenen Schwierigkeiten täuschte, drückte er mit den mannhaften Worten aus: „Die Befürchtung, ich könnte mich in Geldverlegenheiten stürzen, der Zweifel, ob mir irgend eine Unterstützung werde, — dieß und noch viel Anderes trat mir vor die Seele. Aber ich habe selbst den Scheiterhaufen um mich her aufgebeugt und mich an den Pfahl festgebunden. Ich stehe auf einem Pulverfaß und werde nicht beben, wenn Andere die Fackel herbeibringen. Ich fühle in mir die feste, unveränderliche, unerschütterliche Ueberzeugung, daß ich recht thue. Ich sehe, wie viel Gutes ich wirken kann. Die Elenden, die Bedrückten, die Geknechteten haben in mir ihren einzigen Beschützer gefunden. Sie hoffen und vertrauen jetzt auf mich, und sie sollen sich nicht in mir täuschen, so lang ich das Leben habe, sie zu vertheidigen. Gott hat bis hieher mich als das geringe Werkzeug Seiner verborgenen Vorsehung gebraucht, und was auch mein Schicksal, was auch der Ausgang meines Unternehmens sein mag, weiß ich, daß mein Beispiel nicht verloren ist. Ich weiß, daß zu Gottes Stunde noch etwas Gutes daraus kommen wird. Er kann mir den Weg bahnen durch alle Schwierigkeiten, mir Freunde erwecken, die an meiner Aufgabe theilnehmen, die Herzen der Großen und Gewaltigen so lenken, daß sie dieses unglückliche Volk beschützen. Ich hoffe, Er werde das thun; wenn Er es aber anders beschlossen

hat, wenn Seine Zeit noch nicht gekommen ist, wenn es des Allmächtigen Wille ist, daß das flackernde Lichtlein wieder erlösche, ehe es durch einen festen Leuchtthurm ersetzt wird, so ergebe ich mich darein in der festen und demüthigen Zuversicht, daß seine Gedanken besser sind als die meinen und das Ziel meines Lebens in Seinen Händen sicherer ruht, als in meinen eigenen."

Radscha Brookes Ländchen erstreckt sich etwa 100 Stunden an der Küste hin und halb so weit ins Innere. Obgleich Borneo vom Aequator fast in der Mitte durchschnitten wird, ist es doch nicht unerträglich heiß. Es ist so gut bewässert und von so großen herrlichen Waldungen beschattet, daß fast alle Produkte gedeihen und den Anbau reichlich belohnen. Tiger und andere reißende Thiere, die in den indischen Dschangels hausen, bedrohen hier nicht das Leben des Menschen; ein großköpfiger, honigliebender Bär, der sehr gegen seine mürrische Laune sich oft bequemen muß, wie ein Hund zum Hausthier zu werden, ist fast das gefährlichste unter ihnen. Die Reptilien sind stärker vertreten: in den Sümpfen ist der Alligator zu Hause, und alles wimmelt von kriechenden Geschöpfen, von der harmlosen, helläugigen kleinen Eidechse an bis hinauf zur tödtlichen Brillenschlange. Aus dem Mineralreich finden sich in dem gesegneten Boden Sarāwaks Gold, Zinn, Eisen und Diamanten. Ein schöner Fleck von Gottes schöner Erde also wars, auf dem Brooke sich nun dran machte, Leben und Eigenthum zu schützen und an die Stelle des Betrugs und despotischer Willkühr Recht und Gerechtigkeit zu setzen.

Es galt harte Arbeit, das durchzuführen. Wir erzählen hier nicht ins Einzelne, mit wie viel Unzuverlässigkeit und Schwachheit von Seiten seiner Verbündeten, und mit welcher Zähigkeit und Verwegenheit von Seiten der Seeräuber, denen er es unternahm, das Handwerk zu legen, er zu kämpfen hatte. Er trieb nicht das Werk eines Apostels, eines Dieners des Evangeliums; aber solchen den Weg zu bereiten durch Herstellung geordneter Zustände, war sein ernstes Verlangen. So sind es denn bunt bewegte Scenen, die sein Leben darbietet. Bald sehen wir ihn als Gesetzgeber und Richter in seinem Ländchen walten, bald als Soldat, unterstützt durch englische Kriegsschiffe, die Seeräuber in ihre Schlupfwinkel verfolgen, bald dem treulosen Sultan von Brunei, Omar Ali, der 1846 Muda Hassim und alle Freunde der Engländer verrätherisch

hinmorden ließ, einen heilsamen Schrecken einjagen und ihm zur Strafe den Engländern das Inselchen Labuan als Kohlenstation übergeben; das Jahr darauf erblicken wir ihn mit Ehren überschüttet in der alten Heimat, und dann wieder draußen unter seinen Dajaken, wo in immer weiteren Kreisen sein Name mit Liebe und Verehrung genannt wird, während man von anderer Seite manch scharfe und schmerzende Verdächtigung gegen ihn ausstreut. Natürlich konnte es bei einer auf Ausrottung von gewaltthätiger Selbsthilfe absehenden Regierung auch an Gewaltthaten von Seiten des energischen Selbstherrschers nicht fehlen. Die fraglichen Punkte zu untersuchen, fühlen wir uns aber nicht berufen, da wir das Mehr oder Minder der christlichen Gesinnung des Mannes nicht zu bestimmen haben. Möglich bleibt, daß die hochkirchlichen Missionare, die er in sein Reich berufen hat, dieselbe in all zu günstigem Lichte anzuschauen sich gewöhnten.

Immerhin bekannte sich Gott zu seinem Unternehmen, dem jeder Menschenfreund von Herzen Nachahmung wünschen muß. Seine Unterthanen gewöhnten sich allmählich an ein Leben ohne Furcht und Krieg und dankten ihm, daß jetzt frühere Todfeinde sich begegnen konnten, ohne Speerwürfe und Pfeilschüsse zu wechseln. Brooke mischte sich unter sie bei allen ihren Festlichkeiten und richtete ihre Händel in seiner großen Halle, so daß bald alle Schwachen ihren Freund, alle Unterdrückten ihren Hort in ihm sahen. An einem Tag konnten 40 Familien nach Saräwak kommen mit der Bitte, daß man ihnen erlauben möge, sich da niederzulassen. Am nächsten Tag baten wieder 50 Flüchtlinge, ob es nicht auch für sie Raum und Arbeit gebe. So gieng es fort. Die Hauptstadt (auch Katsching genannt) wurde schnell achtmal so groß, als Brooke sie gefunden hatte; sie zählt nun ihre 35,000 Einwohner; statt der Hütten erstanden freundliche Häuser, und nach und nach bevölkerte sich der ganze Küstenrand.

Schon zu Ende des Jahrs 1846 konnte Radscha Brooke den ersten, schwersten Theil seiner bahnbrechenden Arbeit als beendet betrachten und Missionare zu sich einladen. Während seines Aufenthalts in England im folgenden Jahr wurde ihm die Freude, die zwei ersten derselben, Mac Dougall und Wright nach Saräwak absegeln zu sehen. Am 30. Juni 1848 langten sie dort an und

schlugen ihre Wohnung vorerst im Gerichtshof auf, bis sich auf einem nahen Hügel das Missionshaus mit seinem tiefen Dach und einer breiten Veranda inmitten eines schönen Gartens erhob. Nicht weit davon wurde der Grund zu einer Kirche gelegt, die 1851 dann der Bischof von Calcutta einweihte. Mac Dougall lockte durch seine medicinischen Kenntnisse bald Leute herbei, gründete Schulen und sammelte Waisen, deren Unterhalt Brooke freigebig bestritt. Oft besuchte der Radscha auch die Kleinen und hörte sie singen, oder lud sie in sein Haus und seinen Garten ein, wo er sie mit Kuchen und Obst bewirthete. Wie für die Waisen, trug er auch für die Kranken Sorge durch Gründung eines Spitals; überhaupt suchte er den Missionaren auf jede Weise ihre Arbeit zu erleichtern. Die Zahl dieser letzteren mehrte sich, und zu Ende des Jahrs 1852 hatten schon vier derselben die ersten Schwierigkeiten verschiedener eingeborner Sprachen überwunden, wie sie sich auch unter verschiedenen Stämmen niederließen. An 50 Personen waren bereits durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen — der Mehrzahl nach Kinder des Waisenhauses, neben ihnen aber auch einige Erwachsene, denen der Herr das Herz aufgethan zu haben schien für die Predigt des Evangeliums. Um diese Zeit gieng die Sarāwak-Mission aus den Händen eines kleineren Missionsvereins für Borneo in die der Ausbreitungsgesellschaft über, und 1855 wurde Mac Dougall zum Bischof über die neuen Gemeinden erhoben. Er heißt Bischof von Labuan, residirt aber in Sarāwak.

Die erste Station nach der in Sarāwak wurde am Lundu, dem nächsten bedeutenden Fluß nach Westen zu errichtet, wo die Dajakenstämme vielfach in Berührung mit Muhammedanern stehen. In einer schönen Gebirgsgegend mit prachtvollen Wasserfällen und Wäldern ließ sich einsam Miss. Gomez nieder. Er fand freundliche Aufnahme und bei dem alten Orang Kaya oder Häuptling der Lundu-Dajaken ein Wohlwollen und eine Feinheit der Gefühle, die er hier wahrlich nicht erwartet hätte. Dennoch bekam er es sattsam zu erfahren, wie schwer es für den Missionar ist, ganz allein im fremden Lande zu stehen. Unverdrossen machte er indeß fort auch zu Zeiten, da Alles entmuthigend aussah. Nach zwei Jahren durfte er wahrnehmen, daß der gute Saame wirklich Wurzel schlug. Nur die Frauen, die hier nicht die Sklavinnen der Männer sind und

das Haupt hoch emporheben — gibt es doch Stämme, die von Frauen regiert werden — leisteten dem Christenthum noch beharrlichen Widerstand, als sichs unter den Männern schon längst zu regen begonnen hatte. Am Osterfest 1864 wurde ihm endlich die Freude, die ersten Frauen zu taufen, nachdem schon 120 Männer das Evangelium angenommen hatten. Unter den letzteren befanden sich auch zwei Zauberärzte (manangs), die zuerst die Sonntagsschule nur besucht hatten, um die Lieder der Christen auswendig zu lernen, damit sie neben ihren eigenen Versen für den Nothfall neue Formeln in Bereitschaft hätten. Aber der Herr hatte ihnen das Herz aufgethan, daß sie ihre Unlauterkeit bekannten und dann in großer Versammlung mit aller Entschlossenheit ihren Vorsatz aussprachen, dem Betrug ihres bisherigen Wandels zu entsagen.

Ein anderer ungemein tüchtiger Missionar, Chambers, (seit 1851) erwählte sich sein Arbeitsfeld im Osten von Saräwak an dem schönen Batang Lupar, der sich vereint mit dem Sakarran und Lingga als majestätischer Strom ins Meer ergießt. Am Zusammenfluß der beiden ersteren liegt die Stadt Sakarran; nicht weit von der Einmündung des letzteren der Banting Berg, um dessen Fuß sich eine Stadt gleichen Namens herzieht. Das Flußgebiet des Sakarran mit seiner Bevölkerung von See-Dajaken war immer ein Haupträuberneſt gewesen. Die Männer waren tapfer und von schönem, kräftigen Wuchs, nirgends aber gieng die leidenschaftliche Jagd nach Menschenköpfen stärker im Schwang als hier. Ihre religiösen Begriffe waren so unklar und haltlos wie die der übrigen Dajaken, doch hatten sich unter ihnen Sagen über den Sündenfall und die Sündfluth erhalten, die trotz aller ihrer Entstellungen lebhaft an die Zeit erinnern, da noch einerlei Volk und einerlei Sprache auf Erden war. Die Sakarrans gehörten Anfangs zu Brookes unbändigsten Unterthanen; mit starker und dennoch milder Hand zeigte er ihnen aber, daß es ihm unabänderlicher Ernst sei mit der Unterdrückung des Raubens und Mordens. Der Hauptplatz für die Mission unter den See-Dajaken wurde nun Banting, während ein Neffe Brookes in Lingga als Gouverneur des Distrikts residirte und mit unbeugsamer Festigkeit Polizei übte, indem er, sobald er einigen Einfluß gewonnen hatte, gleich seine Leute benützte, um auch andere Stämme ihres Volks in Ordnung zu halten. Die Bemühungen des Gouverneurs waren

mit solchem Erfolg gekrönt, daß sein Onkel erklären konnte: „Die Küste Sarawaks ist für den Kauffahrer jetzt so sicher, wie die Englands, und zu Lande kann ein Unbewaffneter ohne jede Hinderung und Gefahr die Gegend durchstreifen.“ Der Missionar aber durfte sehen, wie nicht nur in Banting selbst und der Nachbarschaft sein Wort in den Herzen zündete, sondern auch weiterhin unter den Gebirgsstämmen sichs zu regen begann.

Lange schon hatte Chambers den Gedanken bewegt, wie er doch auch den wilden Saribas-Dajaken (im Nordosten) das Evangelium bringen könnte, als 1864 einmal ein solcher bei ihm eintrat. Mißtrauisch betrachteten seine Christen den stolzen Krieger Buda; allein dieser bequemte sich, lesen und schreiben zu lernen, fand Interesse an der biblischen Geschichte, wurde davon erfaßt und begehrte die Taufe. Chambers ertheilte sie ihm, und nun gieng er vergnügt nach Hause, um einen Streit mit seiner Frau auszugleichen, der Ursache geworden war, daß er davon lief, sich die Welt ein wenig zu besehen. — Ein Jahr verstrich, dann kam er wieder, von Frau und Tochter begleitet. Und wieder nach einiger Zeit brachte er vier Verwandte mit, die er einigermaßen unterrichtet hatte, und die noch mehr zu lernen begehrten. Was er selbst auf diesen Besuchen erfragen und hören konnte, theilte er zu Hause immer wieder den Andern mit. Bald liefen Briefe von ihm ein, die Chambers einluden, die Leute, in deren Häuser er lehre, selbst zu beschauen. Buda wurde nun zum Lehrer unter ihnen ernannt und zunächst an den Fluß Krian versetzt, wo die Verwandten seiner Frau wohnten. Nach kurzer Zeit konnte er von Vielen berichten, die gerne Christi Jünger werden möchten. Im August 1867 stattete Chambers selbst den neuen Taufbewerbern seinen ersten Besuch ab. Am Abend seiner Ankunft füllte sich Budas Wohnung mit dessen Freunden, von denen mehrere die Taufe begehrten. Den nächsten Morgen hörte man von ferne die Metall- und Ledertrommeln und bald kamen überfüllte Boote, mit denen Chambers noch weiter stromaufwärts reisen sollte. Im nächsten Dorfe lebten drei früher in Banting getaufte Leute. Alle, die sich dort dem Missionar vorstellten, hatten schon das Glaubensbekenntniß und viele christliche Lieder gelernt; doch waren es seither hauptsächlich nur die Jungen gewesen, die der neuen Lehre ihr Ohr liehen. Chambers redete daher besonders den Alten ans Herz, und schon in der zweiten Nacht begannen auch sie eifrig zu

lernen. Alles war Ohr, als er ihnen von der Geburt, dem Tod, der Auferstehung Jesu und seinem Befehl erzählte, das Evangelium aller Kreatur zu verkünden. Er wiederholte die Worte: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden." Da rief nach kurzer Pause der alte Häuptling Dschurnang aus: „Wir glauben; was hindert uns, getauft zu werden?"

Nun begannen die Leute, sich in Gruppen zu besprechen. Es wurde beschlossen, gleich am folgenden Tag mit der Heilighaltung des Sonntags zu beginnen. Die Woche hindurch ließen die Taufbewerber sich prüfen und ihre Namen aufschreiben. Natürlich konnte ihre Bekanntschaft mit den Heilswahrheiten, wie mit den sittlichen Anforderungen des Christenthums nur eine sehr mangelhafte sein; sollte Chambers deßhalb aber noch eine ganze Regenzeit verstreichen lassen, in der kein Besuch möglich war? Nach einigem Schwanken entschied er sich für die sofortige Taufe derer, welche wirklich ein ernstes Verlangen darnach hatten. Nun folgten sechs arbeitsvolle Tage und Nächte, bis die Leute vollends unterrichtet waren; 180 Männer, Frauen und Kinder wurden im Ganzen getauft.

Es war ein bewegter Abschied, als Chambers die Weiterreise antrat, die ihn auch die Reste des Stammes der Srus kennen lernte, der vor 200 Jahren noch nach Tausenden geschätzt wurde, jetzt aber durch unaufhörliche Händel auf einige Dutzend zusammengeschmolzen ist. Auf dem Rückweg kam Chambers wieder an Dschurnangs Dorf vorbei und freute sich über den sichtbaren Fortschritt der Getauften. — Nach der Regenzeit, im März 1868, besuchte er sie wieder. Er fand sie weiter gefördert, obgleich es auch an Fehltritten nicht fehlte. Die Liebe Jesu, von der er ihnen nun aufs Neue erzählte, machte auf Viele einen tiefen Eindruck. — Nicht lange darauf drohte jener Gegend der Ueberfall eines feindlichen Stammes. Christen und Heiden rüsteten sich mit einander, dem Angriff zu begegnen. Alle zusammen ruderten sie den Strom hinauf, die Heiden in vier langen Booten ihre Kriegsgesänge singend voran; die Christen in zwei andern Kähnen mit geistlichen Liedern hintennach. Plötzlich hielt das erste Boot inne. Ein Unglücksvogel war über den Fluß geflogen, und die Heiden fürchteten sich weiter zu gehen. Die Christen aber riefen: „Wir glauben an den Herrn Jesum Christum, wir glauben nicht an Vögel; laßt uns voraus!" Man gestattete es ihnen, und die Heidenboote folgten nach. Bei

einer Wendung des Flusses stießen sie auf den Feind, und es entspann sich ein heißer Kampf. Die Saribas siegten, und die heidnischen Boote kehrten mit Köpfen beladen zurück. Die Christen dagegen sprachen: „Wir glauben an den Herrn Jesum Christum, wir nehmen keine Feindesköpfe mehr nach Hause." — Aehnliche Erfahrungen durfte Chambers auch an andern Flüssen machen. Mit Freuden konnte er auch melden, daß von einer zahlreichen, weitverzweigten einstigen Seeräuberfamilie nun nahezu alle Glieder zum Glauben gekommen seien.

Langsamer schritt das Werk unter den Land-Dajaken vor, unter denen der Missionar noch mit ungleich größeren Schwierigkeiten des Verkehrs zu kämpfen hat, als in der Nähe der Flußmündungen. Ihre Zahl wird im Ganzen auf 10,000 Seelen geschätzt, die aber in viele Stämme gespalten sind und in kleinen, weit zerstreuten Gemeinwesen leben. In dem Dorfe Quop (hinter Sarawak) hat jedoch Missionar Abe unter ihnen nach manchen Entmuthigungen einen hoffnungsvollen Anfang gemacht. Am 5. Juni 1865 wurde ihm die Freude, den Manang des dort angesiedelten Stammes zu taufen, der zugleich der älteste Mann desselben ist. Er selbst schätzt sein Alter auf 100 Jahre; unter 90 zählt er gewiß nicht. Die Zahl der dortigen Christen belief sich damals schon auf 80, mehrte sich nun aber schnell, da der Einfluß dieses Greisen sich fühlbar machte; am 12. Juni wurden schon wieder 11 Taufen gefeiert. Dem letzten Jahresbericht nach befinden sich unter den 860 Bewohnern dieser und der Nachbarstation Murdang nun 222 Gemeindeglieder.

Einen höchst erfreulichen Fortgang hat die Mission jetzt auch unter den chinesischen Ansiedlern. Es hatte bereits ein schönes Werk unter ihnen begonnen, als sie 1857 einen Aufstand gegen Brooke veranstalteten, in dem viele Europäer umkamen. Der Bischof sammt seiner Familie und Allen, die sich damals ins Missionshaus flüchteten, auch etliche bekehrte Chinesen, waren froh und dankbar für die Erhaltung ihres Lebens, obgleich sie ihre ganze Habe verloren. Schließlich aber wurden die Empörer besiegt und größtentheils im Kampf erschlagen oder des Landes verwiesen. Natürlich war all das ein schwerer Schlag für die Arbeit unter den Chinesen; doch hatten zu Ende des Jahrs 1867 sich schon 200 der christlichen Kirche angeschlossen, und ein zum Diakon geweihter

Chinese war es, der in der Kirche in Sarāwak seinen Landsleuten das Evangelium verkündete. Unter den Zöglingen der Missionsschule in Sarāwak waren von Anfang an immer mehrere Chinesen, und in Undop (östlich von Banting) gründete Miss. Croßland auf Regierungskosten eine Schule für Kinder chinesischer Eltern und Mischlinge aus Verbindungen zwischen Chinesen und Dajaken. Da das Aufblühen des Handels in den letzten Jahren viele neue Chinesen nach Borneo führte, bewegte im September 1868 der jüngere Brooke auch den Gedanken, von Banting aus eine besondere Mission unter den tiefer im Innern wohnenden Mischlingen gründen zu lassen. Wie dankbar manche Chinesen für die auf sie verwendete Liebe und Geduld, und für den ihnen zu Theil werdenden Unterricht sind, konnten die Missionare aus einem und dem andern Zug zarter Gegenliebe sehen.

Im Ganzen zählt man jetzt in dem kleinen Sarāwakstaat auf sieben Stationen etwa 1700 Christen unter einer Viertelsmillion von Einwohnern; Brooke durfte also, ehe er am 25. Juli 1868 die Augen schloß, mehr und schönere Früchte seines Pionierdienstes sehen, als er erwartet hatte. Ihm folgte in der Regierung sein Neffe, Sir Charles Brooke, der schon früher als Tuan Muda oder Gouverneur Proben seines Regierungstalents abgelegt hatte; doch nur auf wenige Monate, denn bereits ist auch er gestorben. Ein Vetter nimmt jetzt seine Stelle ein, während aus den Reihen der Missionare gleichfalls ein Veteran um den andern scheidet. Durch seine Gesundheit genöthigt, hat sich Bischof Mac Dougall nun in England zur Ruhe gesetzt; ein rühriger Mann jedenfalls, der auch mit der Büchse gut umzuspringen versteht; er soll im Mai 1862 bei einer Begegnung mit Seeräubern wohl 80 Schüsse gethan haben, von denen keiner sich ins Weite verlor! Der zu seinem Nachfolger erwählte Chambers scheint sich ausschließlicher auf geistliche Thätigkeit zu beschränken; doch mußte derselbe eine längere Erholungsreise antreten. Definitiv aus dem Arbeisfeld geschieden sind sodann im Jahr 1867 nach mehr als 14jährigem treuem Dienst Miss. Gomez und der später eingetretene Richardson, der wie jener am Lundufluß seinen Wirkungskreis hatte und während seines nur vierjährigen Diakonendienstes 100 Dajaken taufen durfte. Andere sind erkrankt, so daß wir im Blick auf dieses, wie auf so manches andere Erntefeld von Herzen der Ermahnung unseres Meisters ein-

gedenk sein dürfen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

8. Europäische Gehilfen.

„Am 23. April 1845 starb der alte Aaron, sonst ein rechter Mann, der mir eine Zeitlang recht nützlich war, sich dann aber in weltlichen Angelegenheiten verlor, auf Vortheil aller Art ausgieng und mir zur großen Bürde wurde. Ich hätte ihn weggeschickt, wenn ich ihn nicht um seiner Kinder willen getragen hätte. Vor dem Ende bekannte er, daß er sich meine Ermahnungen nie sehr zu Herzen genommen habe, aber die Zerknirschung, die ich wünschte, durfte ich nicht sehen; zwar der HErr hat ihn genug geschlagen, aber der arme Mann hats kaum verstanden, wenn ers auch mit dem Munde anerkannte.

„Ich muß sagen, auch die besten Katechisten thun noch sehr wenig. Es ist kein Muth und kein Trieb da, unter den Heiden öffentlich aufzutreten oder auch nur Hausbesuche bei ihnen zu machen. Bei diesen herrscht noch so ein rohes Wesen, daß sie die Katechisten lieber auffräßen oder doch gar nicht anhören wollen. Das macht sie dann verzagt. So dreist und unverschämt der Eingeborne in Dingen dieser Welt ist, bekehrt steht er als ein schrecklich schüchternes, hilfloses Schaaf da. Nur des Missionars Gegenwart gibt ihm Muth. Auf dem Feste in Payanur haben die Meinen zum erstenmal öffentlich geredet, und nur gelegentlich, so ungestüm war das Volk; und doch sprechen meine Leute ebenso gut wie ich.

„Was thun sie dann? Nun sie richten Befehle aus an die Gemeindeglieder, beten mit diesen, halten Morgen- und Abendandachten, reden mit den Besuchenden, besorgen auch die Schulen. So sind sie unentbehrlich, denn wie könnte der Missionar Alles thun! und mir noch unentbehrlicher, denn sie machen meinen Mund. Also schätze ich sie als eine große Gabe Gottes und bitte, daß mir

der HErr bald mehr geben möge aus Gnaden. Er wird auch noch mehr aus ihnen schaffen; Jakob fängt an eine Ausnahme zu machen und gewinnt mehr Freiheit des Geistes.

„Will man aber mehr aus ihnen machen, als sie tragen können, so werden sie mehr zur Last als zur Hilfe. Ich fürchte, auf die Seminare wird mehr Zeit verschwendet, als ehrlich gegeben werden kann. Wenn einer zehn Knaben hat, mögen zwei etwa am Ende nützlich werden, der Rest ist nur zur Handarbeit zu brauchen. Das Wort wird viel zu wenig unter das Volk getragen, unter dem früh und spät der edle Same gesät werden sollte. Erst wenn wir Tausende von Bekehrten haben, wird es an der Zeit sein, fromme, von Herzen bekehrte Jünglinge beflissentlich zu sammeln, um ihnen eine höhere Bildung zu geben. Und dann sollte ihr Lehrer, wenn er auch nicht so viel weiß, den ächten Missionsgeist haben und pflegen: den Geist des Feuereifers für die Ehre des Jehovah Jesus, und Eingeweide des herzlichsten Erbarmens in der Liebe des Vaters zu verlorenen Seelen.

„Aus dem Volke werden uns gewiß noch die rechten Leute zukommen, eher als aus den Waisenhäusern, wo die Leute meist aus bösem Samen sind. Solche stutzen wir dann zu, indem wir sie gebrauchen, und im Gebrauchen lernen wir ihre praktischen Kräfte kennen. Ich möchte meine Knaben gegen keine Zöglinge irgend einer Anstalt austauschen. Nur nicht so viel Aufwand von Missionskräften auf Kinder, von denen man durchaus noch nicht wissen kann, wie sie ausschlagen werden! Ich fürchte immer, statt des Einen Nothwendigen schleicht sich das Vielwissen und das Hochtreiben in die Mission ein. Es ist nicht meine Meinung, Sie anzubrummen, sondern ich möchte Sie in mein Herz sehen lassen, indem mich eben der Schuh drückt. Also liebe Herren, um Jesu willen, nichts für ungut!"

Dieser Erguß Hebichs war eigentlich hervorgelockt durch die Beförderung, welche dem in Mangalur bekehrten Brahmanen Hermann Kaundinja zu Theil wurde. Die dortigen englischen Freunde wünschten, daß seine Gaben möglichst ausgebildet werden, und erboten sich, als Mögling durch Krankheit genöthigt, in die Heimatluft zurückkehren mußte, seinem geistlichen Sohne die Mitreise zu bezahlen. Hebich hatte immer den größten Antheil an Kaun-

dinja genommen seit dem wichtigen November 1843.*) Aber nun hätte er ihn gerne nach seiner Art ins Wirken eingeführt gesehen, während Mögling den langsameren Weg einer gründlichen Bildung vorzog, um wenigstens an Einem Hinduchristen später einen völlig gleichberechtigten Amtsbruder zu haben, dem dann, wenn Gott Gnade gäbe, einige seiner Landsleute nachfolgen dürften. Das hielt der Alte für verfrüht; er wehrte sich dagegen aus Leibeskräften: zeige doch das Beispiel der englischen Regierung, daß man die Schwarzen im Militär- und Civildienste nur zu untergeordneten Aemtern brauchen könne, so lange die sittliche Erniedrigung, die Frucht des tausendjährigen Drucks, noch nicht gehoben sei. Da die Kommittee in der Eile zu keinem Entschlusse für oder gegen den Vorschlag kam, wagte Mögling seinen Gedanken auszuführen und reiste mit Kaundinja (November 1845) nach Europa. Der Alte verlor sich darüber in einem völligen Gedankendickicht; er verstieg sich sogar zu der Weissagung, kein Missionar von geistigem Werthe werde den ordinirt zurückkehrenden Hindu neben sich haben wollen. Als aber die vollendete Thatsache im Jahr 1851 ihm unter die Augen trat, gab er sich zufrieden; und später (1856) durfte er selbst auch seinen Jakob ordiniren und nahm ihn mit herzlichem

*) Es ist wohl der Mühe werth, sich in jene Zeit zurückzuversetzen. Mögling war von einer langen Predigtreise mit seinen Katechistenschülern am 1. November heimgekehrt, ruhrkrank in Folge eines unvorsichtigen Trunks aus einem Dschangelbach. Am 24. November hatte er dann einen „Hochzeittag. Der erste Knabe in der englischen Schule, 18—19 Jahre alt, kam daher und leerte mir sein Herz aus. Ich habe mit ihm gebetet; er sagte, er bete schon längere Zeit. Er weinte und lachte — mir giengs auch so. Das Herz brennt mir noch immer um ihn. Hilf beten, lieber Bruder, aber sags nicht weiter; es ist mir bange, der Teufel möchte etwas gewinnen, wenn wir zu früh schwatzen." 5. Dezember „Mit dem lieben Anandrao geht es herrlich. Zwei andere Brahmanenknaben haben sich gestern für 'die Privatbibelstunde, die A. habe' gemeldet. Wärs möglich, daß diese auch kämen? Lieber Alter, heb Herz und Hände auf und bete mit um einen Sieg über unsere Feinde." Januar 1844. „Und nun noch einmal Sieg im Namen Jesu! Die drei jungen Leute sind bei uns und los von Schnur und Kaste. Wir wurden Sonntag Nachmittags von einem Haufen Brahmanen und andern, welche die drei Brüder rauben wollten, angefallen, schlugen sie aber, obwohl nur wenige gegen mehr als hundert, in die Flucht. Nun freue dich mit uns und wenn du kannst, komm einmal, um die Beute zu besehen." Das hatte Hebich bald möglichst gethan (S. 87), auch von der Sorge um Mögling getrieben, bei dem auf die große Aufregung eine tödtliche Ermattung gefolgt war.

Kusse als Amtsbruder auf. Der gewonnene Fortschritt war augenfällig. —

Immerhin ist es von Interresse, zu sehen, wie gering eigentlich noch ums Jahr 1846 die Hilfe war, welche Hebich an den damaligen Katechisten hatte. Da stieg dann ein neuer Gedanke bei ihm auf, gewissermaßen im Gegensatz gegen den Möglingschen. Gieng dieser darauf aus, ganze Europäer aus den begabtesten Hindus zu machen, warum sollte man nicht versuchen, Europäer vom rechten Geiste zu hinduisiren? Wo der HErr eine Seele zum Dienst an den Heiden willig gemacht hat, daß sie aus Liebe zu ihm in alle Niedrigkeit hinabsteigt, läßt sich da nicht erwarten, daß dieses neue Element die eingeborne Gemeinde zu Nacheiferung und größerer Kraftentfaltung reizen und auch auf die Heiden einen mächtigen Eindruck üben wird? Der Gedanke wurde zur That, oder, könnte man auch sagen: in der That, beim Ausführen reifte der Gedanke aus, der ihn schon zwei Jahre beschäftigt hatte.

Er schreibt 18. Juli 1846: „Ich hatte süße Freuden durch Bekehrungen von Seelen; unter allen aber haben den Vorrang zwei theure Seelen, die der HErr mir aus meiner englischen Gemeine zu seinem Werke schenkte. Er fügte es nämlich so, daß zwei Soldaten voll Glaubens und heiligen Geistes, die sich schon seit zwei Jahren dem HErrn hingegeben hatten, sich gegen mich aussprachen, Ihm gleich native Gehilfen dienen zu wollen. Jeder Soldat hat ohne Weiteres Erlaubniß sich frei zu kaufen; der Preis hängt von seinen Dienstjahren ab und beläuft sich auf etwa 150 Rupies.

„Um der menschlichen Schwachheit willen und zum richtigen gegenseitigen Verständniß traten wir in folgenden Bund:

'Aus vollem freien Willen entschließe ich mich mit Gottes Gnade in den Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu treten und darin zu verharren, so daß ich 1) darin bleibe, so lange mir Gott das Leben fristet, bis zum Ende; 2) auch in Krankheitsfällen nie nach Europa oder sonst wohin begehre, sondern sterbe, wo Gott mich hinstellt; 3) nicht blos Ihnen, sondern jedem andern Missionar, der über mich gesetzt wird, im HErrn gehorche; 4) niemals dem Gedanken Raum gebe, mich höher hinaufzuarbeiten, als zur Stellung eines einfachen Katechisten; 5) eine eingeborne Schwester heirathe; 6) und mit Nahrung und Kleidung, wie sie jetzt Jakob und Timotheus zu Theil werden, mich begnüge.'"

Die beiden Soldaten waren der Engländer Joseph Searle und der Ire Georg Obrien, jener 27, dieser 25 Jahre alt, denen er gleicherweise das Zeugniß ertheilt, sie haben nun schon drei Jahre unsträflich vor seinen Augen gewandelt, zwei Jahre sich als treue Gehilfen unter den Engländern erwiesen und besitzen den rechten Missionsgeist, wie denn Searle namentlich das Tamil gelernt habe. Seit einem Jahre habe er, Hebich, manchmal große Anfechtung darüber gehabt, daß er den Engländern so viel von seiner Zeit schenke. Getröstet aber habe ihn einmal die kräftige Wirkung, die er von ihrem Geistesleben unter der Eingebornen-Gemeinde erfahren durfte, das stetig wachsende Interesse der Offiziers- und Soldatenbrüder am Missionswerke, und jetzt als die Krone der Arbeit, der Gewinn von ein paar kräftigen Gehilfen.

Am 30. August zahlte er für ihre Freiheit 293 Rupies und drei Tage später sandte er sie — barfuß, außer Sandalen, in Hosen und Wämsern nach eingebornem Schnitt, einen Turban auf dem Kopf — nach Tschirakal, „daß sie dort bei Jakob sich ins Malayalam hineinarbeiten." Dort lernen sie außerdem noch Manches, wie auf dem Boden sitzen und den Reis mit ihren Fingern essen, sind auch schon versprochen mit den jungen Nichten des Timotheus und „bringen Leben und Kraft unter die eingebornen Brüder."

Die Kommittee hielt mit ihren Bedenken nicht zurück, sie hätte lieber abgewartet, bis der HErr solche Leute selbst frei mache; allein Hebich war auch im Jahr 1847 noch völlig überzeugt, daß er hierin das Rechte getroffen. Auf eingeborne Gehilfen, ob sie nun aus den Neubekehrten genommen werden oder aus den Seminaren heranwachsen, habe man jedenfalls noch lange zu warten, und dann seien die Schwarzen „immer schwach und doppelherzig" (John und Paul machten gerade beide ihm Herzeleid); aus seiner englischen Gemeinde aber könne er immer noch Leute zu Arbeitern gewinnen, so viel er brauche, und viel mehr kosten sie ja nicht nach dem neuen Plane. Daß er aber die Freikaufsumme für sie bezahle, verstehe sich von selbst; denn diese „Soldatenkinder" geben ihm seit Jahren an jedem Zahltag ihr übriges Geld, im letzten Monat 78 Rupies ꝛc. Zwei weitere zum mindesten solle man ihm anzunehmen gestatten; was auch so nach und nach geschah.

Es läßt sich nun das Experiment, das hier gemacht wurde, so ziemlich überschauen, und da muß ausgesprochen werden: es ist

theilweise gelungen. Noch arbeitet einer der vier Soldatenbrüder fleißig und treu in der Mission; der andere hat ihr wenigstens treffliche Dienste geleistet, wenn er auch später eine bequemere und gesündere Arbeit unter seinen Landsleuten (als Bibelleser) aufsuchte; aber die beiden andern haben der Mission nichts genützt, sondern mehr oder weniger geschadet. Von einem derselben muß eingänglicher geredet werden.

Wenn Hebich irgend einem Manne traute, so war das sein Grenadier, der stattliche Searle; auch nach dessen Tode noch konnte er, neben mysteriösem Bedauern über des Mannes verschlungene Lebensführung, das Urtheil aussprechen: Der war im Grunde der geistigste unter meinen Gehilfen. Darin offenbart sich nun einer der tiefsten Mängel unseres Missionsseniors. Ein vollgewachsener Mann, vielleicht ein Riese im tapfern Handeln und Leiden, auch im Allgemeinen mit scharfer Wahrnehmung begabt, war und blieb er doch ein Kind im eigentlichen Denken; d. h. im nüchternen, maßvollen, erkannte Thatsachen natürlich zusammenstellenden und abwägenden Urtheil, und in der Gewandtheit und unerbittlichen Folgerichtigkeit des Schlüsseziehens. So konnte er in gewöhnlichen Fällen recht gute Menschenkenntniß an den Tag legen; wenn er sich aber in seiner Schätzung einmal irrte, vermochte er auch gewaltig und verhängnißvoll zu irren.

Daß nun dieser Soldat eine wirkliche, tiefe Erweckung erlebte, ist unbezweifelt richtig. Hebichs Predigt schlug bei ihm ein, er war betroffen, zerknirscht, und nahm den Trost des Evangeliums gierig an. Mit Eifer und Hingebung begann er nun dem Gottesreiche zu dienen. Aber so todesmuthig der Grenadier sich ausnahm, hatte er doch im Grunde ein weiches, schwaches Herz, der Furcht überaus zugänglich und zu stolz, sich das einzugestehen. Gerade die Eigenschaften der Schwarzen, über welche Hebich so schwere Klage führte — Schwäche und Doppelherzigkeit — fanden sich bei ihm im vollsten Hindumaße, nur unter der Hülle soldatischer Derbheit; und zur Verinnerlichung nahm er sich keine Zeit. So war denn von Anfang eine Unlauterkeit mit seinem Christenthum vermischt, die ihn trieb, mehr den Menschen, d. h. Hebich, zu gefallen als Gott. Hebich war das Ideal, nach dem er sich bildete; alle Gedanken des Missionars nahm er in sich auf und brütete darüber bei Tag und bei Nacht; alle seine Trümpfe lernte er ihm ab, ja seine Sprache,

seine Geberden ahmte er wunderbar nach. Wenn man Searle beten hörte, konnte man meinen, es sei Hebich, so genau war jeder Accent und Ton nachgebildet; specially z. B. wurde hinfort spesually gesprochen und geschrieben, weil das Wort in Hebichs Munde sich so ausnahm. Wie sehr verlangte ihn, nachdem er seinen Abschied hatte, sich auch den (rothen) Bart wachsen zu lassen; mit großer Mühe brachte ihn Hebich — durch Spott und Ernst — von diesem Anliegen ab, dessen Verwirklichung ihm selbst eine unbequeme Karrikatur zur Seite gestellt hätte.

Nun merkte der Engländer mehr und mehr, welchen Werth Hebich auf Offenbarungen und Eingebungen legte,*) und wie profan ihm daneben das gewöhnliche Denken vorkommen konnte. Natürlich bildete er sich auch in diese Form des Geisteslebens hinein, sah Träume, hörte Stimmen, kämpfte furchtbar mit Satan. Kam Hebich in irgend eine Noth, so war bald Searle der Mann, der ihm irgend einen Trost aus der Höhe, eine Losung, einen geheimnißvollen Wink, das Ergebniß einer im Gebet durchkämpften Nacht ꝛc. mitzutheilen hatte, und bei dem kindlichen Manne — schlug es

*) Was Hebich Offenbarungen nannte, mag durch ein Beispiel erläutert werden, welches die — für ihn — harmlose Art dieser Gedankenblitze oder Worteindrücke darthut. Er schreibt der Kommittee am 16. September 1814: „Was ich Ihnen nicht vorenthalten kann, ist eine gnädige Offenbarung vom HErrn über Offenb. 7, 9. 'Darnach sah ich und siehe' ꝛc. Ueber dem Lesen kam ein Strahl der Herrlichkeit unseres Gottes in meine Seele; da sahe ich besonders auch Sie, geliebte Väter und Brüder, mit den vielen andern lieben Seelen, die nun schon 30 und 50 Jahre in diesen letzten Tagen still und anspruchslos das Werk der Leutseligkeit Gottes, soviel davon in Ihre Hände gelegt ist, ausführen, gegen alle Anfeindungen von außen und die drückenden Anfechtungen von innen muthig ausharrend. Bei diesem Blick entbrannte mein Herz von Liebe zu Ihnen und betete an im Geiste die unaussprechlichen Liebeswege des HErrn. 'Aus allen Heiden, Geschlechtern, Völkern und Sprachen,' heißt es, weil Ihm darum zu thun ist, aus allen herauszuwählen, um seinen Leib vollkommen zu machen. Es gibt da besondere Perioden, in welchen alles Betrübende noch besonders schwer auf die Seele fällt durch das Gefühl des eigenen Elends, was natürlich wieder mächtig zum Mitleid stimmt; wobei man die Mächte der Finsterniß ganz handgreiflich spürt. Durch diese Kämpfe allein reifen die Seelen in diesem Lande, der Berichterstatter über dieselben muß aber erst noch geboren werden; denn zum Mittheilen gebricht es an Licht, Zeit und Muth." Wie einfach verläuft sich hier, was sich so prunkhaft angekündigt hatte. Für ihn selbst gewiß eine unschuldige Manier des Empfindens und Aussprechens, aber bedenklich für Nachtreter.

kräftig an. Bald wurde Searles Einfluß bedeutend: hatte er erst aus der Kaserne mitgetheilt, wie der oder jener erweckte, bekehrte, umgetriebene, zurücksinkende Soldat gerade stehe, so wußte er bald auch die schwarzen Gemeindeglieder zu schätzen und zu lociren, am Ende ebenso die Katechisten oder besuchende, gelegentlich aushelfende Missionare. Alles das nicht weitläufig, sondern mehr nur andeutend, auch nicht böswillig, nicht um zu schaden; wer möchte entscheiden, wie weit er selbst betrogen war! Die Thatsache steht dennoch fest: er täuschte Hebich Jahrelang und erschwerte ihm seine Arbeit ungemein.

Natürlich kam im Verlauf manche Unlauterkeit, manche Abweichung von der reinen Wahrheit ans Licht; dann demüthigte sich der Mann bis auf den Boden und schien ganz von Neuem anzufangen, ohne doch je das rechte Trum zu finden, die Demuth der vollen Wahrhaftigkeit. Er arbeitete wenig, schien aber immer auf das Kommando des Geistes zu lauschen, beständig bereit, sich zu einem heißen Tagewerk zu gürten; die Kunst, wirklich etwas zu lernen, blieb ihm fremd, weil er sich nie klar werden wollte, wie wenig er noch wisse. Tamil und Malayalam glaubte er gelernt zu haben, mehr von Gott als von Menschen; weil nun die letzteren ihn nicht recht verstanden, fühlte er wenig Zug zu ihnen, und warf ihnen mehr einzelne Brocken hin, als daß er gesucht hätte, ihnen etwas zu erklären. Dafür aber schrieb er lange Tagebücher, die er, wenn fertig, Hebich brachte; natürlich fehlte es diesem an Zeit und Lust sie durchzulesen. Wenn aber ein anderer einen Blick darein warf und den Kopf dazu schüttelte, konnte Hebich begütigend sagen: „Searle kennt wenigstens seinen Feind; auf jeder Seite verflucht er seinen teuflischen Hochmuth!“ Seinen ersten Sohn ließ er Promise (Verheißung) taufen; nach langem Suchen war ihm das geworden; Hebich lachte wohl über den kuriosen Kerl, that ihm aber seinen Willen. Den Namen des zweiten zu finden, kostete schwere Arbeit; er mußte Thebes heißen. Warum wohl? In einem englischen Bibellerikon hatte der arme Mensch gefunden, die Stadt No heiße auch Theben, und das bedeute nach dem Hebräischen Arche; es geschah, wie er wollte.

Vor dem Besuch der Heidenfeste bekam Searle bald gehörigen Respekt; er versicherte Hebich einmal in größter Aufregung, es war in Payawur, an diesem Tage dürfe er sich nicht unter das Volk

wagen, er, Searle, wisse es gewiß, sie werden alle getödtet. Hebich lachte und predigte doch; Searle aber blieb im Zelt, nicht ohne noch versucht zu haben, die Katechisten auf seine Seite zu bringen. Seine Weissagung gieng nicht in Erfüllung; so mußten es Geisterstimmen gewesen sein, die ihn irre geführt; Hebich aber bemitleidete ihn von Herzen: „Der arme Kerl wird schrecklich von Geistern heimgesucht!" und trug ihn mit übertriebener Geduld. Hinfort blieb er von den Heidenfesten fern, litt viel unter körperlichem und gemüthlichem Druck und doch verlor er seinen Einfluß auf Hebich nicht. Immer tiefer und geschraubter wurde seine Predigt, sein Gebet; immer höher hinauf wollte sein Geist. Er hat am Ende sich auch über Hebich erhoben und ihn aufs Undankbarste heimlich gelästert, und zuletzt in Geldsachen sich untreu bewiesen, daher er im Jahr 1855 entlassen wurde. Dennoch hatte er sich in Hebichs Herz so eingenistet und verschlungen, daß letzterer in diesem Leben kaum zur Klarheit über ihn gelangte.

Es schien nöthig, von diesem unglücklichen Menschen so viel zu sagen, damit unser Missionar auch nach seiner schwächsten Seite ins rechte Licht gestellt werde. Gerade seinen ergebensten, unbedingtesten Anhängern gegenüber konnte er so nachgiebig und lenksam sein, daß für sie wie für ihn aus der innigen Verbindung mehr Schaden als Nutzen erwuchs. So scheint denn sein eigentlichster Beruf weit mehr in der mächtigen Anregung zu bestehen, die er auf möglichst Viele, auch bei kurzer Berührung ausüben durfte, als in der fortgesetzten Leitung der Wenigen, die lange um ihn waren. —

Während diese Gehilfen sich für den Dienst an der Mission vorbereiteten, zeigte sich auch die Aussicht auf eine Gehilfin. Eine Dame aus einer andern Präsidentschaft wohnte nun schon einige Jahre bei ihrem Bruder in Kannanur; sie war ihrem Manne untreu geworden und wurde darum von der Gesellschaft gemieden, fand aber in der Missionskapelle den Trost des Evangeliums und bei den Bekehrten die freundlichste Aufnahme. Sie mußte bald die Leitung der Betstunden unter den Engländerinnen übernehmen und bewies dabei viel Takt und Hingebung. An ihrem 30sten Geburtstage (Februar 1845) schenkte sie der Mission ihr Schmuckkästchen, das Hebich später nach Basel sandte. Sie erklärte aber zugleich, sie wolle der Mission, weil sie ihr Alles verdanke, auch sich selbst geben und sich irgendwie gebrauchen lassen. Mehr und mehr sehnte

sie sich nach einem ganzen Berufe, und im Oktober 1846 erlangte sie von ihrer Mutter die Erlaubniß, sich dem Dienst der Mission für den Rest ihres Lebens widmen zu dürfen, nachdem sie schon ein Jahr lang in der Stille sich einen Lehrer gehalten und Malayalam gelernt hatte. Hebich seinerseits hatte schon ein Häufchen von „Mägdlein" gesammelt, das er ihr zur Erziehung zu überlassen gedachte.

Nun handelte es sich um die Hauseinrichtung. Die Freunde unter den Offizieren wollten ihr ein Häuschen in der Nähe des Missionsgehöftes kaufen; es waren gerade sehr opferwillige Leute da, die z. B. tüchtig zusammenlegten, um die Kapelle, welche nachgerade zu klein wurde, ums Doppelte zu verlängern. Bis das ins Reine gebracht wäre, sollte die Dame nach Tschirakal ziehen und dort bei Jakob sich in der Sprache vollends ausbilden und den Umgang mit Schwarzen gewöhnt werden. Der Versuch wurde gemacht.

Allein nun zeigten sich erst die größten Schwierigkeiten; Gerüchte der boshaftesten Art begannen umher zu fliegen, die Verwandten wurden davon aufs Unangenehmste berührt. Der Hauskauf mußte aufgegeben werden und die Dame in ihre früheren Verhältnisse zurücktreten. „Ich beachtete nicht genug," schreibt Hebich April 1847, „wie schwer sich solche Sachen bei mir als unverheirathetem Manne ausführen lassen. So hab ich viel Sorge und Mühe um nichts gehabt. Ich habe mit aufrichtigem Herzen gethan, was vor mir war; die Umstände machten mir den Plan sehr wünschenswerth, weil das ganze Unternehmen Sie nichts gekostetet hätte. Aber der HErr hat mir deutlich gezeigt, daß es eben für mich nicht geht, und darum wäre es besser gewesen, wenn ich für Kannanur von Anfang nichts darin gethan hätte; Ihm aber sei Dank, der es dem Aufrichtigen allewege gelingen läßt."

9. Eine Erweckung.

Im Sommer 1847 war Hebich von einer durchgreifenden Aenderung in den Finanzverhältnissen der Mission unangenehm berührt. Da der englische Geschäftsfreund Coates gestorben war, mußte das Wechselziehen auf London ein Ende nehmen; zugleich brachte die Noth der Zeit in der Heimat eine Stockung in die bis

dahin stetige Ausdehnung der Mission draußen und veranlaßte zugleich möglichste Beschränkung der nach Indien zu schickenden Mittel. Weiter sollten auch Voranschläge gemacht und die Ausgaben für die einzelnen Arbeitszweige genau specificirt und motivirt werden ꝛc. Da gab es nun manche Glaubensübung für den General- wie für den Stationskassier, der sich jedoch bemühte die mancherlei Verdrießlichkeiten, die sich an die Geldgeschäfte hängen „mit dem königlichen Sinn auszugleichen: in Allem ist es doch der Herr, der uns gnädig ist und unser Werk segnet, und dem wir leben und sterben. Amen."

Seine besondere Freude konnte er damals an „der weißen Gemeinde haben, die beständig heilige Hände für ihn und für die Schwarzen aufhob", deren Glieder — „es ist oft herzbrechend und himmelsstärkend — ihm Alles geben was sie haben. Diese lieben Kinder haben mich schon seit einigen Jahren zu einer großen Freudigkeit im HErrn herausgebetet." Ihrem Gebet hauptsächlich schreibt er auch zu, was sich nun begab.

Schon im August hatte er sie einmal mit den eingebornen Christen in Tschirakal beisammen, da denn die Weißen sich von der Predigt der schwarzen Katechisten so wundersam angeregt fanden, daß viele Thränen geweint wurden. Am 16. September aber, den Hebich wie jeden Donnerstag in Tschirakal zubrachte, kam der „hartherzigste" seiner Jünglinge, David Jakobi, um dessen Sinnesänderung er in wahrer Seelenangst schon öffentlich gebetet hatte, freiwillig zu ihm und bekannte ihm seine Sünden. Als das am folgenden Tage den beiden Gemeinden mitgetheilt wurde, wirkte es eine tiefe Erschütterung. — Am nächsten Donnerstag lief ein anderer Knabe in Tschirakal auf Hebich zu mit dem Rufe: „Wehe, wehe mir! wo soll ein solcher Sünder, wie ich bin, hin? Ich bin verloren, habe den HErrn verworfen, seinen Knecht verachtet und nachgeäfft! Ich habe im Hause Gottes gestohlen, gelogen ꝛc. Wehe mir! Ja, ich habe gesagt: Jesus ist nicht, und was die Padres lehren, ist Betrug!" Hebich nahm ihn zu sich, hieß ihn leise reden, worauf er ruhig seine Sünden der Reihe nach bekannte; auf das Lamm Gottes hingewiesen, konnte er es bald im Glauben ergreifen. Ihm folgte sein jüngerer Bruder, der Aehnliches bekannte, wiewohl viel ruhiger. Da nun Hebich diese Knaben auch vor der Tschirakal-Gemeinde ihre Sünden und ihren Glauben bekennen ließ, blieb dort kein Auge trocken.

Aehnlich wirkte nun die Predigt in Kannanur, über den Text: „Ich sehe aber an den Elenden und der zerbrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort“ (Jes. 66), zusammen mit der Verkündigung Christi aus der Leidensgeschichte „als unser ewiggiltiges Opfer und unser Beispiel“. Mächtig rief er allen Sicheren zu, die Wahrheit nicht länger in Lüge aufzuhalten. Da konnten denn bald Schwarze und Weiße dem Drang nicht widerstehen, ihre Sünden zu bekennen, einige mit lautem Geschrei, andre im Stillen; die europäischen Brüder in ihren Gebetsversammlungen unter sich, die Schwarzen mehr vor dem Missionar, zu dem sie sich nun in Haufen drängten. Es schien, als öffne sich plötzlich ein Weg, all der alten Bürden los zu werden und durch Annahme der dargebotenen Gnade im Nu sich zu erneuen.

Hebich war, wie sich erwarten läßt, sehr gesteigert. „Am Samstag Morgen, als ich nach Tai ritt, war mein Herz angefüllt mit Feuer; wie ich dem Dorfe nahe kam, rief ich mit starker Stimme den Bewohnern zu: 'Thut Buße! thut Buße! thut Buße! Der Tag des HErrn ist nahe!' Niemand sah mir in die Augen, alles still. Als ich ins Haus kam, rief ich: Wer thut Buße? und siehe da, Alles kam, groß und klein bis auf die Mägdlein von fünf und sechs Jahren, und bekannten ihre Sünden und beteten.“

Welche Wirkungen dieser Seelensturm auf die Redlichen hatte, ließe sich an manchem Beispiel zeigen. So beschreibt Jakob Ramawarma, was mit ihm vorgieng, einfältig und offen. Er hatte in Tschirakal schon bei den ersten Anfängen den Dolmetscher zu machen, zitterte dabei von Haupt zu Füßen; das Herz schlug ihm, die Zunge bebte. So hieß ihn Hebich ins Nebenzimmer gehen, sich zu sammeln; weinend setzte er sich da, erholte sich ein wenig, und fuhr dann mit Dolmetschen fort, bis die Predigt zu Ende lief. Darauf hob auch er zu bekennen an, aber mit Verhaltung der drückendsten seiner Schulden. War dann wie ein Betrunkener, der nicht wußte, wie sich geberden. Bei der Predigt in Kannanur war es wie ein Feuer in seinen Gebeinen, er hielt es schon für das Feuer der Hölle; die Predigt schloß endlich, da waren aber etliche Offiziere bei Hebich und das Mittagessen drängte. Schon hatte er die Hand an den Reis gelegt, da hielt er es nicht länger aus, lief ohne sich zu waschen, zum Missionar hinein und rief: „Ich bin verloren! so und so habe ich in Belgam gesündigt, habe über das

Gericht gezürnt und gelogen." Und fast mit dem Bekenntniß fand sich schon auch die Gnade der Vergebung in Christo ein, so daß die Seele noch nach Jahren auf diese Geburtsstunde eines neuen vollen Lebens mit Dank zurückblicken konnte, während ihr die seit der Taufe hinterlegten ersten zwölf Jahre in zweideutigem Lichte erschienen.

Indessen fühlte sich Hebich gedrungen, nachdem er so viele Bekenntnisse gehört, auch sein Herz zu erleichtern. Am 6. Oktober eilte er nach Talatscheri hinüber und sagte den drei Brüdern, die er dort beisammen traf, in großer Bewegung: da der HErr seinen Geist über seine Gemeinde ausgegossen, müsse auch er seine Sünden bekennen. Ganz wohl ward es ihnen nicht dabei, doch nach dem Frühstück knieten sie mit ihm nieder zum Gebet, da er denn wahrhaft zerknirscht sein ganzes Leben, wie es ihm gerade vor Augen stand, rekapitulirte. Die andern folgten ihm mit einer ähnlichen Generalbeichte, und als sie aufstanden, war es Mittag geworden. Nach dem Essen kam die Gemeinde zusammen, welcher Hebich aus 1 Tim. 5, 24 vorstellte, wie nothwendig alles Finstere ans Licht kommen müsse; lieber jetzt als später, was er mit Erzählung der neuesten Vorgänge in Kannanur sehr eindringlich machte. Er wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört, worauf er sich fröhlich verabschiedete. Noch am Abend brach dieselbe Bewegung unter den Christen in Talatscheri aus, und einige Wochen später in Kalikut. Allerwärts harte Arbeit bis tief in die Nacht.

Ueber die Heiden war in dieser Zeit eine wahre Angst gekommen; man hörte keinen Spott, nur hielt sich Alles von der Gemeinde möglichst fern. Ein paar, die näher herzutraten, besonders in Tai, wurden von der Bewegung erfaßt; am 10. und 17. Oktober durfte Hebich zwanzig Seelen taufen, die doch auch nicht alle fest blieben.

Bei den Missionsbrüdern in der Ferne war der Eindruck, den die kurzen bruchstückartigen Nachrichten von dieser Erweckung hervorbrachten, im Ganzen ein ungünstiger. Hebich hatte seinem alten Freunde Lehner ein paar freudige Worte geschrieben, dieser aber antwortete (4. Oktober): „Ich wollte mich freuen und konnte nicht recht; Zweifel stiegen in meinem Herzen auf, ob dies auch wirklich vom HErrn sei. Bei solchen Erscheinungen müssen wir mehr als je auf unserer Hut sein; denn wenn der Arge unter der Gestalt eines Lichtengels Zutritt erhält, dann ist der Schaden für die Sache

unsers hochgelobten HErrn unsäglich" ꝛc. Der Brief gab Hebich einen wahren Stich ins Herz. Wenn Gottes Kinder so urtheilen, dann, wollte ihm scheinen, müsse man sich auf alle mögliche Verwechslung von Licht und Finsterniß gefaßt halten.

Mögling, der eben von einer langen Reise zurückkam, freute sich mit Zittern. „Wenn du nüchtern bleibst, bist du ein reich gesegneter Mann Gottes; wenn nicht, dann ist mir bang für dich und deine Seelen. Der Gott unseres Heils wolle dich behüten und allen bösen Geistern wehren, damit Jesu Name herrlich werde und durch deinen Dienst zu Ehren komme und vielen Seelen gründlich geholfen werde!" Das ließ sich schon eher hören.

Doch nun begab es sich, daß ein älterer mit zwei jüngeren Missionaren auf der Durchreise nach Kannanur kam. Sie konnten sich die Sache besehen, gaben aber nicht undeutlich zu verstehen, sie interessire sie nicht so sehr und scheine ihnen ungesund; hauptsächlich wegen einiger begleitender Erscheinungen, lauten Schreiens u. dgl. Da sagte Hebich dem älteren mit Entschiedenheit: „Du wirst auch noch einmal deine Sünden bekennen müssen, und dürftest dann vielleicht wünschen, ach hätte ichs doch nicht verschoben!" Noch nach Jahren erinnerte er sich an den Augenblick; er hatte damit, ohne es zu wissen, einen faulen Fleck getroffen.

Die Aufforderung zur Nüchternheit aber war natürlich ganz am Platz. Wie Hebich überhaupt leicht Einer Idee, Einem Gefühl, Einer Aufgabe sich ungetheilt hingab, und die andern ergänzenden mittlerweile zurückstellte, so begegnete es ihm jetzt. Erst kürzlich war das 15. N. J. Regiment nach Bangalur abgegangen; die Freunde in demselben hatten ein schönes Stück neuen Lebens von Kannanur mit fortgenommen, wenige Monate vor der Erweckung. Jetzt wurden sie ermahnt, das Bekenntniß unter sich nachzuholen. Männer, die schon den wahren Frieden im Blute Christi gefunden hatten, mußten nun hören, wenn sie sich nicht untereinander ihre Sünden bekennen, werden diese sich noch in den Büchern droben finden. Dadurch kam eine Verstimmung in ihre bisher so gesegneten Gebetsversammlungen, die sogar zur Spaltung zu werden drohte. Als dann ein eifriger Hebichianer vor zwei noch jungen Brüdern ein sehr demüthiges, wenn auch allgemein gehaltenes Bekenntniß in seinem Gebet ablegte, folgte ihm wohl der andere schüchtern darin

nach, der neuherzugekommene aber schloß mit einer brünstigen Bitte um Vergebung für die beiden Tiefgefallenen.

Bedenklichere Erscheinungen kamen unter den Soldatenbrüdern vor. Einige bußfertige Seelen im englischen Regiment erwähnten in ihrem Gebete auch geschlechtliche Sünden, ohne an die Anwesenheit einiger Frauen zu denken. Das gab manchfaches Aergerniß; daher Hebich vor Mißbrauch zu warnen hatte, ohne doch die Sache sehr schwer zu nehmen.

Gewiß war aber die Gefahr der Ausschreitungen groß genug bei der niedrigen Erkenntnißstufe, auf der sich die Meisten befanden, da sich das Augenmerk gar leicht auf einzelne Sündenausbrüche richtete, ohne doch den Grund des innern Verderbens recht zu erfassen und zu bekämpfen. Bald genug zeigte sich auch, daß der und jener sich wenig daraus machte, drauf und drein Sünden zu bekennen, ohne doch mit vollem Ernst sie zu hassen und zu lassen.

Es war damals ein treuer Schotte, der Hauptmann Y. in der Kannanur-Gemeinde, der mit gleicher Liebe an den Baslern und an der Madras-Mission der Freischotten hieng. Durch ihn wurde nun ein inniges Verhältniß zwischen Hebich und John Anderson angebahnt. Letzterer hatte seine Freude an dieser wie an jeder neuen Lebensregung, doch hielt er mit seinen Bedenken nicht zurück.

„Die Frage über das Bekennen der Sünden," schreibt er, „ist eine heikle; nichts kann so leicht mißbraucht werden und dem Feinde einen Anhalt gewähren. Gewiß ist bei jedem solchen Gotteswerk Bekenntniß der Sünden und ein tiefes Gefühl derselben zu finden; aber das ist etwas anderes, als eine Liste derselben andern vorzulegen. Am Pfingsttag hören wir von einem Schrei nach Gnade und von der schnellen Anwendung des Heilmittels; aber kein Wort von einer solchen Methode, sich die Brust zu erleichtern (to make a clean breast of it). Wie ist doch die Beichte im Papstthum so eine gewaltige Macht geworden, aber wie gefährlich für die Beichtenden um der falschen Beruhigung willen, die sie ihnen verschafft! und offenes Bekenntniß aller Sünden des einzelnen vor der Gemeinde ist um kein Haar weniger gefährlich. Wir beten, daß euch allen und besonders eurem Hirten eine zweifältige Gabe Seines Geistes geschenkt werde, daß ihr in den Fußstapfen der bewährten Heerde sicher geleitet werdet."

Daß man nun weithin von römischen Tendenzen munkelte,

einige Freunde ihn auch fragten, ob er wirklich einen Beichtstuhl aufgerichtet habe, berührte Hebich wenig, da er selbst sich durchaus nie vorgedrängt hatte, Beichten anzuhören. Dennoch kam es vor, daß auch der und jener Offizier lieber ihm sein Herz ausschüttete als vor den sonst nächststehenden Brüdern. Und da mußte Hebich die Erfahrung machen, daß durch solch ein beichtväterliches Verhältniß auch neue Kräfte entbunden wurden, die er anfangs nicht geahnt hatte. Ein Engländer, der sich ihm anvertraut hatte, konnte am Ende zu dem Entschluß kommen, lieber Indien zu verlassen, als in der Abhängigkeit von Hebich, in die er sich selbst begeben hatte und die ihm doch drückend wurde, länger zu verharren. Da und dort entwickelte sich auch eine Menschenanhänglichkeit, welche die Betreffenden in die Gefahr brachte, in der Person ihres Pastors aufzugehen und sich selbst zu verlieren. Andrerseits suchten schon auch Mormonen, die sich Baptisten nannten, in die Soldatengemeinde einzudringen und Anhang zu gewinnen. Diese wurden aber nach kurzem Kampfe von Hebich ausgewiesen und jeder Verkehr mit ihnen abgebrochen.

Hebich nun überschätzte augenscheinlich den Gewinn der Erweckung, wenn er bei dem Abendmahl des 17. Oktober die beiden Gemeinden als wahrhaft erneut, als „eine neue Kreatur" vor dem HErrn ansah, vermehrt durch 40—50 neue Abendmahlsgäste. Er fügt schon auch bei: „nach solch einer Gnade werden wir unzweifelhaft gesichtet werden; aber das soll uns nicht hindern, demüthig anzuerkennen, was der HErr gewirkt hat. Möge Er uns alle treu machen bis in den Tod!"

Die Sichtung blieb nicht aus. Ein Tamil-Katechist, der bekannt hatte, er sei noch nie bekehrt gewesen, und nun sich frisch aufgemacht zu haben schien, Jesu nachzufolgen, zeigte nach Verlauf eines Jahrs, daß er noch immer derselben Doppelherzigkeit verfallen war; doch erst nach Jahren langmüthigen Tragens wurde die Mission von ihm frei.

Bedenklich stand es auch mit den jungen Leuten, die in Tschirakal unter Jakob Ramawarma sich auf den Dienst am Wort vorbereiteten. Wenn gleich letzterer sie treu unterrichtete, so fehlte ihm doch die Energie, sie streng zu erziehen, da der englische Katechist Searle einen mächtigen Einfluß auf sie übte, und seinerseits Vermehrung des Wissens und stillen Fortschritt gering schätzte, dagegen

in ungesunder Weise auf Beten und Aussprechen von Herzenserfahrungen drang. Wie ein Herzenskündiger nahm er die Einzelnen auf seine Wage und berichtete über ihren jeweiligen Zustand. Wenn nun der alte Freund Findlay Anderson aus Mangalur an Hebich schrieb: „Das dortige Seminar scheine ihm das vollkommene Muster einer Anstalt, welche religiöse Erziehung mit Ausbildung aller Gaben und dem Erlernen von Handwerken verbinde," und darnach ihn zur Nachahmung aufforderte, so merkte dieser wohl, daß ihm darin etwas abgehe, suchte aber sich damit zu trösten, daß seine Leute denn doch mehr im Geiste leben ; während im Grunde den Läßigen und Mittelmäßigen viel zu wenig zugemuthet wurde, und jetzt nach der starken Erregung es doppelt schwer ward, eine gesunde, feste Ordnung einzuführen. Einige liefen ihm gerade jetzt davon, um ein freieres Leben zu führen. —

Für Hebich persönlich schloß diese merkwürdige Zeit in demüthigender Weise. Er sah, daß er mit Korrespondiren über die Erweckung auf keinen grünen Fleck komme; und da nun eben seines ersten Mitarbeiters Kraft zusammenbrach und derselbe Indien für immer verlassen sollte, schien es ihm das Beste, ihn noch einmal zu besuchen und bei dieser Gelegenheit „seine Mangalursünden" vor seinen Brüdern zu bekennen. Er drückt sich darüber in folgender Weise aus: „Nun stehe ich vierzehn Jahre in Gottes heiligem Dienste, von dem ich doch noch so wenig gelernt habe, daß ich mich ins Herz hinein schäme. Die ersten Jahre brachte ich in Mangalur zu; in einem so heiligen Werke sammeln sich aber leicht gar manchfaltige und schwere Versündigungen an, nicht blos gegen Gott, sondern auch gegen die Brüder. Allein Sünden zu bekennen und sich vor Menschen zu demüthigen, ist keine leichte Sache, daher man gewöhnlich nie Zeit und Muth dazu findet. Also dankte ich dem HErrn von Herzen, als er mir einen Weg öffnete, meine lieben Brüder und Mitarbeiter in Mangalur zu besuchen und dort am 9. Dezember mich zu demüthigen und solche Sünden vor ihnen zu bekennen, wie der HErr mir auszusprechen Gnade gab."

Wenn Hebich gehofft hatte, damit einen Eindruck hervorzubringen, wie etwa zwei Monate vorher in Talatscheri, so wurde er gründlich enttäuscht. Lehner zeigte unverholen, wie unangenehm ihn das Ganze berühre; und an das Einzelne der Bekenntnisse hängten sich so viele Fragen, Bedenken und Mißdeutungen, daß Hebich ahnen

konnte, die Sache werde nicht sobald zu Ende sein. Von Lehner dermaßen verkannt zu sein, daß es zu keinem herzlichen Abschiede kommen wollte, that ihm wehe; doch tröstete er sich in seiner kindlichen Weise damit, daß er wenigstens das Seine gethan habe. Und als ihm dann vorgeworfen wurde, warum er denn Irrungen und Willkührlichkeiten, die er in seiner Kassenverwaltung sich habe zu Schulden kommen lassen, hier vorbringe, statt sie der Kommittee zu bekennen, die er so oft seiner Treue versichert habe, so gab er sich ganz einfältig auch dazu her, indem er der Kommittee einen Bußbrief schrieb und sie" in alle seine Geldwinkel hinein sehen ließ."

Das brachte ihn denjenigen Brüdern, die ihm mißtraut hatten, um ein Gutes näher; der briefliche Verkehr namentlich mit Mögling wurde wieder ein wahrhaft inniger. Hören wir Einiges! Hebich war ein starker Raucher gewesen; im Juli 1848 aber wird er „von diesem Götzen erlöst". Das gieng so zu: seine Knaben hatten vor der Erweckung verstohlener Weise rauchen gelernt, jetzt fiengen sie eben wieder an, früh Morgens vor der Veranda die weggeworfenen Cigarrenstümpchen aufzulesen. „Ich dachte, das kann ich doch nicht zugeben. Was thun? Endlich kams: O HErr Jesu, wenn du es von mir haben willst, so will ichs lassen. Und von Stund an ließ ich es; das gibt mir nun etwas mehr Zeit." — Mögling traute seinen Augen kaum, als er das las. „Nun Gottlob, jetzt würde ich es glauben, wenn mir jemand sagte, du habest dich rasirt. Im Ernst, schön wäre es eben doch, wenn sich die Leute einmal verwunderten: What? Mr. H. has cut off his beard? Is it possible? und wenn dann da und dort die Antwort verstanden würde: er hat es für eine Eitelkeit gehalten und darum straks abgethan. Du würdest gewiß etwas gewinnen, vielleicht viel. Aber nun ists genug."

Ein anderer Punkt, der nun zur Verhandlung kam, betraf eine entschieden schwache Seite der Lehrthätigkeit Hebichs. Es war ihm sehr bedenklich, daß Mögling neben einem bösen und einem guten Element im Menschen auch ein natürliches, indifferentes annahm und überhaupt von Sünden reden konnte, ohne gleich den Teufel dabei wirksam zu finden. Ihm war die Zweitheilung „Gott oder Teufel" überaus wichtig, daher er Mögling davon zu überweisen suchte. Es wollte ihm nicht gelingen. Mögling schrieb: „Es kam mir schon vor, als ob du über Verhältniß viel von Teufeln, bösen Geistern u. s. w. redest, da wir doch aus Schrift und Erfahrung so

wenig individuelles über diese Verborgenheiten wissen; und Unverhältnißmäßigkeit im Reden, Denken und Lehren straft sich, fürchte ich, durch einen andern Fehler, daß wir dann dafür auf wichtigere Punkte weniger Gewicht legen, als sie nach richtiger Erkenntniß der Wahrheit haben sollen. Spielt der Teufel in unserer Predigt eine zu große Rolle, so fallen wir aus dem Lehrmaß des HErrn und der Apostel." Davon aber ließ sich Hebich nicht überzeugen, wiewohl seine Vertheidigung schwach ausfiel: im Grunde „dachte er mit dem Willen", d. h. er war bestochen durch die Wirkung, welche starke Worte bei der Mehrzahl der Hörer hervorzubringen pflegten. Dann sah er in Luthers Anschauung und Redeweise vom Teufel den ächten Bibelglauben, in jeder Abschwächung derselben den unreinen Einfluß des Zeitgeistes. Mit Mühe gelang es einmal, ihm die Behauptung als manichäisch auszureden, die er nicht in der Predigt, aber doch im Gespräch hatte fallen lassen, daß es Geschöpfe des Teufels gebe, z. B. Ungeziefer und die unverschämten, bei den Todtenopfern geschäftigen Raben der Küste.

Noch ein Wort mag hier stehen, das seine Predigtweise nach der Seite ihrer Beschränktheit charakterisirt: „Du scheinst dich mehr auf augenblickliche Lichtblicke zu verlassen, welche dich wohl hie und da die Wahrheit recht klar und scharf erkennen lassen, allein einmal geräths, das andremal nicht. Für einen Lehrer ists unzweifelhafte Pflicht, im Schweiß seines Angesichts zu denken, sonst macht er seinen Schülern viele Mühe." —

Nach Monaten erst kam die Antwort der Kommittee auf alle diese Verhandlungen. Sie betonte in sehr ernster Weise die geistlichen Gefahren, welche mit der Ausnahmsstellung, die Hebich und sein Werk einnehmen, verknüpft seien, sah voraus, daß alles dort Gebaute im Fall einer plötzlichen Personalveränderung auf eine gar bedenkliche Probe gesetzt werden dürfte, und wünschte daher eine gemeinsame Berathung der Malabar-Missionare über die beste Weise, derselben abzuhelfen, seis nun durch Verpflanzung eines Mitarbeiters nach Kannanur oder durch Abtrennung einiger Arbeitszweige von dem dortigen Werke.

Am 29. November 1848 wurde demnach in Talatscheri getagt. Hebich war bei dieser Besprechung sehr kurzsilbig; so gern man alle seine Wünsche berücksichtigte, schien sie ihm doch eine Art court of inquiry, wie solche bei Militärpersonen so oft dem Kriegsgericht,

court martial, vorausgehen. Er war entschieden darüber, einen Bruder, der ihn beaufsichtige, könne er nicht brauchen; obwohl ihm die Form, in welche der Vorschlag gefaßt war, daß er selbst sich den ihm bequemsten Mitarbeiter wählen dürfe, zeigen konnte, wie wenig es auf Beaufsichtigung, wie viel mehr auf Ergänzung der einseitigen Person in einem vielseitigen Werke abgesehen sei. Er erklärte, er habe halt Angst und bleibe dabei, der Eintritt eines Mitarbeiters, außer wenn er selbst das Bedürfniß eines solchen fühle, bringe Störung in seine Arbeit. Wolle man aber ihm Arbeitszweige abnehmen, z. B. seine Jünglinge, so wehre er sich entschieden, außer es würde etwa gewünscht, daß er die Generalrechnung abtrete; die könne er recht wohl missen. Seine Knaben und Mädchen dagegen behalte er am besten neben der Gemeinde; solche Kindersammlungen wollen ja keine Institute sein, aber sie tragen zur Belebung des Ganzen bei. Der Gedanke, für die besonderen Bedürfnisse seiner Station durch eine Lokalkasse zu sorgen, schien ihm eher annehmlich; bisher hatte er alle seine reichlichen Einnahmen („die aus dem Werk an den Weißen herausspringen") in die Generalkasse geworfen, sich aber einige Freiheit gestattet in der Aufzeichnung der Ausgaben — liefen doch bei der gemeinschaftlichen Küche die Auslagen für Katechisten, Knaben und Taufgenossen, für Lehrer und Schüler ꝛc. alle zusammen und konnten nur nach ungefährer Schätzung vertheilt werden. Ja auch das deutete er an, wolle man ihn aus dem Missionsverband entlassen, so hoffe er mit den Beiträgen der anglo-indischen Freunde sich durchzuschlagen; ob das fürs Ganze ersprießlicher wäre, mögen andere bedenken. Er fühlte, nach vierzehnjähriger ununterbrochener und gesegneter Arbeit sei denn doch ein solches Aufsuchen ihrer schwachen Seiten ein eigener Lohn. Am Ende thue er besser daran, ohne amtlichen Verband mit Menschen in seiner Weise dem HErrn weiter zu dienen ꝛc.

Die versammelten Brüder ihrerseits hielten wohl die Ausnahmsstellung der Station Kannanur für bedenklich, und Hebichs Betreibung seiner Arbeit, sofern sie die Mitarbeit eines andern ablehnte, für einseitig, sahen aber keinen dringenden Grund, darin eine Aenderung rasch einzuführen. Ja sie erwarteten, Hebich werde seiner Zeit, vielleicht in Folge einer leicht möglichen Schwächung seiner Gesundheit — die eben jetzt zu wanken begann, ja schon den

ärztlichen Rath zu einer Erholungsreise nach Europa hervorrief — von selbst an einen Mitarbeiter denken.

Da ihm nun angedeutet wurde, die Kommittee scheine ihm nahe zu legen, er möge Gundert sich beigesellen, rief er diesen (December 1849) zu einer Berathung nach Kannanur hinüber und sprach die Sache mit ihm durch. Bestehe die Kommittee auf ihrem Wunsche, lautete das Ergebniß, so lasse er sichs gefallen, daß dieser Bruder mit in seine Arbeit eintrete; nur sei es, bei dem engen Raum auf seiner Station, dann durchaus angezeigt, daß er im nahen Tschirakal sich niederlasse, wo allein Platz zur Verfügung stehe.

Ehe sich die Kommittee über diesen Vorschlag aussprechen konnte, fand bei Hebich ein vollkommener Umschlag statt. Lange in der Schwebe zu bleiben, war überhaupt nicht seine Art; „die Sachen gehen bei mir gern sprungsweise," schrieb er einmal. Nun konnte Mögling bei einem Besuch in Kannanur (Februar 1849) die übrigen Bedenklichkeiten verjagen: „Gundert denkt nicht daran, deine Arbeit mit dir zu theilen; er wird gewiß nur das thun wollen, was du nicht thust, und da findet er sicherlich bei seinen von den deinigen so verschiedenen Gaben vollauf Arbeit. Dann hast du für die Station einen stetigen Vikar und kannst dich freier nach Außen bewegen" ꝛc. Auf einmal überzeugte sich Hebich, die Sache sei von Gott, der ihm nicht eine Störung, sondern Erleichterung seiner Arbeit zugedacht habe; und so drang er nicht nur in Gundert, sich flugs zur Uebersiedlung zu rüsten, sondern betrieb auch in den zwei Monaten, die ihm vor dem Monsun dazu noch übrig blieben, den Bau des nöthigen Obdachs in Tschirakal für den Mitarbeiter und die Mädchenschule mit aller Energie. Vom Morgen bis zum Abend in der heißen Märzsonne herumeilend und die Bauleute spornend, gewann er wieder im steten Schweißbade alle seine ursprüngliche Kraft und Elasticität.

So endete denn für ihn die Erweckung mit der Aufnahme eines Mitarbeiters. —

Vom Jahr 1848 ist nun noch nachzuholen, daß im Februar mit dem englischen Regiment, nachdem er fast fünf Jahre darin gewirkt, „seine liebste Gemeinde" nach Madras abgieng. „Zwölf fielen auf dem Wege in Sünden, sind aber durch Gnade wieder aufgestanden." Hebich empfahl die Leute dem energischen J. Ander-

son, der mit Freuden die Arbeit an ihnen übernahm. Bald schreibt der: „Die Soldaten des 25. Regiments, etwa 50 an der Zahl, außer 20 ihrer Weiber und Angehörigen, besuchen nun unsere Kirche Sonntag und Mittwoch Abends. Fast alle zeigen sich als wirklich zu Gott bekehrt und voll Liebe zum HErrn Jesu. Jeden Morgen und Abend beten sie zusammen im Fort oder bei uns, und manchen hat Gott das Herz zum Gebet weit aufgethan. Für die Frauen haben wir eine Betstunde in unserem Hause an jedem Freitag Abend. Es ist erfrischend und belebend zuzuhören, wie sie ihre Seelen im Gebet ergießen, und welch einen Geruch Christi sie um sich verbreiten. Trotz der körperlichen Anstrengung finde ich diese neue Aufgabe überaus stärkend für meinen Geist. Mitten unter dem maßlosen Sündenleben, dem Tod und der Gleichgiltigkeit, die einen umgeben, bringt einen das zur Frische und dringenden Macht der ersten Liebe zurück. Ja der HErr Jesus wirkt ein herrliches Werk an diesen Seelen, trotz aller Kraft der Sünde und Satans Anstrengungen, es zu verpfuschen." Später: „Diese Soldaten und ihre Weiber wohnen noch immer mit gleich lebendigem Interesse unsern Gottesdiensten bei; und wir dürfen erfahren, wie manche Seelen erfrischt werden, wie manche Kränkelnde bei uns Rath und Heilung suchen. Mitten in körperlicher Schwachheit, unter Thränen und Nöthen mit der eingebornen Gemeinde, bewirkt dieses Zeugniß für die Macht des Evangeliums an Sünderherzen, daß ich mich verjünge; ja ich halte es für eines der Heilmittel, die mein himmlischer Vater für die Kur meines Leibes anwendet. Unsere drei Tamil-Prediger dürfen an Donnerstagen im Fort Englisch predigen, was nicht nur den Soldaten sehr angenehm ist, sondern auch um der lebendigen Sympathie willen, die ihnen hier von wiedergebornen Seelen entgegenkommt, mächtig auf sie selbst zurückwirkt und ihnen zu außerordentlicher Erquickung wird."

Dieses Zeugniß mag genügen, um die Frucht von Hebichs rastlosem geisteskräftigem Wirken unter dem europäischen Militär in ihrer Bedeutung auch für eine fremde Mission gehörig zu würdigen. Die briefliche Verbindung zwischen Madras und Kannanur wurde eine sehr lebendige und gesegnete. Bald hatte Miss. Braidwood zu berichten, wie einer der Soldatenbrüder in voller Hoffnung der Seligkeit hinübergieng in die ewigen Hütten; bald sandte er die gesammelten Gaben der Brüder, die sie erst Anderson hatten geben

wollen, worauf dieser aber sie bedeutete, doch lieber ihrem Vater in Christo regelmäßige Zeichen ihres treuen Andenkens zukommen zu lassen. —

Wenn nun aber einer dieser Soldaten, der Schotte James Duncan, sich frei dient und nach Kannanur zurückkehrt, um mit seinen Freunden Searle und Obrien in den Dienst der Mission einzutreten, so werden wir wieder an das Mangelhafte alles menschlichen Wohlmeinens stark erinnert. Hebich hatte am 22. Juli durch die Schwindsucht seinen John Jakobi verloren, der, obgleich erst 22 Jahre alt, „erstaunlich viel gearbeitet hatte — der HErr hatte ihn vollbereitet für seine Herrlichkeit und ihm völlige Freudigkeit zum Abscheiden gegeben. Nun schickt mir der treue HErr an seine Stelle (7. September 1848) den 28jährigen Schotten, der sich freigedient hat, und aus seinem Reisegeld noch 30 Rupies 2 a. 4 p. in meine Hände legen konnte. Er ist auch mein eigener Sohn im Evangelium, ein ausgezeichneter Mann in der Gnade seit zwei Jahren, der schon viel gethan hat in meiner Gemeinde im 25. Regiment. Sein Drang, zu mir zu kommen, war so groß, daß er ohne mein Zuthun sich frei machte und von Miss. Anderson und der Gemeinde im Frieden an mich abgesandt wurde; daher ich den HErrn in dieser Sache überall sehe." Nun sollte er bei Jakob die Sprache lernen und sich für seinen Beruf vorbereiten; er zog die eingeborne Kleidung an, heirathete auch schon im Oktober eine Schwester des Timotheus. Allein bald zeigte sich, daß er große Mühe hatte, so weit wie es seine Stellung erforderte herabzusteigen; auch lernte sein Weib leichter Englisch als er Malayalam. Alle Rügen nahm der stolze Schotte entsetzlich übel, und „hatte Mühe sich in Gottes Wege zu finden". Im April 1851, nachdem er nur Noth gemacht und nichts geleistet hatte, zog er fort, um wieder in die Armee einzutreten; mit dem Reisegeld, den 30 Rupies, die er mitgebracht hatte, von seinem betrübten Lehrer entlassen.

Obrien dagegen brachte es bald zum Prediger in der Sprache der Küste und zeichnete sich durch muthige Verkündigung des Wortes aus, wie er denn zugleich mit Daniel die umliegenden Dörfer besuchte und aus Alicodu (August 1848) mit Steinwürfen verjagt, ja noch eine Stunde Wegs von solchen verfolgt wurde, ohne dadurch irgend eingeschüchtert zu werden. Searle zeigte sich brauchbarer

im Verkehr mit Englischredenden, als mit Heiden, und wurde darum von Tschirakal nach Kannanur versetzt.

Hier war statt des 25. wieder das 94. Regiment eingezogen, dasselbe, in welchem Hebich zuerst gewirkt hatte; doch hatten fünf Jahre den Personalbestand bedeutend verändert und wie immer gieng es erst durch harte Kämpfe, ehe Hebich darin „wieder eine Hefe (oder Sauerteig) zu einer Gottesgemeine hatte". Das Regiment enthielt etwa zwanzig Wesleyaner, die im Anfang zu ihm kamen, aber bald sein Wort nicht mehr ertragen konnten. Schon im März 1848 spalteten sie sich in zwei Parteien, und am Schluß des Monats schrieb er: „Die wesleyanischen Brüder haben mich alle verlassen bis auf drei. Sie gehen ins (nahe) englische Schulhaus und singen, während ich predige; wollen nichts mehr mit mir zu thun haben, denn ich predige election! Ich sei aber noch besser als du. Die Meisten waren noch nie bekehrt, andere sind verführt." Im September lautets erfreulicher: „Seitdem haben wir neue und herrliche Bekehrungen, so daß in dieser kurzen Zeit die neue Gemeinde schon auf 30 Seelen angewachsen ist. Der Teufel wüthet gewaltig, aber der HErr Jesus hat den Sieg. Es hat den Anschein, als wolle mir der HErr in diesem 94. Regiment eine größere Gemeinde geben als im 25sten." Am Ende hat ihm dann ein puseyitischer Kaplan auch die Methodisten wieder in die Missionskapelle getrieben.

„Sodann schloß mir der HErr plötzlich eine Thür auf unter den Trommlern und Musikanten des 43. N. J. Diese fielen mir alle zu, während ich zwei Monate lang (August und September) früh Morgens auf den Straßen das Evangelium verkündigte; ein paar sind jetzt lebendig bekehrt. Langsamer gehts im 12. N. J., welches mein alter Freund, Oberst Coffin, kommandirt. Nun, es kommt eins nach dem andern. Hallelujah."

Glaubenszeugen in Japan und Laos.

Nachdem über die Verfolgung der Katholiken in Japan in diesem Magazin (1868, S. 174 und 425) die ersten Nachrichten

mitgetheilt waren, muß noch weiter erzählt werden, was sich seither darüber in Erfahrung bringen läßt.

Die A. Allgemeine Zeitung veröffentlicht (1870, 11. März) einen Brief aus Nagasaki vom 5. Januar 1870:

„Es ist nur wenige Tage her, daß die Schiffe im Hafen von Nagasaki im festlichen Weihnachtsschmuck prangten, während in den verschiedenen Bangalows Freunde und Bekannte sich fröhlich zusammenfanden, um für einige Stunden die augenblickliche Oede des Geschäftslebens mit Heiterkeit und Freude auszufüllen. Fast klingt es daher wie Hohn, wenn zur Zeit dieses specifisch christlichen Festes die japanische Regierung ihren eigenen christlichen Unterthanen eine traurige Ueberraschung bereitet und sie mit harter Strenge behandelt, trotz aller Vorstellungen der Konsuln und des englischen Gesandten, der gerade hier anwesend war. Es handelte sich um vollständige Beseitigung der christlichen Kolonie in der Nähe von Nagasaki. Bereits im Jahr 1868 wurden etwa 300 dieser Christen fortgeschleppt, und Niemand weiß etwas von ihrem Schicksal. Während der letzten Abende wurde fast der ganze Rest der männlichen Bevölkerung, etwa 700 an der Zahl, auf japanischen Dampfern eingeschifft, um nach verschiedenen Punkten von Japan, hauptsächlich wohl nach dem Norden, transportirt zu werden; Frauen, Mädchen und Kinder bleiben zurück, und werden ihre Angehörigen schwerlich jemals wiedersehen. Nach den Aussagen der japanischen Behörden werden sie in verschiedenen Provinzen des Reichs untergebracht, um belehrt und womöglich zur alten Religion zurückgeführt zu werden. Was die Weiber und Kinder betrifft, so soll von Seiten der Regierung für ihren Lebensunterhalt Sorge getragen werden. In wie weit diesen Versprechungen Glauben zu schenken, kann Niemand sagen; ebensowenig wie irgend Jemand auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen kann, daß jene Christen (nicht?) in den Bergwerken durch übermäßige Arbeit rasch ausgerottet werden. Erzählungen von massenhaften Ertränkungen, wie europäische und andere Blätter sie vielleicht gebracht haben, sind reine Erfindungen.

„Die Konsuln haben in mehreren Zusammenkünften mit den Behörden sich vergebens bemüht die Maßregel rückgängig zu machen. Der Gouverneur wälzt alle Verantwortlichkeit von sich, und beruft sich auf strenge Befehle von Jedo, deren Ausführung von zwei besonders zu diesem Zweck nach Nagasaki geschickten Beamten überwacht

wird. Diese Befehle müssen in der That sehr bestimmt lauten, denn er wagte es nicht einmal, trotz alles Dringens des englischen Gesandten Sir Harry Parkes, des eifrigen Förderers und Freundes der neuen Regierung, die Fortschaffung der Christen auf vierzehn Tage hinauszuschieben, um so den auswärtigen Gesandten Zeit zu lassen, mit der Regierung in Jedo über die Angelegenheit zu verhandeln. Die Verträge geben den Europäern durchaus kein Recht, in diese Angelegenheit sich einzumischen, und die Japanesen bestehen darauf, die Sache als ihre eigene zu behandeln. Die frühere Regierung nahm keine Notiz von der Proselytenmacherei der katholischen Missionare (die protestantischen machen wenig oder gar keine Propaganda), aber wie bereits in früheren Berichten bemerkt, der altjapanischen Hofpartei waren die Christen immer ein Dorn im Auge, und sie begann ihre Verfolgungen sobald sie die Macht dazu hatte. Fanatismus einerseits und politische Befürchtungen andererseits mögen die Haupttriebfedern sein. Eine christliche Bevölkerung in unmittelbarster Nähe einer fremden Niederlassung mag ihr wohl allzugefährlich dünken, besonders wenn dieselbe fortwährend mit Leuten desselben Schlags in Verbindung ist, die es schon einmal versuchten, Politik anstatt Religion zu treiben. Nach japanischen Aussagen belief sich die Zahl der Christen vor zwei Jahren auf 2000 in Urakami bei Nagasaki, 100 in Omura, 1500 in Fubahori, nicht weit vom Ausgang unserer Bay; außerdem sind Christen in Schimabara, Amakusa, Hirado und andern Orten. Vermuthlich sind darunter Reste und Traditionen aus früherer Zeit, denn die Lokalitäten sind ziemlich dieselben wie vor 200 Jahren."

Im Anfang Januar 1870 milderten die japanischen Behörden die anfangs beschlossenen Maßregeln insofern, als sie nicht nur die männliche Bevölkerung, sondern auch die Frauen, Mädchen und Kinder deportirten. Somit giengen vom 6—8. Januar zwischen 2—3000 Menschen auf acht verschiedenen Dampfern ab; sie wurden meist gegen Abend eingeschifft und zeigten dabei durchaus keine Niedergeschlagenheit; im Gegentheil die Ueberzeugung, durch ein solches Märtyrerthum später ein ewig glückliches Leben zu erlangen, zugleich mit der Umwandlung des anfänglich so harten Befehls, nur die Männer zu deportiren, in die mildere Strafform, welche die Familien bei einander läßt, verursachte eine gewisse Heiterkeit der Stimmung. So lange übrigens die Dampfer im Hafen lagen, war

es keinem Christen erlaubt, sich auf dem Verdeck sehen zu lassen. Es heißt, man werde die Christen auf verschiedenen nördlichen Inseln vertheilen, aber Bestimmtes läßt sich darüber noch nicht sagen.*)

Daß jene 150 Katholiken in Japan nicht ertränkt wurden, ist nach späteren Mittheilungen auch in diesem Magazin kürzlich (1870, S. 43) behauptet worden. Dr. Hanspach von Hongkong, der im Jahr 1869 Japan einen Besuch abstattete, urtheilt anders. Er schreibt**): „Im vorigen Jahre berichteten Zeitungen, daß 150 japanische Christen auf einem Dampfer auf die See gebracht und da ersäuft worden seien. Nachher kamen Gerüchte, als ob dem nicht so sei. Ein amerikanischer Arzt aber in Nagasaki, der sich seit fünfzehn Monaten da aufhielt, behauptete die Wahrheit dieser Sache und zwar als Augenzeuge. Was er sah ist dieses: An Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes sah er eine Menge japanischer Männer und Frauen auf einem ganz nahe liegenden Steamer. Sie machten das Zeichen des Kreuzes gegen die Europäer. Er mit andern gieng in ein Boot, um an Bord des Steamers zu hören, was es gebe. Sie wurden aber nicht vorgelassen, die Japanesen unter Deck gebracht und der Steamer gieng in die See. Auf das Gerücht, daß diese 150 ersäuft seien, wandten sich die englischen und amerikanischen Konsuln an den Gouverneur in Nagasaki, wurden aber abgewiesen, da sie dieß nichts angienge." Der Arzt hat doch wohl mehr behauptet, als er, nach dem was er gesehen, bezeugen konnte.

Dr. Hanspach fand weiter, daß „der große Haufe in Japan offene Arme habe für alles Ausländische und Europäische, auch für das Christenthum, und die Missionare haben trotz aller Einschränkungen große Hoffnung auf Erfolg. Neulich kam ein Literat, der im Ministerium des Mikado angestellt ist, zu Dr. Hepburn, mit dem er früher in Verbindung stand; er sah eine Bibel, und um sie zu erlangen, zahlte er 3—4 Dollars freiwillig. Das Gespräch kam auf das Verbot des Christenthums. Er äußerte, daß die Todesstrafe wohl nicht mehr ausgeübt werden würde, wenn auch der Buchstabe des Gesetzes noch da sei. Die Regierung beabsichtige, das Volk durch die Bibel mit der christlichen Religion bekannt werden zu lassen, um dann zu sehen, was es für Folgen haben werde."

---

*) Allg. Zeitg. 14. März. **) Evang. Reichsbote. 1870, Februar.

Wenn dies Wort eine erfreuliche Aussicht eröffnet, so ist ein anderes geeignet, die aufsteigende Hoffnung eher zu dämpfen. Denn es wird dort auch gegen den Buddhismus angekämpft, in Verbindung mit dem neuen „nationalen Aufschwung", der beabsichtigt, Alles unter dem Kaiser als dem Einen Haupte zu sammeln und zu einen. „In Jedo ist ein Literat, welcher eine Schule eröffnete, in welcher auch die Bibel gelesen und erklärt wird. Und da er mit dem Letzteren Schwierigkeiten hatte, rief er nach Missionaren in Jokohama. Er soll 96 Schüler haben, ist aber so verhaßt bei den Jaconins (dem bewaffneten Gefolge der Fürsten), daß er seines Lebens nicht sicher ist, und nicht ohne Revolver ausgehen darf. Das namentlich hält die Missionare ab, seinem Rufe Folge zu leisten. Sie sagen: Wie soll es erst uns Europäern gehen, wenn er als Japanese seines Lebens nicht sicher ist."

Wie nun diese Mission unser hauptsächliches Interesse in Anspruch nimmt, weil sie langsames oder schnelles Märtyrerthum den Jüngern Christi in Aussicht stellt, so thut es auch eine andere in Hinterindien, die gleichfalls mit einem kraftvollen Volke zu thun hat. Wir hören nämlich neuestens von **Märtyrern in Laos.**

Es ist eine verhältnißmäßig sehr junge Mission, die der Ehre des Märtyrerthums im September 1869 gewürdigt wurde. Nachdem in Siam unter einem schwächlichen Volke durch bald 40jährige Arbeit amerikanischer Missionare wenig Erhebliches zu Stande gekommen war, fragten die Presbyterianer 1866 bei dem eben in Bangkok auf Besuch anwesenden Vasallenkönige von Laos an, ob sie nicht in seiner Hauptstadt Tschiengmai sich niederlassen dürften. Sie wurden freundlich eingeladen und das Geschenk eines Bauplatzes, wie auch von Bauholz ꝛc. in Aussicht gestellt.. Mac Gilvary, der Schwiegersohn des alten Dr. Bradley von Bangkok, fuhr (Januar bis April 1867) den Menam hinauf in das 220 Stunden entfernte Tschiengmai und ließ sich dort nieder unter einer Bevölkerung, die namentlich den Frauen große Freiheit gestattet. Ihm folgte im nächsten Jahre sein Studiengenosse Wilson. Sie fanden freundliche Aufnahme bei dem Volke, lernten das dem Siamesischen nahe verwandte Laos in kurzer Zeit, und konnten schon am 3. Januar 1869 ihren Erstling taufen, einen Beamten mit Priesterbildung, Nan Inta.

Es machte nun diese Bekehrung einen so tiefen Eindruck, daß

in wenigen Monaten sechs andere redliche Forscher getauft werden durften und das Missionshaus von Besuchern und Nachfragern nie leer wurde. Traktate wurden geschrieben, ausgeliehen und, wenn abgeschrieben, zurückgegeben; die geschickteren lernten auch die siamesische Schrift, um mit der Bibelwahrheit schneller bekannt zu werden. Hunderte wurden dem Götzendienst und dem Buddhismus entfremdet.

Der König, dessen Launen die Mission hie und da bedroht hatten, war noch im Juni des letzten Jahres so freundlich, daß er eine Einladung der Amerikaner, bei ihnen zu speisen, am Tage, da eine in ihrer Nähe gebaute Brücke eingeweiht werden sollte, gern annahm und bei der Festlichkeit die Missionare auf Stühlen neben sich Platz nehmen ließ, eine Rücksicht, welche nicht einmal den Prinzen seiner Familie erzeigt wurde. Plötzlich aber läßt er — 13. September 1869 — zwei der Getauften hinrichten. Den Missionaren wurde bedeutet, das geschehe, weil dieselben ihre Steuer an Bauholz nicht bezahlt haben, was dazumal noch nicht von dem fünfzigsten Theil der Bevölkerung geschehen war. Den Familien der beiden Hingerichteten aber wurde offen gesagt, der König habe gegen sie, daß sie Christen geworden seien.

Am 29. September schrieben dann die Missionare nach Bangkok, daß es wahrscheinlich auch auf ihr Leben abgesehen sei, wie denn bereits Verhaftsbefehle gegen die übrigen sieben Glieder ihrer Kirche erlassen seien, die sich alle vortrefflich halten. „Irgendwie haben wir die Kosten überschlagen und wissen, daß unser Tod nicht vergeblich sein wird. Wir haben großen Frieden und fühlen uns sehr glücklich."

Der tolerante König von Siam, dem die Missionare in Bangkok Vorstellungen machten, erbot sich, einen Beamten nach Tschiengmai zu schicken und dem Fürsten die Beschützung der Missionare anzuempfehlen. Doch bemerkte er: „Mit einem so launischen und eigenmächtigen Häuptling ist wenig zu machen; der gleicht dem Theodoros von Abessinien aufs Haar." Der Herr aber erhalte und fördere dieses reichgesegnete Werk, dem in buddhistischen Ländern kein anderes auch nur nahe zu kommen scheint.

Besehen wir uns die Märtyrer! Am 19. Juni 1869 trat ein ehrwürdiger Beamter von Muang Pan (fünf Tagereisen nördlich von der Hauptstadt) ins Missionshaus, setzte sich zu andern Besuchern und erklärte, welche Freude es ihm gewähre, hier wieder einzu-

sprechen. Er sei schon einmal da gewesen, vor zwei Jahren, da habe die Mem (Frau M.) einer großen Gesellschaft auseinandergesetzt, wie thöricht der Götzendienst, wie nöthig die Verehrung Jesu sei. Nachdenklich sei er, San Ja Witschai, nach Hause gegangen und habe sich bald entschieden, den Götzendienst aufzugeben. Nun handelte es sich darum, einen niedergebrannten Tempel wieder aufzubauen; er wurde als Beamter angegangen zu helfen, und weigerte sich, an etwas, das er als Sünde erkannt, theilzunehmen. Er wurde verklagt, kümmerte sich aber nicht darum, sondern betete täglich zu Jesus. Vor einem Jahre kam er wieder, fand aber leider das Missionshaus geschlossen. Jetzt sei er froh, den Missionar zu treffen, und wünsche zu hören, was er weiter zu thun habe, um ein Jünger Jesu zu werden. Er blieb bis zum Abend und trank gierig die Lehren ein, die ihm mitgetheilt wurden. Es war ein Samstag, und vom Sonntag hatte er noch nichts vernommen; wie leid that es ihm nun zu hören, morgen sei Gottesdienst, während er bestellt war, einen Proceß seiner Schwester auszufechten! Allein am Sonntag Morgen trat er wieder ein; es war ihm gelungen, die Gerichtsverhandlung auf den Montag zu verlegen, und nun hörte er wieder unausgesetzt, und verlangte die Taufe; denn vor einem Jahre könne er nicht wiederkommen. Er blieb eine Woche, und wurde am 27. Juni vor der Gemeinde geprüft und getauft. Es war herzerquickend, den kräftigen Greis, bereits im Alter von 66 Jahren, bekennen zu hören, wie er als ein verlorener Sünder ohne alles Verdienst jetzt seinen Heiland gefunden habe. Abends genoß er noch mit der Gemeinde das heilige Abendmahl, dann schied er, wie ein Lamm, das unter die Wölfe geht, aber seinen Hirten bei sich hat; was von heiligen Schriften im Manuscript vorhanden war, wurde ihm mitgegeben. Ob er der Verfolgung entronnen ist, weiß niemand zu sagen.

Nan Tschai war Wilsons Sprachlehrer; er hatte eine privilegirte Stellung aufgegeben, um der Mission zu dienen, der anerkannt beste Laos-Gelehrte. In seinem Dorfe wohnte ein Arzt, der vom ersten Tage an, da ihm die evangelische Botschaft entgegenkam, nie mehr einen Götzen anbetete; seit er im Mai getauft war, hatte er täglich mit all den Seinen Familienandacht gehalten. Sonntag den 12. September, als diese beiden ihr Dorf verlassen wollten, um zur Predigt zu gehen, verhaftete man sie durch Auflegung des verhäng-

nißvollen Joches, zog dann einen Strick durch die Löcher in ihren Ohren, band ihnen die Hände auf den Rücken und ließ sie die Nacht hindurch vor des Schulzen Haus am Balken befestigt stehen. Am Morgen fragte man sie nach den Namen aller Christen und forderte sie auf, zu beten. Sie knieten nieder und befohlen ihre Seelen in die Hände Jesu. Ein Häuptling, der zuhörte, wandte sich um und weinte. Sie erklärten sich willig, um Jesu willen zu sterben, wie alle Christen, aber man möge doch die nicht christlichen Diener verschonen. Darauf wurden sie — vor vielen Zeugen — mit Keulen erschlagen.

Erst am 15. hörten die Missionare ein Gerücht von dem Vorgefallenen, und zwar in Folge der plötzlichen Flucht ihrer heidnischen Dienerschaft. Sie selbst blieben auch im October unbelästigt, und trotz der großen Furcht kamen immer neue Besuche zu ihnen.

Missions-Zeitung.

Ende der anglikanischen Mission in Hawaii.

Nachdem die hochkirchliche Mission auf den Sandwichinseln viel von sich reden gemacht (s. Miss.Mag. 1865, S. 369 ff.) und der ursprünglichen amerikanischen Mission ihre Arbeit bedeutend erschwert hat, haben endlich der anglikanische Bischof und seine Kathedralgeistlichen die Haltlosigkeit ihrer Stellung eingesehen und sich zum Abzug von Honolulu bereit erklärt. Der Bischof Dr. Staley scheint nach seiner Rückkehr von England sich mit angesehenen Gliedern der sogenannten „Reformirt-katholischen Kirche" überworfen zu haben, nach etlichen heißen Verhandlungen aber wurde beschlossen: daß Bischof Staley nach England sich zurückziehe (er hat bereits dem Erzbischof von Canterbury seine Amtsentsagung als Bischof von Honolulu eingereicht); und mit ihm scheiden auch die übrigen Glieder der englischen Mission auf demselben oder dem nächstfolgenden Dampfer. Der evangelische Geistliche Williamson soll für die englisch redenden Fremden und Kanakas den anglikanischen Gottesdienst in Zukunft übernehmen, nach Art der amerikanischen bischöflichen Kirche.

Der Pacific Commercial Advertiser vom 1. Januar 1870 schließt diese Nachricht mit der Bemerkung: „So hat sich denn nach siebenjähriger Erfahrung, der Versuch, eine kostspielige Staatskirche einzuführen, die weder den Bedürfnissen des Landes, noch dem Geschmack des Volks entsprach, wie eine Seifenblase aufgelöst. So lange die neue Ordnung der Dinge nichts anderes beansprucht, als einen bischöflichen Gottesdienst für die-

jenigen herzustellen, die ihn anderen Formen vorziehen, werden wir ihr von Herzen Gottes Segen wünschen, wie auch die übrigen Zweige der christlichen Kirche ihr wohl gewogen sind. Das englische Bisthum aber und der ganze Apparat einer reformirt-katholischen Kirche war eben ein Traum des seligen R. C. Wylie und hatte sich nie der herzlichen Zustimmung englischer oder amerikanischer Episkopalen zu erfreuen; der Hauptzweck scheint von Anfang an viel mehr ein politischer als religiöser gewesen zu sein, wie wir ja wiederholt zur Genüge angedeutet haben."

Tod von Frau Thompson.

Am 15. Nov. 1869 starb in England die großherzige Gründerin der britisch-syrischen Schulen, Elisabeth Maria Thompson, an einem Fieber, das sie zur Heimkehr von Syrien genöthigt hatte. Ihr Werk dort empfahl sie ihren beiden Schwestern Fräul. Sophie Lloyd und Fr. Mott, sowie ihrem Schwager Mott. Noch auf dem Sterbebette erhielt sie die Nachricht, daß der Sultan auf die Empfehlung des ihr sehr gewogenen Generalgouverneurs von Syrien ein Dorf, bei Baalbek gelegen, als beständige Stiftung für ihre Schulen geschenkt habe. Sie bat noch ihre Committee, die Bittschrift der Drusen um eine Schule im Meidan von Damaskus doch ja zu berücksichtigen und in Hasbeya am Hermon ein Schulhaus bauen zu lassen. Tausende im Libanon und in andern Theilen des gelobten Landes werden mit Dankbarkeit ihr Andenken lebendig erhalten; denn sie wars in erster Linie, die es sich angelegen sein ließ, den Fluch des blutigen Jahres 1860 in einen dauernden Segen zu verwandeln.

Man hat bereits von Syrien her die Eindrücke vernommen, welche der Heimgang dieser Wohlthäterin des Landes dort hervorgebracht hat. „Die Waisenmutter hatte Salomons Weisheit und dabei das demüthige Herz eines Mose; man kann sie eine Märtyrerin heißen, denn sie arbeitete Tag und Nacht, wandernd von Haus zu Haus, mit den Kranken zu beten und den Armen zu dienen. Keine Zunge kann beschreiben, was diese Gerechte alles ausgerichtet hatte; Gerechte heißen wir sie, weil sie stets in die Gerechtigkeit Christi eingehüllt war." So schreiben die, welche ihrem Dienst Alles verdanken.

Eigenthümlich schließt sich daran eine Kunde, welche die Allg. Zeitung (7. Dezember 1869, Beilage) bringt: „Miß Sack, das thätige Glied einer durch Mrs. Thompson in Syrien gegründeten segensreichen Mission, die nicht in dem gewöhnlichen beschränkt konfessionellen Geist wirkt, sondern im allgemein menschlichen Sinn Werke der christlichen Liebe übt, war so überrascht durch die mit der ihrigen im Wesentlichen ganz übereinstimmende Richtung des (Philosophen-) Kongresses, daß sie demselben sofort beitrat, und in einem sehr anziehenden Vortrag über das Wirken der Mission berichtete, die schon 22 Schulen gegründet hat, worin etwa 1600 Kindern Unterricht ertheilt wird, und man

sogar mit den jüdischen und türkischen auch ausgewählte Stücke des alten Bundes und des Korans liest."

Zur Verhütung von Mißverständnissen muß bemerkt werden, daß Frau Thompson zwar in weitherzigster Weise gewirkt hat, aber nur auf dem Boden des positiven Christenthums. Das läßt sich schon aus ihrem erbaulichen Ende schließen, ebenso aber auch aus ihren Anfängen. Als Gattin des Dr. Bowen Thompson hatte sie anderthalb Jahre in Antiochia zugebracht, als ihr Mann nach der Krimm berufen wurde, daher es im Juni 1855 zu einem schweren Abschied kam. Wie sie durch die engen Straßen reitet, strecken sich ihr allerwärts zarte Händchen entgegen und Kinder aller Klassen, natürlich aber auch deren Eltern, rufen ihr herzliche Salams nach mit der flehentlichen Bitte: Komm doch bald wieder!

Nicht nur der Kinder hatte sie sich in Antiochien angenommen, sondern an jedem Sonntag hatte sie ihr Haus bekehrten Armeniern zum gemeinschaftlichen Gebet geöffnet. Jetzt wollte noch mancher, der sich erst vor protestantischen Büchern gefürchtet hatte, welche haben, und in den letzten zwei Wochen hatte sie mehr Erwachsenen im Lesen des Arabischen und Armenischen Unterricht zu geben, als in den vorhergehenden zwölf Monaten. Scheidend stellte sie noch einen aufgeweckten Jüngling an, die Wißbegierigen lesen zu lehren, und dachte daran, solche Lehrer für alle umliegenden Dörfer zu gewinnen.

In Bitias hatte sie die Zahl derer, welche die Bibel für sich selbst lesen konnten, auf 40 gebracht; hatte auch die Harems besucht und türkische und jüdische Weiber Nähen und Sticken gelehrt, während doch allen ihren Bestrebungen die Absicht zu Grunde lag, ein Verlangen nach Einsicht in Gottes Wort bei den verwahrlosten Frauen und Mädchen des Morgenlands zu wecken.

Sie wurde bald darauf Wittwe, hat aber den Rest ihres Lebens in voller Hingebung der Verbreitung von Schrifterkenntniß gewidmet; denn über Gottes Wort freute sie sich wie einer, der eine große Beute kriegt.

Bücherschau.

Paulus. Dramatisches Gedicht in 30 Gesängen von Theodor Fronmüller. Ducherow, 1870 (Buchhandlung des Lehrerwaisenhauses). Preis 24 Sgr. in Relief-Einband mit Goldschnitt Rth. 1. 6.

Der große Heidenapostel darf wohl auch in poetischer Form zu unsern Herzen sprechen; und dieses Büchlein führt uns rasch durch die hauptsächlichsten Scenen seines bewegten Lebens. Wir stehen erst „vor Jerusalem", dann treffen wir Saulus bei der Steinigung des Stephanus, begleiten ihn nach Damaskus, beten mit ihm den

51. Pf. und freuen uns seiner Genesung und seines ersten Zeugnisses. Wieder betritt er Jerusalem und macht sich an die Brüder; doch erst in Antiochia findet er die rechte Arbeit und nun gehts hinaus zu immer neuen Völkern, nach Cypern und Lystra; bald weiter nach Philippi, Athen, Korinth und Ephesus. Nachdem er in Milet sich verabschiedet, reist er nach Jerusalem und verantwortet sich vor dem Volke, vor dem Synedrium, vor Felix, Festus und Agrippa. Wir fahren mit ihm nach Malta und Rom, hören seine Lehre vom Glauben und von der Liebe (1 Kor. 13), sehen ihn vor Nero stehen und wohnen seiner Hinrichtung bei. Ein kurzes Loblied (aus „Jak. 1, 12 und 5, 11" — so ist statt „V. 11" zu lesen) schließt den wohlabgerundeten Cyclus von 30 Gesängen.

Es fehlt uns freilich noch Manches zum ganzen Paulus, schwerwiegende Namen wie Timotheus sind nicht erwähnt, viel weniger ein Eutychus oder Onesimus; in raschem Zuge eilt der Held des Lieds seinem Ziele zu. Andere Seiten dieses reichen Lebens mögen dagegen etwas willkührlich erweitert scheinen, wie z. B. der eingekerkerte Paulus mit Silas abwechselnd den 34. Pf. singt; dann fährt das Erdbeben durchs Gefängniß als ein göttlich Amen und —

Wie auf ein gegeben Zeichen knieen die Gefangnen Alle
Schon geschaaret um die Fremden in des Kerkers weiter Halle;
Keinem lüstets zu entspringen — nein, von höhrer Macht gefangen,
Tieferreget, heilbegierig sie an Pauli Munde hangen.

Und als Paulus den Kerkermeister vom Selbstmord zurückgehalten:

Schnell läßt er das Licht sich reichen, stürzet Paulo nach zur Halle,
Findet — o des Wunderschauspiels — betend die Gefangnen Alle!
Knieend in der Runde lassen sie zerknirscht und tiefgerührt
Längst vergess'ne Thränen thauen, heil'ger Regung zugeführt!

Noch mehr Raum, sich frei zu ergehen, bietet dem reich begabten Dichter das Verhör vor Nero und das Ende des treuen Zeugen. Doch weiß er gerade hier seine Schwungkraft zu zügeln und hütet sich vor allzu freiem Fluge; am liebsten schließt er sich doch durchaus an das Wort der Schrift an, und kein Hauch eines fremden Geistes stört den Genuß des schriftkundigen Lesers. Möge das gelungene Werk auch auf viele der heiligen Schrift fernerstehende Herzen seine Wirkung ausüben!

Tahiti.

Ein Besuch auf Tahiti.

Es sind nun 55 Jahre, daß die Herzen der evangelischen Missionare auf Tahiti nach langen Jahren scheinbar fruchtloser Arbeit znm erstenmal durch die Stimme des Gebets erquickt wurden, die aus dem Munde eines Eingebornen draußen im Gebüsch in stiller Morgenstunde zu dem lebendigen Gott aufstieg. Und etwa halb so lang ist es bereits, daß ein Schrei der Trauer und Entrüstung durch die ganze evangelische Christenheit gieng bei der Kunde von der rohen Gewaltthätigkeit, mit der unter dem Admiral Dupetit Thouars die Franzosen sich in den Besitz dieser lieblichen Insel setzten und die blühende Mission zu zertreten bemüht waren. Da ist es wohl an der Zeit, uns auch wieder einmal dort umzusehen, um der Weiterentwicklung des Werkes zu folgen, das für die Feinde wie für die Freunde der Missionssache lange ihr vorgeschobenster Posten war (Miss. Mag. 1863, S. 535 ff).

Auf den von dem „französischen Protektorat" unberührten westlichern Inseln des Gesellschafts-Archipels arbeiten noch immer in beschränkter Zahl Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft fort, mit deren Gründung der Anfang zur Evangelisirung der Südsee in Eins zusammenfällt. Schon lange ist ihr Haupt-Augenmerk darauf gerichtet, tüchtige Lehrer und Prediger aus den Eingebornen selbst heranzubilden. Die Haupt-Anstalt, in der das geschieht, liegt auf der mit Raiatea von demselben Korallenriff umschlossenen Insel Tahaa, und der Vorsteher dieser Anstalt, Miss. Green ist es, an dessen Hand wir vorerst einen Ausflug nach Tahiti machen und einen Rückblick auf die Geschichte der dortigen Mission werfen.

„Die freie, ungehinderte Thätigkeit der Londoner Missionare wurde bei der französischen Besitzergreifung Tahitis so beeinträchtigt,

ja geradezu unmöglich gemacht, daß die Einen unter dem Druck äußerer Verhältnisse, die Andern aus Gewissensgründen sich von ihrem seitherigen Arbeitsfeld zurückgezogen. Die dadurch ihrer geistlichen Freunde und Führer beraubten Eingebornen waren wenig vorbereitet, den so unerwartet über sie hereingebrochenen Stürmen Widerstand zu leisten, doch blieben sie den kirchlichen Einrichtungen treu, unter denen sie zuerst das Wort des Lebens kennen gelernt hatten, und erwählten sich lieber Lehrer und Berather aus ihrer eignen Mitte, als daß sie davon gelassen hätten. Einige dieser von den französischen Behörden bestätigten eingebornen Geistlichen hatten zwar ungewöhnliche Bildungsmittel genossen, waren aber dessen ungeachtet doch noch Kinder an christlicher Erkenntniß und Erfahrung. Nachdem die Aufregung über die Errichtung des französischen Protektorats sich etwas gelegt hatte, kehrten einige der englischen Missionare nach Tahiti zurück, nur Miss. Howe's Weisheit und Festigkeit aber gelang es, den schwierigen Posten dauernd zu behaupten. Er wußte den aufeinander folgenden französischen Gouverneuren solche Achtung abzunöthigen, daß ihm diese manche persönliche Gunst bewilligten. Obgleich die ihm gewährten Vorrechte vielfach nur indirekter Art waren, waren sie doch für die Eingebornen von unschätzbarem Werth, indem Howe dadurch in den Stand gesetzt wurde, viele ihrer Irrthümer zu berichtigen und ihren sinkenden Muth durch Worte der Liebe und Theilnahme wieder aufzurichten, die von den Lippen ihres väterlichen Freundes wie Thautropfen auf dürstende Seelen fielen. Denn mit der französischen Flagge hielt auch eine wohlorganisirte und festgegliederte katholische Mission ihren Einzug, die selbst in ihrer neuerdings beschränkten Lage immer noch einen beträchtlichen Theil der Jahreseinnahmen der einheimischen Regierung verschlingt. Allein 57,000 Franken davon wurden auf die Erbauung der Kathedrale verwendet, deren Mauern in den letzten 12 Jahren mit langen Unterbrechungen sich zu einer Höhe von etwa 10 Fuß erhoben, während es nun scheint, daß irgendwo eine andere auf festerem Grunde zu bauen angefangen werden muß.

„Obgleich, wie gesagt, in den letzten Jahren die Regierungsbeiträge für die katholische Mission wesentlich beschränkt wurden, soll die letztere doch im Jahr 1867 ihre 65,000 Franken aus der Staatskasse erhalten haben, während für die evangelischen Kirchen und Schulen nur — 6000 Franken bewilligt wurden. Und dennoch hörte

ich kürzlich bei einem Besuch in Tahiti, daß nach ihrem 25jährigen Bestehen die katholische Mission, die jährlich einen so großen Theil des Verdienstes der protestantischen Eingebornen verschlingt, unter einer Bevölkerung von 6000, oder Eimeo mit inbegriffen, von 8000 Seelen nicht volle 600 Anhänger zählt — ein deutlicher Beweis, daß sie nicht populär ist und nicht den Namen der „Volksreligion" verdient.

„Im Jahr 1863 wurde der von der evang. Mission zu Paris ausgesandte Miss. Arbousset, dem bald sein Schwiegersohn Atger folgte, von dem ehrwürdigen alten Howe und dem zu seinem Nachfolger als Hafenprediger für die englischen Schiffsmannschaften bestimmten Morris freudig willkommen geheißen. War doch zu hoffen, daß französische Brüder ungehinderter als englische unter der jetzigen Regierung der Insel der Verbreitung des Katholizismus, an der von Seiten der Priester mit so großem Eifer gearbeitet wird, werden entgegenwirken und wider die einreißende Lauheit in den evangelischen Gemeinden kräftiger zeugen können! Kurz darauf wurde die Mission durch die Pariser Sendboten Vernier und Vienot verstärkt; auch so noch ist dieselbe aber durchaus nicht auf eine dem Bedürfniß entsprechende Weise besetzt, denn die Tahitier haben jetzt den Unterricht und die weise Leitung europäischer Missionare so nöthig als je, und in gewissem Sinn ist es fast eine schwerere Aufgabe, falsche Ansichten von der Schriftlehre und tiefgewurzelte Vorurtheile zu bekämpfen, als neubekehrte Heiden fester in der evangelischen Wahrheit zu gründen.

„Die tahitischen Gemeinden sind mit Einschluß des schönen benachbarten Eimeo, das neuerlich unter dem Namen Moorea aufgeführt wird, aus 37 in 21 zusammengeschmolzen worden, die größtentheils unter der Pflege eingeborner Pfarrer stehen. Diese sind mir in Betreff ihrer Begabung, ihres sittlichen Standpunktes und ihrer Befähigung für ihren Beruf als auf sehr ungleichen Stufen stehend geschildert worden; mehrfach fehlt die Kraft, wirkliche Kirchenzucht zu üben. Einigen von ihnen sind aus unsrer Anstalt in Tahaa hervorgegangene junge Männer beigegeben, auf welche die Hauptverantwortlichkeit des Werks gelegt wurde, und durch deren Einfluß die Gemeinden theilweise neu belebt worden sind.

„Trotz der Beschränkungen, denen die Missionare in Tahiti unterworfen sind, herrscht dort jetzt eine wohlthuende Unparteilichkeit

in der Anwendung der Gesetze auf Katholiken und Protestanten. Beide sind durch die Verordnungen der Regierung in der Weise in ihren Rechten geschützt, daß kein Pfarrer oder Priester ohne die besondere Einladung eines andern Geistlichen in dessen Bezirk predigen und ebenso ohne Aufforderung von Seiten der Lokalbehörde keine neue Schule oder Kirche gründen darf. So kommt es, daß die Katholiken sich bisher weder in Moorea noch auf irgend einer der jetzt unter französischem Protektorat stehenden Austral-Inseln festzusetzen vermochten. In diesem Einen Punkt sind wir die durch die bestehenden Gesetze Begünstigten und genießen wirklichen Schutz gegen die Uebergriffe des Papstthums.

„Dagegen soll den Tahitiern die Gründung eines Hilfsvereins für unsere Mission untersagt sein. Daß dessenungeachtet die tahitischen Christen aber dankbar ihrer geistlichen Väter gedenken, von denen sie in den Tagen ihrer Kindheit mit der lautern Milch des Evangeliums genährt wurden, bewies mir klar genug die außerordentliche Herzlichkeit und die ungeheuchelte Freude, mit der ich in Tahiti von vielen, in Moorea von allen Gemeinden empfangen wurde. Sie baten mich, doch wieder zu kommen, ja an manchen Orten wollte man mich mit Gewalt festhalten. Den Tag vor meiner Abreise nach England kam eine lange Procession von 80 Gemeindegliedern Papeete's mit Vertretern anderer Gemeinden, von dem würdigen eingebornen Hilfsgeistlichen Daniela angeführt, vor Miss. Morris Haus, Alle mit Geschenken von Cokosnüssen, Yams, Melonen, Bananen, Hühnern und Schweinen beladen, die sie demselben gegenüber auf den Boden niederlegten. Dann hielt Daniela eine Ansprache an mich und meine Frau und bat uns im Namen der Missionare Morris, Atger, Vienot und Vernier und in dem sämmtlicher tahitischer Brüder, diese Zeichen ihrer Liebe zu uns zugleich als einen Ausdruck ihrer Liebe zu der Gesellschaft und den Missionaren zu betrachten, die ihnen zuerst das Wort des Lebens gebracht haben, und zu denen sie noch immer ihre Blicke um Hilfe richten. Daran knüpfte er die dringende Aufforderung, wir möchten doch nicht in England bleiben, sondern nach Tahiti zurückkehren, um da unter ihnen, den noch Unwissenden und Blinden zu leben. Der Werth der Geschenke betrug 50 Dollars.

„Noch muß ich hinzufügen, daß die Eingebornen, mit denen ich zusammentraf, mir in der ansprechendsten Weise ihre Freude über

die Besuche ausdrückten, die Miss. Morris Sonntags da und dort außerhalb Papeete's zu machen pflegt. Bei dem Ausflug, den ich auf Moorea machte, hatte ich große Freude am Zustand der dortigen Gemeinden. Die strenge Kirchenzucht, die darin gehandhabt wird, scheint sie vor vielen der Uebel zu bewahren, die in Tahiti nur allzu häufig sind, und ich habe alle Hoffnung, daß wenn erst Miss. Vernier, der vorerst in Papeete festgehalten wurde und ein Mann der rechten Art zu sein scheint, sich ganz in Moorea niederlassen kann, die dortige Kirche noch fröhlicher wachsen und gedeihen wird. Drei der dortigen Gemeinden werden von hoffnungsvollen jungen Männern bedient, die sämmtlich aus unsrer Anstalt in Tahaa hervorgiengen. Bis vor Kurzem schien die Regierung bei aller Anerkennung ihrer Leistungen eine große Abneigung gegen die Wahl unsrer Tahaa-Zöglinge zu Pfarr- und Lehrerstellen zu haben; kürzlich aber ist die amtliche Bestätigung von vier der schon früher von bestimmten Gemeinden Gewählten erschienen. Der Gehalt, den sie vom Staat erhalten, ist gering genug — nur 3—4 Dollars monatlich."

Hören wir nun aber auch Vernier selbst, der am 2. Sept. 1869 schrieb: „Unsere dießjährige Prediger-Konferenz fand im Pfarrhaus zu Papeete statt, was ihr natürlich einen viel vertraulichern Charakter verlieh als sonst. Die erste Zusammenkunft war fast ausschließlich der gegenseitigen Erbauung und Ermahnung gewidmet. Mit wenigen Ausnahmen hatten die eingebornen Prediger sich alle schon vor der festgesetzten Zeit eingefunden. Zuerst erinnerten die Missionare Atger, Morris und Vernier ihre Mitarbeiter an die Heiligkeit des Predigtamtes und der Verpflichtung, die es seinen Trägern auferlegt, durch persönliche Frömmigkeit der Heerde voranzuleuchten, und wiesen sie auf die Quellen hin, aus denen dazu Licht und Kraft zu schöpfen ist. Dann ergriff Terani, der Pfarrer von Paera, das Wort und erwiederte: 'Ihr Prediger weißer Farbe ermahnet uns, Muth zu fassen zu dem Werk, das der HErr uns anvertraut hat, und unsrem Amte durch unsern Wandel Ehre zu machen. Ach ja! Viele unter uns haben solche Worte nöthig; denn es gibt etliche, die das Evangelium wohl in der Kirche verkünden, deren Leben aber ihrem Amte Schande macht. Sie reden wohl, aber sie thun nicht darnach. Laßt uns der Wächter auf Zions Mauern nicht vergessen, von denen Ezechiel spricht: Sie haben die Pflicht, den Feind zu beobachten. Wenn sie bei seiner Annä-

herung nicht ihre Stimmen erheben, ist das Blut der Erschlagenen auf ihrem Haupt. Ja, es ist eine schwere Verantwortung um das Predigtamt! Wir sind nicht alle wahre Wächter der Kirche, obwohl wir Alle denselben Namen haben. Unsere weißen Brüder predigen, und dann gehen sie hin und handeln auch ihren Lehren gemäß. Wie steht es aber um uns? Meine Freunde, ermannen wir uns und erheben wir laut unsre Stimmen, damit die Kinder dieser Welt nicht sagen können: 'Seht, diesen Pfarrer; er hat das und das gethan.'"

Bei der zweiten Zusammenkunft trug zuerst Miss. Vernier seinen Bericht vor. Es waren erst neun Monate, daß er von Papeete nach Papetoai auf Moorea übergesiedelt war, doch hatte der HErr den Anfang auf dem neuen Arbeitsfeld gleich mit Seinem Segen begleitet. Er durfte viele Beweise warmer Anhänglichkeit von Seiten seiner Gemeindegliedern sehen und in manchen Herzen die Regungen eines neuen Lebens wahrnehmen. Die Diakonen entfalteten viel Eifer in Haus- und Krankenbesuchen und zwanzig weitere Seelen waren in den letzten Monaten durch die erstmalige Feier des h. Abendmahls in den vollen Genuß aller Vorrechte der Gemeinde Christi eingetreten. Im Feuer der ersten Liebe hatten diese Neubekehrten mehrere Wochen hindurch ihre Nächte damit zugebracht, ihre alten Sündengenossen zu ermahnen, sie möchten doch auch zu Jesu kommen und bei Ihm das ewige Leben suchen. — Auch Ursache zur Trauer gab es freilich: Zwei Männer und eine Frau fielen den Verlockungen der Welt zum Opfer und mußten aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Dem Wunsche mehrerer Familien entsprechend, hatte Vernier eine Schule eröffnet, in welcher der ganze Unterricht in französischer Sprache ertheilt wird. Er nimmt in dieselbe jedoch nur Kinder auf, die in ihrer Muttersprache bereits lesen können. Sie zählte damals 36 Schüler, welche sämmtlich Nachmittags auch die im Ganzen von 76 Kindern besuchte Schule benützen.

Anstatt einen Ueberblick über das ganze Inselchen mit seiner Bevölkerung von nur 1260 Seelen zu geben, forderte Vernier nun seine eingebornen Mitarbeiter auf, selbst über ihre Gemeinden zu berichten. Da erzählte der Eine: Gegen das Ende des Jahres 1868 und bis zum verflossenen Jahr blühte meine Gemeinde. Seither aber mußte ich etliche Glieder wegen ihres Wandels ausschließen. Mein Herz ist von Schmerz erfüllt, aber ich lasse den Muth nicht

sinken: die 120 Brüder und Schwestern, die noch immer die Gemeinde bilden, üben einen starken Einfluß zum Guten. — Der Andre hob an: „Meine Freunde, ich will euch das Gute und Schlimme sagen, das ich in meiner Gemeinde sehe. Ich bin jetzt zwei Jahre bei ihr. Anfangs war sie lebendig. Ich hielt in meinem Hause Versammlungen für die Diakonen, denen ich das Wort Gottes auslegte. Zwei Monate lang kamen dieselben fleißig, dann wurden sie es müde. Mit Ausnahme einiger Weniger sind sie jetzt von entsetzlicher Trägheit; etliche mußte ich auch ihres Amtes entsetzen. Das Beispiel dieser Letzteren hat nachtheilig auf die Gemeinde gewirkt, und viele Glieder haben sich mit ihnen zu strafbaren Dingen vereinigt. Vergeblich warnte ich sie; sie haben ihren Nacken steif gemacht. Was mein Herz etwas darüber tröstet, sind 20 Neubekehrte, die ich für die Abtrünnigen aufnehmen durfte." — Der Dritte konnte fröhlicher sprechen: „Wenn ich den jetzigen Zustand meiner Gemeinde betrachte, so darf ich ihn ermuthigend heißen. Gott hat mir bisher Seinen Beistand geschenkt, und bei Ihm suche ich auch Kraft für die Zukunft. Ich fühle mich glücklich trotz der Last, die ich täglich zu tragen habe."

Nachdem die Berichte über Moorea zu Ende waren, stattete Atger den seinen über sein Werk in Papeete ab. Von den Schulen lautete er nicht gerade erfreulich. Die Kinder kamen nicht regelmäßig und betrübten ihre Lehrer durch ihre Gleichgiltigkeit. Die Einen hielten sich unterwegs auf, andre blieben zu Hause, noch andre besuchten die Schulen der katholischen Priester. Der fühlbare Mangel an Vertrauen von Seiten einiger Eltern that den Lehrern schmerzlich weh; die Gemeindeglieder wurden daher ernstlich ermahnt, ihre Kinder doch in der evangelischen Wahrheit unterrichten zu lassen. Besser stand es in dem nahen Papaoa, wo die Kinder sich fleißig zeigten und auch sichtbare Fortschritte machten. — Die Gemeindeglieder in Papeete hatten seit einiger Zeit angefangen, eine aus dem Englischen übersetzte kleine Religionslehre auswendig zu lernen und kommen jeden Freitag Abend zusammen, das Gelernte herzusagen. Diese Gedächtnißübungen trugen viel dazu bei, den religiösen Eifer zu beleben; überhaupt war eine vermehrte Rührigkeit, den Seelen nachzugehen, von erfreulichem Erfolg begleitet. Die Subscription zur Erbauung einer neuen evangelischen Kirche, zu der innerhalb weniger Wochen die fremden Residenten 8000 Franken beisteuerten,

hatte auch eine ermuthigende Wirkung. Und doch ist im Ganzen genommen der religiöse Zustand Papeete's weit mehr betrübend als erfreulich. Diese Hafenstadt ist eine furchtbare Lasterhöhle, und den Gemeindegliedern fehlt leider der moralische Muth, dessen sie bedürften, den Versuchungen aller Art, die auf sie hereinstürmen, siegreich zu widerstehen. Eine tiefe Entmuthigung beschleicht oft den Seelsorger, wenn er Personen, auf deren Frömmigkeit er zählte, in schwere Sünden fallen sieht. Die arme Gemeinde in Papeete gleicht einem vom Winde hin und hergeworfenen Schiff. Der Sturm der Leidenschaften rüttelt es von allen Seiten, und drohend steigen die trüben Wogen des Lasters daran empor. Wohl ist es da am Platz, zum HErrn zu schreien, wie einst die Jünger thaten.

Nun sprachen der Reihe nach auch die eingebornen Prediger Tahitis. „Trotz aller Schwachheit ist meine Gemeinde bis jetzt dem Evangelium treu geblieben, aber sie gleicht manchmal einem auf eine Sandbank gerathenen Schiff, und alle Kinder stehen im Unterricht der Priester," berichtet der Erste. — „Zwanzig Jahre hindurch wechselten bei meiner Gemeinde Zustände der Erschlaffung und neuer Regsamkeit zum Guten, bis unter dem Einfluß eines himmlischen Gnadenregens im Jahr 1868 eine liebliche Erweckung stattfand," sagte der Zweite. „Kürzlich aber ist mein Herz tief betrübt worden, indem einige Glieder sich bei einem von Europäern gegebenen Banquet betranken." — Ein Diakon mußte melden, daß katholische Priester in seinem Distrikt eingedrungen seien. Die evangelische Gemeinde hielt zwar wacker Stand, aber der für sie bezeichnete eingeborne Prediger wollte sein Amt unter ihr nicht antreten, weil ihm der damit verbundene Gehalt ungenügend erschien. — Der Vierte der eingebornen Geistlichen konnte rühmen: „Fünfzig Personen haben kürzlich ihren todten Werken entsagt, um sich in den Dienst Christi zu stellen. Es ist daraus viel religiöse Thätigkeit entsprungen, und die Gemeinde ist voll Leben und Eifer. Es haben sich kleinere Gruppen gebildet, die zusammen Bibelsprüche auswendig lernen und einander ermuntern, auf dem guten Weg auszuharren und rüstig vorwärts zu schreiten. An den Kommunionssonntagen vereinigen sich alle diese Gruppen in der Kirche, um ihre auswendiggelernten Schriftabschnitte herzusagen und mit einander zu singen und zu beten. — Der Fünfte erzählte vom Tod dreier Diakonen und eines Bruders, die er nun unter der seligen Schaar der Erlösten glaubt. Die

ganze Gemeinde war im Gebet vereinigt, während sie ihren Gang durchs Todesthal antraten. Einige in Sünden gefallene Gemeindeglieder, die ausgeschlossen werden mußten, wurden durch andre ersetzt. — Der Sechste berichtete: „Mein ganzer Bezirk ist verlangend das Wort Gottes zu hören — Kinder wie Greise, die noch in der Irre gehenden Schafe, wie die, die bereits zur Heerde Jesu gehören. Jeden Mittwoch Abend bilden sich an verschiedenen Plätzen Gruppen, um gemeinsam einen Abschnitt der h. Schrift zu betrachten und auswendig zu lernen. Sonntag Abends versammelt man sich unter dem Vorsitz des Pfarrers in der Kirche, um Rechenschaft abzulegen von dem, was sie in der Woche gethan haben. Die Kinder sagen zuerst ihre Sprüche auf und begleiten sie manchmal mit einigen netten Bemerkungen; dann kommt die Reihe an die jungen Leute, die Erwachsenen und die Alten. Einige legen von Zeit zu Zeit Dispositionen zu Predigten vor; zuweilen wird auch noch ein Theil des Montags auf diese gesegneten Uebungen verwendet. Zur Abwechslung singt man Lieder und trinkt Thee." — Der Siebente dagegen klagte: „Bei uns hat die Gleichgiltigkeit den höchsten Grad erreicht, die ganze Gemeinde schläft, und Alles bleibt beim Alten. Die Diakonen sogar wollen dem Pfarrer nicht am Netz des Evangeliums ziehen helfen." — Erfreulicheres hatte der Achte zu melden: „Trotz aller Anstrengungen der Priester, die uns einige Schafe und Lämmer entführt haben, ist die Heerde noch voll und eifrig zu guten Werken." — Um so betrübter erhob sich die Stimme des Neunten: „Meine Gemeinde bietet gerade jetzt den allertraurigsten Anblick dar. Es ist keinerlei Eifer zum Guten spürbar, weil die Trunksucht sich unter uns eingeschlichen hat. Unsere Leute, die im Dienst der Regierung am Straßenbau arbeiten, erhalten von ihr neben Lebensmitteln auch — Wein und Branntwein. Man hat sich an diese gefährlichen Getränke gewöhnt, und ich muß es bekennen, ich selbst so gut wie die Andern."*)

*) Damit vergleiche man, was J. Garnier in seiner Beschreibung von Tahiti sagt: „Die Tahitier sind entschiedene Säufer Sie würden Alles, was sie besitzen, für Spirituosen hergeben, so daß die Regierung den Verkauf derselben durch Europäer ganz verbieten mußte, und die Insulaner streng bestraft, wenn sie Liqueure trinken, welche sie aus Orangen zu bereiten lernten. Sie betranken sich, indem sie dieses Getränk massenhaft ausschlürften, und führten dann unter sich jene ausgelassenen Tänze auf, welche so beliebt waren, als wir dahin kamen." Der französische Reisende spricht allzugünstig von den Maßregeln der Regierung.

Der Zehnte sprach: Bei uns wechseln Zeiten der Erschlaffung und des Eifers; die Wochengottesdienste werden nicht regelmäßig besucht, doch ist ein Theil der Gemeinde in guter Verfassung.

Zuletzt nahm noch Pomares Schwager, der Pfarrer von Papaoa, das Wort: „Die Heerde, die der HErr mir anvertraut hat, ist gegenwärtig in einem erfreulichen Zustand. Fünf neue Seelen sind zum h. Abendmahle zugelassen worden. Jeden ersten Sonntag des Monats versammelt sich die Gemeinde Abends nach den gewöhnlichen Gottesdiensten, und die Brüder ermahnen einander gegenseitig, was von sichtbarem Segen begleitet ist." — Zwei eingeborne Prediger, die nicht persönlich erscheinen konnten, hatten eingehende Berichte gesandt. Der eine derselben rühmte den Zustand der Gemeinde und den Eifer der Lehrer und Schulkinder; der andre lautete: „In den letzten fünf Jahren ist die Zahl der Gemeindeglieder von 64 auf 218 gestiegen. Wir haben Zeiten großen geistlichen Wachsthums gehabt, neuerlich aber führt der Arge alle seine Geschütze auf, das Werk Gottes zu zerstören. Spielwuth und Trunksucht kommen auf. Der Distriktshäuptling, obwohl zugleich Diakon, ist ein Hauptbeförderer dieses Aergernisses und droht sogar, diejenigen zu bestrafen, die sich eine Bemerkung über seinen Lebenswandel erlauben."

Bei der dritten Zusammenkunft beschäftigte man sich mit den Maßregeln, wodurch den in den Gemeinden sich offenbarenden Uebeln entgegengewirkt werden könnte. Man besprach sich über Sonntagsschulen, über die Schule für Erwachsene in Papeete, über das zu beobachtende Verhalten gegen Gemeindeglieder, die sich dem Trunke ergeben oder grobe Sünden in ihren Häusern dulden, über die ungenügende Besoldung der Prediger, die Bedingungen, unter denen Glieder einer andern Kirche zum h. Abendmahl zugelassen werden sollen, und die einreißende Sitte, Sonntags große Gastmähler zu geben.

Interessant ist der statistische Ueberblick, mit dem Vernier seinen Bericht schließt. Die Zahl der Abendmahlsgäste belief sich im Jahr 1866 in Tahiti und Moorea auf 2100; 1867 auf 2153; 1869 auf 2662; somit stieg sie in den zwei letzten Jahren um 509 Seelen. Höchst bedenklich aber steht diesem erfreulichen Verhältniß ein anderes gegenüber. Im Jahre 1866 wurden die evangelischen Schulen von 1451; Anno 1867 von nur 1294 und 1869 von 1209 Kindern besucht. So wenig Proselyten die Katholiken auch unter den Erwachsenen

machen, so schnell fällt ihnen die Jugend zu. Ein Drittel der Kinder gehört bereits den Priestern, die sich nicht damit begnügen, sie Werktags in den Schulen zu unterrichten, sondern sie Sonntags auch in die Messe führen.*) „Wenn ich unsre gegenwärtige Lage und Schwachheit der uns gestellten Aufgabe gegenüber betrachte," bemerkt Vernier, „überfällt mich eine tiefe Traurigkeit, aus der ich mich nicht anders aufzurichten vermag als durch einen Blick auf die Berge, von denen uns Hilfe kommt."

Es bleibt nun nur zu wünschen, daß die Pariser Freunde die angetretene Arbeit auch mit ganzer Energie fortführen und namentlich ihre Schulen zu heben trachten. Die Tuamotu Gruppe, die aus 65 Inseln mit über 10000 Einwohnern besteht, scheinen sie, weil ihre eigenen Kräfte kaum für Tahiti und Moorea zureichen, den Londoner Brüdern überlassen zu haben. Von diesen niedrigen, fast unnahbaren Koralleneilanden sind nur 4 oder 5 wirklich evangelisirt; auf der Hauptinsel Aana, die schon 1819 das Heidenthum aufgab und Lehrer von Tahiti annahm, haben sich nun auch römische Priester eingefunden. Anderwärts bauen die Leutlein Kirchen, wissen aber nicht, wie darin Gottesdienst halten, und lassen sie darum einstweilen geschlossen; oder gestehen sie, sie haben keine Religion, verstehen nicht wie man beten soll, und wünschen daß man sie's lehre. So haben nun die Seminaristen von Tahaa diese kleinen Eilande, von denen einige nur wenigen Familien zum Wohnplatz dienen, in besondere Affection genommen und ihrer fünf betreiben gegenwärtig dort die Missionsarbeit unter Greens Leitung. —

Passend reiht sich an obigen, tiefer ins innere Leben der Gemeinden eingehenden Bericht noch die flüchtige Schilderung einer kurzen Einkehr auf einigen Inseln des Gesellschafts-Archipels und der Hervey-Gruppe aus der Feder eines hochkirchlichen, sich stark dem Katholicismus zuneigenden Mannes, dem die französische Besitzergreifung Tahitis und das Auftreten der römischen Priester in der Südsee überhaupt in anderm Licht erscheint als uns; um so unparteiischer ist aber gewiß sein Urtheil über das was die evangelische Mission

*) Die Regierung begünstigt die katholischen Schulen in auffallender Weise, wenn sie auch nicht mehr so grob drein fährt, wie Gouverneur Saisset 1859 that, da er die evangelischen Schulen geradezu schloß, um den katholischen freien Lauf zu lassen.

dort geleistet hat. Folgen wir indeß seinen Mittheilungen Zug für Zug.*)

„Gewöhnlich dauert die Ueberfahrt von Neuseeland nach Tahiti 20—30 Tage; in unsrer schnellsegelnden „Eugenie" erblickten wir jedoch schon am 14. Tage nach unsrer Abfahrt von Auckland die hohen Bergspitzen dieses reizenden Eilands. Obgleich nicht die größte Insel der Gruppe, hat es doch 50 Stunden im Umfang und besitzt auf seiner Westseite einen breiten Strich fruchtbaren Tieflands, den ein Korallenriff vor dem Anprall der schäumenden Brandung schützt. Weite Lücken in diesem Riff lassen gleich geöffneten Pforten die größten Schiffe in den sichern Ankergrund der spiegelglatten Wasserfläche um die Buchten her ein. Hinter den kristallhellen Fluthen liegen längs des im reichsten Grün prangenden Ufers da und dort Dörflein von leichten ovalen Bambushütten, hübsche aus Holz und Korallen erbaute Kirchlein und die stattlichen Wohnungen der Häuptlinge halb zwischen Orangen-, Brodfrucht- und Bananenbäume versteckt und von schlanken Kokospalmen beschattet, die den Bewohnern ihren bedeutendsten Ausfuhrartikel liefern. Unter den vielen köstlich duftenden Bäumen und Sträuchern stechen die gelben Blüthen des Hibiscus und die glänzendrothen des Oleanders besonders schön von dem dunkeln Laube ab.

„Im Jahre 1840 führte die etwas gewaltthätige Ausweisung einiger französischen Priester zur Errichtung eines französischen Protektorats über die eingeborne Regierung Tahitis. Die Gesetze und Verordnungen werden noch immer im Namen der rechtmäßigen Königin Pomare IV erlassen, in Wirklichkeit ist aber der kaiserliche Gouverneur der eigentliche Regent der Inseln, die durch einen erzwungenen Vertrag unter französische Oberhoheit kamen. Ausgenommen von dieser sind indeß Huahine, Raiatea, Borabora und die übrigen westlicheren Eilande, die sämmtlich unabhängig blieben. Die Königin und ihre Anhänger lieben diese Fremdenherrschaft nicht, doch ist dieselbe keineswegs herb, und die Anwesenheit einer europäischen Macht hat der ganzen Gruppe bedeutende materielle Vortheile gebracht. Die ohnedieß laxen Sitten der Tahitier haben freilich durch den

*) A visit to Tahiti and some other islands of the Pacific during the year 1868 by David Rough, Esq. of H. M. Civil Service. Mitgetheilt in Mission Life. 1869.

Verkehr mit einer französischen Garnison und französischen Offizieren nicht gewonnen. Es besteht eine Kopfsteuer und auch der Handel unterliegt einigen Abgaben, aber ein beträchtlicher Theil der Verwaltungskosten wird aus dem kaiserlichen Schatz bestritten, und es ist schwer einzusehen, welchen Vortheil ein so kostspieliges Protektorat Frankreich gewähren kann. Die Hauptstadt und zugleich der Sitz der Regierung ist das am Südwest-Ende der Insel gelegene Papeete.

„Die Waarenlager und Wohnungen der Kaufleute, die Werften längs des Napoleons-Kais, der Palast der Königin, das Regierungsgebäude, der Gerichtshof, die Kasernen, das Spital und andere öffentliche Gebäude, die nebst einigen hübschen Privathäusern und Gärten mit dem Kai gleichlaufende schattige Straßen bilden, verleihen der Stadt, die auch einen Bischof und eine im Bau begriffene Kathedrale hat, ihr Hauptgepräge. Der Hafen wird häufig von französischen, englischen, und amerikanischen Kriegsschiffen und von kalifornischen, australischen und chilenischen Kauffahrern besucht, denn Tahiti ist der Mittelpunkt des Handels mit den verschiedenen Inseln seiner Nachbarschaft.

„Seine im Zunehmen begriffene Ausfuhr an Kokosnußöl, Baumwolle und andern Produkten beläuft sich schon jetzt jährlich auf mehr als 240,000 fl. Bei einer Bevölkerung von gegen 10,000 Eingebornen sollte freilich der Betrag der zu Markte gebrachten Produkte weit größer sein; allein Brodfruchtbäume und Bananen gedeihen fast ohne Pflege, und einige Stunden täglicher Arbeit genügen, jede Familie mit Yams, Taro und Fischen zu versorgen, so daß niemand gern für Lohn arbeitet und jedermann sich damit begnügt, europäische Zeuge und andere kleine Luxusgegenstände aus dem Erlös der Orangen und des Kokosnußöls zu bestreiten, das sie mühelos von den sich anmuthig über ihre Wohnungen herneigenden Bäumen gewinnen. Da sie kein Verlangen tragen, Schätze aufzuhäufen, deren sie nicht bedürfen, und keine Furcht vor Mangel kennen, betrachten sie das „süße Nichtsthun" als den größten Lebensgenuß.*)

*) Zur Ergänzung dieser Schilderung vom Leben auf Tahiti mag dienen was J. Garnier berichtet: „Im Distrikt Atimaono, im Norden der Insel, erreicht die Ebene, die das Meer bekränzt, ihre größte Ausdehnung, ungefähr 3 Kilometer in der Breite. Dort befinden sich seit dem Jahr 1864 die großen landwirthschaftlichen Niederlassungen einer reichen englischen Gesellschaft. Diese kaufte damals 4000

„Die Tahitier sind ein fröhliches, wohlwollendes, entgegenkommendes Völklein, das gerne im Schatten seiner schönen Bäume plaudert und mit seinen Kindern spielt oder Abends sich gruppenweise versammelt, um „Hyminies" zu singen, wie man dort sagt. Diese Zusammenkünfte haben aber ihren ursprünglich religiösen Charakter in betrübender Weise verloren. Viele Tahitier sind von sehr schöner Gestalt. Gewöhnlich tragen sie weite Gewänder von europäischen Zeugen und große Strohhüte eigener Fabrikation. Einen recht malerischen Anblick gewähren ihre schwarz seidenen und leichten bunten Kleider, wenn sie am Namenstag des Kaisers in Schaaren hinaus ziehen, die ihnen von der Regierung bereiteten Belustigungen zu genießen. Die Frauen sind von sehr einnehmendem Wesen, doch liegt in ihrem Ausdruck etwas Mattes und Sinnliches.

„Einige Jahre nach der Errichtung des Protektorats waren den Protestanten strenge Beschränkungen auferlegt, jetzt herrscht ihnen gegenüber völlige Duldung. Es sind evangelische Geistliche aus Frankreich geschickt worden, und eingeborne Lehrer werden von der Regierung in den Dorfschulen verwendet. Während meines kurzen Aufenthalts in Tahiti residirte die Königin in einem Dorf an der Ostküste der Insel. Da ich den Wunsch hatte, die Nachkommin einer Regentenfamilie zu sehen, die der Sache des Christenthums wesentliche Dienste geleistet hat und deren Verwicklungen mit der Regierung Ludwig Philipps auch in andern Welttheilen Theilnahme erregten, gab mir Miss. Morris ein Empfehlungsschreiben an sie, das mir nicht nur einen überaus freundlichen Empfang, sondern auch Gelegenheit verschaffte, einen höchst interessanten Theil der Insel zu sehen.

„Der Weg von Papeete nach dem Osten führte uns in der

Hektaren dieses vorzüglichen Bodens um einen sehr geringen Preis und setzte dann 1600 chinesische Kulis dorthin, unter deren ausdauernden Arbeiten diese flachen, mit einer mächtigen Lage Humus bedeckten Strecken bald von breiten bequemen Straßen durchzogen, und dieselben mit unzähligen Bananen und Fruchtbäumen besetzt wurden. Die verwilderten und unnützen Waldungen wurden ausgerottet und auf dem Platze verbrannt und an deren Stelle kolassale Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle und Kaffeebäumen angelegt. Die zahlreichen Behausungen dieser Kolonie erstrecken sich bis zum Meeresstrand, und bilden ein großes und malerisches Dorf; der Hafen selbst war durch zahlreiche kleine Schiffe belebt. All' diese, durch die Arbeit veranlaßte Bewegung bildete einen auffallenden Contrast gegen die Ruhe und Unthätigkeit, die im Uebrigen auf der Insel herrscht."

Nähe von Point Venus vorbei, wo Cook den Durchgang dieses Planeten durch die Sonne beobachtete. Auf beiden Seiten des Wegs gewähren Baumreihen angenehmen Schatten, und Pflanzungen, Dörfer und Kaufleuten gehörige Landhäuser beleben die Gegend. Point Venus bildet eine Seite der Matawai-Bai, wo Wallis und Cook den ersten Verkehr mit den Eingebornen hatten und die Bounty vor jener Meuterei, in deren Folge die Pitcairn-Insel bevölkert wurde, so lange vor Anker lag. Hier landete auch das erste Häuflein aufopfernder Missionare, das im März 1797 auf dem 'Duff' in Tahiti anlangte, um den Insulanern das Evangelium zu bringen. Ein im herrlichsten Grün prangender Landstrich umsäumt die hohen Berge, die sich in einiger Entfernung erheben; von weitästigen Bäumen beschattet liegen die Häuser der Eingebornen da; ein Gebirgsstrom rauscht murmelnd der blauen See zu, auf der leichte Kähne dahingleiten und in der Ferne stolze Schiffe segeln. Die Insulaner kommen den Fremden nicht mehr mit jener warmen Freundschaft entgegen, mit der sie die ersten Seefahrer willkommen hießen; ihre Töchter schwimmen nicht mehr gleich Meernymphen um die Schiffe her, die Herzen der Schiffer gefangen zu nehmen; doch machen es freundliche Grüße von beiden Geschlechtern und zärtliche Blicke anmuthiger Frauengestalten noch immer begreiflich, wie müde Seeleute verlockt werden konnten, selbst unter Lebensgefahr das harte Loos und die strenge Mannszucht auf den königlichen Schiffen mit dem müheloſen Dasein im zauberischen Tahiti zu vertauschen.

„Der kaiserliche Bevollmächtigte hat mit feinem Takt den weitästigen Tamarindenbaum in der Nähe des Ufers, den Cook gepflanzt haben soll, umzäunen und unter sorgfältigen Schutz stellen lassen. Von diesem Punkt bis zur Ostseite der Insel wird der Weg sehr eng und uneben, da er über hohe, vorspringende Klippen, oder auf deren, dem Meere zugekehrter Seite, über in den Fels gehauene Pfade führt; dazwischen hinein windet er sich auch wieder in Thäler hinab, wo Dörfer, Pflanzungen und Fischerkähne an der weißen, sandigen Bai einen belebten Gegensatz zu den majestätischen Bergen und der feierlichen Stille der sich tiefer landeinwärts öffnenden Schluchten bilden.

„Gegen Sonnenuntergang erreichte ich das Dorf Icaire, und wurde von dem Häuptling, bei dem die Königin zu Gaste war, ungemein artig empfangen. Es wurde mir ein Zimmer zur Verfü-

gung gestellt, und Pomare selbst kam und schüttelte mir herzlich die Hand. Bei Tisch saß ich neben ihr, und da auch ihre Schwiegertochter, die junge Königin von Raiatea, die von Miss. Howe erzogen wurde, zugegen war, hielt es nicht schwer, den Abend mit Gesprächen über die Lage Neuseelands und den dortigen Stand des Christenthums zuzubringen. Ehe man sich zur Ruhe begab, hielt der Häuptling, der zugleich der Prediger des Dorfes ist, die Familien-Andacht, wobei die Königin und ihre Schwiegertochter zwischen ihren Dienern niederknieten. Die französischen Behörden behandeln Pomare, eine beleibte ältliche Dame, mit Achtung und dem ihrem Rang gebührenden Ceremoniel. Sie hat ein beträchtliches Einkommen, und ihr Palast in Papeete wird, wenn er vollendet ist, reich ausgestattet werden. Bei festlichen Gelegenheiten trägt sie ein prunkendes Sammtkleid und ein Juwelen-besetztes Diadem; im Allgemeinen aber finden die Tahitier die europäische Kleidung lästig und ziehen es vor, sich in weiten, leichten Gewändern frei zu bewegen, in ihren klaren Bächen zu baden und so wenig als möglich zu arbeiten.*)

„Der Gemahl der Königin ist gleich ihren Söhnen ein hochgewachsener Mann, aber sonst in keiner Weise ausgezeichnet.**) Sehr leid that es mir, auf dem Rückweg einer Abtheilung französischer Gensdarmen zu begegnen, die im Begriff waren, einen ihrer Söhne wegen einer an einigen seiner Landsleute verübten groben Gewaltthat festzunehmen. Die Königin hat ein Enkelkind, an dem

*) J. Garnier erzählt: „Ich konnte mich nicht entschließen, Tahiti zu verlassen, ohne die Königin Pomare IV gesehen zu haben — was übrigens nicht schwer zu erreichen ist. Sie lebt ohne allen Pomp in ihrem Palast, und fürchtet nichts so sehr als ceremoniöse, gezwungene Besuche, welche sie als das größte der von Europa eingeführten Uebel betrachtet Ich hatte die Ehre, durch einen der Günstlinge der Königin vorgestellt zu werden, welche ich mit einigen Prinzessinen ihres Gefolges beim Kartenspiel antraf. Pomare zählte damals 54 Jahre, aber nichts in ihrer Erscheinung schien einen Beginn von Gebrechlichkeit zu verrathen, am wenigsten ihr langes Haar, das in einem zweifachen Zopf herabwallte. Ihre Züge waren ernst, aber nicht unfreundlich, und ihre Augen voll Geist."

**) J. Garnier sagt von ihm: „Auch Arufaaiti, der Gemahl der Königin war bei dieser Zusammenkunft anwesend. Er scheint mir ein würdiger Repräsentant des schönen tahitischen Typus. Seine wohlproportionirte Gestalt erreichte beinahe 6 Fuß; ich hatte ihm schon öfters begegnet und stets den gleichen, tief gelangweilten Ausdruck bei ihm wahrgenommen. Er ist um 7 Jahr jünger als die Königin, und sie hat von ihm 7 Kinder, während sie von ihrem ersten Gemahl ohne Nachkommen blieb, und ihn deßwegen verstoßen hatte."

sie mit großer Liebe hängt. Der Name Pomare bedeutet 'Nachthusten'. Auch dieser kleine Thronerbe heißt so, und nicht umsonst, denn er hustete die ganze Nacht hindurch, jedoch, wie es schien, ohne darunter zu leiden.

„Von Tahiti segelten wir nach Huahine, einer der unabhängig gebliebenen Gesellschaftsinseln, wo wir in einer schönen, von Korallenriffen beschützten Bai einem Städtlein gegenüber ankerten, das in den Jahrbüchern der Missionsgeschichte als der Wohnort des durch seine Werke über Polynesien und Madagaskar rühmlich bekannten Miss. Ellis eine Stelle einnimmt. Jetzt werden die meisten Stationen der Londoner Gesellschaft von einer kleinen Anzahl jüngerer Missionare und einer größern Zahl eingeborner Lehrer bedient, welche letztere ihre Bildung in Anstalten erhielten, die Missionare gegründet haben, welche nun größtentheils nicht mehr hienieden weilen oder nach langen Jahren heißer Arbeit in ein gesunderes Klima zurückgekehrt sind. Die heutigen Missionare haben in Polynesien nicht mehr wie in Fidschi und auf den melanesischen Inseln mit den Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, die das Leben unter Barbaren mit sich bringt, wohl aber mit manchen beengenden Hemmungen und Reizungen, die aus der Neigung der Eingebornen entspringen, in Sinnlichkeit und Trägheit zu versinken. In Huahine war es, daß Cook für den jungen Omai, der ihn nach England begleitet hatte und mit Geschenken beladen wieder zu seinen staunenden Landsleuten zurückkehrte, ein Haus baute. Anfangs wurde der 'liebenswürdige Wilde', mit dem die englischen Großen so viel Wesens gemacht hatten, von den Insulanern als ein Wunder von Bildung betrachtet, bald aber wurde er ihnen durch den schlimmen Gebrauch, den er von den mitgebrachten Schießwaffen machte, ein Gegenstand solchen Abscheus und Entsetzens, daß es eine große Freude war, als er starb.

„Von Huahine aus sind die Inseln Raiatea und Borabora deutlich zu sehen. Raiatea ist die größte Insel der ganzen Gruppe und wurde in heidnischen Zeiten von den Eingebornen als die wichtigste und heiligste von allen betrachtet. Von fernen Inseln her sollen damals große Kähne, die 2—300 Personen fassen konnten, gekommen sein, um auf einem Platze Raiateas, der Hawaii genannt wurde, ihre Opfer darzubringen. Raiatea war eine Reihe von Jahren hindurch der Wohnort des edlen John Williams, der für die Ausfüh-

rung seines vortrefflichen Plans, auf heidnischen Inseln durch eingeborne Lehrer Missionen zu gründen, lebte und starb. Ich habe die Hauptschauplätze seiner kühnen Unternehmungen besucht, und obgleich ich in Betreff der Lehre in manchen Punkten nicht mit seinen Nachfolgern übereinstimme, kann ich dem Eifer und der ganzen Art und Weise derselben in der weitern Durchführung praktischen Christenthums, zu dem er in so passender Weise den Grund legte, nur das anerkennendste Zeugniß geben.

„Nach langem, beharrlichem Suchen endeckte Williams im Jahr 1823 Rarotonga, die Hauptinsel der etwas westlichern Hervey-Gruppe und nach Tahiti das lieblichste Eiland in diesem Theil der Südsee. Sie hat etwa 10 Stunden im Umfang. Hohe Berge und riesige Felsen erheben sich hinter einem breiten Gürtel fruchtbarer Gelände, während zwischen dem grünenden Gestade und den tiefblauen Fluthen längs der weißen Korallenbucht Gruppen von Kokospalmen ihre schönen Kronen wiegen. Als wir uns dem Landungsplatz näherten, kam eine Anzahl gut gekleideter Eingeborner herbei, uns mit fröhlichen Rufen willkommen zu heißen, und als wir nun wirklich ans Ufer stiegen, war des Händeschüttelns fast kein Ende. Die Dörfer stehen alle an einer schönen Straße, die rings um die Insel herführt. Jedes Dorf hat ein massives, aus Korallenblöcken erbautes Kirchlein, das den oft über die Insel hinbrausenden Orkanen zu widerstehen vermag. Die Missionsstation liegt auf der Nordseite neben einer jetzt fast schon alterthümlich aussehenden Kapelle mit viereckigem Thurm. Dem bequemen Wohnhaus gegenüber ist ein von Palmen beschatteter und mit Oleanderbüschen eingefaßter Platz. Die Scharlachblumen der letztern bilden einen reizenden Gegensatz zu dem Goldglanz der Orangen, die rings um das Haus her auf stattlichen Bäumen wachsen und die Luft mit dem süßen Duft ihrer weißen Blüthen erfüllen. Auch Häuser von Eingebornen, die hier ihren Unterricht empfangen, sind in der Nähe, und schroffe Felszacken bilden den romantischen Hintergrund des lieblichen Wohnsitzes. Ich kam als Fremdling und nicht in der besten Gesundheit, aber die freundliche Aufmerksamkeit Miss. Chalmers und seiner Gattin machte mir meinen Besuch auf Rarotonga in hohem Grade angenehm und interessant. Von der breiten Straße um die Insel her zweigen sich viele schattige Wege gegen die Berge hin ab und führen zu halb unter Orangebäumen und Kaffeegärten versteckten Hütten und Pflan-

zungen. Der Verkauf von Orangen, Kokosnußöl und Kaffee setzt die jetzt auf etwa 2000 Seelen herabgeschmolzenen Eingebornen in den Stand, sich von europäischen Manufakturgegenständen zu verschaffen, was sie bedürfen, und der Londoner Missionsgesellschaft Beisteuern zukommen zu lassen. In einer vortrefflichen, unter der Leitung des Missionars stehenden Anstalt wird eine Anzahl junger Männer und Frauen zu Lehrern und Lehrerinnen auf Rarotonga selbst und auf andern Inseln herangebildet. Es gewährte mir wirkliche Freude, die Bekanntschaft einiger der alten Häuptlinge und ersten Bekehrten zu machen, namentlich die einer würdigen Matrone, Namens Te Paeru, die als schönes junges Mädchen von dem Kapitän eines Walfischfängers weggeführt und in Aitutaki ans Land gesetzt worden war, wo Williams sie fand, um sie wieder zu den Ihren zurückzubringen. Missionsnachrichten gemäß soll Te Paeru das Leben der ersten Lehrer gerettet haben, die auf Rarotonga landeten; sie selbst aber versicherte mich aufs Bestimmteste, daß dasselbe nie gefährdet gewesen sei. Es ist sehr zu bedauern, daß während die einfache, wahrheitsgetreue Erzählung der Ereignisse ganz genügend wäre, warme Theilnahme für die Fortschritte des Missionswerks zu erwecken, manche Berichte den Schein der Uebertreibung an sich tragen und dadurch Händlern und Andern, die eine weit ungünstigere Ansicht vom Charakter der Eingebornen haben, Stoff zu Spott und scharfen Bemerkungen geben. In Rarotonga und auf andern unter einheimischer Regierung stehenden Inseln sind Gesetze zur Verhütung von Unordnungen und Verbrechen, so wie gegen die Einfuhr geistiger Getränke erlassen worden, die durch von dem Volk gewählte Richter und Polizeibeamte gehandhabt werden. Die Uebertreter werden durch Geldbußen und Arbeit an den öffentlichen Straßen bestraft; trotz aller dieser Anstrengungen und trotz aller Vorstellungen der Missionare, werden aber doch von europäischen Händlern Spirituosen eingeführt, die auf das nachwachsende Geschlecht einen verderblichen Einfluß üben.

„Die Liebhaberei des freiwilligen Militärdienstes hat sogar Rarotonga ergriffen. Ein ausgedienter Soldat, der jetzt dort lebt, hat die jungen Leute daran bekommen, sich einererciren zu lassen und sich für Uniformen und kriegerische Uebungen zu begeistern — zum großen Ergötzen der weiblichen Jugend, die zu den Paraden herbeiströmt. Ein Mädchen schritt sogar in meiner Anwesenheit einer Division als Trommler voran und schlug ihr Instrument (eine leere

Schiffszwiebacks-Kapsel) mit großem Nachdruck und geziemendem Ernst. Als wir auf den Paradegrund kamen, präsentirten sie uns ihre Gewehre, Stöcke und einheimischen Waffen. Sichtbar machte es ihnen große Freude, daß wir ihren Eifer und ihre Fortschritte lobten, die der gute Missionar als eine gesunde, die Kräfte stählende Unterhaltung begünstigt. Ehe ich die Insel verließ, hatte ich Gelegenheit, den Zöglingen der Anstalt ein wenig von den biblischen Ländern, die ich besucht hatte, zu erzählen. Sie hörten mit großer Aufmerksamkeit zu, und am Vorabend meiner Abreise erschien vor dem Missionshaus ein Zug feiner, verständig aussehender junger Männer und Frauen, von denen jedes ein Geschenk von Matten, Körben und andern selbstverfertigten Gegenständen brachte, die sie auf das Gras zu meinen Füßen niederlegten mit ihrem herzlichen, anmuthig ausgedrückten Dank für das bischen Belehrung, das ihnen geworden, und ihren Wünschen für meine glückliche Heimkehr zu den Meinen. Die alte Te Paeru überreichte mir mit mütterlicher Zärtlichkeit einen Korb voll schöner Kaffeebohnen zum Abschied. Nachdem ich meinen gütigen Wirthen Lebewohl gesagt hatte, wurde ich von einer Anzahl Zöglinge in hübscher Schiffskleidung zu unsrer Brigg zurückgerudert, deren Hinterdeck mit ihren Gaben an Früchten und Gemüsen ganz überstreut wurde. Der Wind schwellte unsre Segel und führte uns schnell nordwärts; wieder und wieder jedoch schauten wir nach den zurückweichenden Ufern und Bergen Rarotongas hinüber mit den innigsten Gefühlen dankbarer Anerkennung und warmer Theilnahme an dem künftigen Wohlergehen der schönen Insel und ihrer liebenswürdigen Bewohner.

„Von Rarotonga steuerten wir andern Inseln der Hervey-Gruppe zu, die sich nicht so hoch wie die bis dahin von uns berührten Eilande über den Meeresspiegel erheben. Eine derselben, Aitutaki, hat eine wichtige Missionsstation unter der Pflege von Miss. Royle; die meisten aber werden nur von eingebornen Lehrern bedient. Ueberall, wo wir einsprachen, fanden wir jedoch Kirchen und Schulen in schönster Ordnung und die Eingebornen so anständig in ihrem Benehmen, wie auf den größten Stationen. Besonders bemerkenswerth war dies auf Manahiki und dem nördlichern Rakonga, die beide nur selten von Europäern besucht werden. Die Eingebornen leben in Dörfern mit regelmäßigen Straßen und reinlichen Häusern. Kapellen und Schulen sind nicht nur solide, sondern

sogar schöne Gebäude aus Korallen und Holz mit Verzierungen von Perlmutter. Als wir uns dem Landungsplatz von Rakonga näherten, kam ein Häuflein fröhlicher Kinder an die Bai heran und watete uns, englische Melodieen singend, entgegen. Schon standen auch ihre Eltern da, um uns die Hand zu schütteln und uns in das Haus des Häuptlings zu geleiten, von wo man uns, nachdem wir die dargebotenen Erfrischungen eingenommen hatten, in die Schule und Kapelle führte. Ehe wir an Bord zurückkehrten, kam ein Zug Eingeborner in ihren Festtagsgewändern, um uns Geschenke zu überreichen, und Leuten, die nie etwas für sie gethan hatten, und die sie keine Aussicht hatten je wiederzusehen, ihre herzlich gemeinten Wünsche darzubringen.

„Als wir uns einer andern Insel nahten, auf der die Brigg wohl bekannt war, kam eine Anzahl Eingeborner an Bord, uns zu begrüßen, unter ihnen auch der Vater eines unsrer jungen Matrosen. Das freudige Wiedersehen von Vater und Sohn verwandelte sich bald in Betrübniß und bittre Enttäuschung, als sich zeigte, daß wir keinen Grund hatten, uns aufzuhalten, und dem Jüngling daher nicht erlaubt werden konnte, ans Land zu gehen. Trostlos hängte sich der arme Alte an seinen Sohn, als wir uns anschickten, weiterzufahren, und wieder und wieder kehrte er zurück, den schönen, großgewachsenen Jungen zu umarmen, der nur halbverschämt seine Liebkosungen erwiederte. Als er endlich nicht länger auf dem Schiff bleiben konnte, warf er sich im Boot auf die Kniee nieder und flehte den Kapitän mit ausgebreiteten Armen unter Thränenströmen an, seinen Sohn doch nicht in irgend einem fremden Lande zu lassen, sondern ihn wieder in seine Heimat zurückzubringen. Es nehmen nämlich viele junge Südsee-Insulaner mit Freuden Dienste auf Handelsschiffen; nur zu viele werden aber leider unter falschen Versprechungen hinweggelockt und auf andern Inseln oder in Neuholland und Amerika zu harter Arbeit verwendet, was meistens ebensosehr zu ihrem sittlichen wie zu ihrem leiblichen Nachtheil ausschlägt."

Es ist mit Dank anzuerkennen, daß die französische Regierung der protestantischen Mission in der Südsee minder feindselig entgegentritt als in den früheren Jahren, obgleich das naive Eingeständniß einer französischen Zeitung: in fremden Welttheilen gehe fast die ganze Politik Frankreichs in der Missionsfrage auf (pour la France la question de Mission absorbe presque toute l'importance politique),

noch immer seine Bedeutung behält. Hat doch noch im März 1870 Graf Keratry in einer Kammerverhandlung nachgewiesen, daß unter dem Schutz der französischen Flagge die Jesuiten auf den Gambier-Inseln eine Theokratie einführten, indem sie Sündenfälle durch das Peitschen der Männer und Scheeren der Frauen bestrafen; daß sie förmlich Sklavenhandel treiben, um sich Taucher für den Fang der Perlmuttermuscheln zu verschaffen, wovon der Ertrag nicht den Eingebornen, sondern lediglich dem Missionshause von Picpus zu Gute komme. Der Marineminister versprach eine Untersuchung. Hoffen wir, daß es den evangelischen Missionaren gelingt, mit geistlichen Waffen den ihnen verordneten Kampf durchzufechten und durch Weckung neuer Kräfte das schlaffe Insulanervölklein vor dem Untergang zu bewahren!

Anthropologen aber, die meinen, mit solchen schwächeren Racen sei eben nichts zu machen, sie lassen sich durch keinerlei Missionsversuche wesentlich heben, sondern unterliegen durch eine gewisse Naturnothwendigkeit von selbst im Kampf ums Dasein vor dem stärkeren Geschlecht, empfehlen wir die schönen Worte ihres Vaters, des Naturforschers Darwin, zu ernstlicher Beherzigung. In seinem Tagbuch von einer Reise um die Welt*) kommt er auf Tahiti zu sprechen und erzählt folgendes:

„Es war ein erhebendes Schauspiel, den Nachtschatten zuzusehen, wie sie allmählich die letzten und höchsten Gipfel verdunkelten. Ehe wir uns zum Schlafen niederlegten, kniete der ältere Tahitier nieder und sprach mit geschlossenen Augen ein langes Gebet in seiner Muttersprache. Er betete, wie ein Christ es thun sollte, mit geziemender Ehrfurcht, ohne irgend ein zur Schau-tragen von Frömmigkeit und ebenso ohne Furcht vor etwaigem Spott. Bei unsern Mahlzeiten berührte keiner, ehe er sein Tischgebet gesprochen hatte, die vor ihm stehenden Speisen. Reisende, die meinen, ein Tahitier bete bloß, wenn die Augen des Missionars auf ihn gerichtet seien, sollten in jener Nacht am Bergabhang bei uns geschlafen haben...

„Einer der Eindrücke, den ich aus solchen Quellen geschöpft hatte, als seien die Tahitier ein trübseliges Volk geworden, das in

*) Journal of Researches into the Natural History and Geology of the Countries visited during the voyage of H. M. S. Beagle round the world, under the command of Captain Fitzroy.

Furcht vor den Missionaren dahinlebe, war entschieden unrichtig. Von Furcht sah ich auch nicht die leiseste Spur, wenn man nicht etwa Ehrfurcht mit diesem Namen bezeichnen will. Unzufriedenheit ist so wenig ein herrschendes Gefühl, daß es gewiß schwer wäre, in Europa aus einem Volkshaufen auch nur halb so viele fröhliche, glückliche Gesichter herauszulesen wie in Tahiti.

„Im Ganzen scheint mir der sittliche und religiöse Zustand der Tahitier höchst anerkennungswürdig. Es gibt viele, die sogar noch mit größerer Bitterkeit als Hr. v. Kotzebue sowohl die Missionare und ihre Handlungsweise, als auch die dadurch erzielten Erfolge angreifen. Solche Kritiker vergleichen nie den Zustand des heutigen Tahitis mit dem, wie er vor 20 Jahren war oder auch nur mit dem des jetzigen Europa, sondern sie bemessen ihn nach dem hohen Maßstab christlicher Vollkommenheit. Die Missionare sollten nach ihnen ausgerichtet haben, was nicht einmal die Apostel vermochten. Da nun der sittliche Zustand des Volks diesem Maßstab nicht entspricht, werden die Missionare getadelt, statt daß man ihnen Anerkennung zollte für das, was sie bewirkt haben. Man vergißt, oder will sich nicht erinnern, daß Menschenopfer und die Macht einer götzendienerischen Priesterschaft, daß ein in keinem andern Theil der Welt bekanntes System von Ausschweifungen und Lasterhaftigkeit, daß der Kindermord — eine Folge der blutigen Kriege, in denen weder Frauen noch Kinder verschont wurden — durch die Einführung des Christenthums abgeschafft, und Dieberei, Unmäßigkeit und Liederlichkeit sehr vermindert worden sind. Wenn ein Reisender dieß vergißt, so ist es gemeiner Undank, denn sollte es ihm begegnen, an irgend einer unbekannten Küste Schiffbruch zu leiden, so wird er brünstig beten, daß doch die Lehrthätigkeit der Missionare sich dahin erstreckt haben möge."

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

10. Das Werk in Andscharakandi.

Am 21. Mai 1849 war Hebichs Bauarbeit in Tschirakal so weit gediehen, daß die neuen Bewohner ihren Einzug halten konnten. Es waren die Geschwister Gundert mit der Lehrerin Marie Kegel und einer Schaar von Mädchen, welche vereint mit den bisher in Tai untergebrachten Mägdlein der Station Kannanur etliche 50 Seelen betrug. Jeden Sonntag nun wanderte dieser Haufe nach Kannanur zur Kirche und blieb daselbst bis über Mittag; den Donnerstag aber brachte Hebich nach wie vor in Tschirakal zu, um die Filialgemeinde mit seinen Gaben zu bedienen. Gundert seinerseits übernahm den Besuch der Heidenschulen und widmete sich dem Unterricht der Katechisten, während er nach wie vor die Außenstation Andscharakandi besorgte, welche man für gut befunden hatte, von Talatscheri abzulösen.

Für Hebich öffnete sich damit eine Menge neuer Beziehungen; mit möglichst vielen Personen in möglichst innigen Verkehr zu treten, war ihm überhaupt eine Lust, und neue Elemente in seinen Kannanur-Teig zu kneten, hatte er durch lange Uebung schon gehörig gelernt. Zwar wurden gleich zum Anfang alle Plane der Geschäftsvertheilung vernichtet durch ein langwieriges Bronchialleiden seines Mitarbeiters; fast drei Jahre lang konnte derselbe kaum sprechen, jedenfalls nicht predigen, und hatte wiederholt an andern Orten Genesung zu suchen. Doch das machte Hebich wenig aus, so weit es seine eigene Person betraf; er schien sich zu vervielfältigen, um all den wachsenden Bedürfnissen der erweiterten Station gerecht zu werden, zufrieden, wenn sein Gehilfe ihm wenigstens die Arbeit des Schreibens abnahm, während die deutschen Schwestern doch auch manchen lang vermißten Dienst erzeigen konnten.

Die armen Pulaier von Andscharakandi lagen ihm zunächst am Herzen. Er konnte sie freilich nur kurz besuchen und zwar an Werktagen, für welche er jedoch von den Pflanzern die Gewährung der nöthigen Freistunden herausschlug. Dann aber sandte er, um

den dortigen Katechisten, einen tüchtigen Mann, Timotheus II aus Mahe, zu unterstützen, je und je seine besten Leute hinaus, und lud andererseits, besonders an den Abendmahlssonntagen, die Gemeinde, die etliche 50 Getaufte zählte, nach Kannanur ein. Für diese gedrückte Sklavenkaste war es etwas Neues, in Gemeinschaft zu treten mit Tamil- und Malayali-Christen, geschweige denn mit europäischen Soldaten, Offizieren und Damen. Manche fühlten denn doch, daß sie sich auch anstrengen müßten, zu ihrer Hebung das ihrige beizutragen; mehrere entsagten völlig dem Palmweintrinken, was bisher für die einzige ihnen erreichbare Vergnügung gegolten hatte; andere beschränkten ihr tägliches Maaß auf einen oder einen halben „Bambu" vor Schlafengehen. Man konnte merken, daß sie sichs angelegen sein ließen, wahrer und gemäßigter zu reden und ihrem Katechisten Freude zu machen; und von den Gleichgiltigen traten manche näher und baten um die Taufe.

Es waren ihrer gegen dreißig, die sich nun vom Katechisten weiter unterrichten ließen und ihr bisheriges Leben mit allen Heidensünden, namentlich Stehlen, Zauberei und Unzucht, ernstlich bereuten. Zum Jahreswechsel wurde die ganze Gemeinde nach Kannanur eingeladen und bekam dazu zwei Tage Urlaub. In der Neujahrsnacht folgte die Taufe von 25 Seelen, und zum Abendmahl fanden sich 178 Gäste ein; es war ein rechtes Freudenfest. Hebich betete mit besonderer Inbrunst „um eine so innige Gemeinschaft aller Jünger im Geiste Jesu Christi, da Alles was nicht Er und sein Kreuz ist, bei Seite gelegt wird und wir Alle Eins gemacht, zusammengeschmolzen von Seinem Geiste, tüchtig gemacht werden, für die Ehre des Sohnes Gottes bis zum Tode vereint zu streiten, und angethan mit den Eingeweiden der Barmherzigkeit auch für einander zu streiten und den Tausenden von Seelen, die Er mit seinem Blut erkauft hat, das ewige Evangelium zu bringen". Er war so gehoben, daß er auch viele zur Erde gedrückte Seelen zu einem ersten Flug über den Boden mit sich führte.

Darauf sollte aber eine schwere Heimsuchung folgen. In Tai, wo die Andscharakandigäste größtentheils einquartirt waren, lagen zwei Pockenkranke in einer abgelegenen Hütte. Hebich hatte geglaubt, sie gehörig abgesperrt zu haben; das schon lang angekündigte und vorbereitete Fest wollte er einmal nicht aufschieben. Allein nachdem die hoch erfreuten Leutlein auf ihre Pflanzung zurückgekehrt waren,

brach die schauerliche Seuche unter ihnen aus. Ihrer 50 legten sich fast auf einmal. Der kindlich zarte Timotheus, selbst ein Arzt seines Zeichens, behandelte sie mit hingebender Treue. Dann erkrankte auch er, wurde im Boot nach Mahe geführt und starb (31. Januar 1850). Die Erstergriffenen genasen fast alle, aber die Epidemie breitete sich noch immer aus. Hatte man dort sonst die Kranken über den Fluß geschafft und so getrennt von den Gesunden besorgt, so war nun das ganze Dorf der Arbeiter zum Lazareth geworden, und die wenigen Gesunden wohnten in temporären Hütten, die man jenseits des Flusses aufgeschlagen hatte.

Natürlich wurde den Pflanzern der Abgang so vieler Hände gerade in der Pfefferernte schmerzlich fühlbar. Hebich hatte erst die von der Kommittee nach elfjährigem Schlafe wieder ins Leben gerufene Generalkonferenz in Mangalur zu besuchen, ehe er selbst nach Andscharakandi gehen konnte. Wie er dort eintrat, wurde er mit dem Worte empfangen: „Die Ansteckung rührt von dem Neujahrstag in Kannanur her," was er dann demüthig bejahte. Doch kam er nicht allein; er hatte mehr als bloße Entschuldigungen mitgebracht. Obrien und Juda, letzterer mit seiner entschlossenen Gattin Hagar, hatten sich freiwillig erboten, den Dienst an den Kranken zu übernehmen; und sie führten ihn mit solcher Geduld und Freudigkeit aus, daß dem Namen Christi dadurch Ehre erwuchs. Daß ein Europäer sich der Pflege von kranken Sklaven widmete, war in jenem Winkel ohnedies ein neues bedeutsames Zeichen; auch dem treuen Manne, der in ihrem Dienst gestorben war, weil er ihre Seelen lieber hatte als sein Leben, bewahrten die neuen Christen ein treues Andenken. Nachdem drei Katechisten durch das Weilen unter diesen Pulayern mehr oder weniger verkommen waren, ließ sich nun endlich der gewonnene Fortschritt nicht mehr verkennen. Ein Christ war nicht nur mitten unter dem daselbst herrschenden Wandel nach väterlicher Weise bewahrt geblieben, sondern hatte ihm auch, lebend und sterbend, bedeutenden Abbruch gethan.

Erst am Charfreitag (29. März 1850) fügte es sich, daß die Andscharakandi-Christen wieder nach Kannanur kommen konnten, um an der Feier des heiligen Abendmahls Theil zu nehmen. Die Seuche war nun gewichen, nachdem sie über 100 Personen ergriffen hatte, von denen etwa 10 starben. Als Katechist zog dann Timotheus nach Andscharakandi, den Joseph Jacobi in Tai ersetzte. Auch die-

ser Timotheus fand gleich Gelegenheit, seine treue Gesinnung an der Gemeinde zu erproben; denn bald nach den Pocken kehrte die Cholera bei ihr ein, welche reichere Ernte hielt, sowohl in Tai als in Andscharakandi. Da sind denn auch einige dieser Sklaven so selig im HErrn entschlafen, daß man mitten in der Trübsal neuen Muth fassen durfte. Alte fast stumpfsinnige Männer und Weiber fiengen an mit Thränen Buße zu thun. Es kam nun zu einem ernsten Kampfe gegen das Palmweintrinken, worin die Knaben, welche Timotheus mehr und mehr an sich zu ketten wußte, ihm hilfreich an die Hand giengen, indem sie ihn von dem und jenem geheimen Vorgang in Kenntniß setzten; selbstverständlich wurde bei dieser Art des Kampfes auch mancher nur sehr momentane Sieg erfochten, der die dafür aufgebotene Kraft kaum bezahlte. Indessen freute sich Hebich kindlich, wenn ihm bei einem seiner Besuche Timotheus die eroberten Becher, d. h. Cocusnußschalen und Bamburohre, vorzeigte.

Wichtiger war der Umstand, daß die nun alternden Pflanzer alle diese Bemühungen für die Hebung ihrer Arbeiter in recht ehrenwerther Weise unterstützten. „Der HErr segne sie dafür an ihren eigenen Seelen!" Es wurde denn doch manches neu, die Jungen lernten ordentlich singen, und auch bei der Feldarbeit konnte man jetzt ihre christlichen Lieder lustig erklingen hören, freilich nicht zur Erbauung der heidnischen Aufseher. Manche, die früher fast nackt oder in schmutzigen Schürzen einhergegangen waren, thaten sich nach reinlicher Kleidung um; Hosen und Jacken kamen auf, wie bei den Frauen eine anständigere Bedeckung. Von den höheren Kasten zwar wurden sie fortwährend verachtet, und von den sonst allgemein zugestandenen Menschenrechten blieb ihnen auch innerhalb der Pflanzung noch manches versagt: sie durften nicht auf allen Straßen gehen, die Tijerdörfer nicht betreten, nicht in öffentlichen Läden kaufen, was sie bedurften. Wären sie Muhammedaner geworden, so hätte ihnen solche Freiheit eingeräumt werden müssen; die Taufe erwies sich in diesen Beziehungen — dem Landrechte zum Trotz — als minder wirksam, denn die Beschneidung. Wenn einer dieser Christen dem Laden eines Mapilla sich näherte, wurde er geprügelt; einer, den man aus solchem Anlaß halb todtgeschlagen hatte, reichte endlich eine Klage ein; aber die leichte Strafe, welche die heidnische Obrigkeit dictirte, hat natürlich nicht viel gefruchtet. Die Verkäufer beharrten darauf: „wenn ihr herkommt, so bleiben uns die höheren

Kasten weg," und die Pflanzer selbst wagten es nicht, an dem herkömmlichen Brauche zu rütteln. Doch konnte man spüren, daß sie dem neuen Weg immer günstiger gestimmt wurden; in Krankheits- oder Unglücksfällen fanden ihre Arbeiter bei den Militärärzten, die Hebich für die Mission zu begeistern wußte, treue Versorgung; die Predigt, welche er den abgelegenen Halbeuropäern monatlich hielt, und seine herzlichen Zusprachen machten Eindruck, und einer der Herren, in seiner Kindheit katholisch getauft und ein halbes Jahrhundert jeder Kirche fremd, schied aus diesem armen Leben in alleinigem Vertrauen auf die Kraft des Blutes Christi (Nov. 1850).

Es war eine Zeit großer Freudigkeit für Hebich. Er schreibt (3. April 1850): „Es ist jetzt ein Jahr, seitdem es dem HErrn und Ihnen gefallen hat, mir die lieben Geschwister Gundert und Jungfrau Kegel mit der Talatscheri-Mädchenschule beizuzählen; damit ist dann auch Andscharakandi nachgefolgt; und seitdem ist meine Arbeit und meine Freude und meine körperliche Gesundheit bedeutend vermehrt und verbessert worden. Meine Furcht in und für die Arbeit ist minder, und meine Arbeit fester, sicherer und freudiger geworden. Es hat zwar dem HErrn gefallen, bis jetzt meinem lieben Bruder die Sprache für die Predigt wegzunehmen, gerade als wir in unserer guten Meinung recht tüchtig in der Predigt zu arbeiten im Begriff waren; dem ungeachtet hat seine Persönlichkeit mit seinen übrigen Arbeiten und die Verbindung mit seiner tüchtigen Frau und der Jungfrau Kegel einen so gesegneten Einfluß auf mich, daß ich nicht anders kann als hier dem HErrn die Ehre geben, daß ich ganz fröhlich bin und Ihm nicht genug danken kann. Auch darüber, daß ich so sparsam bin mit Mittheilungen, macht mich der Umstand, daß Gundert nun bei mir ist, viel ruhiger, wie er auch Sie ruhiger machen wird, indem Sie mehr von ihm hören, daß mit Gottes Gnaden der Karren doch ordentlich vorangeht.

„Die Predigt auf den Heidenfesten verlief höchst gesegnet, auch soweit friedlich; nur in Taliparambu wurden wir einmal gesteinigt, wo der liebe Timotheus und Joseph fast auf dem Felde bleiben mußten, aber durch Gottes Wundergnade gieng alles ordentlich ab; ich, dems galt, gieng ganz frei aus. Das Wort wirkt als ein Sauerteig unter dem Volke, und ich habe gewisse Hoffnung, daß die Zeit kommen wird, wann es dem Haupte der Gemeinde gefallen wird, auch über die Tausende um uns her seinen heiligen Geist aus-

zugießen. Ich hebe deßhalb getrost mein Haupt zu Ihm empor und fühle mich angethan mit Gotteskräften aus Seinem Heiligthum für das große Gotteswerk, uns aus Gnaden anvertraut.

„Seit die Andscharakandi-Gemeinde mit der Kannanurer verbunden ist, wurde ihr ein sichtbarer Segen zu Theil. Viele haben die Sünde verlassen und sind neu belebt worden. Nach der großen Taufe am Jahresschluß kehrte der HErr mit der schrecklichen Seuche züchtigend unter ihnen ein; daß uns der kindlich treue Mahe-Timotheus genommen wurde, war, wenn ich so sagen darf, für uns ein harter Verlust. Und doch gehts draußen entschieden der Besserung zu; wir lernen unsre Arbeit mit Furcht und Zittern thun. Hier (in Kannanur) macht mir die Gemeinde viel mehr Freude als Sorge.

„Die weiße Gemeinde hebt die schwarze gewaltig; von den Soldaten wird einer nach dem andern durch das Wort der Wahrheit gewonnen. In Folge der Acte über die Gewissensfreiheit ist nun etwas Neues mit ihnen eingetreten: die sich zu uns halten wollen, werden jeden Sonntag (in Begleitung eines Offiziers) zu unserer Kirche „marschirt". Das begann am 3. Februar, da wir eine große Taufe hatten. Der Soldatenbrüder sind jetzt etwa 40; da haben wir denn jeden Sonntag-Morgen von 10—12 Uhr eine Kirche voll Leuten, indem noch europäische Weiber, Damen und Herren dazu kommen außer der schwarzen Gemeinde. Ich predige dann Englisch und Jakob machts Malayalam (oder Joseph Tamil). Ich glaube, ich irre nicht, wenn ich sage, daß unsere Gemeinde immer mehr eine Missionsgemeine wird.

„Mit dem lieben Gundert, aber nur mit ihm, würde ich es nun gerne wagen, einige Missionsbrüder in die Arbeit einzuleiten, um diese damit hier in der Umgegend zu erweitern. Ich sage das mit Furcht, denn das Werk ist des HErrn. — Herzlichen Dank für alle Ihre Liebe und Nachsicht, womit Sie mich für und für so reichlich bedacht haben. Besonders auch dem vielgeliebten Herrn Inspektor Hoffmann meinen demüthigsten und brüderlichsten Dank für die der Mission und mir so viele Jahre hindurch geleisteten Dienste; und dem werthen neuen Herrn Inspektor Josenhans meine Hochachtung und alle Segenswünsche zu dieser seligen Arbeit Gottes; und Ihnen allen, verehrte Herrn und Brüder, die alte und neue Versicherung, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und hochachte ꝛc."

15. August. „In Andscharakandi kehrt sich Alles mehr dem neuen Leben in Christo zu; so wirds nächstens eine große Taufe geben."

Am 6. Oktober kam diese — bis jetzt größte — Taufe zu Stande, indem 53 Seelen zur Gemeinde hinzugethan wurden; die meisten von ihnen (43) Andscharakandileute, namentlich Weiber, die bisher um der bei Sklaven so schwierigen Eheverhältnisse willen die Taufe nicht erhalten hatten. Aber auch ein Tijer von Andscharakandi war unter den Täuflingen, der erste aus der dort herrschenden Kaste, der sich dem Christenthum zuwandte. Er brachte eine vierzehnjährige Tochter mit, welche vorerst in der Anstalt zu Tschirakal noch weiter unterrichtet werden sollte, da sie selbst noch keinen entschiedenen Zug zu der Kirche verspürte. Dann wurden auch etliche Weber aus Tschirakal der Kirche einverleibt. Dem Tauffest wohnte einer der begabtesten jüngeren Beamten der Präsidentschaft bei, W. Robinson, welcher bei dieser Gelegenheit einen Blick in Hebichs Arbeit werfen konnte, der ihn von ihrer Bedeutung für das Wohl Indiens überzeugte und eine Reihe weiterer Gedanken bei ihm anregte.

Diese Taufe war aber für die Heiden eine höchst ärgerliche Sache; so beredeten sie auf den 14. Oktober, da das große Kalifest allen Beamten einen Feiertag zusicherte, einen Auflauf, um Rache zu nehmen. Die Verwandten des getauften Tijers suchten erst das Mädchen wegzulocken; als das nicht gelang, umringten sie zur festgesetzten Stunde massenhaft das Gehöfte in Tschirakal und verlangten die Auslieferung der Manni, tobten dann in immer wachsenden Haufen, schlugen die eingebornen Christen und drohten, ins Haus einzudringen. Die Polizei war nirgends zu finden, Hebich gerade in Andscharakandi auf Besuch; fünf Stunden lang währte der tolle Lärm, bis erst der zufällige Besuch eines Soldaten in seiner Uniform einige Ruhe schaffte und endlich Nachts ein von ihm gerufener Freund, Major Y., mit bewaffnetem Gefolge der Belagerung ein Ende machte. Robinson untersuchte die Sache mit aller Energie und jagte den eingebornen Behörden einen heilsamen Schrecken ein. Das arme Mädchen aber, das anderhalb Tage lang weder gegessen noch das innerste Zimmer verlassen hatte, wünschte nun sehnlichst, getauft zu werden, was dann bald geschah. Ein Grenadier, welcher

diesem Gottesdienst anwohnte, wurde dadurch für den HErrn gewonnen.

Eine noch größere Taufe von Andscharakandi Leuten folgte am 21. September 1851, da ihrer 53 in die Gemeinde aufgenommen wurden, manche wohl nur ungenügend vorbereitet. Hebich ruft dabei aus: „Nach 17jähriger Arbeit in diesem Lande meine größte Taufe: 68 Seelen auf einmal. Welche Gnade, daß noch Raum in den Himmeln ist und Zeit zur Buße für arme Sünder!" Zur Neujahrsfeier 1851/52 kamen von der Pflanzung 180 nach Kannanur; für Hebich ein überwältigender Anblick. „Wenn sie Abends dahergezogen kommen, durchgeht einen ein heiliger Schauer, und da wird dann gesungen, gebetet, begrüßt. Beide Gemeinden sind als Eine beisammen, Nachts von 7—12 Uhr zum Abendmahl und Morgens von 10—12½ Uhr. Wir schieden voll Freuden, angethan mit neuen Kräften." Er hatte eine besondere Freude an einer vollen Kirche, wenn er es auch nahm, wie es kam, und mit zwei Zuhörern so gut den Gottesdienst anfieng als mit Hunderten. Doch schien mit dieser Taufe der Andscharakandi Leute bei Vielen mehr ein Stillstand im innern Wachsthum einzutreten; und viel weiter breitete sich dort auch in den folgenden Jahren die Gemeinde nicht mehr aus, vielmehr ließ es sich schon zu einer Sichtung an, die im Jahr 1857 dem Missionar trübe Tage bereitete.

---

11. Anfang der Predigt in Palghat.

„Ich sehne mich schrecklich, mehr als geschieht, unter die Heiden zu gehen, und siehe da! es kommt immer mehr dazwischen, Schreibereien und anderes Geschäft, was einen abhält von der Missionsarbeit. Ich möchte gern hinaus und bin doch angebunden wie ein Kettenhund. Meine Kinder, die Katechisten, werden nun aus Gnaden stärker für den Kampf; sie müssen weiter hinaus unters Volk." So schrieb Hebich im November 1850.

Wohin aber? Schon seit Jahren hatte er sich bemüht, in Taliparambu eine Außenstation anzulegen; aber es wollte sich dazu mit aller Anstrengung kein Platz finden lassen. Es waren besonders die zwei Katechisten Obrien und Paul, die er für solch ein Unternehmen ins Auge faßte, als Männer, welchen man die dazu nöthige

Reise in den nöthigsten Erfordernissen eines Evangelistenpaars zutrauen konnte.

Im August hatten beide nach Pauls Heimat, in Mudutala, unten am Ponnani-Flusse, eine Predigtreise ausgeführt und einen schönen Eingang unter den Nayern gefunden. Das erste Mal erscholl dort die Kunde von der Vergebung der Sünden durch Christum, und zwar aus dem Munde eines schon todt geglaubten Sohnes und Neffen (S. 91 f.). Auch der Vater, erst zornig auffahrend, ließ endlich das Bekenntniß heraus, er sei ein Sünder, und bewirthete die Gäste; zum Schlusse sagte er feierlich: Ich werde auch noch am Heile deines Gottes Theil haben. Ein 85jähriger aussätziger Lehrer war voll von der neuen Botschaft, daß ein Sündeloser für uns arme Sünder gestorben sei, beklagte seine Unwissenheit im Beten mit Thränen und lernte schnell das Vaterunser. Ein Neues Testament und andere Bücher wurden auf Hoffnung dort gelassen. Die Mutter hätte sich fast zum Mitgehen entschlossen, „wenn nur die Kaste nicht wäre!"

Andere Predigttouren wurden von den beiden Katechisten in den Norden von Malabar unternommen und bewiesen jedenfalls, daß ihnen Muth und Geschick zum Alleinstehen und Leuchten unter manchfaltiger Finsterniß in gehörigem Maaße verliehen waren.

Nun kam ein Anerbieten vom oben erwähnten Collektor Robinson (S. 206), sich für eine jährliche Beisteuer verantwortlich zu machen, wenn in Palghat (Palakadu), der südöstlichen Ecke Malabars, die er zu verwalten hatte, eine Mission gegründet würde.

Nach Palghat zog es sofort Hebich mit aller Macht. Wie lange schon (seit 1841) hatte er jede längere Reise abgewiesen, wenn auch seine Kinder ihn nach allen Seiten hin einluden, drängten, an ihm zerrten! Palghat lag doch noch in Malabar; so mußte Rath geschafft werden für den Fortgang des Werks auf der Station, und es machte sich. Mit Jakob, Joseph, Obrien und Paul nebst etlichen Knaben setzte er sich (2. Dezember 1850) auf einen Pattemar und fuhr an der Küste hinab, landete in dem Mapillaort Ponnani und begab sich von da auf die südlichste Außenstation der Kalikut Brüder, Kodakal. Singend zog die fröhliche Schaar daselbst ein und stärkte sich sammt den dortigen Christen durch herzliche Gemeinschaft. Dann wurde Mudutala besucht, um den bei Pauls Leuten gemachten Eindruck aufzufrischen. Die Mutter war hocherfreut, daß der Sohn

wieder lebendig vor ihr stand. Ihr Bruder aber, der Hausherr, kam erst dazu, als er das Singen hörte, und unterbrach es mit allem Ernst. „Ist nicht der Gott der Ringschule hier? Ihr dürft dableiben, auch euch setzen, aber zum Singen und Beten paßt der Ort hier nicht, der Gott ist allzunahe." Hebich predigte dem Nayer, bis der es nicht länger aushalten konnte und verschwand. Die Mutter entschuldigte ihn aber, es sei mehr nur die Sorge wegen der Nachbarn, was ihn unwirsch mache, indem diese durch die allzu gute Aufnahme des Abgefallenen (im August) verstimmt seien; sie ließ sich ihrerseits Gottes Wort gern gefallen. Mittlerweile lagerten die übrigen unter einem Baume, kochten sich ihr Essen und sangen aus voller Brust. So wurde unterwegs schon manches Zeugniß abgelegt. — Den Sonntag (8. Dezember) brachte die Schaar in Vanieculam zu, wo ein Ingenieurmajor mit seiner Frau und zwei Offizieren das Bangala besetzt hielt, aber alsbald dem Missionar ein Zimmer abtrat. Es wurde gemeinschaftlicher Gottesdienst vorgeschlagen, da denn der Major anfieng, die englischen Gebete vorzulesen. Als er sich darin nicht schnell zurechtfand, löste ihn seine Gattin ab. Und wie sie zu Ende war, begann Hebich aus dem Herzen zu beten, sang mit seinen Knaben und schloß mit einer Predigt. Natürlich wurde er zum Essen eingeladen, worauf er, wie er das bei neuen Personen gewohnt war, den Herrschaften das Herzbüchlein auslegte, während seine Begleiter sich mit den Untergebenen des Ingenieurs, Schreibern und Laskars, zu schaffen machten. Am Abend wurde auf dem Bazar das Wort verkündigt, worauf Hebich noch tief in die Nacht hinein mit den Offizieren zusammensaß.

In Palghat (14. Dezember) räumte ihm Robinson sein halbes Haus ein und führte ihn in der ganzen Stadt herum, die mit den Vorstädten 25,000 Einwohner zählen mochte, darunter 400 Katholiken mit einem französischen Priester. Wie das Evangelistenhäuflein hier herumpredigte, läßt sich nicht eingehend beschreiben. Manche, besonders die Tamiler, hörten sehr ruhig zu. Im Brahmanendorf dagegen entspann sich ein Streit: ein Priester zerriß eines der ausgetheilten Bücher, da dann Hebich es ihm aus den Händen nahm mit den Worten: Siehe zu, daß dich mein Gott nicht zerreiße, wie du sein Wort zerreißest! Der Mann wurde ruhiger und es konnte viel guter Same auf Hoffnung gesäet werden. „Hier wurde mein Herz ganz hingenommen für dies Volk; über Daniels

einfacher Antrittsrede kamen mir Thränen in die Augen. Er fieng an: 'Ich bin aus euch, ihr Schwarzen, noch ein Knabe, aber doch auch ein Zeuge von der großen Liebe Gottes in Christo, die er mir, einem großen Sünder, geoffenbart hat. Er hat mich in seinem Blut gewaschen und mir seinen heiligen Geist gegeben, daß ich frei werde von den Werken der Finsterniß' ꝛc. Ich war schon erschöpft, aber nun quoll ein Strom lebendigen Wassers in meinem eigenen Herzen auf, und die Leute waren wie bezaubert. Ein schöner Mann sah mir so hungernd ins Gesicht, sagte nachher: ich muß auch ein Christ werden, und besuchte uns oft. Sie hätten uns auf dem großen Bazar sehen sollen, da Hunderte von Zuhörern um uns herstanden, viele sich aufs Dach des nahen Hauses hinaufmachten und dann 2—3 Stunden lang unsere Botschaft anhörten; Ihre Sorgen um die Mission würden sich in nichts auflösen. Ich bin wohl der Erste gewesen, der auf den Straßen von Palghat überall herum so en gros das Evangelium verkündigt hat, und der Zulauf war so groß, daß schon am zweiten Abend mein Herz für diese Leute von Liebe und Erbarmen entbrannte, daher ich hinfort für sie als ihr Advokat um einen tüchtigen Missionar einkommen muß." Robinson war zu diesem Zweck bereits auf einen Hauskauf bedacht.

Es verstand sich von selbst, daß auch die Offiziere des dort liegenden Regiments (20. N. J.) besucht wurden. Da die Schwester des Oberst C. behauptete, schwarze Christen haben keinen eigenen Glauben, sondern schwatzen eben ihrem Brotherrn nach, versprach ihr Hebich einige seiner Leute zur Prüfung zu senden. Sie unterhielt sich dann lange mit diesen (Jakob, Joseph, Paul) und bekam eine bessere Ansicht. Mittlerweile hatte Obrien sich besonders den namenchristlichen Trommlern und Musikanten des Regiments gewidmet. Hebich aber konnte zwei der Offiziere für den HErrn gewonnen achten.

Der Rückweg wurde mehr landeinwärts eingeschlagen, über Angadipuram, da auch der Platz des verzweifelten Gefechts vom 4. September 1849 eingesehen wurde. Einige 40 Mapillas, die nach ihrer Art den heiligen Krieg durch Ausrottung der Heiden begonnen und beim ersten Zusammentreffen einen Lieutenant und vier seiner Sipahi's niedergemacht, die übrigen in die Flucht gejagt hatten, waren dort von zwei englischen Companien aufgerieben worden, nicht ohne daß auch einer der Soldatenbrüder dabei auf den

Tod verwundet worden wäre. Bei diesen Märschen wunderten sich die Schwarzen allemal, wie Hebich es so leicht mit ihnen aufnahm, und weder den Weg unter den Füßen, noch die Sonne im Kopfe zu spüren schien, sondern immer gleich munter und jovial einherschritt.

Hebich hatte am 6. October auch drei Weber von Tschirakal getauft (S. 206), die Schwestern des einen derselben waren dann aber in ein ferneres Weberdorf, nach Kudali, geflüchtet worden. Auch dahin machte er eine Tour mit den Webern und andern Christen (2. Januar 1851). Als die eine Schwester ihren Bruder erblickte, weinte sie laut: „hättest du mich denn nicht gleich mitnehmen können?“ Aber die Männer kamen mit gezückten Messern herbei, daher man umkehrte. Als in der Straße ein Predigtversuch mit Gesang und Gebet gemacht wurde, sprang der Schulze wie besessen herbei, da denn Steine, Mist und Erde auf die Christen geschleudert wurden. „Als wir uns zurückzogen, ließen sie ab, wir aber konnten uns nicht ohne Lachen ansehen; nur der neugetaufte Markus weinte, als er mein Gesicht mit Dreck überzogen sah. Ich ritt weiter zu der Frau des lieben Straßeningenieurs F., die mir ein, zwei Waschwasser gab und uns über Mittag erfrischte. Auf dem Rückweg überfielen sie mich wieder und hätten fastgar einen der Weber-Brüder uns entrissen. Ich stieg endlich ab, nahm einem, der auf mich los gieng, den Stecken und machte mir damit Raum; wüthender schlug mein Pferdknecht um sich, ein Madras-Pareier, der nur wünschte, etwas getrunken zu haben, so würde er es mit der ganzen Welt aufnehmen. Ein Tijer, bei dem wir gefrühstückt hatten, erlöste uns endlich; auch der Gaul, den sie eine Zeitlang festgehalten, kam nach; so erreichten wir Abends dankbar unser Kannanur.“

Der Anstoß zu Predigtreisen war einmal gegeben; sie wurden bald regelmäßiger und ausgedehnter. Palghat betreffend aber ruhte Hebich nicht, bis ihm (1852) Erlaubniß gegeben wurde, dort vorderhand zwei Katechisten anzusiedeln.

---

12. Ein rechtschaffener Sohn.

Von Hebichs geistlichen Kindern würden mehrere eine ausführliche Schilderung verdienen, wenn nicht manchfache Bedenken

im Wege stünden. Die noch Lebenden müssen vorweg ausgeschlossen bleiben, von den vielen Gestorbenen eignen sich auch nur wenige für eine Missionsgeschichte. Doch sei erwähnt, wie z. B. im Juli 1850 ein Soldat in Bangalur selig entschlief, der von seinem kleinen Nachlaß die Hälfte (50 Rupies) der deutschen Mission vermachte, weil er dieser den Anfang seines geistlichen Lebens verdanke; 30 Rupies überließ er den Freischotten, und 20 den Londonern, als den späteren Pflegern dieses Lebens. Ein anderer (März 1851) gab alles was er hinterließ, 72 Rupies, an Hebich. — War irgendwo ein erweckter Offizier allein unter seinen heidnischen Untergebenen, so versammelte er dieselben Sonntags um sich, so viele ihrer Lust hatten zu kommen, und las mit ihnen das Evangelium, das er ihnen in seinem Hindustani möglichst zu erklären suchte. Hatte er aber einen christlichen Knecht bei sich, so mußte dieser die Leute über den Inhalt des Gelesenen (in Tamil) noch weiter befragen und ihnen Traktate in ihren Landessprachen austheilen. So geschah es z. B. in Perumbadi auf den Ghats, wo ein an jenem 6. Oktober (S. 206) angefaßter Ingenieuroffizier F. (S. 211) den Straßenbau betrieb, und sammt seiner Gattin mit allem Ernst nach dem Gottesreiche trachtete. Die Frucht so treuer Arbeit am Gesinde blieb auch nicht aus; zum Vorschein kam sie meist in Cholera- und andern Nothzeiten. Wie froh ist dann die Offiziersfrau, wenn ihr treuer boy auf den Tod erkrankt, seinen Glauben an Jesum ausspricht und die Taufe begehrt!

Am 28. September schied wieder einmal eine binnen dreijährigen Aufenthalts gesammelte Gemeinde von Kannanur. Es waren 28 Seelen, im 12. N. I. Regiment, das nun auf die French Rocks, eine Militärstation in der Nähe des verlassenen Seringapatam, abzog. Sie hatten einen nassen Marsch, da oft das Wasser durchs Zelt lief und die zum Gebet vereinigten Brüder auf den Betten zu knieen hatten. Auf der neuen Station fanden sie keine geistliche Hilfe in der Nähe, daher denn Hauptmann H. sich der Aufgabe unterzog, sie zusammenzuhalten und auf ihre geistliche Förderung bedacht zu sein. Sie baten freilich sehr um einen Katechisten; aber wie sollte mans wagen, in so weite Ferne die Kräfte der Kannanur Mission zu senden, da in Malabar selbst noch so viel zu thun war. Doch bezeugten die Brüder dankbar, wie bei ihren anspruchslosen Zusammenkünften Gott fühlbar in ihrer Mitte zu verspüren sei.

An die Stelle dieses Regiments trat nun in Kannanur das

16. N. I., welches von der Mission einen besondern Segen empfangen sollte, und zwar vermittelst eines der jüngsten seiner Offiziere, der wie kaum ein anderer Brite, Hebichs ächter Sohn zu werden bestimmt war; zwar keine Kopie des bärtigen Missionars, vielmehr durch und durch Original, aber ein auserwähltes Gefäß für die besten geistlichen Kräfte, die dem Deutschen entflossen.

Dieser William entstammte einer israelitischen Familie, deren Name, Gompertz, auf Deutschland als ihre frühere Heimat weist. Geboren in England am Anfang der dreißiger Jahre, war er auf Jersey, einer der normannischen Kanalinseln mit französischer Sprache, erzogen worden. So ist er Deutscher, Franzose, Jude und Engländer in einer Person, und scheint zu einem Wanderleben und dem Verkehr mit allerhand Zungen, Stämmen und Religionen wie vorhererseben. Frühe verlor er den Vater, der mit einigen Geschwistern zum Christenthum übergetreten war, während andere erst später in verschiedenen Welttheilen zum Glauben an Christum kamen. William, obgleich ein zarter Knabe, wurde zum Militärdienst in Indien bestimmt. Gerne willigte er ein; so allein konnte er hoffen, in Bälde der treuen Mutter eine Stütze zu werden. Als 16jähriger Jüngling wurde er zum Kadet ernannt, und riß sich von der Mutter los, die er nie wieder sehen sollte. Unter heißen Gebeten und Segenswünschen seiner Lieben schiffte er sich ein. Besonders ehrwürdig blieb ihm das Bild eines alten Rabbiners aus der Verwandtschaft, der ihn beim Abschied dem Schutze des Gottes Jakobs empfahl. Er sollte ihn in reichem Maaße erfahren.

Von Madras, wo William in die Armee eingereiht wurde, begab er sich zuerst nach Quilon oder Kollam, wo sein Regiment, das 16. N. I., damals stationirt war. Die Berufspflichten waren bald erlernt; mit leichter Mühe auch bewältigte er das Hindustani, die Zunge, in welcher die englischen Offiziere mit den vielsprachigen Sipahis verkehren. Bald konnte er eine Prüfung um die andere bestehen und wurde zum Dolmetscher des Regiments ernannt. Nun war es ihm möglich gemacht, seine Mutter zu unterstützen und Ein Wunsch war damit in Erfüllung gegangen. An Geschäften war auch kein Mangel; durch stillen Fleiß wußte er sie zu bemeistern, obschon er unter der indischen Sonne viel vom Kopfweh litt. An heiterer Gesellschaft konnte es bei einem indischen Regiment, dessen Offiziere meistens aus jungen Männern bestehen, nicht fehlen. Aber

zu rauschenden Vergnügen oder gar Ausschweifungen fühlte er keinen Zug; auch schützte ihn vor dieser Versuchung seine schwächliche Constitution; am liebsten las er in seinen wenigen Mußestunden irgend etwas Wissenschaftliches; aber noch immer fehlte ihm eine Hauptsache. Er war in der englischen Kirche fromm erzogen, und besuchte regelmäßig den Gottesdienst des anglikanischen Kaplans. Allein der war ihm zu hochkirchlich und steif, ein geschickter Flötenbläser, aber mit der Posaune der Gnade minder vertraut.

Eben war der neuernannte Bischof Dealtry nach Madras gekommen, dem von seinem langen Predigerdienst in Bengalen ein gutes Gerücht vorausgieng. William, der sich recht leer und elend fühlte, faßte sich einmal ein Herz und schrieb dem erfahrenen Manne, was ihn drücke; er wünschte zu hören, wie ein Jüngling, der das Gute liebe, seinen Weg einzurichten habe, wenn er das Ziel nicht verfehlen solle. Darauf hat er wohl eine passende väterliche Ermahnung erhalten uud machte sich um so eifriger an die Bibel und an die Erfüllung aller seiner amtlichen und persönlichen Pflichten. Aber das Herz wurde ihm nicht leichter, sondern immer schwerer.

Im Herbst 1850 wurde sein Regiment nach Kannanur geschickt. Es war die nächste Militärstation im Norden von Kollam; und Offiziere wie Gemeine freuten sich über den Wechsel. Denn nach Kannanur hatten sie nur etwa 100 Stunden an der Küste hin zu marschiren, und das schlägt man in Indien nicht hoch an, namentlich in der kühleren Jahreszeit. Etwas anderes ist es, wenn bei den beständigen Truppenversetzungen ein Regiment monatelang durch heiße Ebenen zu marschiren, oder mit Zurücklassung der Familien nach Barma oder Aden sich einzuschiffen hat. In Kannanur hofften die Offiziere lebhaftere Freuden: liegt doch dort immer ein englisches mit zwei Sipahi-Regimentern, dazu etwas Artillerie; dann fehlt es nicht an Bällen, Wettrennen und Liebhabertheatern. Worauf William sich freuen sollte, wußte er selbst noch nicht. Der Marsch wurde (20. Dezember) ohne Unfall vollendet; die Sipahis bezogen die langen Hüttenreihen, lines, die ihre Vorgänger ihnen geräumt hatten; die Offiziere richteten sich jeder in seiner neuen Wohnung ein; Bangalā heißt man die einstöckigen, blättergedeckten Häuser, jedes von einem Garten mit Erdmauern umgeben, Küche und Stall in der Ecke des Hofraumes angebracht. Man machte Besuche und empfieng Gegenbesuche, wurde zu den Meßessen der andern Regi-

menter eingeladen, wobei die Musikbanden aufspielten, und hörte unter viel Scherzen und gegenseitigem Zutrinken die Neuigkeiten des Platzes.

Da war nun viel vom alten Hebich die Rede, und jeder Lieutenant hatte ein Stückchen von ihm zu erzählen oder einen Witz über ihn los zu lassen. Wenn alles wahr war, was man da hörte, mußte er ein wunderlicher Kauz sein. Morgens predige er den Eingebornen, ziehe herum mit einer Schaar schwarzer Knaben und Jünglinge, die mit ihm auf der Straße oder in irgend einem Winkel ein Lied anstimmen und beten; dann sammeln sich die Tamiler oder Malayalis oder Mapillas, wem es gerade gelte, und hören seiner eifrigen Rede zu, natürlich nur um ihn zu verspotten, denn mit der Mission sei es bekanntlich nichts. Den Tag über besuche der Langbart Engländer und Ostindier, mache einem Grobheiten, die nicht zum Aushalten seien, packe gelegentlich Reiter wie Fußgänger auf der Straße an, und werde nie müde, von Sünden und Jesus zu reden. Dabei treibe er aber auch sehr gute Geldgeschäfte, schwatze den Einfältigen manche 100 Rupies ab und mache Furore bei etlichen Weibern. Ja, und einem Soldaten habe er verboten, seiner armen kranken Mutter Geld heimzuschicken; Alles gehöre dem Werk des Herrn. Wie viele Wechsel durch seine Hand laufen, sei nicht zu sagen, und wo all das Geld hinkomme, das bleibe ein Räthsel. Freilich habe er die ganze Mission der Deutschen mit Geld zu versorgen, und wie gut er den Kurs zu berechnen wisse! Schon seiner Handschrift sehe man es an, daß er eigentlich ein Kaufmann sei, ein wahrer Jude. Wie denn ein solcher dazu komme, sich als Geistlicher aufzuthun? Er sei gewiß nicht ordinirt; die andern Missionare fürchten ihn aber, und wagen nicht, seine Blöße aufzudecken. Es sei eine Schmach, daß man solch einen Menschen in Kantonment dulde. Nicht umsonst habe General X. auf seine Entfernung angetragen; denn ein Soldat, der ihn nur zwei Mal gesprochen habe, sei davon in solchen Wahnsinn gerathen, daß er sich erschossen habe. Neulich habe der Graubart sich auch zum Beichtvater aufgeworfen; wer zu ihm komme, müsse ihm alle seine Sünden haarklein beichten, und dann habe der Pfaff ihn völlig in der Hand. Religion sei gewiß recht schön und gut, aber alles an seinem Ort und alles mit Maaße! Für Engländer sei Gottlob der Kaplan da. Warum auch der deutsche Narr sich aufbringen müsse. Mehr Schurke, als Narr,

schallte es von der Seite her, während doch auch Billigere den Werth des Mannes anerkannten und nur die Uebertreibung des Guten misbilligten, eine trockene Stimme aber sich vernehmen ließ: Möglich bleibt immerhin, daß man ihn noch den Apostel von Kannanur nennt, wann wir Alle vergessen sind.

William ging natürlich in die anglikanische Kirche. Aber die Predigt, obwohl beredter, war noch hochkirchlicher als die in Kollam. Der junge aristokratische Kaplan gehörte der extremen Richtung der schottischen Episkopalen an; es hieß, der Bischof habe ihm verweisen müssen, daß er sich nach der sakramentlichen Weihung vor Brod und Kelch verneigt habe. Der alte Hebich war natürlich auch bald bei den Neuangekommenen zu sehen; er grüßte herzlich Bekannte wie Unbekannte, und lud alles ein, auch „zu seinem shop (Laden)," wie er es hieß, zu kommen. Sein Aeußeres war auffallend und grotesk; der Bart erinnerte an den alten segnenden Rabbiner. William besuchte eines Abends die Missionskapelle; der älteste Hauptmann des Regiments, wir wollen ihn Georg heißen, und noch ein Dritter, giengen mit. Die beiden Ersten fanden sich gefesselt, und blieben ihr treu, so lange sie in Kannanur weilten. Hebich, der für die zum erstenmal Eintretenden immer ein scharfes Auge hatte, sah die Drei nur von der Kanzel herab in der Kapelle sitzen, aus der sie nach dem Gebet sich alsbald heim begaben. Aber ein eigener Zug verband ihn schon damals mit dem ernsten, sinnigen Jüngling; „*der* ist unser," sagte er zu den Offizieren, die nachher bei ihm den Thee tranken.

Eben nun hatte William sein letztes Examen zu bestehen, was ihn auf drei Monate nach Madras zu gehen nöthigte. Aber schon regte sich was Neues bei ihm; er konnte das Gehörte nicht vergessen.

Zwar die Form, in der ihm hier das Evangelium geboten wurde, war nicht die angenehmste. Dem feingebildeten Jüngling wollte weder die grobe, oft inkorrekte Sprache gefallen, noch die derben Ausfälle auf diese und jene Sünde; aber eines war gewiß, der Alte hatte erlebt, wovon er predigte, und er lebte in seiner Predigt. Noch nie hatte William Gesetz und Evangelium so scharf trennen hören; er betete, las und forschte: die Sache war wirklich biblisch, war auch praktisch; sie beschäftigte ihn immer mehr auf der Reise, in Madras und nach der Rückkehr.

An drei Abenden in der Woche hörte er die englische Predigt

des Deutschen; nachher giengen die Freunde, Offiziere und Militärärzte, Schotten, Engländer und Iren, manchmal auch eine und die andere Dame ins anstoßende Zimmer, um mit Hebich Thee zu trinken. Jedermann war dabei willkommen; „denn," sagte der Alte, „bei mir bekommt man Alles umsonst, Predigt und Thee, auch ordentliche Püffe, nur herein, alles umsonst!" Da wurde erst der Text noch einmal recht durchgesprochen, Fragen aufgeworfen und beantwortet, und diesem und jenem ans Herz gegriffen. Bei allen Brüdern war das Wesen eines und dasselbe, die Form aber — wie verschieden! und der gegenseitige Austausch so frei und herzlich. William wußte und fühlte sich endlich zu Hause. Nicht daheim in Kannanur, oder in der deutschen Missionskapelle, — denn wie sollte man im indischen Wanderleben je dran denken, irgendwo feste Wurzel zu schlagen? — aber daheim im Vaterhaus.

Von einer Bekehrungsgeschichte ist da wenig zu sagen. William zeigte immer dasselbe stille, heitere Gesicht, manchmal nachdenklicher als gewöhnlich, aber von einem Bußkampf war nichts zu sehen. Er war leer gewesen und wurde zusehends voller. Hie und da weckte ihn der alte Lehrer, dem seine innere Entwicklung fast zu ruhig vor sich gieng: „ob er wohl auch ein armer Sünder sei? Freilich so ein frommer, edler Jüngling, der sich vor allem Gemeinen instinktartig gehütet habe, der brauche keine Buße" u. s. w. William lächelte und blieb still. Er hatte nun Gelegenheit, von den befreundeten Offizieren das Nähere über die Erweckung zu hören, welche vor drei Jahren die Missionsstation und fast alle mit ihr verknüpften Seelen erschüttert hatte. William konnte es wohl verstehen, wie junge und alte Sünder, ja auch solche, die schon der Gnade des Evangeliums sich getröstet hatten, von einem Drang, ihre Sünden unter einander zu bekennen, ergriffen werden, und wie die, welche demselben in Einfalt nachgaben, unter sich um so inniger verbunden werden konnten. Aber für seine Person fühlte er das Bedürfniß nicht. Er kam zu den Betstunden der verbrüderten Offiziere; man spürte ihm an, daß er immer wärmer und mittheilsamer wurde, doch von sich selbst zu reden, empfand er keinen Trieb, er sehnte sich nur immer mehr nach Jesu und dem Geist Seiner Gnade, und gieng unbeirrt seinen Weg.

Hie und da gab es auch einen Zusammenstoß, besonders wegen des Grades, bis zu welchem die Trennung von der Welt gehen solle.

William wurde einmal tüchtig gehechelt, weil er einem Wettrennen zusah. Ein ander Mal, als er zum Thee hereinkam, sagte ihm Hebich: „Habe dich schon von der Kanzel herab besehen, was hast du denn da für eine Schmarre auf dem Backen? Das kommt nicht vom Dienst her, bist auf der Jagd gewesen?“ William wurde roth, er hatte sich von einigen Bekannten mitnehmen lassen, im nahen Reisfeld Schnepfen zu schießen, und da war ihm der Unfall passirt. „Ja hast du denn Erlaubniß gehabt?“ — „Dazu brauche ich keine Erlaubniß!“ war die unbefangene Antwort. — „So, keine Erlaubniß? ei hört doch den jungen Mann, der kann thun, was er will, und braucht keine Erlaubniß!“ Nun merkte William, um was es sich handle, daß der Jünger auch bei der geringsten Sache sich versichern müsse, daß er mit Gottes Erlaubniß handle. Es war sein letztes Jagdvergnügen gewesen, bald gieng er edlerem Wilde nach.

Bekanntlich haben englische und deutsche Christen über die sogenannten Adiaphora verschiedene Ansichten. Schreiber war einmal in einer Gesellschaft englischer Brüder. Da war ein alter General, Mitglied und Präsident vieler frommen Vereine, der erzählte ganz unbefangen, wie er sich eine Woche Erholung genommen, und was er da alles geschossen habe. Dann kam die Rede auf die Musik. Hier konnte er nun um's Leben nicht verstehen, wie Christen ohne Aergerniß ein Oratorium, sage den Messias, von Theatersängern gesungen, mit anhören können; es war ihm rein unbegreiflich. Wer nun über solche Punkte streiten möchte, um es zu völliger Einigkeit zu bringen, der müßte viel übrige Zeit haben. Doch von der Jagd soll ja die Rede sein.

Wenn ein Christ die Vergebung seiner Sünden und das Zeugniß des Geistes der Kindschaft hat, so ist die Folge, daß er die Brüder liebt, die, welche eben so glücklich sind, und die, welche es noch werden können. Er kann nicht anders als zeugen von dem, was er erfahren hat. Es ist aber ein Unterschied mit dem Zeugen; die meisten vermögen es nur vor einer und der andern Art von Menschen; William glaubte, und darum redete er — zu Leuten jeder Art. Natürlich übte Hebichs Vorbild einen gewaltigen Einfluß auf ihn aus; war er doch sein geistlicher Vater, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wenn er Sonntags vom h. Abendmahl kam, das Herz voll von der seligen Geistesgemeinschaft mit den Brüdern allen, deutschen Missionaren, britischen Offizieren und Soldaten,

Tamil, Malayalam und Kanaresischen Katechisten und Christen, bis herab auf die früher fast thierischen Sklaven von der nahen Zimmtpflanzung, die nun desselben Herrn und Heilands sich freuten und mehr und mehr zu Einem Leibe heranwuchsen, dann wallte er auf in Liebe zu allen Brüdern. Die Mission wurde sein Hauptanliegen. Nicht nur diente er ihr mit allem Einkommen, über das er frei verfügen konnte, und gedachte ihrer in jedem Gebet mit sehr eingehender Fürbitte; er betete auch um ein Wort zur Zeit für den nächsten besten Menschen. Das wurde ihm geschenkt, so reichlich geschenkt, daß er in Zeiten, wo seine Amtsgeschäfte sich drückend vermehrten, sich wohl auch fragen durfte, wie es andern Offizieren passirte, ob er sich nicht ausschließlich dem Missionsdienste zu widmen habe.

Aber der Herr zeigte ihm, daß Er ihn bereits ans rechte Plätzchen gestellt habe. William brauchte keine Thüren aufzustoßen. Ueberall öffnete Er sie vor ihm, so daß ihm kein Zweifel an seinem Beruf aufkommen konnte. Eines lag ihm dabei klar vor Augen: widmete er sich ganz dem Zeugniß von Jesu und vernachläßigte seinen irdischen Beruf, so blieb das Wort ohne Kraft und Frucht. Wie oft hörte er Stichelreden, daß der und jener Ueberfromme jetzt lieber Psalmen singe, als seine Kompagnie exercire; mehr in der Bibel zu Haus sei, als im Kriegsrecht u. s. w. Also richtete er sein Hauptaugenmerk darauf, nicht etwa blos zur Noth Offizier zu sein, sondern mit ganzem Herzen als dem Herrn, und darum sich mit Arbeiten überhäufen zu lassen, keinem Dienst auszuweichen, keine Zumuthung abzuweisen, damit von dieser Seite auch nicht der geringste Vorwurf auf ihn falle. Zu keinem kamen die Sipahis lieber mit allen ihren kleinen und großen Anliegen; kein Andrer war auch den Offizieren so gelegen, wenn es galt in Fällen von Unbäßlichkeit und sonstiger Abhaltung einen zuverlässigen Stellvertreter zu gewinnen oder eines unbequemen Geschäftchens mit guter Art los zu werden. Und das that er nicht aus jener schlechten Gutmüthigkeit, die nicht Nein sagen kann; nein, es war der Preis, um den er sich seine Freiheit zum evangelischen Zeugniß erkaufte. So wurde er mit der Zeit vielleicht der überladenste Offizier der ganzen Armee, einmal zugleich Dolmetscher, Adjutant und Quartiermeister des Regiments mit allerhand Nebenämtchen. Dabei eine zarte schwächliche Leibeshütte, die oft schnell zu brechen drohte, so daß er frühe lernen

mußte, alle Kräfte sorgfältig zu Rathe zu halten, — und dennoch wurde er beides, ein ganzer Offizier und ein ganzer Missionar, in einem kurzen Leben, das nicht einmal 30 Jahre erreichen sollte.

Seine Art zu missioniren war aber sehr verschieden von der seines geistlichen Vaters. Sie schienen fast die Rollen ausgetauscht zu haben. Soldatisch packte der Missionar die draußen Stehenden an; mit der zartesten, fast kindlichen Freundlichkeit lud der Offizier sie ein, hereinzukommen. Wem des Alten Wort zu herb klang, der hatte doch noch oft ein Ohr für die liebliche Stimme des Jünglings. Leichtsinnige Offiziere und verhärtete Soldaten, listige Eingeborene und stumpfe Ostindier aus den Mischklassen, jedermann war ihm willkommen, jedem konnte er Liebe beweisen, und keiner konnte ihm grollen. In der ungezwungensten Weise kam er schnell auf die Hauptsache, und setzte bald kurz und bestimmt, bald umständlicher aus einander, wie man es bei Jesu so gut habe; und da dies wahr war, wie es ihm aus den Augen leuchtete, so gaben ihm oft auch Feinde und Spötter Recht. Hatte er einmal einem alten Ungläubigen seinen Heiland angepriesen, so konnte ihm der die Hand drücken und sagen: Sie sind der glücklichste Mensch auf Erden, wollte Gott, ich könnte auch so glauben!

Dazu kam nun sein immer gleich lauterer, kindlich einfältiger und männlich fester Wandel, der auf jeden Beobachter einen unwillkührlichen Zauber ausübte, so daß seine Kameraden halbmürrisch sagen konnten: „Würde schon auch gerne mitthun; aber unser einem wirds nicht so leicht wie dir. Du darfst nur wollen und dann geräth dir Alles von selbst.“ Wie wenig kannten ihn doch auch die, welche ihn täglich sahen, d. h. wie wenig wußten sie von den Kämpfen, die er im Stillen mit seinem Herzen durchfocht, um stets treu und rein vor seinem Gott zu stehen und sich ihm als ein Ganzopfer zu weihen. Nur den Vertrautesten konnte er mittheilen: „was mir am meisten zu schaffen macht, ist mein inconsequenter Wandel; die Welt kann ihn freilich nicht sehen, ich aber sehe ihn jede Minute.“

Dabei mied er aufs sorgfältigste alles, was an das geistliche Amt erinnern konnte. Erst in seinen letzten Jahren wurde er durch augenscheinliche Nothstände darauf geführt, selbst Erbauungsstunden zu halten. Bis dahin hat er sich auf gemeinschaftliches Bibellesen und Beten und und auf die Form vertraulichen Gesprächs beschränkt.

Und da quoll alles so natürlich, frisch und holdselig heraus, daß niemand auch nur von ferne an Kanzelton und Amtsgefühl erinnert wurde. Wenn Andre von Pferden und Hunden, von Manövern und Politik so viel und frei zu reden hatten, warum er nicht von dem Einen, das ihm und ihnen gleich Noth that? Wie durch einen eignen Instinkt fand er die suchenden Gemüther heraus und lockte sie zu weiterem und immer entschiedenerem Fortschritt; mancher wird noch in der Ewigkeit ihm danken, daß er so geduldig und unabläßig sich seiner Seele annahm. So schreibt z. B. ein Offizier, der in Kannanur seine militärische Laufbahn begann: „Ich kann wohl sagen, daß ich keinen Offizier in der Madras-Armee oder irgend einem andern Dienst kenne, der einen heiligeren und vollkommeneren Wandel geführt, keinen, der so in allen Stücken die Lehre Gottes, seines Heilandes geziert hätte, wie der theure William Gompertz. Er war unter Gott das Mittel, mich zu einer seligmachenden Erkenntniß des Namens Jesu zu bringen, und ich habe allen Grund, zeitlebens Gott zu danken, daß ich mit ihm zusammentraf."

Nur wenig über zwei Jahre sollte das Regiment in Kannanur bleiben. Auch diese Zeit verbrachte William nicht ganz auf der Station, da er erst auf eine Außenstation detachirt wurde und dann sein Gesundheitszustand ihn auf die blauen Berge zu gehen nöthigte. Hier war es ihm nun eine große Freude, eine alternde Tante zu finden. Sie war noch Jüdin, und er hätte sie so gern zu Jesus gewiesen. Aber eben das fürchtete sie und hatte sich nach Kräften verschanzt. Was konnte er thun, als für sie beten und in jeder Weise ihr dienen. Er las ihr aus dem Alten Testament vor und suchte ihr das Wort, das zu Israel geredet war, wichtig und werth zu machen. Eine große Freude war es ihm, daß Hebich auf einer der größeren Predigtreisen (die er seit dem Jahr 1850 zu unternehmen sich gedrungen fühlte) die kühle Bergstation besuchte, da er dann seinen Papa in der Arbeit an manchen Seelen aufs wirksamste unterstützen konnte. Aber was die Tante betraf, meinte Hebich zu fühlen, als trachte „der pfiffige Mensch", ihn von ihr geflissentlich fern zu halen! Er führte ihn immer bei anderen Leuten ein und wußte stets neue Häuser anzudeuten, wo Hebichs Eintritt am Platze wäre, wahrscheinlich weil er fühlte, Hebich dürfte durch sein derbes Auftreten, das bei verletzlichen Gemüthern oft starke Antipathieen erzeugte, die kaum sich erschließende Blüthe mehr

zurücktreiben als fördern. Leiblich hergestellt, kehrte William nach Kannanur zurück, das er bald darauf mit Aden vertauschen sollte; die Tante aber ist im Glauben an Christum entschlafen.

Gerade in dieser Zeit erlebte Hebich mehrere schlagende Fälle von plötzlichen Wirkungen seiner Predigt, doch wohl keinen nachhaltigeren als den, der unsern William betraf. Er schrieb (21. Okt.): „Der Herr schenkt mir so viel Körperkraft, daß auch die größeren Anstrengungen mir leicht vorkommen, während Er sein gnädiges Wort mit solchen Kräften aus meinem Munde sendet, daß Leute, die Er mir zuschickt, ja gottlose Leute, durchs Hören der ersten Predigt todt und lebendig gemacht werden. Ich sage dies zu Seiner Ehre, Sein Arm ist wahrlich noch nicht verkürzt. — Doch fähret unser Leben schnell dahin, als flögen wir davon. Da bleibt denn nur die Arbeit des Einen, der so gearbeitet hat, daß alle Heiligen durch Seine Arbeit allein ewig selig sind. Hallelujah." Dazu konnte William von Herzen Amen sagen. —

Daß Hebichs Art aber auch für zartfühlige Personen, und wenn sie schon gute Christen waren, etwas Abstoßendes haben konnte, soll hier nicht verschwiegen werden. Ein Deutscher, der sich jahrzehntelang im muhammedanischen Asien umgetrieben hatte, — man hieß ihn nur den Miner (Bergmann) — kam einmal (Sept. 1849) von den blauen Bergen herab nach Kannanur. Er stieg beim deutschen Musikdirektor ab und ersuchte diesen, für ihn, als einen hilflosen Wanderer, auch hier eine Subscription zu eröffnen, damit er nach Bombay weiter reisen könne. Der wies ihn an Hebich. Nun fragte ihn dieser über sein Leben aus, und begann, nachdem er alles gehört und das steinerne Gesicht des Mannes mit dem glanzlosen Auge betrachtet hatte: „Sagen Sie selbst, sind Sie nicht der größte Schlingel und Hallunk gegen Ihre eigene Seele?" Der Mann steht augenblicklich auf, nimmt seinen Hut und geht hinaus. Er wendet sich nun wieder an den Musikdirektor und mit diesem an den Kaplan, erzählt überall, wie ungütig Hebich ihn behandelt habe, und erhält eine wohlgefüllte Börse. Da und dort wurde nun bemerkt, wie schmählich es doch für den Missionar sei, einen Landsmann so abfahren zu lassen, auch Missionare sagten, es sei abscheulich. Weigle, der auf den Bergen den Miner gesehen und dessen Erinnerungen von Zaremba und andern Baslern in Westasien mit Interesse angehört hatte, war wirklich empört. Da wir sein günstiges Urtheil

über Hebich angeführt haben (S. 75), möge auch das mißfällige hier stehen: „Ist das eine Sprache, die zum Suchen des Verlorenen gehört? Ist das Evangelium? Wie kann es anders sein, als daß der Mann über dem Hallunken das, was nachfolgte, überhörte! Und warum kann der liebe Hebich, dem so viel Gnade und so viele Legitimation an Seelen verliehen ist, nicht sänftlicher fahren als mit solcher Knockdown (Niederschmetterungs-)Theologie? Niemand weiß besser als ich, daß es dem lieben Alten nicht an Liebe, an Ernst, an Weisheit zum Aufbauen und Aufrichten fehlt; aber in der That, ich kann nie anders als mit Angst einen Fremden bei ihm eintreten sehen, denn es ist gewiß immer eine Chance (und zwar nicht immer die Chance göttlicher Specialvorsehung, sondern oft nur die Chance von Wind und Wetter, von Temperamenten und Stimmungen), ob ein solcher erstmaliger Klapf zum Guten oder zum Schlimmen ausschlägt. So stehts denn doch nicht, daß wer Hebichs hard knocks (Püffe) tragen kann, eo ipso vom Geist angefaßt, und wem sie zu hart sind, eo ipso ein Kind des Verderbens ist. Wie wirken diese Ausbrüche bei denen, welche sie aushalten? Nicht etwa so, wie sie wenigstens bei mir wirken, daß ich eben denke: es ist halt seine Art so und dann warte, bis es wieder besser kommt? Daß viele Engländer eben so denken, weiß ich; vielleicht gibt es auch einige, welche dieses Aufbrausen für Geist halten, aber nicht zu ihrem Vortheil. Wenn doch nur der liebe Alte, den ich ja gewiß schätze und ehre, alles Inspirationsmäßige aufgeben und sich geberden wollte wie ein anderer Bruder; gewiß, er könnte nur gewinnen an wahrem Ernst und Nachdruck."

Von dem armen Landsmann ist nur noch zu sagen, daß auf ihn bald nachher gefahndet wurde wegen Verdacht eines Mords, derselbe aber plötzlich verschwand, wahrscheinlich unter den Muhammedanern, zu denen er wohl schon lange gehörte. Hebich blieb auch ferner bei seiner Art, im ersten Zusammentreffen alle Opposition, die gegen ihn vorhanden sein mochte, hervorzulocken und erst, nachdem er sich mit dem Individuum tüchtig herumgeschlagen hatte, auf den Frieden loszusteuern. Daß er sich damit auch Brüder entfremden konnte, ist unbestreitbar; doch wird im Ganzen behauptet werden dürfen, daß er mit seiner Angriffsweise bei Briten mehr Glück hatte, als bei Deutschen. William freute sich ihrer bis an sein Ende, nahm sich daraus, was ihm anstand, und folgte im Uebrigen *seinem* Meister.

Heimgang von Dr. Perkins.

Am 1. Jan. 1870 entschlief in Amerika, wohin er sich erst kürzlich zurückgezogen hatte, der Stifter der Urumiah-Mission, Dr. Perkins, im Alter von 65 Jahren. Er hat 1834 diese Mission gegründet und durfte ein gedeihliches Wachsthum derselben erleben. Schwere Noth bereitete ihm lange Jahre hindurch die Geisteskrankheit seiner Gattin; doch war dieselbe zuletzt so weit hergestellt, daß sie in Amerika noch einige Monate beisammen leben konnten.

Ein Rechtsfall.

In Lacknau ereignete sich im Januar dieses Jahres ein eigener Fall. Die Frau eines Muhammedaners bekehrte sich zum Christenthum, indem sie mit ihrer Mutter und Schwester an einem Tag sich taufen ließ, während sowohl der Vater als der Gatte Muhammedaner blieben. Sie verließ den Gatten, indem sie sich darauf stützte, nach muhammedanischem Gesetz sei sie als Abgefallene auch bereits vom Manne geschieden. Die Sache kam aber vor ein christliches Gericht, da dann die Frau ihren Glauben an Christum und ihre Verwerfung Muhammeds vor dem ganzen mit Muselmanen angefüllten Gerichtshof aussprach. Es half sie aber nichts, denn der Richter entschied, weil ihr Gatte sie nicht aufgeben wolle, müsse sie ihm angetraut bleiben und suchen, ihre Pflichten gegen ihn und die gegen ihren Heiland in ihrer neuen Stellung gleichermaßen zu erfüllen. (Bombay Guardian.)

Christliche Kunst in der Mission.

Im Mahratta-Lande haben die Christen schon seit einigen Jahren die Sitte eingeführt, ihre Feste durch Absingen poetisch behandelter Stücke der h. Schrift zu verherrlichen. Das hat dann auch die heidnischen Umwohner dergestalt angezogen, daß die Mission nun gute Sänger herumschickt, diese Kirtans (Lobgesänge) auch da und dort in Stadt und Dorf absingen zu lassen. Sie finden großen Beifall und verbreiten eine Kenntniß der Heilsthatsachen in weiten Kreisen.

Nun hat auch ein Prediger der bengalischen Gemeinden, Dschagadischwar, einen dichterisch begabten Mann dazu erzogen, Stücke aus dem Evangelium, z. B. das Leben des Täufers, dramatisch zu behandeln und mit Gesang und Geberdenspiel vorzutragen. In einfacher aber lebendigen Darstellung singt dieser Mann die evangelische Geschichte stundenlang vor großen Haufen aufmerksamer Heiden, welche bisher in ähnlicher Form von den heidnischen Kathaks nur die Geschichte Ramas zu hören Gelegenheit hatten. Bleibt diese Bewegung vor Auswüchsen bewahrt, so kann sie der Mission nur nützen.

S. A. Crowther
Bishop

Die Niger-Mission und ihr Bischof.

Es sind nun 39 Jahre, daß es den Brüdern Lander gelang, den Lauf des gewaltigen Niger, der Jahrtausende hindurch zu den ungelösten Räthseln Afrika's gehörte, endlich zu erforschen. Zehn Jahre später sehen wir das erste englische Geschwader, bestehend aus den drei Dampfbooten Albert, Wilberforce und Sudan in den nun wenigstens der Wissenschaft erschlossenen Strom einlaufen. — Die Namen der Schiffe lassen errathen, daß es ein Zweck christlicher Menschenliebe ist, den die Expedition verfolgte. Gerade um jene Zeit hatte sich ja den Freunden Afrika's mehr und mehr die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, so wichtig und nöthig die britischen Kriegsschiffe für die Niederhaltung des Sklavenhandels an der Küste sein mögen, das furchtbare Uebel doch nur an seiner Quelle nachhaltig bekämpft werden könne, und daß Christenthum und Gesittung, ins Herz Afrika's getragen, dazu das sicherste Mittel wäre. So sollten denn nun die fast noch unbekannten Gestade des Niger genauer erkundet, mit den Häuptlingen Verträge über Abschaffung des Sklavenhandels und Anknüpfung eines rechtmäßigen Handels geschlossen, und da und dort Musterwirthschaften angelegt werden, um den Negern den Werth ihres Bodens vor Augen zu stellen. Die Vorbereitungen zu diesem Allen waren vortrefflich. Prinz Albert stand an der Spitze des Unternehmens, die Staatsregierung machte die Ausführung desselben zur Sache der britischen Nation, die Vereinigung aller Parteien und religiösen Gemeinschaften Englands schien ihr gleichfalls mächtige Kräfte zuzuführen.

Und doch mißlang zunächst der schöne Plan. Fieber rafften die Bemannung der Schiffe weg, und sie mußten umkehren. Das

Fehlschlagen der mit so viel Aufwand, Umsicht, Hoffnung und Lärm unternommenen Expedition wirkte auf die öffentliche Stimmung so entmuthigend, daß erst nach 13 Jahren ein neuer Versuch möglich wurde.

Unter den schwarzen Dolmetschern aber, die jene drei Schiffe von Sierra Leone mitgenommen hatten, befand sich ein junger Mann, in dem die Erfahrung von der tödtlichen Wirkung des Niger-Klimas auf die Europäer den heißen Wunsch anfachte, daß doch die bekehrten Neger selbst als Lehrer ihres Volkes ausgesandt werden möchten. Voll dieses brennenden Verlangens kehrte er nach Sierra Leone zurück. Ein armer, weggefangener Sklavenknabe war er gerade 20 Jahre zuvor durch ein rettendes englisches Schiff dorthin gebracht worden. Von Anfang an waren da die Missionare auf seine ungewöhnlichen Gaben aufmerksam geworden, und bald hatte er auch sein Herz der Stimme Jesu geöffnet. Er hatte bereits eine Reihe von Jahren als Katechist gedient, und war aus dem ersten Schüler des Lehrerseminars zu Fourah-Bai dessen Leiter geworden, als der Ruf an den Niger an ihn ergieng. Jetzt, bei seiner Rückkehr begegnete dem Wunsche seines Herzens der Entschluß der Missionare, ihn zu weiteren theologischen Studien noch nach England zu senden, wo er im Juni 1843 die Ordination zum Predigtamt erhielt.

Dieser junge Mann war Niemand anders, als Samuel Adschai Crowther, der Gründer und nunmehrige Bischof der jetzt seit 13 Jahren bestehenden Nigermission.

Nachdem er in Freetown aus überströmendem Herzen zum ersten Mal das Evangelium in seiner Muttersprache verkündigt hatte, wurde er mit den Missionaren Gollmer und Townsend zur Gründung der Mission in seinem Heimatland Yoruba berufen. Wie er dort nach 24jähriger Trennung die betagte Mutter und seine Schwestern wiederfand, wie die viel geprüfte Alte unter Freudenthränen eine Weile sprachlos an seinem Hals hieng, ehe sie ihm ihre lange Leidensgeschichte erzählen konnte, wie sie dann beim Ueberfall der Stadt Abaka durch die Fellatahs nochmals in die Gefangenschaft abgeführt und und von dem Sohne mit viel Mühe und großen Opfern wieder losgekauft wurde, und wie er die zum Glauben Gekommene endlich durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufnehmen sehen durfte — das Alles ist schon ausführlich erzählt worden (Miss. Mag. 1858, S. 49 ff.) und gehört im Grunde nicht hieher.

Seit neun Jahren hatte Crowther im Segen in Yoruba gewirkt, als 1854 die englische Regierung mit dem edlen Kaufmann Laird zu einer zweiten Niger-Expedition sich verband, die er als Geistlicher und Dolmetscher begleitete. Es zeigte sich jetzt, daß auch die erste ihre Früchte getragen und dazu gedient hatte, das Zutrauen verschiedener Stämme im Innern des Landes zu wecken. Dießmal gelang es nicht nur, auf dem östlichen Nigerarm Tschadda bis Hamaruwa vorzudringen, sondern auch mit vielen Anwohnern der Flüsse in freundschaftliche Berührung zu treten; ja das Land der Ibo schien reif, dort eine Station zu gründen.

Jetzt, wenn überhaupt je, schien daher Crowther die Zeit gekommen, den Versuch einer von schwarzen Sendboten bedienten Nigermission zu machen. Jetzt standen die von den englischen Kreuzern aufgefangenen und in Sierra Leone bekehrten Eingebornen dieser Länder noch in voller Manneskraft. Jetzt waren ihnen ihre verschiedenen Muttersprachen noch geläufig, alle heimischen Sitten und Vorurtheile erinnerlich; schon ihre Kinder aber waren damit nur wenig bekannt, und neue Zufuhr von Sklaven hatte man, Dank den energischen Maßregeln der englischen Regierung, in Zukunft immer weniger zu erwarten. Jetzt waren die Heiden überall geneigt, christliche Lehrer aufzunehmen und mit England in Verkehr zu treten; wurde jetzt der günstige Augenblick nicht ergriffen, so fürchtete Crowther, er könnte unwiederbringlich verloren sein.

Seine Stimme verhallte nicht unbeachtet. Im Juli 1857 wurde ihm die hohe Freude, ein Häuflein bekehrter Sierra-Leone Neger wirklich an ihre heimatlichen Gestade zurückführen zu dürfen. Sein ordinirter Mitarbeiter Taylor begann sogleich am Unterlauf des Flusses, 60 Stunden von dessen Mündung, in Onitscha seine Arbeit; er selbst begleitete die übrigen Evangelisten noch 70 Stunden weiter stromaufwärts nach dem unweit der Vereinigung des Tschadda und Kwora gelegenen Gbegbe oder Confluence. Von dort aus wollte er, der sich nirgends fest niederzulassen, sondern überall zu rathen, zu helfen und zu dienen gedachte, den Kwora noch eine Strecke weit befahren und drang wirklich bis Rabba, dem nicht erreichten Ziel der ersten Niger-Expedition vor. Dort aber scheiterte das Schiff an einem Felsen, und Crowther mußte ein ganzes Jahr da liegen bleiben, bis ihm ein anderes zu Hilfe gesandt wurde. Er fand freundliche Aufnahme und benützte diese Zeit zur Gründung

einer ursprünglich nicht beabsichtigten dritten Niederlassung; als er aber 1859 die Reise wiederholte, hatte sich Rabba gegen die Mission verschlossen und mußte wieder aufgegeben werden. Dafür wurde 1861 am Nun, dem bedeutendsten der 22 Mündungsarme des Stromes, Akassa besetzt, um den weiter landeinwärts gelegenen Stationen zum Stützpunkt zu dienen. Ein harter, blutgetränkter Boden in der Nähe von Kannibalen, welche nicht nur die im Kampf gefallenen Feinde verzehrten, sondern in aller Ruhe auf offenem Marktplatz Menschen schlachteten und kochten! — In Onitscha und Gbegbe fand Crowther dießmal schon eine Anzahl erprobter Taufcandidaten. Bei seinem nächsten Besuch taufte er in Gbegbe 8 Erwachsene und ein Kind, während gegen 200 Personnen mit freudigem Staunen dieser Feierlichkeit beiwohnten. Wieder ein Jahr später konnte Taylor in Onitscha nicht weniger als 53 Personen taufen, und 42 seufzten darnach, daß ihnen die gleiche Gnade zu Theil werde. Wie süß klang es ihm doch, wenn er die Neger in ihren Wohnungen oder einsam im Gebüsch laut beten hörte! Auch als Verfolgungen hereinbrachen, dienten sie nur zur Stärkung der kleinen Heerde und weckten noch mehr Hunger und Durst nach der Wahrheit. Nicht Wenige von denen, die das Evangelium ergriffen hatten, giengen auch in die benachbarten Dörfer, um ihren Freunden zu sagen, was sie so glücklich gemacht.

Im September 1864 erschien Crowther mit einer neuen Würde bekleidet unter seinen Brüdern am Niger. Die Universität Oxford hatte den einstigen Sklavenknaben Adschai zum Doktor der Theologie ernannt und der Erzbischof von Canterbury ihn feierlich zum Bischof der unter seiner Leitung erstandenen Negergemeinden geweiht (29. Juni 1864). Manchen Missionsfreunden wollte damals fast bange werden, alle Schmeicheleien, die er aus dieser Veranlassung zu hören bekam, könnten den lieben Mann aus der Einfalt und Demuth reißen, die er sich bis dahin bewahrt hatte. Der HErr schenkte ihm aber Gnade, sich doch vor Allem darüber zu freuen, daß er dastand als ein lebendiges Zeugniß von der Macht des Evangeliums. Missionar (später Bischof) Weeks habe ihn für Christum gewonnen, erzählte er unter Anderem in seiner Rede an dem festlichen Tag, der in der Geschichte der Negermission seine bleibende Bedeutung behalten wird. Sei er dann auf der Eisenbahn mit ihm gereist, und irgend ein frommer Freund habe sich zu ihnen gesellt und geklagt, was

denn die Mission ausrichte, so habe Weeks auf ihn gedeutet. Da habe er dann erzählt, wie er durch ihn ein Christ und Prediger geworden sei, und damit habe es geschienen, als sei auf einmal aller Zweifel geschwunden. Auch in Afrika haben schon viele Weiße, meist Goldsucher und Abenteurer, über die Erfolglosigkeit der Mission gespottet. Da habe er sich ihnen dann vorstellen können als wenigstens Eine Frucht der Mission, und es habe sich leicht nachweisen lassen, daß sie trotz vieler Reisen nur darum nichts von der Mission endeckt haben, weil sie den Missionsstationen geflissentlich aus dem Wege gegangen seien.

Als er bei seiner Ankunft in Sierra Leone besonders von den sechs Zöglingen des Predigerseminars zu Fourah Bai jubelnd empfangen wurde, redete er ihnen gewaltig ans Herz, daß sie sich doch rüsten sollen, einmal tüchtige Soldaten im Dienste des Kreuzes zu werden; die Welt habe starke Versuchungen auch für fromme Studenten. Wie er selbst 1841 das Seminar verlassen habe, um zuerst in der Timneh-Mission und dann am Niger zu arbeiten, haben ihn viele Freunde verspottet, daß er so thöricht sei, ohne Zusicherung eines guten Gehalts sich so in die Ferne schicken zu lassen. Zehn Jahre habe er dann in der Yoruba-Mission gedient, alles Nöthige sei ihm geworden, die Hauptfrucht aber bestehe in der Sammlung einer hoffnungsvollen Gemeinde. Seit 1854 gehöre er nun dem Nigerlande an und habe sich beständig auf Reisen befunden. Man habe ihn bedauert; er wünsche sich aber keine Ruhe, bis der HErr selbst Feierabend mache. Er schäme sich, wenn er vergleiche, welchen Anstrengungen und Strapatzen sich Kaufleute unterziehen, um ein wenig Geld zu machen. Ein Missionar sollte sich keiner Arbeit schämen und an allem Möglichen selbst mit Hand anlegen, wenn nur Christus dadurch geehrt werde.

Am Niger waren die Stationen Onitscha und Gbegbe auf dem Wege fröhlichen Gedeihens, als der neue Bischof von seinen beiden Söhnen begleitet den Strom hinauffuhr. In Akassa dagegen lag Alles noch im ersten Anfang. Dort war noch keine Seele bekehrt und die Kinder kamen nur ungern und unregelmäßig zur Schule; der schwarze Evangelist Coomber aber hatte auf dem schweren, einsamen Posten so treu gearbeitet, daß Crowther ihn nun zum Missionar ordinirte. — Zwanzig Stunden unterhalb Gbegbe, im finstern, abergläubischen Idda gelang es Crowther dießmal auch, den durch Streitigkeiten mit einer Häuptlingsfamilie tief herabge-

kommenen König zu sehen, der gleich andern afrikanischen Fürsten es noch immer unter seiner Würde glaubte, Fremde zu empfangen, ohne sie vorher gehörig warten zu lassen, und erhielt von ihm sogar die Genehmigung zur Gründung einer Mission. Während in Idda die Lehrer Anfangs als abgeschiedene Geister gemieden wurden, die im Reich der Lebenden spuken, öffnete sich dagegen im gleichen Jahr ungesucht eine neue Thüre im Delta.

Der König der Hafenstadt Bonny am gleichnamigen Mündungsarm des Niger, war 1855 vertrieben worden und hatte sich dann nach England begeben, wo er fünf Jahre zubrachte, bis es ihm endlich glückte, den väterlichen Thron wieder zu besteigen. Da er selbst etwas Besseres kennen gelernt hatte, war es ihm nun ein Anliegen, auch sein Volk einen neuen, bessern Weg lehren zu lassen, als die blutige, althergebrachte Weise. Er wandte sich daher an Crowther mit der Bitte um Lehrer und versprach einen namhaften Beitrag zu deren Unterhalt. Am 9. April 1865 eröffnete Crowther in einem gemietheten Locale vor dem König und einigen seiner Häuptlinge die Schule mit 56 Knaben und 2 Mädchen. Das Jahr darauf konnte er schon die neuerbaute Schulkapelle einweihen — hart neben dem grausen Schädeltempel oder Dschudschu-Haus, wo einst die Kriegsgefangenen gekocht und gefressen wurden. Auch dießmal war der König mit fünf seiner obersten Häuptlinge zugegen; die 58 reinlich gekleideten Schulkinder aber sangen schon liebliche Lieder und nahmen durch Antworten thätigen Antheil am Gottesdienst.

Ein anderes Kirchlein aber hatte sich dafür schon seit zwei Monaten geschlossen, denn mit ganz Gbegbe waren im Februar 1866 auch die dortigen Missionsgebäude ein Raub der Flammen geworden. Von Norden her war nämlich schon seit einiger Zeit der König Masaba von Nupe vorgedrungen und hatte sich alles Land zwischen Rabba und der Gbegbe gegenüberliegende Stadt Lokodscha unterworfen. Letztere war seit etlichen Jahren der Sitz eines englischen Konsuls, weil die westafrikanische Handelsgesellschaft dort ein Waarenlager errichtet hatte. Masaba stellte sich freundlich zu demselben und lud sogar die Christen in Gbegbe ein, auch aufs diesseitige Ufer zu kommen und sich unter seinen Schutz zu stellen, aber ein weit und immer weiter strebender Eroberer war und blieb er. So überzog er denn auch Gbegbe mit Krieg und war keineswegs geneigt,

die Christen zu schonen, weil es ihn verdroß, daß sie sich nicht gleich auf seine Seite gestellt hatten. Nur der Fürsprache des englischen Konsuls Fell hatten sie es zu danken, daß ihnen noch Zeit gelassen wurde, unter dem Pfeilhagel von Masaba's Kriegern ans jenseitige Ufer (nach Lokodscha) zu flüchten, ehe man die Stadt in Brand steckte.

Alle neueren Nachrichten entnehmen wir dem Rückblick, den Crowther selbst am 13. Sept. 1869 vor den um ihn versammelten Arbeitern der Nigermission auf die letztverflossenen drei Jahre warf. Es ist dieß zugleich eine schöne Gelegenheit, die Art und Weise, wie der treue Mann seine bischöflichen Obliegenheiten auffaßt und denselben nachkommt, ein wenig zu belauschen.*)

„Meine innig geliebten Brüder," redete er die zwei Missionare und 15 Lehrer seines Sprengels an, „seit wir uns vor drei Jahren zum letzten Mal bei einer ähnlichen Gelegenheit, wie heute, zusammenfanden, haben wir auf unserem Arbeitsfeld manches erlebt, was Fleisch und Blut nicht gefiel und recht dazu gemacht ist, uns zu demüthigen und uns einen tiefen Eindruck von unserem gänzlichen Unvermögen zu geben, irgend einen der von uns besetzten Posten zu behaupten ohne den mächtigen Schutz des HErrn des Weinbergs, auf dessen starken Arm wir allein mit Zuversicht trauen können. Wir haben den Verlust zwei eifriger Mitarbeiter**) in einem Augenblick zu betrauern gehabt, in dem wir in Demuth hofften, einige Stücke von Satans Reich für Christus gewonnen zu sehen. Es waren das schwere Glaubensproben, aber sie haben uns gespornt, Ihm mit heißeren Bitten anzuliegen, Er selbst möchte doch sich dieses Seines Werks annehmen; sie haben uns gelehrt, Ihm dringender die Verheißung des Vaters vorzuhalten: 'Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigenthum.'

„Diese Verheißung soll durch die Predigt des Evangeliums erfüllt werden; aber der Teufel ist erbost über unser stetes, obgleich geräuschloses Vordringen, daher hat er seine List und Macht aufgeboten, unser Werk zu hindern und den verlornen Boden wieder

*) A. Charge delivered at Lokoja, on the banks of the Niger, on the 13. Sept. 1869. By S. A. Crowther D. D. London, Ch. Miss.house 1870.

**) Coomber in Bonny und Priddy in Akassa.

zurück zu erobern. Trotzdem jedoch haben wir viel Ursache zum Dank, daß wir den Kampf nicht in eigener Kraft ausfechten mußten. Unser HErr hat sich zu Seinem Wort bekannt: 'Siehe, ich bin bei euch alle Tage.' Und die Gewißheit, daß Er bei uns ist, und daß Er alle uns bereiteten Schwierigkeiten aus weisen, wenn auch vor unsern Augen verborgenen Gründen zugelassen hat, verscheucht alle bangen Zweifel, die zuweilen unser Herz bestürmen und unsere Hoffnung trüben wollten, diese armen, versunkenen Heiden zur Erkenntniß ihres Sündenelends und Jesu, als ihres allgenugsamen Heilands zu bringen.

„Unser Missionsleben ist ein beständiger geistlicher Krieg; unsre Stationen sind Verschanzungen, von denen aus wir fortwährend Ausfälle zu machen haben gegen die Mächte der Finsterniß. Als Krieger haben wir wachsam zu sein, um nicht vom Feind überrumpelt zu werden. Ein Feldzug läßt noch keine festen Niederlassungen zu. Die Armee, oder doch ein Theil derselben, kann sich zeitweise zum Rückzug genöthigt sehen, ehe sie den Kampf wieder mit neuer Kraft aufnimmt. In diesem Lichte müssen wir alle unsre Stationen unter den Heiden betrachten, bis es dem großen Hirten der Heerde gefällt, diese Posten zu sichern Hürden für Seine zerstreuten Schafe zu machen.

„Wir mußten die Station Idda wegen der Unsicherheit aufgeben, in der unsre Brüder sich dort befanden, seit der Atta ihnen den versprochenen Schutz entzogen hat. Das erste Mißgeschick, das uns dort befiel, betraf mich selbst und einen meiner Söhne. Wir geriethen in die Hände eines verätherischen Häuptlings, der sich für einen Freund ausgegeben hatte, wie sich aber nachher erwies, finstere Anschläge hegte, und als seine thörichten Erwartungen nicht in Erfüllung giengen, sich als Feind entlarvte. Wir sprachen auf unsrer Reise stromaufwärts als Freunde bei ihm ein, er aber benützte unsre Wehrlosigkeit, uns als Gefangene zurückzuhalten, bis ein Lösegeld im Werth von 200 Sklaven, das er auf 12000 fl. schätzte, für uns entrichtet sei. Diese ungerechte Forderung konnte der verewigte Konsul Fell nicht bewilligen, ohne dadurch all diesen habgierigen Häuptlingen Anlaß zum Versuch ähnlicher Erpressungen zu geben; daher beschloß er, uns ohne Weiteres zu befreien, wobei er leider das Leben verlor. Da der Atta den Verräther unbestraft ließ, war nach diesem Vorfall unsre Stellung in Idda nicht mehr haltbar.

„Das war aber nicht die einzige Prüfung dieser Art. Als das Dampfboot an die Küste zurückgekehrt war, versammelten drei räuberische Häuptlinge ihre sämmtlichen Sklaven und machten mit ihren Kähnen einen Angriff auf Lokodscha, in der Absicht, das Waarenlager der westafrikanischen Handelsgesellschaft zu plündern. Acht Monate lang belagerten sie die dortige Niederlassung; ihre Kugeln flogen oft über die Missionsgebäude her, aber eine unsichtbare Hand schützte gnädig das Leben unsrer Brüder. Sie konnten auf ihrem Posten ausharren, die Christen zusammenhalten und während dieser ganzen Zeit der Gefahr ihre täglichen und wöchentlichen Bibelstunden und Gottesdienste ungestört fortsetzen — ein Beweis, daß der HErr Zebaoth mit uns, und der Gott Jakobs unser Schutz ist.

„Trübsale kommen aber gewöhnlich nicht allein, sondern wie die Wellen des Meeres, Woge auf Woge. Auch nach Onitscha drang der Geist der Habgier. Es brach zuletzt eine Christenverfolgung dort aus, die es fraglich machte, ob wir nicht auch von dieser Station weichen müssen; der HErr ließ es Satan zu, uns und unser Werk dort zu sichten. Gerne hätte der Versucher die Bekehrten ins Heidenthum zurückgeführt, denn das war der eigentliche Zweck des Bestrebens, Heidenthum und Christenthum zu verschmelzen. Den Gläubigen ist aber die Unmöglichkeit eines solchen Vergleichs klar geworden, weil der HErr selbst sie in seinem Wort gelehrt hatte, daß Niemand zwei Herren dienen kann und Sein Dienst sich nicht mit dem des Mammons verträgt. So wurde der Teufel beschämt, und die Mission von dem HErrn, ihrem Gott gnädig bewahrt, indem Er es dem König und den Häuptlingen ins Herz gab, der Verfolgung ein Ende zu machen und den Missionaren und ihren Bekehrten Schutz zu gewähren.

„Wir dürfen uns nicht wundern, daß Satan nicht als müßiger Zuschauer sich seine Burgen entreißen läßt, sondern auch seinerseits Angriffe macht auf das Lager und die Streiter Christi. Das ist schon oft geschehen und sollte uns daher nicht befremden. Aber die Waffen, die er zur Unterdrückung des Christenthums gebraucht hat, haben schon vielfach zu seiner Ausbreitung gedient. Solche Vorfälle haben Viele veranlaßt, sich genauer nach dem Wesen der verfolgten Religion zu erkundigen und den Wandel ihrer Bekenner aufmerksamer zu beobachten, was ja nur zu ihrer Empfehlung die-

nen kann. Auch ist die Mission nicht der einzige Schauplatz, auf dem der Teufel diejenigen, die seinen Dienst verlassen haben, wieder an sich zu fesseln sucht. Er zeigt sich in der alten Christenheit, obgleich in feinerer Gestalt, nicht minder geschäftig, die lebendige Religion in todten Formendienst zu verkehren, dessen Nutzlosigkeit schon längst erwiesen war, als er unter der Asche der Märtyrer und Väter der Reformation allmählich in Vergessenheit gerieth. Grobem und feinem Götzendienst gegenüber aber hat der Christ an der Bibel eine unfehlbare Richtschnur. Was nicht in ihr begründet ist und durch sie bewiesen werden kann, wird einst als Holz, Heu und Stoppeln vom Feuer verzehrt werden."

Auf diese allgemeinen Bemerkungen folgt eine kurze Schilderung der Erfahrungen und des Zustands der vier schon genannten Stationen, zu denen im Verlauf der drei letzten Jahre eine neue Station an der Küste und zwei Außenstationen von Onitscha kamen. In Onitscha führte das Feuer, daß sich 1867 von einer brennenden Grasfläche gegen die Missionsgebäude heranwälzte und dieselben stark beschädigte, zur Erbauung eines neuen Betsaals, dessen Größe unter den Heiden eine gewaltige Aufregung verursachte. Diese Arbeit, sowie die Errichtung der beiden Außenstationen nahm die Lehrer neben ihren geistlichen Obliegenheiten sehr in Anspruch, aber Jeder legte mit Freuden Hand an, so gut er's verstand, in dem Bewußtsein, daß er auch in äußerlichen Dingen den Heiden durch sein Beispiel voranleuchten müsse. „Leider habe ich mit tiefer Scham auszusprechen, daß der Geist brüderlicher Liebe, die mächtigste Waffe der Christen und besonders derer, die andere lehren sollen, gesinnet zu sein wie Christus Jesus auch war, nicht unter unserm ganzen Häuflein geherrscht hat. Onitscha (wo fünf Layenmissionare unter Taylor arbeiteten) hat bei diesem Mangel brüderlicher Liebe schwerer gelitten als andere Stationen; und wir bitten den HErrn des Friedens, uns Weisheit zur Bekämpfung dieses Uebels zu geben, daß wir nach seinem letzten Gebet Eines seien, auf daß Alle erkennen, daß wir Seine Jünger sind, weil wir einander lieben." Drei Diakonen wurden hier ordinirt, während Taylor vorerst nach Sierra Leone zurückzukehren hatte.

In Lokodscha ist das englische Konsulat, das hier etliche Jahre bestand, jetzt aufgehoben worden. Dort kommen die Missionare (T. E. John nebst drei Layen) ebenso viel mit Muhammedanern,

wie mit Heiden in Berührung. Sie benützen zwar jede Gelegenheit, mit den erstern ein Wort über den Unterschied zwischen Islam und Christenthum zu sprechen, richten aber ihr Augenmerk doch in erster Linie auf die Heiden. Unter Muhammedanern wie Heiden waren die Erfahrungen der letzten Jahre gleich ermuthigend. Manche Muhammedaner besuchten regelmäßig den christlichen Gottesdienst und bekannten, sie hören in demselben mehr Gutes, als sie aus ihrem Koran lernen können. Ein mit arabischer Schrift gedrucktes Evangelium Johannes wurde dem mächtigen Eroberer Masaba, und durch ihn auch eines dem Sultan von Sokoto überreicht; einige weitere Exemplare wurden den Priestern im königlichen Palast angeboten und gerne angenommen, während in Lokodscha Alle, die ein Verlangen darnach tragen, sich solche kaufen können. Von den heidnischen Häuptlingen der Umgegend haben schon verschiedene ihren Wunsch nach Lehrern ausgedrückt, der beim nächsten Besuch wohl erfüllt werden wird; zwei haben sogar temporäre Schuppen errichtet, unter denen die Missionare bei ihren Besuchen predigen können. Ganz abgesehen von Einzelbekehrungen, erscheint es Crowther schon als etwas Großes, daß dort, am Zusammenfluß des Tschadda und Kwora, die Missionare unter dem Schutz einer einheimischen Regierung, und zwar unter der eines muhammedanischen Potentaten, so festen Fuß fassen konnten, daß sie auf einen gewissen Grad als Landeskinder betrachtet werden und ungehindert ihre Religion verkünden dürfen. Zu erklären weiß er sichs nicht und sieht darin eine große Beschämung aller kleingläubigen Gedanken über die Nigermission. So viel scheint ihm gewiß, daß Masaba es bis jetzt als eine hohe Ehre betrachtet, deren wenige Fürsten Inner-Afrika's sich rühmen können, von der englischen Regierung als ein befreundeter Fürst angesehen zu werden, und daß er darum sich möglichst hüten will, die ihm bewiesene Freundschaft zu verscherzen.

In Akassa beginnen nach der harten, bahnbrechenden Arbeit (von Dewring und dem sel. Priddy) seit 1867 sich nun auch Früchte zu zeigen. Vier Personen waren dort bis zum Ende des vorigen Jahrs getauft worden, und 11 Taufbewerber standen im Unterricht. Etwa sechs Stunden davon ist 1868 bei Braß (durch A. John) eine Station errichtet worden. Der niedrige, sumpfige und sandige Boden erforderte viel vorbereitende Arbeit, bis eine Niederlassung gegründet werden konnte; der dort gemachte Anfang war sehr ermuthi-

gend. Von den beiden kleinen Königen der Stadt unterzeichnete jeder einen Beitrag von 50 Pf. St. zur Errichtung der Missionsgebäude; die Eltern der 43 Schulkinder verpflichteten sich bereitwillig zu einem Schulgeld von je zwei Pf. St. (24 fl.) jährlich; zu den Gottesdiensten fanden sich gleich bis zu 100 und noch mehr Zuhörer ein, und bald traten auch 17 Taufbewerber heraus.

In Bonny (wo Smart und Carew arbeiten) fanden seit der Eröffnung der Mission im J. 1865 bedeutende Veränderungen statt. Der alte König Pepple starb im November 1866, aber sein Sohn und Nachfolger Georg Pepple zeigt sich ebenso entschlossen wie jener, die Mission nach Kräften zu unterstützen. Er hat vor seinem Vater den Vortheil einer guten christlichen Erziehung voraus, die er während eines mehrjährigen Aufenthalts in England genoß, und ein großer Gewinn für ihn ist es auch, daß ihm als Rathgeber zwei wackere, in Sierra Leone erzogene Brüder zur Seite stehen. Da er den Segen, der ihm und seinen Brüdern zu Theil wurde, wohl zu schätzen weiß, ist es sein ernstes Anliegen, dem nachwachsenden Geschlecht in Bonny auch etwas davon zuzuwenden. Der Einfluß des Christenthums auf die Volksstimmung im Allgemeinen zeigte sich in überraschender Weise bei dem an Ostern 1869 durchgeführten Beschluß, die Iguanas, eine große, bis dahin heilig gehaltene Eidechsenart, von der Liste der Gottheiten zu streichen und auszurotten. Ferner erließ der König ein Verbot gegen den grausamen Landesbrauch, Zwillingskinder gleich nach der Geburt zu tödten — eine Verordnung, von der freilich zu fürchten ist, daß sie bei dem tiefgewurzelten Aberglauben des Volks heimlich noch lange umgangen werden wird. Taufbewerber waren zu Ende des vorigen Jahres in Bonny nur erst vier herausgetreten, aber an wirklich aufmerksamen Hörern des Worts fehlte es nicht. Andrerseits raffte sich auch die altheidnische Partei zu neuen Anstrengungen auf, und in der Stadt selbst entstanden Zwistigkeiten, die wieder und wieder zu Todtschlag und schauerlichen Metzeleien führten. Die Schule mußte eine Zeitlang geschlossen werden, weil die Kinder außerhalb der väterlichen Wohnung nicht sicher waren, und die verstümmelten Leichname, die man da und dort den Hunden und Geiern zur Speise unbeerdigt am Weg liegen sah, gaben einen erschütternden Eindruck von der entsetzlichen Geringschätzung des Menschenlebens im Heidenlande. Kaum hatte sich der Sturm der Leidenschaften etwas be-

schwichtigt, so legte eine Feuersbrunst zwei Drittheile der Stadt in Asche; die Zahl und Aufmerksamkeit der Zuhörer bei der Verkündigung des Evangelinms blieb sich aber unter all dem gleich.

Auf sämmtlichen Stationen waren am Ende des Jahres 571 Gemeindeglieder im weiteren Sinn, worunter 95 Kommunikanten und 133 Schulkinder gesammelt, und 49 Personen standen im Tauf-Unterricht. Immerhin ein dankenswerther Anfang, obgleich Crowther selbst tief durchdrungen ist von dem Gefühl, wie klein er noch ist. „Scheint uns alles bisher Geleistete nicht ein verschwindendes Nichts, verglichen mit dem vor uns liegenden Arbeitsfeld und der vom Evangelium noch unberührten Masse?" ruft er aus, fügt dann aber sich und seinen Mitarbeitern zum Trost hinzu: „Doch jeder treue Diener Christi darf sich ja sagen, daß sein himmlischer Meister seinen Eifer nicht nach dem Erfolg seiner Arbeit bemißt. Unser HErr weiß ja, daß jeder von uns Ihm eine schöne Anzahl bekehrter Seelen als seine Freude und Krone darstellen und einmal sprechen möchte: 'Siehe da, ich und die Kinder, die du mir gegeben hast.' Er kennt die Beschaffenheit des Ackers, den wir zu bauen haben, und so lange wir unsern Samen treu ausstreuen; macht Er uns nicht verantwortlich für den Boden, auf den derselbe fällt. Sein Geist nur kann diesen Boden umbrechen und aus unsrer Aussaat Früchte der Gerechtigkeit reifen lassen. Wenn freilich unser Gewissen uns sagt, daß wir nicht treu waren in der Erfüllung unsrer Pflicht, wenn wir unser Licht nicht so leuchten ließen, daß es zur Empfehlung der Religion diente, die wir verkünden, wenn Wort und That bei uns nicht übereinstimmten, dann allerdings können wir uns Seines Wohlgefallens an unsrer Arbeit nicht getrösten und dürfen nicht erwarten, daß Er sie mit seinem Segen begleite.

„Nur der von mir mit Recht erwarteten Auskunft über unser Werk wegen habe ich übrigens einige statistischen Angaben versucht; denn ich betrachte unsre jetzigen Stationen eigentlich bloß als in seither unzugängliche Regionen vorgeschobene Vorposten, deren nächste Aufgabe darin besteht, den umwohnenden Heiden Gelegenheit zu einer unbefangenen Vergleichung zwischen ihrer und unsrer Religion zu geben. Eine große Anzahl Bekehrter erwarte ich unter den ungünstigen Verhältnissen, in denen wir zu arbeiten haben, vorerst nicht. Obgleich wir uns aber keiner großen Haufen rühmen können, hat es ja doch dem HErrn gefallen, da und dort in den Herzen

einiger Wenigen den Wunsch zu erwecken, gründlicher in dem Weg des Heils unterrichtet und durch die Taufe in die Gemeinde Jesu Christi aufgenommen zu werden. — In einigen Theilen unsres Arbeitfelds, hauptsächlich im Delta, ist es fast, als ob der niedre, sumpfige Boden die Macht hätte, auch die Gemüther erdwärts zu ziehen, daß sie sich nicht erheben können über den engsten Gesichtskreis und die sie zunächst umgebenden Dinge. Wie schwer hält es doch, die Gedanken der Leute auf etwas Anderes zu lenken als Essen und Trinken, und den unersättlichen Wunsch, alles, was sich nur immer haben läßt, ohne Arbeit zu erlangen! Habgier und Selbstsucht beherrschen die Herzen bis zu einem unglaublichen Grad; etwas wie aufopfernde Liebe ist nie in den Sinn dieser Armen gekommen. Keiner von ihnen könnte es ertragen, daß nur ein Groschen werth von seinem Eigenthum ohne entsprechenden Ersatz in die Hände eines Andern käme. Widerführe ihnen das, so bekäme man so bittre Klagen zu hören, als handelte es sich um den Verlust von Dutzenden von Gulden. Um so anspruchsvoller sind sie andrerseits in ihren Erwartungen gegenüber von Reisenden und Fremden, die sich unter ihnen niederlassen. Diese Habgier wächst von Jahr zu Jahr, und es ist rein unmöglich, sie zu befriedigen. Der Wunsch, an irdischen Gütern reich zu werden, läßt wenig Raum zur Aufnahme der Lebenssaat, die wir unter ihnen ausstreuen, wenn nicht der Geist Gottes selbst den Boden bereitet.

„Ein weiteres Hinderniß unsrer Arbeit ist die Sklaverei. Unter den Sklaven finden wir wohl offene Ohren und Herzen, aber da sie nicht ihre eigenen Herren sind, können sie nicht thun, wie sie wollen. Manche, die angefangen hatten, unsre Gottesdienste und Schulen zu besuchen, mußten plötzlich für ihre Gebieter Monate lang anderswo arbeiten und verloren so wieder die guten Eindrücke, die sie empfangen hatten. Und doch hat trotz all dieser Schwierigkeiten uns Gott nicht ohne Zeichen gelassen, daß Sein Wort nicht leer zu ihm zurückkehren soll. Aus Freien und Knechten, Armen und Reichen sind einige Seelen ins Netz des Evangeliums gesammelt worden; selbst die Familien der Häuptlinge und Könige haben ihren Beitrag geliefert zu der Zahl derer, die ihre Götzen weggeworfen und Frieden in unsrem Heiland gefunden haben, dessen Blut allein uns rein macht von aller Sünde.

„Die Ausbreitung des Christenthums an den Gestaden des Niger

hat mit nicht minder großen Hindernissen zu kämpfen, als der Erforschung seines Laufs im Weg standen. Lange Unterbrechungen lagen zwischen den Versuchen, die zu letzterem Zweck gemacht wurden, und zu Zeiten schien es, als müssen sie ganz aufgegeben werden. So stand es in den letzten drei Jahren auch um unsere Missionsbestrebungen, aber der HErr hat sich unser angenommen. Im Angesicht der Feinde des Kreuzes ist Er unser Zuflucht gewesen, so daß wir Stand halten konnten in Erwartung der Zeit, da Er uns festen Fuß fassen lassen wird in diesem Lande. Mit Ihm sind Alle Dinge möglich."

Der Bischof giebt sodann seinen zum Theil kurzsichtigen oder aufgeblasenen Mitarbeitern Räthe, wie sie fortfahren sollten an ihrer eigenen Bildung weiter zu bauen, aber auch jede unschuldige Volkssitte, jede verbesserungsfähige Einrichtung, ja selbst Vergnügungen und Spiele zu pflegen und zu läutern, während sie sich bemühen, immer tiefer in den Sinn religiöser Ausdrücke und Ceremonien einzudringen und dem Volksgeiste nach allen seinen Aeußerungen Rechnung zu tragen. Anderseits warnt er sie väterlich vor einer Ueberschätzung der afrikanischen Missionsthätigkeit, die sich in gewissen Kreisen aufzuthun beginne, als dürfte nächstens Afrika sich selbst genügen, während es doch kaum einen Anfang gemacht habe, aus seinem Jahrtausende langen Schlaf sich zu erheben, wie denn Sierra Leone im Ganzen erst 32 Prediger hervorgebracht habe, die es zum größern Theil selbst bedürfe, und kaum die Mittel aufbringe, die eigenen Pastoren zu bezahlen. Wenn Asien und Amerika mit ihrem viel größeren Reichthum an Bildungsmitteln noch immer Schaaren von Evangelisten aus Europa beziehen müssen, wie thöricht und eingebildet wäre es, sich die Einmischung europäischer Hände in Afrika zu verbitten! Es hieße soviel, als den ganzen großen Welttheil dem ewigen Todesschlaf überliefern. Man sieht, Crowther kennt die Schwäche seines Missionskreises und weiß, daß ohne stetige Nachhilfe von Europa die zarte Pflanze der Nigermission bald verwelken müßte. Eben ist er wieder in England, um weitere Kräfte für sie zusammenzubringen.

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

13. Der Präses der Generalkonferenz.

Es ist schon (S. 205) von dem Wechsel die Rede gewesen, der um diese Zeit in der Missionsleitung stattfand. Nachdem sich im Verlauf der ersten Jahre herausgestellt hatte, daß die Einführung einer leitenden Behörde im Kreise der Missionare selbst auf große Schwierigkeiten stoße, hatte man die ganze Verfassung so ziemlich ignorirt; jede Station brachte ihre besonderen Anliegen vor die Kommittee, welche dieselben nach bestem Wissen erledigte. Mit den Jahren stellte sich aber doch das Bedürfniß eines wohlgegliederten örtlichen Regiments immer deutlicher heraus; und so wurden im Januar 1850 wieder Distriktskonferenzen eingeführt, auch versuchsweise eine Generalkonferenz gehalten, von der freilich ein ganzer Distrikt sich fern hielt. Die Kommittee suchte aber nun Männer, welche sie für die Durchführung ihrer Beschlüsse verantwortlich machen könne, damit falsche Freiheit und falsche Brüderlichkeit ebenso wie unbefugtes Regiment sich leichter beseitigen lassen.

So kam denn am 4. Juni 1850 ein Kommitteeschreiben an Hebich, das ihn zum ständigen Vorsitzer der Generalkonferenz ernannte, dem Mögling als Sekretär zur Seite stehen solle, beide mit genau bestimmten Amtspflichten. Schweren Herzens machte sich der Alte an diese neue Aufgabe, von deren eigenthümlichen Süßigkeiten er doch schon eine und die andere hatte verschmecken dürfen. Er wußte natürlich wohl, daß weithin die Stimmung eine republikanische war, wie das die Luft des freien Koloniallebens, an welche die Missionare sich gewöhnt hatten, mit sich brachte; es galt als ein Axiom, daß im Grunde jeder Bruder doch so viel sei als der andere, daß jede Station für sich bestehe und keiner brüderlichen Aufsicht bedürfe; der und jener konnte sich auch aus Gewissensgründen eben so wenig zum Regieren verstehen als zum Regiertwerden.

Dann kam aber auch für Hebich seine Eigenart in Betracht, sofern diese vielleicht weniger als irgend eine andere dazu angethan

war, sich in einen Organismus einfügen zu lassen. Nun sollte er mit gutem Beispiel vorangehen; er mußte mit Gundert wöchentlich eine Stationskonferenz halten, was sich zur Noth machen ließ, brachte er doch jeden Donnerstag in Tschirakal zu, wo er gerne alle Stationsangelegenheiten eingehend besprach. Aber schon die Distriktskonferenzen giengen ihm schwer ein, denn daß er mit seiner Station in manchen Stücken eine Ausnahmsstellung einnahm, ließ sich nun einmal nicht vertuschen. Wenn man ihn hörte, war hier eben „alles anders als sonst wo". Ein Vorsitzeramt für die ganze Mission legte ihm noch schwerere Verantwortlichkeit auf; er sollte allgemeine Normen einführen helfen, und war selbst am wenigsten der Mann, sich mit Leichtigkeit in dieselben zu schicken. Da gieng es ihm fast wie einem Radikalen, der plötzlich zum Minister ernannt, neben der bisher vertheidigten Freiheit der Bewegung nun das Interesse der Einheit und Ordnung vertreten soll.

Schon auf einer Distriktskonferenz wurde ihm das Wort hingeworfen: von der Kommittee wolle man sich wohl regieren lassen, aber nicht von Hebich und Mögling; worauf er ruhig erwiderte: Kehren wir zu unserem Gegenstand zurück! Aber wie er sich nun besann, in welcher Weise er mit seinem Sekretär Mögling zu verkehren habe, der ja etliche 30 Stunden entfernt wohnte, kam ihm die Nachricht zu, Mögling, der schon geraume Zeit her sich gar zu viel aufgeladen, sei schwer erkrankt und habe vielleicht nach Europa zu reisen. Da litt es Hebich nicht länger in Kannanur. Er machte sich im strömenden Regen auf, Mangalur zu besuchen.

„Am 2. Juli Abends traf ich auf Balmatha ein und begrüßte unsern lieben Bruder Mögling, der im Gesicht ganz blaß aussah; die Augen waren getrübt, die Hand legte er oft aufs Herz. Nach dem ersten Gruße sagte er mir, daß er heute Nacht sterben könne; 'es ist jetzt gerade die Stunde mit den Engländern, du wirst sie halten.' — Wer hält sie sonst? — 'Ich,' sagte Mögling. — Nun ja, ich will sie halten, suche mir nur das Lied zum Singen auf. — Er gab mir ein Sterbelied; so fieng ich denn gleich an, indem ich die Tageslosung zum Text nahm. Alles gab mir einen wehmüthigen Eindruck.

„Der liebe Doktor Foulis will, daß Mögling wegen seiner Herzkrankheit nach Europa gehe und drei Jahre der Ruhe genieße. Er fühlt auch, daß Ruhe ihm wohl thut. Ich blieb bis zum 9ten in Mangalur, wo ich meine meiste Zeit dem lieben Mögling widmete.

Wir beteten zusammen und sprachen nach dem Bedürfniß unserer Herzen über das Werk in unsern Händen, nach der Vergangenheit und Zukunft. Und wir beide fühlten, daß es gut war, daß uns der Herr zusammengebracht." Natürlich widmete sich Hebich auch ab und zu den beiden Gemeinden, die ihm ordentlich zu blühen schienen.

„Mögling hat durchaus keinen Wunsch nach Europa zu gehen; auch gieng es ihm während meines Aufenthalts bedeutend besser. So hofft er nun, langsam nach Bangalur zu reisen und im Lande Besserung zu suchen, während Br. Würth den Unterricht der Katechistenschule übernimmt. Gundert muß aber nun auch etliche Monate nach Mangalur zu Dr. Foulis; dies ist für mich eine wichtige Reise, denn wenn er in dieser Kur nicht besser wird, so muß er wohl nach Europa. Der HErr wolle Alles wohl machen, ja Er macht Alles wohl. Ich bin in voller Kraft der Gesundheit und voll Glaubens und freue mich der Erlösung meines Gottes, die ich allen Leuten anpreise."

Im Ganzen war Hebich kein furchteinjagender Vorstand; fürchtete er sich doch selbst vor allen strengen Normen, während er freilich in seiner Weise das Interesse des gesammten Missionskörpers auf treuem Herzen trug. Er warnte die Kommittee, auf Generalkonferenz u. dergl. Einrichtungen nicht zu viel Gewicht zu legen, und empfahl sein „Stichwort in Indien: slow and sure!" (langsam und sicher) zu geneigter Berücksichtigung. „Die Gemüther der Brüder sind so fern vom Allgemeinen als Himmel und Erde; jeder sucht nur das Seine und paßt darauf wie ein Hechelmacher. Es kocht zur Rechten und zur Linken, sobald da scheinbar eingegriffen wird. Nur an Mögling haben wir einen Centralpunkt, der eben deswegen angegriffen wird. Das sind Krankheiten, die allein der Herr heilen kann, mit denen also sehr piano verfahren werden muß. — Ich bin aber gewiß, daß für uns die Zeit noch nicht gekommen ist, durch Formeln und Gesetze eingeschroben zu werden; was wir bedürfen, ist eine Wiederbelebung von oben durch seinen werthen heiligen Geist. Der Teufel stiehlt uns hier das Leben aus Gott weg und dann bleibt nur noch das stinkende Theil des Menschen, natürlich voll schöner Reden und aller Weisheit, wobei aber der HErr Jesus nicht mehr Anfang und Ende ist. Aus dem entspringt unser Jammer hier draußen. Steuern Sie um Gottes willen unter uns hier draußen dem Leben aus Gott zu.

„Ich will ja gerne alles alte Bessere vergessen und Gehorsam lernen; aber Ihm, dem Gekreuzigten laßt mich dienen und bindet mir die Hände nicht, ich bitte Euch.

„In diesem Babylon ist und bleibt und wird mir groß das Eine: daß Er noch immer Sünder errettet. O wie sind Ihm die Seelen so groß, aber wie schön sind auch die Seelen, in die Er, der Geliebte, einkehrt! Und wie herrlich ist mein Amt, ihm Seelen zuführen zu dürfen. Diesen Sonntag (18. August) haben wir wieder das heilige Abendmahl; diesmal sinds drei neue Seelen, europäische Grenadiere; das letztemal (28. Juli) warens sechs, ein Herr und seine Lady, ein indobritischer Schreiber und seine Frau, ein Soldat, eine Tamilfrau; alle neu belebt durch seinen Geist. Und in Tschirakal treten auch drei Jünglinge heraus, wovon einer schon vor vier Jahren kommen wollte.

„Tragen Sie mich auch ferner mit Ihrer Geduld und Nachsicht, und verzeihen Sie mir alles, was nicht recht ist (Ueberschreitung der Verwilligungen u. dgl.), um Jesu Christi willen. Amen."

Im Januar 1851 wurde nun — nach zwölf Jahren — die erste allgemeine Konferenz gehalten, zu welcher auch der von seiner Krankheit auf längeren Reisen einigermaßen hergestellte Mögling sich einfand. Die Besprechungen waren zum Theil sehr aufregender Art. Wie Hebich sie ansah, möge in Kürze mit seinen Worten geschildert werden. „Unsere ganze Verhandlung drehte sich um die Lebensfrage: Wie stehst du mit deinem Gott? und wie arbeitest du ihm? Sie nahm unsere vier Tage weg, wie das Protokoll ausweist, worauf noch zwei Aufsätze vorgelesen wurden, welche die Hindernisse zeigen sollten, warum das Werk Gottes bei den Betreffenden nicht vorangehen wolle. Die liefen aber beide an Außensachen herum, und keiner kam auf den Gedanken, daß es vielleicht auch an ihm selber fehlen könnte. Als dann diese Frage ausgesprochen wurde, sagte Br. X: 'wir werden angeklagt, als predigten wir nicht das Evangelium.' Wir schlossen mit Gebet, und als das Protokoll Nachts unterschrieben war, sagte derselbe Bruder: Ich scheide mit betrübtem Herzen.

„Wir übrige alle aber kriegten den Eindruck, daß sich die Beiden auf Nebendinge verirrt haben, die sie unglücklich und kraftlos machen, daß sich Gott erbarm. Ich glaube, dies ist die Wahrheit, wenn ich Erlaubniß habe, sie zu sagen."

Als sodann die Kommittee einen dieser Arbeiter zu der Erklärung an den Vorstand aufforderte, ob er ihr fernerhin Gehorsam leisten und sein Zutrauen schenken wolle, konnte Hebich nicht umhin, nachdem er diese Erklärung angenommen, auch aus seinem Herzen heraus noch ein offenes Wort zu sagen.

„Als wir auf der Generalkonferenz beisammen waren, staunte ich über die Geister, welche in unserer Versammlung ihr Wesen trieben; es waren nur zwei, welche uns beständig in Anspruch nahmen, daß unsere ganze Arbeit war, Euch anzuhören und gegen Euch Stand zu halten. Ich gestehe, ich wußte oft nicht was thun. So sind die vorliegenden Kommitteebriefe hervorgerufen worden, darauf du nun recht ordentlich antwortest. Als es aber in unserer Versammlung dahin kam, Eure Predigt des Evangeliums zu beurtheilen, wie entrüstet bezeugtest du dich da! Und alles, was der HErr aus Gnaden gab, brachte dich nicht zur Besinnung; am letzten Abend zogest du dich gegen alle Ordnung voreilig aus der Brüderschaft zurück. — Die Freunde zu Hause haben uns den Vorwurf gemacht, warum wir Euch nicht mit besserer Ermahnung heimgesandt hätten. In diesem Stücke fühle ich, daß ich meine Schuldigkeit nicht gethan habe. Ich habe dies bald nachher gefühlt und beschäftigte mich manchmal mit dem Gedanken, dir zu schreiben. Da stand mir aber deine Streitsucht und Rechthaberei so stark im Wege, daß mir immer wieder war, als würde ich deinen bittern Geist nur noch mehr erbittern und dich blos zu nutzloser Korrespondenz aufregen, von der ich nichts will. So habe ich bisher geschwiegen. Da du nun aber etwas eingelenkt hast, halte ich den Zeitpunkt für gekommen, dir das Meine brüderlich zu sagen.

„Du hast etwas eingelenkt, die Worte deines Schreibens sind gut, der Geist aber scheint mir im Grunde der alte. Du sagst, daß du der Kommittee gehorchen wollest, und versicherst sie deines ungeschmälerten Zutrauens. Es geht einmal nicht anders; das mußtest du thun. Aber von Erkenntniß der Sünde, aus welcher deine Rebellion entsprungen ist, zeigt sich in deinem Briefe noch nichts. Im Gegentheil, du schmierst nach deiner „unglücklichen Gabe" Alles mit Advokatenkunst wieder zu.

„Das Konferenzprotokoll und noch mehr Eure Nachschrift zeugen von einem Geiste, der nicht vom Vater des Lichts kommt. Ich möchte daher, weil du erklärst, daß du in unserm Kreise bleiben

wolleſt, ſo zu dir reden: Gut! haſt du dir aber auch die ernſte Frage vorgelegt, ob du je wiedergeboren worden? Ich kann mich des Zweifels nicht enthalten; vielleicht drückſt du die Hauptſache, ohne es zu wiſſen, durch das „unüberwundene Uebel" aus. Prüfe dich doch recht, ob du nicht dem HErrn im Wege geſtanden? ob nicht ein Anderer deine Lücke beſſer ausgefüllt haben würde? Frage dich, ob die Verſicherungen von deinem Vertrauen, deinem Gehorſam, deiner Freiheit von ſelbſtiſchen Motiven, deinen Thränen wahrhaftig ſeien? Aus brüderlichem Herzen bitte ich dich: Thue Buße und fange ein Neues an! Bitte um ein neues Herz und fange an dich ſelbſt zu verfluchen und ans Kreuz zu geben. Laß dem HErrn Raum in deinem Herzen zu wirken Beides, das Wollen und das Vollbringen. Amen. — 'Ich ſehe an den Elenden und der zerbrochenen Geiſtes. iſt und der ſich fürchtet vor meinem Wort.' Jeſ. 66, 2 und 57, 15. Alles was nicht aus dieſem Herzen fließt, ſchafft im Reiche Gottes nur Elend und Jammer.

„Dies in herzlicher Liebe von deinem Mitſünder S. H., Präſes der Generalkonferenz."

Da der Brief, welcher dieſes Schreiben hervorgerufen hatte, bei allen Miſſionaren circulirt hatte, ſandte Hebich auch eine Kopie von dieſem auf alle Stationen, was zur Folge hatte, daß beifällige Erklärungen von verſchiedenen Seiten den Eindruck desſelben verſtärkten. Eine gute Wirkung hatte er nicht nur auf den Empfänger, ſondern auch auf die Miſſionare im Allgemeinen, ſofern ſie erkannten, daß Hebich, wenn es auf Lebensfragen ankomme, ſeinen Mann zu ſtellen wiſſe, während er doch genugſam verrieth, daß er kein Freund des Vielregierens ſei; man hatte dabei noch die Gewißheit, daß er wie kein anderer die Fürbitte für die Einzelnen, auch die entfernteren und weniger vertrauten Glieder des Miſſionsverbands ſich treulich angelegen ſein ließ; und Keinem kam auch nur ein Gedanke, als wäre ein anderer Vorſtand irgend wünſchenswerth.

Mögling konnte freilich gegen Vertraute ausſprechen: „Der liebe Hebich, obwohl ein guter Soldat, iſt einmal kein General. Er mag ſich gar nicht befaſſen mit dem, was nicht ihn und ſeine Arbeit direkt angeht, außer per saltum in einer Konferenz, wenns glückt." Aber das war wohl kein Fehler für das damalige Stadium der Geſammtarbeit.

Von ſelbſt verſtand ſichs bereits, daß wenn es mit einem und

dem andern Bekehrten oder Taufkandidaten auf seiner Station nicht recht vorwärts wollte oder sonst happerte, man noch einen Versuch mit Verpflanzung nach Kannanur machte. Einmal wars ein Opium- oder Hanfraucher, von sonst gutem Willen; oder ein begabter, aber eitler Jüngling, der beim Abschied von einer Station noch alle Christenmädchen um eine Haarlocke zur Erinnerung gebeten und ihnen von seiner Wolle ausgetheilt hatte; oder irgend eine gefallene Frau, die dann in Tschirakal untergebracht wurde ꝛc. Mit allen solchen Seelen mühte sich Hebich redlich ab, und betrachtete der Brüder Noth als die seinige, ohne mit ihnen abzurechnen.

Allgemein wurde auch anerkannt, daß er ein hingebender Diener aller Stationen war durch seine treue Besorgung des Geldwesens. Wie manche Noth gab es doch damit, bis jede Station das Nöthige erhielt! Hebich hatte der Sicherheit halber das Geld in die Verwahrung des Zahlmeisters gegeben; da schrieb ihm dieser eines schönen Morgens (Juni 1851), wie die Termiten Nachts in die große Kiste eingebrochen seien und alle Geldsäcke mit zwei schon acceptirten Regierungswechseln aufgefressen haben. Zum Glück hatten sie noch erkennbare Fetzen der Werthpapiere zurückgelassen! — Wie froh wäre er gewesen, wenn ihm jede Station im Oktober eine völlig abgeschlossene Rechnung geschickt hätte; aber dazu brachten es nur wenige. Man traute ihm die Bereitwilligkeit und die Kunst zu, alle möglichen Anhängsel und Verklausulirungen ins Reine zu bringen; ja sogar aus einem Haufen von Angaben einer Station, die eben von Krankheit heimgesucht war, ihre Rechnung selbst zusammenzustellen. Die Korrespondenz, die er über solche Punkte mit allen Stationen zu führen genöthigt war, benützte er dann gern zu Mittheilung irgend einer geistlichen Gabe oder zu einer Schlußfrage wie die folgende: „Könntest du mir nicht eine buddhi (Rath) geben, wie wir es anzugreifen hätten, um alle mit einander im Geiste Christi uns zu freuen und lustig zusammen zu arbeiten?“ Einmal aber, da er seine überaus pünktlich und schöngeschriebene Gesammtrechnung in Cirkulation setzte, schrieb er dazu (November 1850): „Wenns uns allen ein rechter Ernst wäre, so könnten wir unsere Rechnungen noch viel besser machen. Ihr werdet beim Durchlesen finden, daß einige Brüder alle Angaben ganz richtig haben; da könnte sich nun jeder eine Kopie nehmen in gutem Format, um es im nächsten Jahr auch so zu machen. Mit dem Hin- und Her- und Ab- und Zurechnen muß

ich mich schrecklich hindurch krüppeln: wollt ihr, lieben Brüder, nicht auch ein bischen Erbarmen haben mit eurem alten Bruder?" Es wurde damit auch wirklich besser, weniger wohl aus Mitleid mit dem Rechenmeister, als in Erwartung der angekündigten Visitation.

Auf diese mußte sich auch Hebich rüsten; wenn ihm einzelne Punkte bereits heiß machten, so steckte ihm Mögling noch (Juni) ein Licht über sein Gesammtverhalten zu derselben auf. „Von deinem Vorgehen in allgemeinen Missionsfragen wird mehr abhängen, als du dir vorstellst. Hinter dich wird sich jeder verschieben, der sein eigenes Dafürhalten und seinen eigenen Brauch nicht einer allgemeinen Ordnung unterwerfen will. Wäre ich die Kommittee, so würde ich sagen: mit dem alten Hebich mache ich eine Ausnahme, will ihn nicht tribuliren, wenn er sich nicht schicken mag. Er soll seine Arbeit treiben, wie er mag und wie es der HErr seinen Vorurtheilen und Gewohnheiten zulassen mag. Aber er soll mir die Ausnahme sein, von den andern fordre ich Festhalten an der allgemeinen Ordnung. Schöner aber wäre es gewiß, du, lieber Alter, bedächtest das Ganze und die Zukunft, da du ja doch ein Herz fürs Ganze der Mission hast, und giengest den andern mit gutem Beispiel voran. Sieh, das wäre eines rechten Kapitäns würdig."

Auch Gundert redete ihm namentlich zu, seine Knaben und Jünglinge nach Mangalur und Talatscheri abzugeben, wo besser für ihre Erziehung gesorgt würde, während er damit flügger würde für Unternehmungen nach außen und in die Ferne. Darüber äußerte er nur: das treibt mich sehr ins Gebet.

14. Die Visitation.

Es hatte sich herausgestellt, daß ein Besuch der ostindischen Mission seitens ihrer heimischen Leiter für die zweckdienliche Organisirung und Weiterführung des ihnen anvertrauten Werkes gerade jetzt am Platze sei. So kam denn im Herbst 1851 Inspektor Josenhans mit einem Schub von Missionaren nach Indien und weilte daselbst bis in den Mai des folgenden Jahres. Er hat seine Reise (Miss. Mag. 1853 f.) zu beschreiben angefangen, ist aber nicht über das kanaresische Gebiet hinausgekommen, ein Uebelstand, den wir um so mehr beklagen, als seine Berichte so eingehender Art

sind, daß man ihnen den Vorwurf zuweit gehender Offenheit machte. Malabar betreffend stehen uns nur einige Briefe zu Gebot sammt Nachschriften von mündlichen Mittheilungen, die er nach seiner Rückkehr ins Missionshaus den Zöglingen desselben zu machen veranlaßt wurde.

Am 15. Oktober 1851 landete Josenhans mit seinen Begleitern in Mangalur, wo er nun sehnlichst auf Hebich wartete, der lange allein gelassen, gerade nach seiner größten Taufe (21. September, S. 207) noch geschwind die Generalrechnung von elf Monaten zu bereinigen bemüht war. Vorerst begrüßte er Josenhans mit geflügelten Worten: „Also auf indischem Boden, theuerster Herr Inspektor, im Namen des HErrn Jesu willkommen mit Allen den Lieben mit Ihnen, besonders auch meinem l. Diez. Dies ist das für uns erkorene Land, in welchem wir gewürdiget sind, Ihm, dem Gekreuzigten, Seinen Schmerzenslohn einsammeln zu helfen. Hallelujah! Keine Sorge, keine Mühe für Ihn zu groß! Er ists würdig. Also lustig, treu bis in den Tod. Amen!"

Zur Erklärung des neuen Namens mag dienen, daß besonders auf der Generalkonferenz von einem Mitarbeiter für Hebich die Rede wurde. Damals erklärte er sich gegen die Kommittee: „Auf Ihre geneigte Privatanfrage, ob ich einen Bruder, der Kaufmann war, bei mir haben möchte, möchte ich plump antworten: Einen Solchen brauche ich nicht; wenn ich jemand brauchte, müßte es ein Prediger sein. Ein alter Bruder sagt mir: wenn du nicht den rechten Mann kriegst, so gehts schief bei dir; und dem Br. Mögling sagte ich: wenn ich einen wie Hoch oder Mörike kriegen könnte, so würde ich mich nicht fürchten. Darauf meinte Mögling: Ein Theolog thuts für dich viel besser als ein anderer, er müßte dein Vikar sein, dir ganz gehorchen, und die l. Kommittee würde ihn besonders bitten, um Christi willen das zu thun. Als ich von Mangalur zurückkam, erzählte ich dies dem l. Gundert; der fiel dem von Mögling Gesagten bei und wird deßhalb an Sie deutlich schreiben. Hätte er seine Stimme, so könnte nicht die Frage sein; allein ich möchte gern das Werk erweitern, was ohne einen Gehilfen schwer gehen wird. Da es aber hier besonders Arbeit unter den Europäern gibt, so ist da eine Gelegenheit mehr zur Verführung, indem der Bruder, der etwa gerade nicht recht ist und daher in sich selbst unzufrieden, an den Engländern mit seinen Klagen einen Halt gewinnt,

der ihn und mich verderbt. Also lieber Niemand, als einen, der nicht ganz mit mir thun kann!"

Ein Wort des seligen Judson gieng damals viel mit Hebich herum. Derselbe schrieb: „Seid doch vorsichtig mit der Aufnahme junger Männer in den Missionsdienst! Ein einziger verschrobener, gewissenhaft eigensinniger Mann würde uns ruiniren. Demüthige, ruhige, beharrliche Leute, Männer von liebenswürdigem, nachgiebigem Temperament, bereit den untersten Platz einzunehmen, aller Diener zu sein, die gern im Kämmerlein mit Gott umgehen, die sinds, die wir brauchen."

Im Verlauf stellte es sich dann doch heraus, daß jener frühere „Kaufmann," Ernst Diez, der Gehilfe Hebichs werden sollte. Am 24. Oktober sah letzterer zum erstenmal den „Rekruten", dem es sogleich wohl wurde bei dem „geistesfrischen Senior". Sechs Jahre lang durften sie in Kannanur zusammen arbeiten.

Es war in Mangalur, auf der Balmatha, da man Abends am Thee saß, daß der Inspektor einen ansehnlichen Mann mit langem Stock, im weißen Schlapphut mit über den Nacken hinabfallender Verlängerung, und einem mächtigen Hemdkragen über dem Wamms, im Sturmschritt auf sich zukommen sah. „Im Nu stand er vor mir, eine wirklich ehrwürdige Gestalt, groß und stark, mit fast kahlem Haupt, aber langem grauem Bart bis auf die Brust herab. Mit freundlichem Ernst, in sehr gehaltenem Ton, aber in der einfachsten, kindlichsten Weise grüßte er mich mit einigen kräftigen Bibelworten. Kaum aber hatte er geendet und sich zu den Brüdern gewandt, so schlug das Feuer aus ihm heraus und es wurde laut und lebendig im ganzen Haus: Herr Hebich ist da, giengs von Mund zu Mund; Alles lief herbei, ihn zu grüßen. Nun aber formirte sein Kommandowort die Katechistenjünglinge alsbald in einen Halbkreis, und mit kräftiger Stimme sang er das Lied vor, das er wollte gesungen haben. Dann setzte er sich nieder, trank seine Tasse Thee und ergieng sich mit uns in heiterem Gespräch."

Die sechs Tage, die Josenhans nun unausgesetzt mit Hebich und Mögling verhandelte (27. Oktober bis 1. November), ließen jenem einen wohlthuenden Eindruck zurück. Das eigentlich Geschäftliche, wie die Ordnung des Verwaltungs- und Rechnungswesens, ließ sich mit wenig Mühe bereinigen. Hebich wurde nun auch noch Generalagent über alles Eigenthum der Mission. Gegen die Ein-

richtung von Industriewerkstätten hatte er nichts einzuwenden, war vielmehr froh daran: „wenn nur die Seelen nicht zu kurz kommen! denn in Jünglingen kann oft das schönste Werk des HErrn gar schnell wieder verwelken; daher bin ich fürs frühe Heirathen.“ Schwerer ward Hebich die Erwägung aller Punkte, welche sich auf die Lokalleitung der Missionsbezirke und gar auf eine allgemeine Kirchenordnung bezogen. „Es wäre gut,“ meinte er, „wenn ein wirkliches Haupt da wäre; aber ich habe zu viel auf mir liegen, die Missionsarbeit ist mir das Wichtigste, und die Rechnung nimmt schon einen Monat vom Jahr weg. Mein Lebenszweck ist: in der Mission Leben zu erhalten; das Regieren liegt mir ferner, ich lasse mir aber befehlen.“

Die Einführung einer Liturgie wollte ihm in keiner Weise munden; er hatte selbst schon durch Gewohnheit sich seine Liturgie gebildet. „Ich bin gegen alles Menschliche im Gottesdienst, da wir das Wort haben. Wie leicht wird solch ein Ding nach hundert Jahren für göttlich gehalten! Ich wehre mich nicht gegen die Einrichtung für andere; einigen mag sie gut thun. Aber wenn ich dergleichen gebrauchen müßte, würde ich davon laufen. Was würden nur auch meine Engländer machen, wenn ich eine Absolution sprechen würde! sie würden mir stracks weglaufen.“ Die Berufung auf die Brüdergemeinde, welche trotz ihres liturgischen Elements doch auch wahres Leben zu erhalten vermochte, verfieng nicht bei ihm. Er sah schon im Geiste den und jenen seiner englischen Freunde der Mission den Rücken kehren, wie das denn auch bei einigen der Fall war, welche zwischen der strengen Einhaltung anglikanischer Formen und dem freien Herzensgebet kein Mittelding sich zu denken vermochten.

Besonders aber lag dem Inspektor daran, die besten von Hebichs Jünglingen für das nun verstärkte Katechetenseminar zu bekommen; er stellte ihm in Aussicht, daß er dafür einige der jetzt aus demselben zu entlassenen Zöglinge bekommen sollte. Hebich hatte seinen Kampf in der Stille durchgekämpft, daher er nun erklärte: „Ich bin zu allem bereit; aber das Eine Nothwendige bei Katechisten muß die Hauptsache bleiben, und wenn sie ihren Kurs bestanden haben, muß ich sie wieder bekommen. Der Herr hat doch die Leute dem Bruder gegeben, durch dessen Dienst sie inneres Leben erhielten. Immerhin nehme ich gern zwei von diesen neuen; ich bin ein guter Mensch, im Nehmen mehr als im Geben.“ Zwei tüchtige

Jünglinge, Diego Fernandez und Sebastian Furtado, wurden ihm bald darauf zugetheilt. Dafür schlug er dann heraus, daß die Katechistenschüler insgesammt im Februar und März ihre Vakanz haben und ihn auf die Heidenfeste begleiten sollten.

Hier und später in Kannanur machte es dem Inspektor eine wahre Freude, diesen Originalmenschen zu beobachten und sich das Auffallende und Wunderliche an ihm zu deuten. Er konnte ihm die neuste Kunde von seiner Mutter bringen, die 82jährig im vierten Stock wohne, aber die vielen Treppen noch auf- und absteige wie eine Jungfrau; von einem seiner Brüder, der die Welt durchstürmt und nun als pensionirter französischer Hauptmann sich in Ulm niedergelassen hatte. Hebich dagegen mußte von den andern Brüdern erzählen, den lebenden in Lübeck und dem todten, der einmal einen auf den damaligen Kronprinz von Würtemberg geführten Franzosenhieb mit seinem Arm parirte und dafür auf dem Schlachtfeld einen Orden empfieng; später hatte er dem Inspektor die originellen Briefe seines Vaters vorzulesen oder von seinen Reisen in Rußland und Schweden, besonders aber von seinen Erfahrungen im Missionshause etwas preiszugeben. Josenhans Urtheil über ihn lautete: „Hebich ist ein feuriger, eifriger, heldenmüthiger Missionar, der aber dabei eine wirklich kindliche und edle Seele verräth. Es wird ihm schwerer als den meisten, sich in andere Leute hinein zu versetzen, etwas Fremdes zu fassen; bringt man ihn aber in liebevoller Weise zum Verständniß, so gibt er gern nach, soweit es ihm immer möglich ist. Der zerschlagene Geist blickt doch überall bei ihm durch."

Am 30. Oktober wurde Miss. Hoch mit seiner Braut getraut. „Eine Hauptfreude der Mahlzeit bildete der Nachtisch. Dieser bestand in einer eben so lieblichen und witzigen, als ernsten Applikation der Bibelsprüche (Losungen), welche Hoch den Gästen auf ihre Teller gelegt hatte, durch den Senior Hebich, auf die Personen, denen sie zugetheilt worden waren. Er nahm gleich den seines Nachbars und predigte ihm daraus ans Herz; und so machte er weiter. Nachdem er fertig war, erbat ich mir auch seinen Bibelspruch und applicirte ihn mit derselben Ungenirtheit auf ihn. Da war es „schön, wie kindlich und lammartig der Löwe da saß und sich predigen ließ". — Wie dann aber Hebich sich in die Veranda begab, freudestrahlend zurückkehrte und den Inspektor am Arm nahm, um ihn durch die Reihen der am Boden sitzenden Tuluchristen zu führen, die auch am

Hochzeitmahle Theil nahmen und sich eben die Ballen des mit Kari gekneteten Reises in den Mund schnellten, konnte der so wenig Liebliches an diesem Schauspiel entdecken, daß er dem Alten überlassen mußte, es allein zu genießen und den guten Leutchen ihr Mahl noch mit einiger geistlichen Zuthat zu würzen.

An einem Abendmahlssonntag (2. November) hörte Josenhans Hebich noch Deutsch und Kanaresisch predigen, während ein Katechist das Gesagte gleich ins Tulu übersetzte. „Predigen ist seine Passion: er fürchtet nicht, es irgend jemals nicht gut zu machen, und ist nicht verlegen um das, was er sagen soll." Hören wir auch, was ein Katechist von Mangalur einem Freunde über diesen Besuch schreibt. Nachdem er das Wichtigste von der Ankunft des Inspektors und seiner Begleiter, besonders des Erbrahmanen H. Kaundinja, dessen Wiedererscheinen allgemeines Aufsehen erregte, gemeldet hatte, fährt er fort: „Herr Hebich machte uns große Freude, als er kam, allen die Hand schüttelte und nach unserem Befinden fragte. An beiden Sonntagen hat er gepredigt und die Gemeinde zur Buße aufgefordert. Ich glaube, daß einige Herzen geschmolzen sind und jetzt zu dem Heiland aufsehen, der sich für uns ans Kreuz schlagen ließ und noch immer uns freie Gnade anbietet. Wer ihm mit ehrlichem Herzen zuhört, wird sehr getröstet; die Kalten werden warm und die todten Gewissen wachen auf. So lange er predigte, schaute und hörte alles auf ihn. Der Herr Inspektor mag sich ordentlich verwundert haben, wie er von der Kanzel herab auch die Missionare, ordinirte und Laien, so rücksichtslos warnte."

Nun aber eilte der Alte, auf seine Station zurückzukommen, wo ihn der Inspektor, nach Vollendung seiner Visitation im Norden, bis zum Neujahr heimzusuchen versprach. Ein Anliegen mußte erst noch bereinigt werden: seinem Rekruten sollte doch auch ein erträgliches Quartier geschafft werden, daher er, wie schon früher schriftlich, um Erlaubniß zum Bau von zwei weiteren Zimmern einkam. Der Inspektor wollte ihn auf sein Hinunterkommen vertrösten. Hebich meinte aber, wenn er erst im Januar baute, würde er leicht um seine Festreisen kommen und den Heiden einen Triumph bereiten durch die Nachrede, er fange an sich zu fürchten. Da sich nun Josenhans aus dem vorgelegten Plane überzeugen konnte, daß Hebich bisher mit dem geringsten Häuschen vorlieb genommen hatte, und wirklich nichts Großes begehrte, gestattete er den Bau, worauf der Alte mit

einem jungen Mitarbeiter sich verabschiedete (4. November). Er fühlte, daß die Mission in einen neuen Zeitabschnitt eintrete, und gieng nun (auch in der Gemeinde) den HErrn mit Flehen an, „daß Er sich unser erbarmen möge aus lauter Gnade, uns wahre Buße und seinen werthen heiligen Geist gebe und uns Alle Eins mache. Ich für meine Person will mirs angelegen sein lassen, dem zu gefallen, der mich angenommen hat (2. Tim. 2, 4). Und ich traue Ihm zu, daß Er alles wohl machen wird. Hallelujah, Amen!"

Nun galt es zunächst dem Rekruten, das „Kanonenfieber" zu überwinden, das ihn beim Eintritt in die Station befiel, alsbald tüchtig Englisch und Malayalam zu treiben und zugleich auch beim Bau und in Haushaltungsangelegenheiten die Aufsicht zu übernehmen. Diez hatte die Gewißheit, daß es gut gehen würde; doch gab es manche Nöthen. „Wo Hebich Unglauben oder erklügeltes Wesen merkte, griff er mich, wie sichs gehört, mit dem Worte Gottes an. Da pflegte er heiligen Ernstes, doch freundlich zu sagen: 'Kerle, nimm dich in Acht, ich mach dich todt!' lief nach seiner englischen Bibel und suchte eine Stelle um die andere auf. 'Da sieht man wieder den 'Schlingel,' 'a Schlingel bist, da lies!' 'Ah, Hottentotten seid ihr, regular infidels,' 'das ist Alles Humbug' ꝛc. Dann erkundigte er sich aber, ob ich auch bete, im Wort lese, oder konnte er mich fragen, ob ich mit ihm nichts zu reden habe, nichts auf dem Herzen trage. Dieses väterlich freundliche, auch fürs Leibliche besorgte Wesen mußte mir ihn lieb, und mein Verhältniß leicht machen. Dazu kam noch, um mir meine Aufgabe zu erleichtern, die Fürbitte der Gemeinde auf Hebichs Antrieb, schon als ich noch ruhig in Europa saß, und die fortgehende Fürbitte der einzelnen Gebetskreise. Doch ärgerte ich mich allmählich an diesem und jenem, und wenn ich das Wachen und Beten vergaß, spritzten auch hie und da Funken. Hatte ich ihn dann betrübt, so zog er sich etwas zurück. Wenn ich nun aber etwa auf einem Spaziergang ihn mit einer brühwarmen Rede überschüttete, ließ er sich in wahrhaft beschämender Weise zu mir herab, und wenn wir dann reinen Boden geschafft hatten, konnte er sagen: Mach mir so was nicht mehr, sei mir ein guter Bue!"

Zur Neujahrsfeier 1852 hatten sich die Andscharakandi-Christen in Masse nach Kannanur begeben, aber der Inspektor, auf den sich alles freute, konnte nicht zur versprochenen Zeit eintreffen.

Als er am 10. Januar in Tschirakal anlangte, kam gleich in der Frühe Hebich daher geritten, da es denn viel zu besprechen gab. Josenhans sollte gleich zum Einstand einen Blick in die eigenthümlichen socialen Verhältnisse Malabars werfen. Am 6. hatte wieder ein Ausbruch der Mapilla's in der Nähe von Andscharakandi (bei Mattanur) stattgefunden. Nachdem nämlich ein reicher Brahmane, der den muhammedanischen Pächtern schon lange verhaßt war, das erste Reisessen eines Söhnleins mit großem Pomp gefeiert hatte, brachen Nachts die Mapilla's in sein Haus, mordeten etliche zwanzig Insassen desselben in gräulichster Weise, indem sie erst die Frauen schändeten, die Kinder an den Füßen packten und zerrissen ꝛc., und gaben dann die Wohnung der Plünderung preis. Den Kern solcher Verschwörungen bildeten wenige (damals 13) arme Schlucker, die vom Priester zum Märtyrertod eingesegnet, den Schwur geleistet hatten, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu erneuern. Hunderte schließen sich an zum Rauben und Jubeln; die Lohe des geplünderten Hauses und das Jauchzen der Bande verkündigt den Umwohnern, was ihrer wartet, und nun fliehen alle Heiden von Haus und Hof; Kindlein fallen der Mutter vom Arm, man hält sich nicht auf, sie wieder aufzuheben, sie werden den wilden Thieren zur Beute; die leergelassenen Häuser aber plündert nun der muhammedanische Nachbar. Bis die europäischen Soldaten den Kern der Bande auffinden, vergehen Tage; denn dieser zieht von einem Tempel zum andern, ihn in eckelhaftester Weise zu entweihen, und die Huldigungen und Schmeicheleien der fanatisirten Muhammedaner zu empfangen, bis endlich ein kurzer, aber hartnäckiger Kampf die Paradieslustigen aus der Welt schafft. Sipahi's zeigten sich dem Kampf mit diesen Geistern nie gewachsen. Auch Josenhans sah der Mapilla-Bevölkerung den tiefen Ingrimm an; er nennt sie ein scheußliches Geschlecht, beständig aufgeregt von wüthendem Religionshaß, von Wollust und Habsucht.

Im nahen Andscharakandi war die Angst groß; es hieß, die Browns sollten die nächsten Opfer sein. Da kam denn einige Tage lang kein Schlaf in die meisten Augen; die Christen wurden in der Eile mit Piken bewaffnet und mußten patrouilliren und das Herrenhaus bewachen. Hebich sandte dem Katechisten einige Leute zur Hilfe, indem er sich vorbehielt, selbst mit Josenhans hinauszugehen.

Als Letzterer von Hebich im Ochsenkarren abgeholt, über den

ungeheuern Exerzirplatz fuhr, der sich hinter dem Fort von Kannanur ausdehnt, und vor der Kapelle ausstieg, in der schon englische Soldaten lasen und beteten, dann von den Knaben mit dem Gesang deutscher Choräle begrüßt, in das engbebaute Gehöfte eintrat, da wehte ihm ein frischer Missionsgeist entgegen. „Respekt vor diesem Mann, der wörtlich die Leute nöthigt, hereinzukommen! Wir giengen einmal am Meer hin spazieren, Angesichts der mit Kanonen besetzten Wälle. Da kommen uns zwei junge Offiziere entgegen. Im Nu ist Hebich von meiner Seite weg, fragt sie etwas Gleichgiltiges und nach drei Fragen heißts gleich: 'Trinken Sie Wein, Bier ꝛc., viel, wenig, wie viel? Bald wirds mehr, dann sind Sie verlorene Leute! Kommen Sie zur Kirche, meine Herrn!' Und die Herrn gucken und stutzen, während Hebich auf sie losschlägt, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschah. 'Heute Abend um 6½ hab ich Predigt, da können Sie was für ihre Seele bekommen, sonst sind Sie ohne Gott in der argen Welt und fahren zur Hölle.' Damit ließ er sie laufen; ich fragte nach ihrem Namen, er hatte sie aber noch nie gesehen."

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Ueberblick der evangelischen Mission für Jedermann. Jahrgang I bis VI der Blätter für Mission begonnen zu Werdau im Königreich Sachsen, herausgegeben von mehreren Pastoren unter Oberleitung von Diak. R. Härting, Vicedirektor der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig. Mit einer Weltmissionskarte, von Dr. Grundemann. (Preis 16 Groschen). Zu haben in der Expedition der Blätter für Mission und bei J. Klinkhardt, Leipzig 1870.

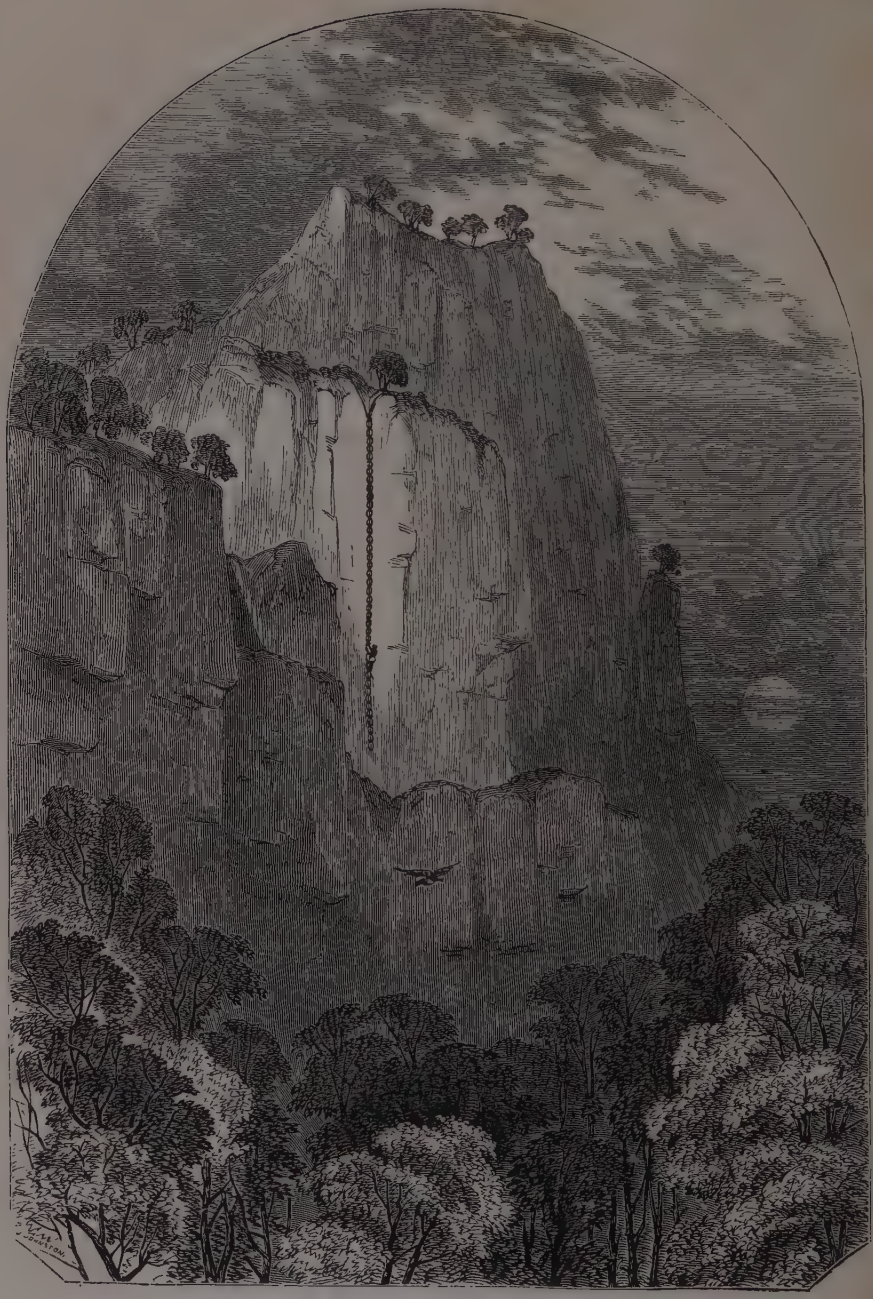
Diese Jahrgänge der Blätter für Mission enthalten einen ersten Ueberblick über das Gesammtgebiet der evangelischen Mission mit eingehenderen Berichten über die lutherischen Missionsstationen in Vorderindien. Auch die alte Missionsgeschichte wird noch in einzelnen Blättern behandelt, um über den Sieg des Christenthums in Europa, und insbesondere in Deutschland, die minder Unterrichteten zu belehren. Das Unternehmen ist in frischem Aufschwung begriffen und

erfreut sich eines sichtlichen Segens von oben, wie schon die Zahl von 12 Uebersetzungen anzeigt, durch welche die Blätter auch fremden Völkern in der Nähe und Ferne, z. B. den Tamulen zugänglich gemacht werden. Mögen sie die vielfach noch schlafende Liebe zu den Heiden in weiten Kreisen erwecken!

Nun ist auch mit „bunten Bildern zu den Blättern für die Mission" ein Anfang gemacht worden. Dieselben werden unter Oberleitung von Prof. G. Jäger und unter Mitwirkung verschiedener Künstler von Diak. Härting herausgegeben, und sind bei der Expedition der Blätter für Mission zu erhalten. Die bisher erschienenen Lieferungen stellen in schönem Buntdruck folgende Scenen dar: I. Kajarnaks Bekehrung zu Neuherrnhut. II. Ermordung von 96 christlichen Indianern zu Gnadenhütten. III. Trankebar. IV. Leichenfeier des Königs von Dahomey. Diese wohlfeilen Bilder (à 2 Gr.) sollen nach und nach eine Gallerie der Missionsgeschichte zu Stande bringen, die nicht nur für Schüler anziehend und belehrend, sondern auch für den Schmuck der Zimmer geeignet zu werden verspricht.

Ein Missionsleben unter den Tulu's. Lebensskizze des Basler Missionars Joh. Jak. Ammann. Basel, Missionscomptoir 1870. (Preis 6 Kreuzer).

Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, der bedeutenden Bewegung im Tululande nachzuspüren, und in lebendiger Anschaulichkeit das Feld uns vorzustellen, das nun so schöne Früchte trägt, und die Arbeit des Sämanns, welche der jetzigen Ernte vorausgieng, eingehend zu beschreiben. Manche Jünger haben dabei mitgewirkt, keiner wohl nachhaltiger als der treue Reiseprediger und treffliche Bibelübersetzer J. J. Ammann. Wer den gründlich gebildeten, stillen und bescheidenen Mann nicht genauer kannte, vermochte kaum zu ahnen, mit welcher furchtlosen Macht, mit welch zäher Beharrlichkeit er sich im Dienst des Wortes verzehrte. Er wurde nicht gerade beliebt bei den Hindu-Christen; überaus streng gegen sich selbst, war er es auch gegen die Pflegbefohlenen, und muthete ihnen ganz andere Anstrengungen zu, als sie erschwingen zu können glaubten. Während er aber über ihre Gemächlichkeit trauerte, warf er sich mit ganzer Kraft auf die Verkündigung des Heils unter den Außenstehenden, und während er selbst sich beschied, nur einzelne Früchte reifen zu sehen, wie den frühvollendeten Brahmanen-Jüngling David und den Evangelisten Suwartappa, durfte er dafür in weitem Umkreis die Saatkörner ausstreuen, die nun so lustig aufkeimen, nachdem er seinen Lauf vollendet hat. Niemand wird diese treffliche Lebensskizze unbefriedigt aus der Hand legen.



Scene in den Anamalei-Bergen.

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

14. Die Visitation.

Der 11. Januar war ein Sonntag, man gieng in die Kirche, zu der eine schwache Glocke einlud. (Inspektor verwendete sich später, um eine bessere zu bekommen, welche auch Lübecker Freunde in Bälde überschickten). „Hebich versammelt erst die Katechisten in sein Zimmer, wo sie singen und beten. Dann eilt er hinaus, die Mädchen und Frauen von Tschirakal zu empfangen und weist ihnen ihre Plätze an; ein Katechist liest den Schwarzen einige Tamil- oder Malayalam-Kapitel vor. Offiziere und Damen kommen gefahren oder geritten; ein Zug Soldaten mit den rothen Jacken und weißen Beinkleidern marschirt herein und besetzt den erhöhten hintern Raum. Die Schwarzen sitzen im Vordergrund auf Bänken, die Kinder ganz vorn auf Matten, die kleinsten zunächst vor dem Prediger. Dieser tritt im Kirchenrock vor den weiß gedeckten Tisch, der auch als Altar dient, kniet nieder und spricht den Kanzelgruß. Die schwarze Gemeinde singt einen Vers, darauf die englische, bis es genug ist. Nun kniet der Alte nieder und betet, fast eine Stunde lang, in kindlichster Weise; — wohl fünfzig Namen von Orten und Personen erwähnt er im Gebet, mit besonderem Nachdruck bringt er die Nöthen und die Erlösung der Andscharakandi-Gemeinde vor Gott, natürlich aber auch den Inspektor, seine Frau und Kinder, die Freunde in der Heimat; dann einzelne Gemeindeglieder, auch den eben gegenwärtigen Oberst und seine Frau, daß der Herr ihnen die Augen öffnen und sie bekehren wolle ꝛc. Was er englisch sagt, verdolmetscht schnurstracks der neben ihm knieende Jakob. Ebenso die Predigt; bis Hebich Athem geholt hat, ist sein Satz schon in

Malayalam gesprochen. Er kann auch einen schnellen Puff austheilen, wenn eine verwickeltere Periode den Dolmetscher etwas in die Enge treibt, so daß diesem gelegentlich eine Thräne die Wange herabrollt. Nach kurzem Schlußgebet sang man noch knieend einen Vers in so raschem Rhythmus, daß ich fast meinte, auf den Knieen marschiren zu müssen." (Uebrigens wars die Melodie: Allein Gott in in der Höh sei Ehr).

„Diese Gemeinde ist eine ganz singuläre Erscheinung in unserer Mission. Kraft und Leben sind da, die Form aber ist ein Abbild von Hebich, manches schön, einzelnes wunderlich." Was sollte nur neben den Malayalam, Tamil und Englischen Bibeln auf dem Tisch — eine kleine Ruthe und ein längeres Rohr? Nun das ist ganz einfach; wenn die gerade vor Hebich knieenden Kinder sich während des Gebets beigehen lassen, etwas spielende Bewegungen zu machen, so steht er wohl einen Augenblick auf, bringt sie mit einem richtig bemessenen Schlag in die Ordnung zurück und fährt fort in seinem Gebet. 'Nein, das dürfen Sie nicht mehr thun; es ist gegen allen kirchlichen Anstand.' So verschwanden denn nun diese eigenthümlichen Kirchengeräthe. Der Inspektor empfahl dagegen nach heimischer Sitte Sonntags auch eine Kinderlehre zu halten, eine Einrichtung, die schon am 18. ins Leben trat.

„Hebichs Verhältniß zu seinen Gemeindegliedern ist lieblich; sie rühmen seine Liebe und seine Geduld, und es herrscht besonders in religiöser Hinsicht eine schöne Ordnung. Er predigt mit der ganzen Kraft seines Leibes, und mich wundert nur, wie er das aushält. Was die Herzen zu ihm hinzieht, ist doch wohl der Umstand, daß er beständig in der Anschauung des Leidens und Sterbens Jesu Christi lebt, und so für den abscheulichsten Sünder Rath und Trost hat. Man lebt neu auf, wenn man ihn reden hört von der Barmherzigkeit seines Heilands. Auch wenn die Brüder zusammenkommen, redet er nichts Alltägliches, er beginnt und geht wieder mit dem Bibelwort im Munde.

„Aber die eigentliche Haushaltung hat etwas Kasernenmäßiges, Junggesellen gleichsehendes. Ich habe daher den Wunsch ausgesprochen, der gemeinschaftliche Haushalt der Katechisten möchte aufhören, wozu nicht blos alle Brüder, sondern auch andere Freunde riethen. Es kann bei solchem Kasernenleben keine rechte Gemeinde zu Stande kommen; alles dreht sich um die eine Person Hebichs; stirbt er, so

fällts aus einander. Wohl ist der Mann da immer bereit zum Ausrücken, er kann sich aber nicht mit seiner Frau frei bewegen, lernt nicht recht Geld benützen und haushalten. Hebich fürchtet sich davor, daß die Katechisten Eigenthum besitzen; aber dazu muß es doch naturgemäß kommen. So lange die meisten Gemeindeglieder Angestellte, Diener der Offiziere ꝛc. sind, und sich keine ansäßige Gemeinde mit Gewerbe und Hantirung gebildet hat, ist der Bestand der Station nicht gesichert. — Die Generalkasse fand ich in schöner Ordnung, aber von den Stationskassen wußte unser Herr Kassier weniger als wir." —

„Am 14. Januar wollten wir nach Andscharakandi gehen, da die Ruhestörer bereits getödtet oder eingefangen waren; allein die Offiziere warnten uns, indem wir unsers Lebens nicht sicher seien. Am folgenden Abend, da ich in der Kapelle die Gemeinde anredete, wurden die Trommeln gerührt, das Zeichen zum abermaligen Ausrücken des Militärs zu geben. Die englischen Brüder mußten den Gottesdienst verlassen, Hebich gieng auch, sich zu erkundigen; wir harrten mit gespannter Erwartung und ich gab bereits die Hoffnung auf, Andscharakandi zu sehen. Er brachte jedoch die Nachricht, es gehe nur eine Abtheilung Soldaten nach Talatscheri, um das Gefängniß, worin die von Robinson eingezogenen Mapilla's sitzen, zu bewachen, weil man einen Befreiungsversuch fürchte. So blieb es dabei, daß wir am andern Morgen der Pflanzung einen Besuch abstatten wollen; wir waren noch mit den Katechisten beschäftigt bis Mitternacht; um 4 Uhr stunden wir auf und eine Stunde später ritten wir aus, Hebich, Fried. Müller und ich.

„Um 9 Uhr kamen wir an einen Verhau, hinter dem Männer mit Speeren und Musketen bereit standen, die Mapilla's abzuwehren. Es waren Christen, die uns mit Freuden in Empfang nahmen und zur Kapelle geleiteten, die auf der Höhe des von ihnen bewohnten Hügels liegt; hier empfieng uns die Gemeinde, welcher die Herren einen Tag freigegeben hatten, mit Gesang. Dann giengs an ein Händeschütteln und hinein in die Kapelle, die sich füllte, worauf ich eine Ansprache hielt, welche Br. Müller dolmetschte, und sie auf 12 Uhr zur Predigt her beschied. Dann giengen wir durch dieses (erste!) Christendorf hinab an den Fluß in das Herrenhaus, wo wir mit dem alternden Herrn John und drei jüngeren Pflanzern das Frühstück einnahmen. Jener erkannte dankbar doch vorsichtig

an, daß die Christen aus der Sklavenkaste sich in dieser Angstzeit wackerer gehalten haben, als die Bevölkerung seines Tijerdorfs. Hebich suchte die Erlaubniß nach, auch im letzteren missioniren zu dürfen, und bekam die Antwort, allmählich dürfte sich das vielleicht versuchen lassen. Er legte ihnen offen und dringlich die große Verantwortung ans Herz, wenn sie diese Hindu's, ihre nächsten Verwandten, nicht mit dem Evangelium bekannt machen. Dann zeigte man uns die Zimmt- und Pfefferbereitung, die Seidenrauperei und die andern Betriebszweige.

„Wieder giengs nun hinauf zu den christlichen Pulayern, denen ich eine Stunde lang predigte, worauf mir Hebich die Einzelnen vorführte. Plötzlich wand er sich durch die Menschenmasse und zog einen Mann am Arm herbei, den er mir als einen der drei übrigen Heiden vorstellte. Er brachte auch die andern her, die etwas weniger finster und unzugänglich schienen. Wir redeten mit den Einzelnen, dann auch mit Timotheus, der sich musterhaft bemüht, unter dem rohen Völklein Ordnung zu halten, und schieden endlich unter einem englischen Gesang, den die Knaben anstimmten.

„Das Mittagessen war wieder im Herrenhaus. Dann giengs im Kahn über den Fluß; wir rufen noch Selam hinüber, sitzen auf und reiten Talatscheri zu. Ich werde den Eindruck nie vergessen, den ich mitnahm, als mir die Leutlein um 4 Uhr (16. Januar) zum Abschied herüberriefen. Am Ufer standen die Männer, heiter und fröhlich; in einiger Entfernung die Weiber, nicht so schüchtern, wie die heidnischen; weiter hinten die Heiden verschiedener Kasten, die doch auch ziemlich Antheil nahmen. Mir schiens: wenn die Herren die Predigt unter ihnen erlauben, werden auch diese noch Christen werden." Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen; die Pflanzer waren selbst zu fest an den Landesbrauch gekettet, als daß sie seine Durchbrechung bei den verschwägerten Familien gewünscht hätten.

Noch einigemal traf Hebich im Laufe dieser Visitation mit dem Inspektor zusammen. Zunächst in Kalikut, wo (3. bis 5. Febr.) die Distriktskonferenz gehalten wurde. Hier sprach es Josenhans aus, wie lebendig ihn auf der Station Kannanur die rege Frömmigkeit und der erbauliche Zug, der durchs Leben der Gemeinde gehe, ergriffen habe. Als eine besondere Gnade erschien ihm, daß dort die Vereinigung von Europäern und Eingebornen auf eine Weise

gelungen sei, die dem Missionar erlaube, er selbst zu bleiben, ohne die Nöthigung, mit zweierlei Kirchenformen ein Amphibienleben zu führen. Durch dieses Gnadenwerk lernen auch die Schwarzen sich als ebenbürtig fühlen, während die Europäer allen Kastengeist abzulegen veranlaßt werden. Förderlich erschien ihm auch, daß die verschiedenen Klassen von Leuten je einen Kreis oder Chor bilden, der gemeinschaftlich betet. Und gewiß sei Hebich, obwohl der älteste, annoch der rüstigste Mann, wo es gelte, ins Feld zu ziehen.

„Aber auch Mängel finden sich dort vor. Die Form des Gottesdienstes ist der Art, daß doch mit der Zeit eingelenkt und allmählich eine Aehnlichkeit mit dem in den übrigen Gemeinden eingeführten hergestellt werden sollte, besonders in Andscharakandi. Die Zusammenstellung einer Liturgie erscheint der Kommittee als erster der Einigungspunkte, deren Vollendung ich herbeizuführen suchen werde." Hebich ließ sich zu dem Versprechen herbei: „ich bin nicht ein Mann von vielem Lesen, will mich aber der Form soweit zu bemächtigen suchen, daß ich das Wesentlichste auswendig kann."

Ueber Hebichs Waisenknaben kam es zu einer lebhaften Verhandlung. Er hatte in Tai mit so viel Seuchen zu kämpfen gehabt, daß ihm diese Außenstation — bei der Verstocktheit der Fischerbevölkerung — zu schwerer Last geworden war, und er auch (August 1851) die Knaben von dort zu sich heraufgenommen hatte. Nun wollte er sie sonstwo ansiedeln; doch die Stimmen der übrigen Brüder fielen alle dahin aus: er solle sie nach Talatscheri in das eigentliche Distriktswaisenhaus schicken, wo er ja immer noch mit seiner erwecklichen Gabe sie je und je bedienen könne. Er verstand sich dazu: „Wenn genöthigt, will ich die Waisen abgeben." Ein Jahr später übergab er sie auf Befehl der Committee den Talatscheri-Brüdern.

Weiter aber wurde ihm erlaubt, in Taliparambu und Palghat durch seine Katechisten Außenstationen zu gründen. Man hätte für letzteres gern einen Missionar bestimmt, da Robinson 5000 Rupies für diesen Zweck schenkte; allein die finanzielle Lage der Gesellschaft gestattete es noch nicht. Schon aber faßte Josenhans diesen und jenen von Hebichs Katechisten ins Auge, ob er sich nicht zu einem Hilfsmissionar heranziehen lasse; man könne doch nicht überall im Lande Pfarreien gründen und mit deutschen Missionaren besetzen.

Ergötzlich war ihm auch hier ein Spaziergang, am großen Teich von Kalikut. Ein Offizier galopirt vorbei. Hebich ruft ihm zu: Ach, Herr N, es freut mich, Sie zu sehen. Der Engländer blieb höflich stehen und nun fieng Hebich an ihn zu bearbeiten. Das Pferd bäumte sich, scharrte ungeduldig, schlug hintenaus; aber Hebich begleitete den Mann zu Fuß, bis auch der Offizier abstieg und nach langem Gang Hebich ins Missionshaus folgte, wo dieser ihm noch eine Stunde lang sein zerfetztes Herzbüchlein zeigte und erklärte. Der arme Mann war so zerschlagen, daß er am nächsten Tage Missionar Huber um Bücher über die Gottheit Jesu Christi ersuchte, weil Hebich ihm gesagt habe: wenn er nicht an Den glauben lerne, so gehe er verloren. —

Während nun der Inspektor sich auf die Nilagiris begab, um seine Rundreise zu vollenden, rüstete sich Hebich für seine Heidenfeste. „Dahin gehen, ist nichts anderes, als in den Tod gehen; daß ich nicht todt geschlagen werde, habe ich allein Seiner Bewahrung zuzuschreiben. Dazu kommen vor dem Hinausgehen allemal in meinem Volk so viele Unordnungen vor (die ich Teufeleien nenne), daß mirs fast unmöglich wird, mit ihnen gegen den Feind ins Feld zu ziehen; denn wenn wir nicht alle im Herrn Jesu sind, wie können wir gegen den Teufel ziehen. Aber der Herr erbarmte sich unser und des Volks und gab uns große Freudigkeit." Das wars allein, was Hebich den Festbesuch erschwerte; von den politischen Zuständen ließ er sich nie beeinflussen.

Es war aber eine bewegte Zeit für Malabar, da dem erweislichen Anstifter des heiligen Kriegs, dem arabischen Tangel (Häuptling) von Condawetti, zu Leibe gegangen werden mußte, wenn die Regierung ihren Verpflichtungen nachkommen wollte. Alle Bewegungen der Obern aber wurden so scharf bewacht und so schnell errathen oder verrathen, daß ein dem ganzen Lande Verderben bringender Religionskrieg vor der Thüre zu sein schien, ehe noch die Engländer die nöthigen Streitkräfte bei der Hand hatten. Der Tangel suchte erst den Kollektor zu schrecken, indem er (Februar) mit Tausenden von bewaffneten Muselmanen sich Kalikut näherte, wie er sagte, „um zu fragen, was man von ihm wolle". Es gelang aber dem Oberbeamten der Provinz, dem edeln V. Conolly, so fein zu manövriren, daß der Tangel von plötzlicher Angst befallen, sich im März freiwillig aus dem Land entfernte und nach Mekka einschiffte, wo er dann durch die osma-

nischen Behörden festgehalten wurde, so daß er nur noch durch Beeinflußung der Festpilger und durch Briefe in Malabar schaden konnte. Doch daß er das vermochte, zeigte sich erst drei Jahre später; vorerst trat Ruhe ein und die ungeheure Aufregung, welche die Provinz durchzittert hatte, verlor sich allmählich. —

Ehe Hebich die Feste bezog, hatte er von seiner durch die dreijährige Verbindung ihm werth gewordenen Mitarbeiterin, der Lehrerin Marie Kegel, sich zu trennen. Sie gieng mit dem Missionar Stanger nach Bellary; er hielt die Hochzeitrede; Gundert, dem nun langsam die Stimme wieder geschenkt wurde, verrichtete die Trauung (10. Februar). Dann eilte er auf sein Payamur-Fest (15. bis 21. Februar), das schwach besucht war, weil eben der Tangel Kalikut bedrohte; nahm die beiden ihm von Mangalur zugeschickten neuen Katechisten im Empfang und zog mit ihnen und der neuen Klasse von Katechistenzöglingen aufs Fest nach Taliparambu.

Hier nun glückte es ihm endlich, nach fünf Jahren vergeblichen Suchens, ein Stück Land zu bekommen. Da aller Boden dem Radscha, oder einem Tempel oder Brahmanen gehörte, war es schwerer als irgendwo sonst, hier festen Fuß zu fassen; es gelang natürlich nur durch Mittelspersonen. Wenn der Inspektor fragte, ob dieser Umweg auch ganz ehrenhaft sei, konnte Hebich ihm darthun, daß der Verkäufer selbst keinen andern Weg wünsche, indem er sich so gesicherter fühle gegen die Vorwürfe seiner Kastengenossen. Das gewonnene Stück war klein genug und theuer, doch gut gelegen. Hebich berichtet vom Feste: „Wir waren diesmal stärker an Zahl als je, und unser Gesang war sehr anziehend. Da aber die neuen Helden noch nichts von unserer Ordnung wußten, so machte mir die größere Stärke mehr Arbeit. Meine Katechisten redeten vortrefflich. Dort trennte ich mich von unsern lieben Jünglingen, die mit Mögling (15. März) nach Mangalur reisten. Der Abschied gieng bei mir hart her; die Erinnerungen an die großen Segnungen des Jahres 1847 gehen bei mir tiefer, als ichs sagen kann."

Josenhans wollte selbst auch diesen Außenplatz in Augenschein nehmen. Am 13. März besuchte er ihn auf der Rückreise nach Mangalur, betrachtete nicht ohne Staunen die massiven Steintreppen und mit Triumphbogen gezierten Einfassungen der Processionsstraße, die alten Tempel und Teiche, sammt dem bunten Ge-

wimmel der Festpilger, unter denen das kleine Christenhäuflein sich so heimisch gemacht hatte. Er versuchte sich selbst auch auf dem neugekauften Platze in einer Ansprache an die ihn umringenden Nayer und ermahnte die Katechisten noch einmal zu treuem Kriegsdienst unter dem Panier Jesu Christi. Dann schied er, tief bewegt von der Größe der vorliegenden Aufgabe, und ritt der Küstenstraße zu. —

Noch einmal sah er Hebich auf der Generalkonferenz in Mangalur, welche (29. März bis 3. April) die Visitation der Mission abschloß. Hier brachte Hebich besonders ein Anliegen vor, das ihn schon lange beschäftigte: er wünschte einen weiteren Soldaten der Zahl seiner Katechisten einzureihen. Es war Charles Stocking, der nun bald seine Dienstzeit in der Armee vollendet hatte, und von welchem Hebich die richtige Ahnung aussprach, daß er sich gewiß bewähren werde. Die Erlaubniß wurde ihm gegeben, aber verordnet, daß auch solche Engländer künftig einer Prüfung unterworfen und wie die andern Katechisten nach einem festen Tarif bezahlt werden sollen. Letzterer fiel sehr niedrig aus, obgleich sich der Inspektor nicht verhehlte, daß Hebich seinen europäischen Gehilfen bereits fast übertriebene Entbehrungen zumuthe, welche nur die Liebe Christi ihnen erträglich machen könne. Searle war schon leidend und hatte auf ärztlichen Rath das Rauchen wieder angefangen, wozu sein geistlicher Vater bedenklich den Kopf schüttelte. Natürlich war Hebich nicht gemeint, den Tarif in seiner ganzen Strenge zu handhaben; er gab um der Gleichförmigkeit willen nach, damit er nicht andere Missionare vor den Kopf stoße, welche es doch unverhältnißmäßig fanden, daß Kannanur nun zehn Katechisten besitze. Hebich äußerte bei dieser Gelegenheit, der Neid sei wohl eine unserer tiefst sitzenden Krankheiten. In einer etwas hitzigen Verhandlung konnte er sagen: „Mir ist leid wenn ich Anstoß gebe: ich muß immer ein inneres Zittern überwinden, wenn ich reden soll; da spreche ich dann leicht in zu starken Ausdrücken.“ Josenhans aber hatte sich überzeugt, daß Hebich tüchtige Leute heranziehe und mit ihnen etwas Rechtes ausrichte. Sein Dolmetscher Jakob, wurde beschlossen, solle nun etliche Jahre bei Gundert deutschen und theologischen Unterricht genießen, ohne darum seine Arbeit aufzugeben, worauf er zu ordiniren sei. Darein ergab sich Hebich willig*), obwohl ihm das Deutsche eine sehr entbehrliche

*) Jakob selbst empfieng die Nachricht „mit Thränen des Danks“.

Zugabe schien. Dieses war nun einmal ein versuchsweise einzuführendes Pensum der neuen Klasse von Katechistenzöglingen geworden; umsonst hatte Hebich das ihm für die Bedürfnisse seiner Station unentbehrlich scheinende Englische verlangt. Doch beschwichtigte ihn Mögling durch das Versprechen, irgendwie dennoch dafür zu sorgen, daß wenigstens die Begabteren der aus Kannanur eingerückten Zöglinge auch im Englischen weiter machen.

Nun aber eilte Hebich zum Abschied; Konferenzen waren ohnehin seine Lust nicht, es drängte ihn, sich in neue Arbeit zu werfen. Am 6. Mai schiffte sich Josenhans nach Europa ein; vorher aber bekam er noch ein herzliches Schreiben Hebichs aus Palghat, worin dieser dem HErrn für den erfolgreichen Besuch des Inspektors seinen kindlichen Dank aussprach. „Sie sind nun unsern Leiden und Freuden etwas näher gekommen. In diesen 18 Jahren habe ich gemerkt, daß es mit meinem Laufen und Rennen nicht gethan ist und daß meine eigene Seligkeit nur wie an einem Faden hängt. Er, der HErr Jesus, der todt war und jetzt lebet in Ewigkeit, ist allein der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Daher, geliebter Bruder, als Seine Knechte Gesicht und Herz zu Ihm gewendet! Nur in Ihm ist lebendige Hoffnung, Freude und Sieg; auf uns und unsere Sachen gesehen, ist Täuschung und eitel Herzeleid. Amen. Ich weiß nichts Besseres zu sagen. Dies wissen alle Kinder Gottes: selig, die es thun! Behalten Sie lieb, der Sie liebt in der Liebe."

Josenhans urtheilte damals von ihm: „Hebich ist kein Gelehrter, aber ein Praktiker, der, was Andere am Schreibtisch ausdenken, ins Leben einzuführen versteht; ein Prediger des Kreuzes, der seine Fahne hoch und freudig schwingt und durch Sturm und Graus hineinträgt mitten ins Hauptquartier der Feinde, dort sich setzt und die wieder sich sammelnden mit stets neuer Streiterlust in die Flucht jagt. Hebich ist, was die Hauptsache ist, ein Christ, dem man es im Augenblick des ersten Zusammentreffens und alle Zeit abfühlt, daß der Herr in seiner Seele lebt und daß er unter die gedemüthigten und zerschlagenen Geister gehört, denen der Herr Gnade um Gnade schenkt. Daher ist denn auch sein Wirken so reich gesegnet, und läßt ihm der Herr so vieles gelingen."

15. Die Außenstation Palghat.

Am 21. März 1852 stellte Hebich seiner Gemeinde die beiden Katechisten Georg Obrien und Daniel vor, als auserlesen für die Arbeit in Palghat, für welche Herr Robinson 5000 Rupies gestiftet hatte, und empfahl sie feierlich dem Gebet der Geschwister. Alsbald reisten sie ab, fanden eine Miethwohnung am neuen Ort und begannen am ersten April ihre Arbeit.

Doch war Hebich entschlossen, ihnen sogleich nachzureisen und sich mit ihnen in die Heidenpredigt zu werfen. Am 15. April fuhr er in Begleitung seines Joseph nach Ponani und gelangte von dort im Ochsenkarren (19.) nach Palghat, wo er er sich nun rührig umsah, Morgens und Abends auf den Straßen predigte und seine Leute ins Feuer führte. Zunächst aber suchte er hauptsächlich die Namenchristen auf, indem er einigen Kastehaltenden Tamilknechten begegnete, denen er sich zum Hirten anbot, wenn sie ihn annehmen und gehorchen wollten. Es gieng hart her, doch konnte er zum Schluß mit ihnen beten und sie zu einer Verhandlung einladen. Auch etliche Trommler vom 20. N. I. wollten das Trinken aufgeben und versuchen, wirkliche Christen zu werden. Am 22. erschienen nun alle diese Christen mit etlichen andern Besuchern vor ihm, die Männer natürlich mit der langen Haarlocke, die Weiber mit Schmuck behangen. Er suchte ihnen das Wesen der Geburt von oben recht deutlich zu machen; und nachdem sie sich bereit erklärt hatten, ihn als Knecht Gottes aufzunehmen, schnitt er den Männern die Zöpfe ab und machte den Frauen Ohren und Nase leichter, traute auch einen Mann mit seiner Concubine. Beim Abendmahl erschienen dann 12 dieser Tamiler und Mischlinge, die als der Anfang der Palghat-Gemeinde betrachtet werden konnten; doch waren die wenigsten ansäßige Leute. Sodann widmete er eine Woche der Reisepredigt in der Umgegend, deren aus Tamilern und Malayalen gemischte Bevölkerung ihm meist freundlich zuhörte, wie das gewöhnlich der Fall ist, ehe die Heiden merken, um was es sich eigentlich handelt. Tschittur, Tattamangalam, Alattur und viele andere Orte wurden besucht und Bücher in Menge ausgetheilt.

Von Palghat begab sich Hebich nach der nächsten Station der Londoner-Mission nach dem hochgelegenen gesunden Koimbatur (Koyamuttur). Er fand dort bei dem schon seit 1830 wirkenden

Miss. Addis eine freundliche Aufnahme, wie denn derselbe sich bereit erklärt hatte, seinen Katechisten von Palghat zurückzuziehen, wenn die deutsche Mission dort eine Station anlegen wolle. Mit ihm suchte Hebich nun eine innige Verbindung anzuknüpfen, predigte auch seiner Gemeinde (2. Mai). Gestützt auf Joh. 14, 21 und Ps. 45, 11 beschwor er sie unter anderem, ihrem Hirten, der sie bisher möglichst geschont habe, sonst aber mit ihm einverstanden sei, doch eine neue Freude zu machen, und ihre Zöpfe, Schmück und dergleichen abzulegen. Hebich schreibt: „Diese Ermahnung schien bei einigen tief zu gehen," was aber sein Dolmetscher (Joseph) dahin erläutert, der Teufel scheine sie des Segens der Ansprache beraubt zu haben, sofern sie nachher alle nur von Haarlocke und Juwelen redeten; auch habe es die Christen geärgert, daß der Deutsche und sein Begleiter, statt streng den Sabbath zu feiern, noch am Sonntag Abend weiter reisten.

Sie fuhren nämlich die Nacht hindurch an den Fuß der Nilagiri-Berge, auf deren kühlem Rücken sich eben eine schöne Anzahl befreundeter Engländer erholte. Da gab es nun manchfache Arbeit, in welcher sowohl die Missionare als William (S. 221) Hebich nach Kräften unterstützten. Er hatte etwas gezaudert, dem Rufe seiner Freunde auf dieses neue Feld zu folgen. „Ja es gieng durch manche Zweifel, ehe ich mich entschloß heraufzukommen; am Ende aber dachte ich, nach bald 18 Jahren indischer Hitze dürfe ich mir den Genuß einer europäischen Luft wohl gönnen, und wolle eben Gott danken, daß ich nur zum Durchstreifen und nicht als Patient komme."

Die Woche, welche er hier verlebte, war ihm eine überaus erquickliche; die Kälte, die seinen Joseph kleinlaut machte, fühlte er kaum. Er traf gerade den Senior der Missionsstation Keti, M. Bühler, stark beschäftigt, der Verwüstung, die ein ausgetretener Bergbach in Haus und Küche anrichtete, zu steuern. Erst gieng er mit Miss. Metz zu den Badaga's von Keti, denen er nach Kräften predigte; dann hinauf nach Ottaca und, wo er bei seinem lieben Oberst Coffin abstieg und dann mit Hauptmann H. (S. 212) allerhand Engländer besuchte. Besonders ergreifend war ihm, wie er beim Eintritt in einen Laden einen Mann erblickte, dem er es gleich ansah, daß er den Herrn Jesum lieb habe. Es war der alte Groves, der einst für das Haupt der Plymouthbrüder in Indien

gegolten hatte, jetzt aber schwer geprüft einem ebenso leidens- als friedevollen Ende entgegeneilte. Dann suchte er die in Kannanur bereits angefaßten Hauptleute Dobbie und Selby mit anderen lebendigen Christen in innigen Verkehr zu bringen, und überall, wo es sich schickte, bei Fernen und Nahen seinen Heiland anzupreisen. Er konnte aber auch mancherlei geistige Anregung empfangen; besonders fühlte er sich zu dem Londoner Miss. Wardlaw hingezogen, dessen Bekanntschaft keine vorübergehende bleiben sollte. Dem bewährten Bischof von Madras, dem er sich auch vorstellte, konnte er diesmal noch nicht näher treten; derselbe hatte gar zu viel Antikirchliches von ihm vernommen, als daß es zu einem unbefangenen Austausch gereicht hätte. Daß dann auch größere Versammlungen zu Stande kamen und viel gepredigt wurde, versteht sich von selbst. Miss. Mörike begleitete Hebich auch nach dem wärmeren Kunnur, wo er dem greisen General Kennett, einer interessanten Ruine, die aus einer früheren Zeit in die gegenwärtige hereinragte, das Herzbüchlein erklärte. „Wie ich an die Schlange kam, wollte er weglaufen, ließ sich jedoch zum Bleiben bewegen; ich schloß mit Gebet und er bedankte sich." Auch Kotergiri, die östlichste der Hügelstationen, wo eben Miss. Irion weilte, wurde noch besucht; dann aber giengs dem Unterlande zu. „In Sispara saß ich die ganze Nacht (11/12 Mai) am Feuer, um mich zu wärmen; da konnte ich meinen Besuch hier oben überdenken und war froh, daß ich ihn gewagt hatte. Die leichte Luft, die herrlichen Aussichten, die Arbeit an vielen Seelen, auch die Einsamkeit der letzten Stationen, alles zusammen hatte mich tief erquickt und geht mir noch jetzt an der Küste zu Zeiten nach."

Mörike schrieb: „Der Besuch des lieben Hebich hat uns allen äußerst wohlgethan. Er zündete in wenig Tagen manches Feuerle hier oben an, sein Andenken ist bei Vielen im Segen, und seine ganze Zeugenart gab uns Manches zu bedenken. Auch in pecuniärer Beziehung hat sein Besuch mehrfache Früchte getragen."

Zu Fuß gieng er hinab, kam an einem wilden Elephanten glücklich vorbei und lief durch den heißen Bambudschangel, wie er noch nie gelaufen war. Nach einem Besuch auf der Außenstation Malapuram, von der besonders geredet werden muß, eilte er über Kalikut seinem Kannanur zu. Vorher suchte er noch in Talatscheri seinen alten Freund S. auf (Miss. Mag. 1869, S. 46),

der gerade als specieller Kommissär den Grund der häufigen Mapilla-Aufstände in Malabar zu erforschen und Gesetzesvorschläge zu ihrer Verhütung zu machen hatte. Dieser eigenthümliche Mann war durch verschiedene Phasen des religiösen Lebens gelaufen, und hatte nun über die Apokalypse ein für Hebich sehr anstößiges Werk veröffentlicht, in welchem die endliche Vernichtung der Gottlosen gelehrt wurde, eine Ansicht, die jetzt auf allen Stationen Indiens viel besprochen wurde und, weil von einem anerkannt ernsten Manne gepredigt, alten Sündern überaus trostreich vorkam. „Ich traf dort den vor zwei Jahren von Gundert für die Taufe vorbereiteten Brahmanenchristen John Shamrao, der nun von S. als Anhänger seines Annihilationism und anderer absonderlichen Lehren hochgehalten wird. Ich habe ihm seinen Stolz und Beschränktheit unumwunden vorgestellt. Es ist ein Jammer, wie solche unbefestigte Jünglinge durch allerhand neuen Wind der Lehre zum Eigendünkel und Losreißen von aller Kirchengemeinschaft verleitet werden, und zwar nicht durch Feinde, sondern unter Gebet und Bibelforschung durch Männer, denen man wahres Christenthum nicht absprechen kann. — Abends (18. Mai) ritt ich nach Kannanur, wo ich eintraf, als eben Bruder Diez die erste improvisirte englische Abendpredigt geschlossen hatte. Das war eine lustige Begrüßung nach Abwesenheit von mehr als einem Monat. Der Hausbau war so ziemlich vollendet, und ich konnte gleich in meine alten, jetzt erneuten und um zwei Fuß erhöhten Zimmer einziehen. Dem HErrn sei Dank für alle seine Gnade." —

Auf der Station war alles im Segen weitergegangen; Diez hatte sich nur gewundert, mit welcher Geduld die theuern Seelen seine vorgelesenen Predigten angehört hatten; auch Gundert hatte sich wieder nach dreijähriger Pause auf die Kanzel gewagt. In Andscharakandi gieng es zwar etwas matt her; die Zornwuth der aufgeregten Taglöhner brach manchmal in argen Händeln aus, doch gaben etliche sehr friedevolle Todesfälle neuen Muth, und die noch vorkommenden Felddiebstähle wurden auch von den heidnischen Aufsehern nicht mehr den Christen zugeschoben. Zur Befestigung der Gemeinde ließ Hebich sie jetzt (28. Juni) fünf Aeltesten wählen, die er „Kirchendiener" nannte; die Wahl fiel zu seiner Befriedigung auf lauter gläubige Männer, die fortan ihren Lehrer und Schultheiß, den Timotheus, nach Kräften unterstützten. In Taliparambu

war der Bau der neuen Station wenigstens weit genug vorgerückt, um die Regenzeit mit Ruhe erwarten zu können.

Als Hebich eben von dieser Außenstation am 31. Mai zurückgekehrt, sich schlafen gelegt hatte, weckte ihn ein Soldatenbruder, der auf der nahen Wache war, um Mitternacht mit der Nachricht, das Fischerdorf Tai stehe in Flammen. „Das Feuer war gewaltig anzusehen; als ich mit Diez halbwegs hinabgegangen war, blieb es zweifelhaft, ob noch etwas dort stehen geblieben sei. Wunderbar aber wars, daß kein Mensch zu Hilfe eilte. Es war nämlich kurz zuvor ein Feuer unter Mapillahäusern ausgebrochen, und als eine Compagnie Soldaten hinabgeschickt wurde zu löschen, hatten die Muhammedaner sie mit Steinen beworfen, daher beschlossen worden war, keine Hilfe mehr zu senden." Bald aber kam die Nachricht, das Katechistenhaus sei unversehrt geblieben, und Hebich schlief erst aus, ehe er am Morgen (1. Juni) hinabeilte, um Gott für die große Bewahrung mit den Seinigen zu danken. „Die Nachbarsfrau, bei der das Feuer ausgebrochen war, das 65 Wohnungen niederbrannte, fiel in ihrem Schmerz auf mich hin und weinte. Ich tröstete und ermahnte: '10 Jahre haben wir Euch das herrliche Evangelium verkündigt und Ihr wollt nichts davon, sondern trinkt und thut alles Böse; thut jetzt Buße.' Die Weiblein waren alle sehr betrübt und aufgelöst in Thränen. Aber ein Haufe Mapilla's, der uns von Haus zu Haus verfolgte, that bei jedem Satz, den ich sprach, einen Schrei und machte alles lächerlich, bis endlich ein muhammedanischer Beamter ein Holzscheit nahm und auf sie losschlug, sie Teufelskinder nannte und etwas Ruhe schaffte. Der Brand soll von Mapilla's angesteckt worden sein, und brachte in dieser Jahreszeit doppeltes Elend, weil sieben Tage später die Regenzeit einbrach, da man nicht mehr Häuser decken konnte." Dennoch wollte es sich zu keiner Erweichung des Fischervölkleins anlassen, und Hebich dachte nun ernstlich daran, diese von Seuchen und Feuer so oft heimgesuchte Außenstation, die älteste und nächst gelegene, völlig zu verlassen. Die ferner gelegenen beschäftigten ihn jetzt vorwiegend.

In Palghat machten Obrien und Daniel rüstig voran. Zu ihnen zog es Hebich ganz besonders, daher er schon im August (9—Sept. 2.) wieder dahin reiste, beidemal über Malapuram. Robinson war hier durch einen jungen schottischen Beamten D. San-

deman ersetzt, der sich aufs herzlichste an Hebich anschloß. Obrien hatte sich bereits eingewöhnt und war bei Vornehmen und Geringen wohl gelitten; mit Vergnügen bemerkte Hebich, wie der freimüthige, auch etwas heißblütige Ire, so ungezwungen er sich in allen Kreisen bewegte, doch auch malayalische Etikette sich angeeignet hatte und die Großen mit den von ihnen beanspruchten, scharf abgemessenen Titeln Maharadscha u. s. w. beehrte. Obrien hatte besonders in Coduwayur bei einem Menon (eine Nayerklasse) Eingang gefunden, dessen Vater ein erst vor zwei Jahren von Mapilla's getödteter Schulze war; der Menon hatte schon den Götzendienst aufgegeben und betete nur zu Jesus. Er wagte es auch einmal, in herzlicher Liebe Obrien heimlich zu küssen; sein Bruder aber drohte entschieden, ihn zu tödten, falls er zu den Christen übertrete. Auch Hebich besuchte den reichen Jüngling und betete mit ihm. Alles sah damals vielversprechend aus, dennoch erlosch so nach und nach die Flamme der ersten Liebe, ohne daß es zu einer Taufe kam.

Nachdem Hebich wieder in der Umgegend gepredigt, mit 16 neuen Seelen das Abendmahl genossen, auch in Coimbatur unter den Engländern gearbeitet hatte, kehrte er sehr befriedigt in den Norden zurück. Eine ähnliche Reise führte ihn aber noch vor Jahresschluß (13—26. Dec.) wiederum nach Palghat, da er sich dann schon nach einem wohlgelegenen Haus umsah, welches der Mission zur bleibenden Niederlassung dienen könnte. Im März 1853 zahlte er dafür 1200 Rupies und konnte nun die Station für fest gegründet ansehen.

Mit Obrien insbesondere war die Station so gut versorgt, als man wünschen konnte. Unermüdlich zog er in der Umgegend von Markt zu Markt, der Landbevölkerung das Wort zu verkündigen; er hat dabei seine Gesundheit so wenig geschont, daß er schon im ersten Jahr (Nov.) wegen Leberkrankheit vom Arzt ins Spital nach Coimbatur geschickt werden mußte. Nur langsam lernte er sich vor der indischen Sonne in Acht zu nehmen, immer zog es ihn hinaus zu den Tausenden, die noch nichts von Christo gehört hatten. Einmal als beide Katechisten auf einer Predigtreise waren, wurde ihnen ins Haus gebrochen, da denn ihre jungen Frauen, zwei Schwestern, es für weiser hielten, sich still zu verhalten als sich um ihre kleine Habe zu wehren. Die meist aus Tamil-Knechten bestehende Gemeinde bediente Obrien treulich mit dem Wort, indem er von

seinem Schwager auch Tamil lernte. Im Regiment hatte er besonders die Trommler und Musikanten an sich gefesselt; ein Offizier, dem sie gar zu viel ins Katechistenhaus giengen, suchte sie ihm etwas zu entfremden, indem er einen Club zum Cricket-Spiel für sie stiftete; allein ein Wink von Hebich genügte, sie dem Spiel wieder abtrünnig zu machen. Auch unter den Katholiken Palghats fand der Ire je und je Eingang; er war von Haus aus an allerhand römisches Wesen gewöhnt, doch die Procession mit Sebastians Bild, welche zur Bekämpfung der Cholera veranlaßt wurde, regte ihn mächtig gegen die unverhüllte Idolatrie der indischen Papisten auf. Natürlich warnte sofort der Priester vor jedem Umgang mit dem kecken Ketzer, doch suchten viele seiner Schafe nach besserer Waide in dem verbotenen Testament. Wenn dann Obrien auf der Straße predigte, konnte Sandeman im Vorbeigehen stille stehen, den Hut abziehen und dem Wort mit Andacht zuhören.

Eine gar angenehme Abwechslung in der Geduldsarbeit einer anfangenden Mission fanden die beiden Katechisten in einem Besuch auf den Anamalei- oder Elephanten-Bergen. Diese erheben sich südlich von Palghat bis zur Höhe von 8000 Fuß, und sind von den Kadern, d. h. Waldmännern bewohnt, einem im Berg- und Baumsteigen überaus gewandten Völklein. Von dem Gipfel eines scharfabgeschnittenen Felsen lassen sie sich an einer wohl 80 Fuß langen Kette aus spanischem Rohr herab, um Honig einzusammeln. Obrien wurde (Feb. 1853) vor sieben ihrer Häuptlinge geführt, denen er den Rath Gottes zu ihrem Heile vorlegte. Sie hörten ihn aufmerksam an und sagten dann, wie sie es bisher gehalten: „wir lügen nicht und tödten jeden Ehebrecher; Götzen beten wir nicht an, wohl aber gewisse Hühner und Schafe; wir leben vom Ertrag des Waldes und essen besonders Bambukorn; lesen können wir nicht, werden aber gern alles hören, was man uns lehren will." Unser Irländer war entzückt von ihrem geraden, natürlich edeln Wesen und gedachte bald wieder zu kommen. Da aber sein Schwager von diesem Dschangelmarsch ein fast tödtliches Fieber mitheimbrachte, wurden sie angewiesen, ihre Reisen zunächst auf das dichterbewohnte Unterland zu beschränken. Wann wird auch jenen Bergstämmen eine rettende Hand gereicht werden! (Siehe Abbildung.)

16. Die Außenstation Taliparambu.

Ganz verschieden von dem Grenz- und Handelsort Palghat mit seiner uralten, Ost und West verbindenden Straße, seiner Festung und dem Getriebe von Engländern, Mischlingen und vielsprachigen Hindu's, war die Tempelstadt Taliparambu, von der Küstenstraße abseits gelegen. Es war da ein verkümmerter Rest des alten Malabar zu schauen; auf hohem Hügel eine gebrochene, verfallende Burg der alten Kola-Könige; unten zwischen dürren steinigten Anhöhen die nach Tipus Zerstörung nothdürftig hergestellten Tempel und Brahmanenwohnungen um den mächtigen Teich; seitwärts die Budenreihen betriebsamer Mapillakrämer; dann die gesonderten Dörfer der Weber und Töpfer, und weiterhin die abgeschlossenen Höfe stolzer Nayer. Fremde ließen sich hier nur an den hohen Festen sehen; doch war es der Mittelpunkt eines Amtsbezirks (Taluk) geblieben.

Am 14. Febr. 1852 war in der Nähe der Amts- und Richthäuser das Stückchen steinigtes Land (um 120 Rupies) erworben worden, auf dem Hebich gleich einen Brunnen graben ließ, so daß er noch auf dem Märzfeste das erste eigene Wasser dort trinken durfte. Die Committee hatte ihm 300 Rupies für eine Ansiedlung daselbst ausgesetzt; das wollte aber auch zu einem kleinen Anfang kaum reichen. Er stellte daher seiner Gemeinde vor, wie wichtig es sei, an einem so bedeutenden Platze nicht gar zu armselig aufzutreten, und siehe da, ein neubekehrter Herr verspricht ihm 600 Rupies, was die ganze Gemeinde zum Danke stimmte. Mit dem Bau verzog sichs jedoch bis in die Regenzeit hinein.

Es tritt nun ein neuer Arbeiter auf, Charles Stocking, ein Engländer von gutem Mutterwitz, der im H. M. 94. Regiment diente. Eines Tages im Jahr 1848 gieng er mit andern zum Hahnenkampfe, da redete Searle ihn an und „der heilige Geist drückte dem höllewürdigen Sünder die ersten Worte der Einladung ins Herz." So kam er denn (10. Juli) zu „Gottes Haus" als ein armer Verlorener, der nach Gnade lechzte. Zwei Tage darauf zeigte ihm Hebich das Herzbuch; und die Bilder des von allerhand Gethier erfüllten Herzens sowie die des gereinigten und geheiligten, schwebten ihm nun beständig vor, bis er die Vergebung der Sünden durch Jesum ergreifen konnte. In einer Predigt über Gal. 3, 1

da Hebich Christum durch uns und für uns gekreuzigt vorstellte, und mit dem Finger deutend sagte: du bist der Mann! konnte nun der Soldat von Herzen sagen: Ja, ich bin der Mann. Schon begann er auch mit seinen Kameraden zu reden und wurde dafür mit Schlägen bedroht; da wachte in ihm der Gedanke auf, vielleicht dürfe er noch ein Zeuge von Jesu Liebe werden. Lesen konnte er, das Schreiben war ihm noch fremd; so bat er einen frommen Kameraden Boorman, es ihn zu lehren. Wenn Hebich auf die Feste gieng, betete Stocking mit besonderer Inbrunst für die Menschenfischer und fühlte einen wachsenden Drang, auch zu ihrer Arbeit berufen zu werden. Im Dec. 1851 machte Hebich ihm den Vorschlag, Katechist zu werden; mit Freuden gieng er auf den Gedanken ein und trat in denselben Bund wie seine Vorgänger Searle und Obrien (S. 146).

Es versteht sich von selbst, daß viele von Hebichs „Soldatenkindern" den gleichen Zug verspürten. Ein indisches Kasernenleben, einmal mit seinen vielen Wechseln von Station zu Station, dann mit der Einförmigkeit des Alltagstreibens in Friedenszeiten, ist ganz dazu angethan, alle Lebensstellungen, die von demselben verschieden sind, gar lockend und trostreich erscheinen zu lassen, vorweg die Aussicht auf häusliches Glück, solang dem britischen Soldaten die Verheirathung so sehr erschwert wird. So ward z. B. sein Duncan (S. 165) von Sehnsucht nach der Mission ergriffen und war gelaufen, ehe Gott ihn gerufen hatte, um natürlich bald genug sich enttäuscht zu finden; „bei ihm hatte es eben nicht gelangt".*) Daher war Hebich vorsichtig geworden und beobachtete die Leute, welche

*) Hören wir doch, was der schottische Missionar Grant aus Madras 7. Oct. 1854 von Duncans Ende schreibt. Dieser war Grant als ein frommer Christ empfohlen und daraufhin von ihm angestellt worden. „Zu Zeiten schien er ganz eifrig und voll vom Evangelium, dann zeigte er sich wieder so stolz, daß ich ganz irre an ihm wurde. Ich mußte ihm zuletzt seine Entlassung ankündigen, da er denn nicht einmal mehr Abschied nahm, sondern trotzig fortgieng und beim Eisenbahnbau Arbeit suchte. Auch das hielt nicht lange. Er wollte endlich in einem europäischen Regiment Dienste nehmen, und am Tage, da er eingeschworen werden sollte, bekam er die Cholera und starb. Sein Weib erfuhr es erst, als er begraben war; weil er, um sicher zu gehen, verheimlicht hatte, daß er verheirathet sei, erhält sie keine Pension." Sie kehrte nun zu ihrem Bruder Timotheus zurück, durch ihr wechselvolles Leben gegen Gott und Menschen gleichermaßen verstimmt.

er für den Dienst ins Auge faßte, immer sorgfältiger. Er hatte noch einem andern Mann, G. Bennie, viel Vertrauen geschenkt, einem sehr begabten, gutgeschulten, nüchternen Schotten, der ihm nun eingestand, daß er schon früher einmal sich habe anwerben lassen und von seinem damaligen Corps desertirt sei. Auf des Missionars Zureden gab er sich selbst als Deserteur an, und hatte sodann in langem Arrest mit Betrunkenen und sonstigen losen Burschen viel Geduld und andere Missionstugenden zu lernen, ehe (Sept. 1852) der Pardon des commander in chief aus England anlangte. Nach allem zerschlug sich jedoch diese Unterhandlung wegen Bennies periodischem Herzklopfen.

Stocking aber wurde am 4. Aug. 1852 vom Armeedienste frei, worauf er in den Missionshof zog und sich an die Erlernung des Malayalam machte. Zur Gattin wählte er sich die tüchtigste der Tschirakal Schulmädchen, die um ihres Alters willen, und weil der Vater am Aussatz gestorben, schon oft von Heirathslustigen übergangen, sich bereits ins Loos einer alten Jungfer gefunden hatte, aber nun mit Dankesthränen den ehrenvollen Antrag annahm. (Sie starb schon im ersten Jahre — voll Frieden). Am 19. Sept. 1852, einem Abendmahlssonntag, stellte Hebich die Katechisten Paul und Stocking mit ihren Familien und noch zwei Malayali-Christen der Gemeinde vor und empfahl sie der Gnade des HErrn für den Dienst des Evangeliums in Taliparambu. Sofort bezogen sie das erst halb vollendete Gebäude und machten sich an die schwere, nur langsam lohnende Arbeit.

Es war für Hebich etwas Großes, daß ihm nach vieljährigen Kämpfen die Besetzung dieses Platzes gelungen war, auf dem er schon so viele Todesnöthen*) ausgestanden, für den er schon so

*) Taliparambu war einmal der Ort, wo Hebich die meisten inneren Kämpfe durchmachen sollte. Nachher ließen sich diese in fast drolliger Weise erzählen, doch behielten sie ihre ernste Seite bis zum Ende von Hebich's Wirksamkeit. Im Jahr 1851 beschreibt er, wie es ihm am 15. März, dem Datum der üblichen Steinwürfe, zu Muthe war. „Der Teufel wollte mich diesmal sehr weise machen. Er sagte: Hast doch schon viel gepredigt; nur diesen Morgen bleib ordentlich zu Hause mit deinen Leuten, dann kannst ja immer wieder gehen. Ich hätte schrecklich gerne Ja dazu gesagt und betete, daß mir der HErr Gewißheit darüber geben möchte. „Was bedarf es? du mußt gehen," lautete die Antwort, aber es gieng eben in den Tod, und das mochte ich nicht. Nach ruhigem Schlaf stand ich um vier Uhr auf: inwendig alles finster, meine Leute voll Furcht. Doch

lange gebetet hatte. Er zweifelte keinen Augenblick, „daß wir hier noch die größte Frucht unter dem Malayali-Volke kriegen werden.“ Auch Heiden fühlten, daß er denn doch vorwärts mache. Ein Namburi-Brahmane, der einmal sich den Neubau betrachtete, sagte zu dem Katechisten: „Wohlan! wir haben Alles aufgeboten, Eurem Padre zu widerstehen, und doch hat er uns besiegt. Da ihr aber nun hier unter uns wohnt, so wollen wir Euch auch freundlich begegnen und Alles Gute thun; nur sagt uns davon nichts, daß wir Christen werden sollen.“ J. Ramavarma, der in Tschirakal seine Arbeit fortsetzte, erhielt den Auftrag, die neue Station alle 14 Tage zu besuchen.

Die Neuheit der Sache zog erst gar viele Besucher aus allerhand Kasten an; erst als diese sich verloren, konnte Paul sich in der Umgegend umsehen und das Wort nach allen Seiten hin verkündigen. Stocking war mitterweile manchmal zum Unmuth versucht, weil es ihm mit dem Sprachenlernen etwas zu langsam gieng. Dann gereichte ihm zum Troste, wenn er Jemand begegnete, dem sich auch in Englisch etwas ans Herz reden ließ. Daß die Feindschaft gegen das Christenthnm tief sitze, konnten sie bald genugsam merken; selbst die gewöhnlichsten Lebensmittel mußten längere Zeit von Kannanur her (sechs Stunden weit) bezogen werden. Viele schimpften: Seit der Padre kommt, wollen die Pocken nicht mehr weichen, die Aecker nicht reichlich tragen; und ein Häuptling

---

machten wir uns fertig, giengen hinaus, predigten am Bergabhang, und siehe da, Alles blieb ruhig. Aber was jetzt, soll ich auch hinunter? Es gieng hinunter festen Schritts, doch zitterte das Herz. Schreckliches Jauchzen empfieng uns. „Sagte ichs nicht, du sollteſt nicht hinuntergehen?“ flüsterte der Feind. Ich gehe auf die Erdmauer. Da will ein starker Mann, der Schwager des Radschas, losbrechen und ruft: Laßt uns den Padre vertreiben! Der Piun hörts und versetzt ihm eins. Der Nayer schlägt wieder; sie packen sich an Zopf und Kragen, sie ringen, Nayer helfen jenem, andere Pinns (Amtsdiener) diesem. Alles Volk wandte sich dem Kampfe zu. Ich ließ dem Piun, der den Kopf verloren hatte, sagen: ziehe den Mann in den nahen Tempel hinein, wo die Amtleute sind. Es geschah: wie ein Käfer von Ameisen geschleppt, langte endlich der Edelmann im Tempel an und wurde vom Tahsildar auf etliche Tage eingesperrt. Ich aber predigte nun in voller Ruhe weiter nach Herzenslust. Zurückgekehrt ward ich so erfüllt von der Herrlichkeit des HErrn, daß ich an mich halten mußte, um nicht auszurufen: o welche Liebe! welche Schande für mich, zu fürchten!“ An einem andern Tage kam dann doch der Steinregen noch nach.

der Mapilla's sagte zu Paul: wenn ich dich heute in drei Stücke haue, habe ich den Himmel. Leoparden kamen Nachts und stellten den Hühnern nach oder nahmen den Hund mit fort.

Zu Zeiten wurde in weitere Entfernungen gereist. Auch hier traf man im Nordosten mit Waldbewohnern zusammen, Mäwilern, die nur vorn und hinten einen belaubten Zweig vorbinden und glauben, sie müßten sterben, wenn sie je Kleider anzögen; diese waren zu roh, um irgend einen Unterricht wünschenswerth zu finden. Namentlich wünschte der alte Freund Anderson, daß die h. Schrift durch Colporteure auf seine Kosten nach Südkanara verbreitet werde, was denn wiederholt namentlich von Stocking geschah, anfangs, wie sich von selbst versteht, mit sehr mäßigem Erfolg. — Das Missionsgebäude in Taliparambu aber zog natürlich auch allerhand Leute an: Arme, Verlassene ꝛc., meist faule Fische mit wenigen guten untermischt. Paul nahm einmal eine verstoßene Weberfrau auf, die so heißhungrig war, daß sie vom Abendessen nicht gesättigt, Nachts aufstand, ein Huhn tödtete und roh verschlang. Am Morgen mußte sie sich erbrechen, was den geheimnißvollen Vorgang erst erklärte; im Laufe des Tages verschied sie!

Die meiste Hoffnung gab längere Zeit ein junger Beamte, der in Hebich's Schule gebildet, schon im 17. Jahre zu dem Entschluß gekommen war, Christum offen zu bekennen, als seine Eltern es entdeckten, ihn über Hals und Kopf verheiratheten und ihm eine kleine Anstellung in der Ferne verschafften. An verschiedenen Orten herumgeworfen, hatte er doch immer seine Bibel liebbehalten und sich von dem vielen Lug und Trug indischer Amtstätten mit aller Anstrengung rein zu halten bemüht. Vorerst war er eine bedeutende Stütze für den Außenposten, dem er mit Rath und That zu dienen sich bestrebte, wie er auch manches Unrecht durch seine bloße Gegenwart abwehrte.

Wenn nun Hebich auf seine Festbesuche und sonst nach Taliparambu kam, so fühlte er, daß er auch hier eine Heimat habe.

Von einem der Steinigungstage (15. März 1853) erzählt er: „Während unserer Predigt prallte ein Stein an Josephs Schirm ab und schlitzte einem hinter uns stehenden Mapilla die Oberlippe; ein anderer pfiff an mir vorbei, traf den hinter mir stehenden Baum und sprang von da einem Nayer an die Stirne, so daß erst Blut floß und dann die Wunde hoch aufschwoll. Ein Dritter warf dem

Joseph eine Cocosschale auf die Brust, so daß er fast über die Mauer hinabgefallen wäre. Zwei der Werfer wurden ergriffen und sollten gestraft werden; ich bat den Amtmann, dies lieber nach seiner Vollmacht mit leichteren Strafen zu thun, als sie einem höheren Gericht zu übergeben; sie wurden also mit kleinen Geldstrafen (fünf und drei Rupien) und einer Warnung entlassen."

Das Neueste aus Madagaskar.

1. Fortschritt in den zwei letzten Jahren.

Am 7. Oktober 1868 wurde in London eine eigene Missionsbetstunde gehalten, um dem Herrn für die aus Madagaskar eingetroffenen Freudenposten zu danken. Fünfzig Jahre waren nun verflossen, seit die ersten Sendboten der Missionsgesellschaft dort landeten; drei und dreißig, seit sie von ihrem Arbeitsfeld vertrieben wurden und ihre etwa 50 Bekehrten, von denen nur erst etliche wenige die Taufe empfangen hatten, mit dem Worte Gottes als ihrem einzigen Rathgeber ohne jede menschliche Stütze zurücklassen mußten. Wie hatte aber der große Erzhirte diese kleine Heerde gemehrt und gestärkt unter dem 25 jährigen Verfolgungssturm, der nach dem Abschied der Missionare über sie hinbrauste! Wie hatte Er sie zum Samen einer aus dem Blute der Märtyrer erwachsenen Kirche gemacht, der, nachdem durch Radama II und seine Wittwe Rasoherina Gewissensfreiheit gewährt war, auch die Massen zuzuströmen begannen! Und jetzt drang auf einmal die Kunde von so wunderbaren Ereignissen herüber, daß es fast schien, als sei all' das Gepränge beim Begräbniß der am 1. April gestorbenen Königin nicht nur das Leichenbegängniß einer armen heidnischen Fürstin, sondern das des ganzen madagassischen Götzendienstes gewesen. Die eingelaufenen Nachrichten waren so groß, so neu, so unerwartet, daß die Missionsfreunde sich nur mit Zittern freuten und in ihren frohen Dank für die Wunder, die der HErr gethan, sich heiße Gebete für die junge Kirche mischten, die nach den Tagen der Anfechtung so plötzlich in die Epoche eintrat, in der

die Gunst der Großen sich ihr zuwandte. Ist es doch eine alte Erfahrungssache, daß äußere Siege gar manchmal die ernstesten Gefahren für das innere Gedeihen der Kirche Christi in sich schließen! Den Dank aber durfte das nicht mindern, und so flossen denn auch in jener Segensstunde die Herzen eben sowohl im Preise Gottes, als in der innigen Fürbitte für die afrikanische Insel zusammen, die in unsern Tagen vor Freunden und Feinden zum Zeichen hingestellt erscheint, daß heute noch dem Evangelium dieselbe weltüberwindende Kraft innewohnt, wie zur Zeit der Apostel. In allen Christenherzen ein Echo des Danks und des herzlichen Flehens zum HErrn zu wecken, daß Er selbst, nachdem Er das Toben des Windes und der Wellen gestillt, als der rechte Steuermann das Schifflein der madagassischen Kirche nun auch sicher durch die ihm drohenden Klippen hindurchführen möge, dazu sind auch alle seitherigen Nachrichten von dort recht angethan. Wir beschränken uns hier ausschließlich auf diese, unter Verweisung auf die ausführliche Schilderung Madagaskars und seiner Bewohner sammt seiner Geschichte bis gegen das Ende von Rasoherinas Regierung hin in früheren Jahrgängen des Magazins (1865, S. 63—453; 1868, S. 3—153), obwohl erst in diesem Jahr zwei neue, umfassende Werke über die merkwürdige Insel erschienen sind, die dazu berufen scheint, mit der die Jetztzeit charakterisirenden Eile die verschiedenen Entwickelungsphasen der alten Christenheit zu durchlaufen.*)

Die Verschwörung, die sich in Antananariwo bildete, als im März 1868 unverkennbar Rasoherinas Ende nahte, um statt ihrer zu ihrer Nachfolgerin bestimmten jüngern Schwester Ramoma einen Verwandten des zweiten Radama auf den Thron zu erheben, ist Miss. Mag. 1868, S. 426 bereits erwähnt worden. Es war den Missionaren und den Gemeinden ein tiefer Schmerz, daß sich bei derselben so manche Christen betheiliget hatten, obgleich zu ihrem Trost die Bewegung an sich reine Parteisache ohne jeden religiösen Charakter war, und unter den Anhängern der bestehenden Regierung sowohl als unter den Neuerern sich Christen wie Heiden befanden. — Wehmüthig war es ihnen ferner, daß wie Radama II, so auch die

*) The Martyr Church of Madagascar by the Rev. W. Ellis. London, 1870. Madagascar and its people, notes of a four years residence by James Sibree, Architect of the Memorial Churches, Antananarivo. London 1870.

wohlwollende Rasoherina aus diesem Leben schied, ohne den Fels des Heils, auf den sie Andre so bereitwillig sich gründen ließ, selbst recht ergriffen zu haben. Unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung soll sie ihrer Dienerschaft erklärt haben: „Ich weiß, daß Viele von Euch betende Leute sind und gerne am Gottesdienst theilnehmen. Vielleicht fürchtet Ihr, daß ich das nicht gerne sehe, weil ich selbst nicht bete, aber seid deßhalb unbesorgt. Wer gehen mag, soll immerhin gehen, nur vergeßt nicht, daß ich von denen, die sich für Christen und darum für besser ausgeben als andre Leute, erwarte, daß sie auch besser handeln. Ich versehe mich zu ihnen, daß sie nicht lügen, nicht stehlen, noch sonst etwas Böses thun, und durch ihren Wandel zeigen, welch gute Sache es um das Beten ist." Als sie sodann im Jahr 1867 der alten Sitte gemäß, daß jeder Regent des Landes einen neuen Palast bauen und eine lange Reise unternehmen muß, mit dem ungeheuren Troß von 40,000 ihrer Unterthanen durch die ungesunden Fieberregionen der Insel der Ostküste entgegenzog, wollte sie aus Rücksicht auf die vielen Christen in ihrem Gefolge Sonntags rasten; drei heidnische Edelleute aber widersetzten sich dieser Neuerung. Kurz darauf starb einer dieser Männer, ein anderer erkrankte so, daß er das Lager verlassen mußte; der dritte wurde in die Verbannung geschickt, weil er ohne Erlaubniß Schießpulver verbrauchte. Das machte auf die Abergläubischen im Volk gewaltigen Eindruck, während aufrichtige, heilsbegierige Seelen mehr durch das Wort und den Wandel der Christen gewonnen wurden, die jeden Sonntag auf Bergen oder in Thälern Jehovas Lob ganz nahe am Zelt der Königin sangen. Rasoherina selbst aber blieb trotz all dem bis ganz kurz vor ihrem Tod Götzendienerin. — Sehr wahrscheinlich sog sie auf jener Reise das Fieber ein, das nach ihrer Rückkehr ihre Kräfte zu zerstören begann und sie bewog, sich zu Anfang des Jahres 1868 einer Luftveränderung wegen aus der Hauptstadt in das nahe Ambohimanga bringen zu lassen. Zum ersten Mal in ihrem Leben weigerte sie sich, der angeblichen Weisung ihres Götzen Kelimalaza zu folgen, als man in ihren letzten Tagen sie zur Rückkehr nach Antananariwo zu bewegen suchte. In größter Aufregung stürzten damals etliche der anwesenden Offiziere zu dem englischen Missionsarzt Davidson und dem französischen Konsul Laborde in den Garten hinaus und riefen ihnen entgegen: „Beelzebub ist gestürzt." So nämlich hatte seit einigen Jahren der Götze bei denen geheißen, die nicht

mehr an ihn glaubten. Ob die Sterbende sich aber von ihm weg wirklich noch zu Jesus wandte, ist nicht erwiesen, obwohl etliche Tage nach ihrem Tode der erste Minister an Miss. Ellis schrieb, sie habe vor ihrem Ende gebetet.

Wie die neue Königin, die am 2. April 1868 unter dem Namen der alten Christenfeindin Ranawalona den Thron bestieg, sich zur Mission stellen werde, schien fraglich und trieb die Missionare draußen wie die Missionsfreunde in der Heimath recht ins Gebet. Kein Wunder daher, daß es ihnen fast war wie den Träumenden, als die ersten Schritte der neuen Regierung bekannt wurden.

Am Morgen nach Rasoherinas Begräbniß stellten sich die Götzenbewahrer im Palast ein um der neuen Königin ihre Huldigungen und das übliche Geschenk darzubringen. Wie staunten sie, als diese ihnen erklärte, sie erkenne sie nicht als Priesterschaft, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Unterthanen an und könne darum kein besonderes Geschenk und keine besondere Huldigung von ihnen entgegennehmen! Dasselbe wurde auch den Sterndeutern und Wahrsagern kund gethan, und überdieß Rasoherinas Götze aus dem Palast entfernt. Sobald nach der allgemeinen Volkstrauer das öffentliche Leben ins gewohnte Geleise zurückkehrte, erließ die Königin eine Verordnung, die befahl, Sonntags alle Arbeiten für die Regierung einzustellen. Ungefähr um dieselbe Zeit ließ der erste Minister einige der eingebornen Prediger in den Palast rufen, um in demselben die h. Schrift vorzulesen und zu beten. Einige Monate darauf untersagte ein neuer königlicher Erlaß alle Märkte für den Sonntag. Und diese Maßregeln stießen nicht etwa auf Widerstand, sondern befanden sich im vollsten Einklang mit der allgemeinen Volksströmung. Ein außerordentlicher Zug, das Wort Gottes zu hören, ergriff die Gemüther; es fand ein solches Herzuwogen der Heiden statt, daß die Versammlungshäuser weit nicht mehr ausreichten und einmal die ganze Gemeinde eine Kirche räumte, um die draußen stehenden Heiden hereinzulassen. Vornehme und Geringe, Alles kam gleichermaßen herbei, und wieder und wieder wollten trotz aller Erweiterungen die vorhandenen Lokale die Versammelten nicht fassen. Derselbe Heißhunger nach geistlicher Speise, der sich in der Central-Provinz Imerina zeigte, erwachte auch in andern Theilen des Landes. Aus dem über hundert Stunden von der Hauptstadt entfernten Betsileolande namentlich kamen Briefe

und Botschaften, die davon zeugten, nach Antananariwo. Die Missionare Toy und Jukes brachen daher dorthin auf, um sich die Sache zu besehen und kehrten von ihrer zweimonatlichen Reise mit freud- und dankerfülltem Herzen zurück. Nur an wenigen Orten hatten sie noch ein wirkliches Festhalten am Götzendienst wahrgenommen, weitaus in den meisten dagegen eine herzliche Bereitwilligkeit, christliche Lehrer aufzunehmen; in einigen sogar waren schon Kapellen erbaut und Gemeinden gebildet. Von heiligem Schauer ergriffen, vereinigten sich die Missionare ernstlich im Gebet, daß in dieser denkwürdigen Zeit, deren Gefahren sie sich keineswegs verbargen, der Herr selbst ihnen doch die rechte Weisheit schenken möge; auch beschlossen sie, während dieser allgemeinen Aufregung noch sorgfältiger als sonst zu Werke zu gehen mit dem Unterricht und der Prüfung der Taufbewerber.

Die Vorbeitungen zu der am 3. September stattfindenden Krönung wurden in altherkömmlicher Weise getroffen. Wie sonst waren hunderte von Frauen beschäftigt, die neuen Gewänder zu nähen, die das Militär erhielt; 60 Personen stickten geraume Zeit am Kleid der Königin; alle Waffen wurden geputzt und Zelte die Menge auf dem großen Paradeplatz Imahamasina aufgeschlagen, um die aus allen Theilen des Landes herbeiströmenden Schaaren zu beherbergen. Eine noch nie gesehene Inschrift aber glänzte diesen von den vier Seiten der königlichen Tribüne entgegen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ — „Friede auf Erden!“ — „Den Menschen ein Wohlgefallen!“ — „Gott sei mit uns!“ Kein Erinnerungszeichen an den alten Götzendienst wurde dießmal der Königin vorangetragen, keine Tänzer und Tänzerinnen umringten ihren Palankin. Eine weiße Fahne mit der Krone und den Anfangsbuchstaben des königlichen Namens kündigte an, daß sie nahte; auf der für sie errichteten Tribüne lag auf einem kleinen Tisch zu ihrer Rechten die Krone, zu ihrer Linken die Bibel. In der Rede, die sie nun an ihr Volk hielt, aber sprach sie die schönen Worte: „Was das Beten betrifft, so ist es nicht geboten und nicht verboten, denn Gott machte euch.“ Zwischen Ihn, den Schöpfer, und ihre Unterthanen, Seine Geschöpfe, versprach sie also, in keiner Weise sich einzudrängen.

Sahen die Missionare nach der öffentlichen Anerkennung des Christenthums bei einer so feierlichen Veranlassung mit Freude und

Bangen für Madagaskar mehr und mehr die Zeit der Massenbekehrungen kommen, so durften sie andrerseits mit innigem Dank gegen Gott wahrnehmen, daß daneben Sein Geist auch in die Tiefe zu wirken fortfuhr. So schrieb z. B. Miss. Jukes: „Bei unsrer letzten Versammlung nahmen wir nach fünfmonatlicher Vorbereitungszeit 45 Personen in die volle Gemeinschaft der Kirche auf; weit erfreulicher aber als ein bloßer Zuwachs von Außen, ist mir das innere Wachsthum, das Streben nach einem höheren und reineren christlichen Leben, und das brünstige Verlangen, das Viele zeigen, daß doch auch die, welche jetzt noch in den Banden der Sünde gefangen sind, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes hindurchdringen möchten. Vor einigen Wochen kamen nach dem Morgengottesdienst einige der eingebornen Prediger zu mir und forderten mich auf, uns jeden Montag zu vereinigen, um Gottes Gnade zur Verkündigung seines Wortes in Stadt und Land zu erflehen. Natürlich gieng ich mit Freuden darauf ein, und seither kommen Prediger und Diakonen jeden Montag mit Sonnenaufgang zusammen, um die Arbeit des vorhergehenden Tags dem Segen des Herrn des Weinbergs zu empfehlen. Zuerst versammelten wir uns in meiner Wohnung; bald aber wurde diese zu klein, so daß wir in die Kapelle übersiedelten, wo ich am letzten Montag 200 Personen beisammen fand. Heiße Gebete um die Ausgießung des h. Geistes über die Gemeinde Gottes und über die noch draußen Stehenden stiegen da auf, und ich fühle, daß auf solch gläubiges Flehen Erhörung kommen muß und kommen wird."

Gegen das Ende des ereignißreichen Jahres 1868 nahte sich die zweite der vier Märtyrerkirchen, die Antananariwo schmücken sollen, nach dem Plan des zu ihrer Erbauung eigens von England gekommenen Architekten Sibree ihrer Vollendung. Als im Januar 1867 die erste derselben fertig dastand, hatte Rasoherina einige ihrer vornehmsten Diener mit ihrem Glückwunsch und ihrer feierlichen Ermächtigung zur Einweihung der Kirche gesandt und damit über den Gräbern der Erschlagenen ihren christlichen Unterthanen gleichsam die Hand zum Gruße gereicht. Ueber den geschmackvollen zweiten Bau, zu dessen schlankem Thurm der gute Sibree solche Mühe hatte die nöthigen Arbeiter zu finden, daß es sich mitunter fast dazu anzulassen schien, als müsse er ihn mit einigen Sklaven vollends allein zu Ende führen, freute sich Ranawalona II

mit ihrem ganzen Volke so, daß die Missionare die Bitte wagten, sie möchte dessen Einweihung in Person beiwohnen. Viele hatten während der Arbeit ungläubig und bedenklich die Köpfe geschüttelt. Die Einen hatten in den hohen Mauern eine Festung, andere ein Zaubermittel der schlauen Engländer gewittert, um die Gewalt über das Land an sich zu ziehen, noch Andre mit weiser Miene gesagt: „Wenn sie diesen Thurm vollenden, will ich auch beten." — Nun, da stand er jetzt, von dem langgestreckten Bergrücken, auf dem die Stadt gebaut ist, und der gerade hier nach drei Seiten hin fast senkrecht abfällt, hinausschauend auf die grünen Gefilde Imerinas mit seinen silberglänzenden Seen und Flüssen, seinen üppigen Saaten und waldreichen Hügeln, seinen malerischen Dörfern und friedlich waidenden Heerden — ein Zeugniß, daß der Tod seiner Heiligen werth gehalten ist vor dem Herrn.

Denn auf diesen Hügel von Ambohipotsy wurde im August 1837 Rasalama, die erste Märtyrerin Madagaskars, zum Tode hinausgeführt. Von ihren Wächtern umgeben, schritt sie aus ihrem engen Gefängniß fröhlich vorwärts. Aus ihrem Angesicht strahlte die selige Gewißheit von der Nähe ihres Herrn, der Nähe des Himmels. Ein Haufen Neugieriger folgte ihr nach, die Einen lärmend, die Andern in stiller Verwunderung; doch sie sah weder die herrliche Landschaft, die sich nach allen Seiten vor ihrem Auge ausbreitete, noch die gaffende Menge, noch den grausamen Henker: sie sah nur das Antlitz ihres Herrn. Sie stieg hinab in eine breite, seichte, mit den Gebeinen früherer Verbrecher bestreute Grube, kniete da nieder zum Gebet und wurde betend durchbohrt.

Allein hatte sie auf dem Weg nach dem Richtplatz das Lob dessen angestimmt, den ihre Seele liebte, allein, als sie dort angekommen war, Herz und Hände zu Ihm erhoben. Welch neues Schauspiel fand aber 31 Jahre später, am 17. November 1868, auf dieser einstigen Marterstätte statt?

Wieder ziehen große Volkshaufen zu ihr hinaus. Wieder sind aller Augen auf eine Frau gerichtet, die ihre Schritte dorthin lenkt. Doch diesmal ist es keine Gefangene, sondern die Königin Madagaskars. Die Kirche, deren Mauern den Namen Rasalamas tragen, ist mit Christen gefüllt, und Viele müssen draußen vor der Thüre bleiben, weil sie innen nicht Raum finden. Die Königin kommt, um als Freundin dabei zu sein, wie ihre Unterthanen dieses

Gebäude einweihen zum christlichen Gottesdienst, und bietet als ein besonderes Zeichen ihrer Theilnahme ihre eigene Bibel zum Gebrauch auf Kanzel und Altar an. Der erste Minister, dessen Vorgänger die Christen zum Tod verurtheilte, ermahnt dieselben jetzt mit feurigen Worten, an Jesus Christus zu glauben, den auch er als den Heiland der Welt erkannt hat.

Die Gefühle, mit welchen die Missionare dieses ereignißreiche Jahr beschlossen, mag der Leser aus der Zusammenstellung einiger Zahlen selbst abnehmen. Im Dezember 1868 zählten die im Zusammenhang mit der Londoner Gesellschaft stehenden Gemeinden außer den 12 englischen Sendboten, unter denen 8 ordinirte Missionare waren, 20 eingeborne Pfarrer, 437 eingeborne Prediger und Lehrer, 37,112 Christen und 7066 Kommunikanten. Davon waren im Laufe des Jahres 20,900 Christen und 2050 Kommunikanten neu hinzugekommen.

So reich auch die Segnungen des alten Jahres waren, hatte der Herr indessen für das kommende immer noch weitere in Bereitschaft. Zur madagassischen Neujahrsfeier, die am 21. Januar stattfand, erhielten die Christen und die Engländer nebst Andern eine Einladung in den Palast. Sonst war dieses Fest mit heidnischen Ceremonien verknüpft gewesen; diesmal dagegen war kein Götze und kein Priester zu erblicken, dafür aber ergriffen drei der anwesenden Pfarrer das Wort zum Gebet, und die Königin erklärte: „Ich habe mein Königreich auf Gott gelehnt, und erwarte von Euch Allen, daß Ihr weise und gerecht seid und in den Wegen Gottes wandelt."

Schon seit einiger Zeit hatte sie sich von dem wackern eingebornen Prediger Andriambelo, nach dem Zeugniß der Missionare Ellis und Cousins vielleicht dem begabtesten und gesegnetsten unter allen madagassischen Verkündigern des Worts, in der heiligen Schrift unterweisen lassen. Am 21. Februar sodann versammelten sich, von der Königin geladen, alle höheren Beamten, die Richter, die Edelleute, die Häupter des Volks und die Prediger der verschiedenen Kirchen in dem großen Schloßhof, wo nach Gesang, Gebet und Predigt Andriambelo verabredeter Maßen Ranawalona und ihren ersten Minister taufte. Staunend sahen die Zuschauer die tiefe Bewegung der beiden Täuflinge und aller anwesenden Christen. Wir aber wundern uns gewiß nicht, daß an diesem Tage Dankesthränen flossen bei der Erinnerung an alle Todesurtheile, die aus eben die-

sem Palast einst von einer andern Ranawalona gegen die Bekenner des Namens Jesu ergiengen, als dessen Jüngerin die jetzige Beherrscherin Madagaskars sich da vor ihrem Gott erklärte.

Seither weiß Andriambelo nur Erfreuliches von dem Wachsthum der Königin und ihres Ministers in christlicher Erkenntniß zu berichten. Am 6. Juni empfiengen Beide erstmals das heilige Abendmahl und bekannten damit aufs Neue, daß sie Christus zu ihrem Herrn erwählt haben und ihre Hoffnung des ewigen Lebens einzig auf seinen Opfertod gründen.

Ranawalonas verstorbener Bruder Ramondscha, der treue Christenfreund, hatte öfters Besuche von einem der Märtyrer von 1849 erhalten, der Gelegenheit nahm, auch mit der jungen Fürstin von dem Heiland ihrer Seele zu sprechen. Der erste Minister hatte von einem der letzten Märtyrer eine Bibel erhalten, die er in dem Hof, worin die Königin ihre Kugeln aufbewahrte, zu verstecken pflegte. Mit welchen Gefühlen mag die Getaufte nun von den Fenstern ihres Palastes zu der Wohnung des Mannes hinüberschauen, dem sie die ersten Samenkörner der himmlischen Wahrheit verdankt, die in ihrer Seele jetzt zur köstlichen Frucht gereift scheinen! Mit welchen Gefühlen mag auch ihr Minister zuweilen die Stelle im Schloßhof betrachten, wo er einst das Geschenk des Märtyrers versteckte, das seither das Kleinod seines Lebens geworden ist!

Wie Andriambelo, spricht sich auch Miss. Toy sehr befriedigt über die beiden Getauften aus. „Eines ist gewiß," sagt er, „nämlich daß die Königin ganz und gar denselben Vorbereitungskurs durchzumachen hatte, wie alle andern Taufbewerber, welches auch ihre äußere Lebensstellung sein mag, und daß noch keiner derselben eifriger im Lernen und demüthigeren, gesammelteren Geistes war, als sie. Das Gleiche kann auch von dem ersten Minister gesagt werden."

Daß nach der Taufe der Königin sich in der Hauptstadt Schaaren zu den christlichen Gottesdiensten drängten, wird Niemand wundern. Die Missionare selbst verbargen sichs am wenigsten, daß unter den nun herbeiströmenden Massen sich ohne Zweifel viel Spreu befinde, die der nächste Sturm wieder verwehen würde. Eine ganz außerordentliche Bewegung der Gemüther aber, die an den verschiedensten Orten zugleich erwachte und auch in Antananariwo selbst neben der durch die Taufe verursachten Aufregung herlief, war offen-

bar eine Geisteswirkung von oben. Die Häuser der eingebornen Christen und Lehrer wurden fast nicht leer von aus dem Sündenschlaf aufgerüttelten Seelen, die verlangend fragten: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Götzenpriester und Sterndeuter kamen in die Bibelstunden und begehrten die Taufe; es war ein so allgemeines Suchen und Fragen, daß die vorhandenen Kräfte weit nicht ausreichten für das ungeheure Erntefeld und die Missionare mitunter auch junge Männer, deren eigene innere Reife noch manches zu wünschen ließ, mit in den Dienst herein ziehen mußten. Das Bedürfniß nach mehr Predigern wurde so dringend, daß Toy und G. Cousins trotz der Masse anderer Anforderungen, die täglich auf das kleine Häuflein europäischer Arbeiter einstürmten, im April mit 34 jungen Männern einen gründlicheren Vorbereitungskurs auf die Verkündigung des Wortes begannen. Wie hoch lernten die überbürdeten Londoner Missionare um diese Zeit die treue Hilfe der edlen Quäkerfreunde schätzen, deren Ankunft sie zwei Jahre zuvor dankbar begrüßt hatten, und die alle unwesentlichen Unterschiede in der Form des christlichen Lebens weitherzig übersehend, in der innigsten Eintracht mit ihnen zusammenwirkten!

Fast großartiger noch, als 1868 die Bewegung in Imerina war, wurde 1869 die im Betsileo-Lande, in dem bisher, einen flüchtigen Besuch englischer Missionare abgerechnet, nur durch eingeborne Christen aus der Hauptstadt und ihrer Umgebung die frohe Botschaft von einem versöhnten Gott erschallt war. „Staunen und Dank ergreift mich über dem Gnadenregen, den der HErr seiner Kirche schenkt,“ schrieb im August 1869 Miss. Jukes auf einer zweiten Reise dorthin. „Hier, zwei Tagereisen westlich von Fianarantsoa, hat sich eine Gemeinde aus beinahe lauter Betsileo's gebildet, die nur mit einer Matte bekleidet zur Kapelle kommen, und mit großer Aufmerksamkeit der Predigt des Evangeliums folgen. Nichts rührt hier, wie allenthalben, die Herzen so, wie die alte und doch ewig neue Geschichte von der Liebe Jesu. Die Leute sind im Begriff, eine neue Kapelle für etwa tausend Hörer zu bauen; sie wird aber viel zu klein sein für die herbeiwogenden Schaaren.“ Dieses große Arbeitsfeld wurde Ende 1869 von einem Londoner Missionar besetzt, dem zu Anfang des laufenden Jahrs etliche Mitarbeiter folgten. Die Gesammtzahl der Christen belief sich am Schluß des vorigen Jahrs auf 60,000; aus der Provinz Imerina

lagen bei den Missionaren nicht weniger als 100 Bittgesuche vor um Beiträge zur Erbauung von Kirchen; innerhalb des königlichen Palastes aber, der einst ein solches Heiligthum des Götzendienstes war, daß Niemand ihn anders als entblößten Hauptes durchschreiten durfte, innerhalb derselben Gehöfte, in denen den Gräbern vergötterter Todter anbetende Huldigung dargebracht wurde, ist am 20. Juli 1869 der Grundstein zu einer granitenen Schloßkapelle gelegt worden. Nachdem englische und madagassische Prediger den Segen Gottes für diesen Bau und für die Fürstin, die ihn unternahm, erfleht hatten, wurde eine königliche Urkunde verlesen und in den Grundstein eingefügt, die die Bestimmung enthält, daß dieses Gebäude nie zerstört oder zu einem andern als seinem ursprünglichen Zweck benützt werden dürfe, und die jeden Regenten, der dies etwa versuchen wollte, für immer des Thrones verlustig erklärt.

Kurz darauf berief die Königin nach alt-madagassischer Sitte wieder einmal ihr ganzes Volk in ihren Dienst zusammen. Aus dieser Veranlassung ließen die Bewahrer Kelimalazas sie wissen, bis jetzt seien die Priester immer frei gewesen vom Regierungsdienst, und obgleich Ranawalona die Götzen nicht mehr anbete, seien sie ja doch noch immer deren Hüter und bitten daher um Erlassung der Theilnahme an den öffentlichen Arbeiten. Die Königin antwortete, die Götzen seien nie ihre Götzen gewesen; ihre Absicht sei es vielmehr, Gott und Jesus Christus zu dienen und dazu auch ihr Volk anzuleiten. Sich selbst noch unklar, was denn eigentlich mit den Götzen zu machen sei, beschied sie ihre Offiziere und die Häupter des Volks in den Palast, und redete sie an: „Ich vertraue nicht mehr den Götzen, die nur Holzblöcke sind, sondern verlasse mich einzig auf Gott und Jesus Christus. Die Nationalgötzen aber will ich verbrennen, denn sie thun nichts Gutes, sie sind lauter Lüge und Betrug." Mit großer Freude vernahmen die Anwesenden diese Worte und fragten die Königin, ob sie nicht eine allgemeine Volksversammlung zur Verbrennung der Götzen zusammenberufen wolle? Ranawalona erwiederte: „Das würde mir gefallen. Ich habe keinen Wunsch, noch Götzen in meinem Reich zu haben, aber ich will mein Volk nicht zwingen." Als alle Versammelten sich mit der Verbrennung der Nationalgötzen einverstanden erklärten, schickte die Königin noch am selben Tage etliche Offiziere zu Pferd in das benachbarte Dorf, in dem Kelimalaza aufbewahrt wurde. Als sie

dort ankamen, fragten sie die Hüter, ob der Götze ihnen gehöre, oder der Königin. „Der Königin," lautete die Antwort. Nun befahlen die Offiziere, ihnen Ranawalonas Eigenthum zu überliefern. Es geschah. Darauf forderten sie Brennholz. Niemand schickte sich an, ihnen solches zu bringen, somit befahlen sie ihren eigenen Dienern, es herbeizuschaffen. Sie zündeten es an, und zum Entsetzen der Priester gieng auch ihr Götze bald in der emporlodernden Flamme auf. Andere Abtheilungen königlicher Gesandter wurden an die übrigen Plätze geschickt, an denen Nationalgötzen aufbewahrt waren, die alle das gleiche Loos theilten. Freiwillig verbrannten auch Manche aus dem Volk ihre Haus- und Dorfgötzen.

In großer Bestürzung standen die Priester da, die behauptet hatten, die Götzen seien zu heilig, als daß das Feuer sie antasten könne. Etliche aus dem Volk ließen auch die Befürchtung hören, ihre Reisfelder werden künftig keinen Schutz mehr genießen und vom Hagel zerstört werden; weitaus die Meisten aber jauchzten der Zerstörung der ohnmächtigen Götter zu.

Es folgte nun schon im October eine strenge Regierungsverfügung, Götzen und Zaubermittel jeder Art zu verbrennen. Der Quäker Street findet dieselbe nicht unanfechtbar, jedoch sehr erklärlich nach all den Kniffen und Erpressungen, welche sich die Götzenbewahrer erlaubt hatten, unter dem Vorgeben, Menschen und Habe gegen Seuchen, Blitz und Hagel zu sichern. Aber wie übel sind nun die fernen Städte und Dörfer berathen, die ankündigen, ihre Götzen seien soeben zerstört, die Regierung möge daher sagen, an was man fernerhin zu glauben habe. Street bereiste selbst mit einem Missionar den Westdistrict; da und dort versammelte sich das Volk zu singen und zu beten, ein Bibelleser oder -Erklärer fand sich nicht vor; in einer Stadt versah ein 12jähriger Knabe Kirche und Schule! Die Gäste wurden überall mit Jauchzen empfangen als Ertheiler des h. Geistes, Verwandte der Königin, Männer, die dem ersten Minister an Bedeutung gleichkommen ꝛc. Wie froh waren sie, da und dort auch wirkliche Christenhäuflein inmitten der krassen Finsterniß zu treffen!

Der Zudrang zur Predigt wurde nun so groß, daß die verschiedenen Gemeinden aus ihrem eigenen Schooß zwischen ein und zweihundert neue Verkündiger des Worts erwählten. Um diesen Missionseifer auch ihrerseits zu ermuntern, will die Regierung allen von

den Missionaren und Gemeinden erwählten und beglaubigten eingebornen Predigern zunächst dieselbe Freiheit vom Regierungsdienst gewähren, die früher die Götzenpriester genossen. Natürlich ist jetzt auch der schwächste Leser ein gesuchter Artikel!

2. Licht und Schatten.

„Sein Name, Sein Lob wird für und für erschallen," waren die letzten Worte eines der vier Märtyrer, die 1849 in dem vom Regen wiederholt erstickten Feuer auf dem Farawohitra-Hügel unter Lobliedern langsam ihr Leben ließen, während das Ende eines prachtvollen dreifachen Regenbogens auf ihren Häuptern zu ruhen schien, und zu den Schmerzen des Flammentodes sich für die Gattin eines der Verurtheilten noch die der Gebärerin gesellten. Hatte er vielleicht im Geiste die Tage der Gnade schauen dürfen, die jetzt für Madagaskar angebrochen sind, während über dem friedlichen Ende der Blutzeugen und der Glorie, die ihre Häupter umspielte, manche der Zuschauer von so geheimnißvollem Grauen ergriffen wurden, daß sie erschrocken flohen?

Tage der Gnade sind es unstreitig, die jetzt über Madagaskar leuchten, und ein Wehen des Leben weckenden Geistes zieht über die Insel hin. Aber die Gabe Gottes senkt sich in irdische Gefäße nieder, und viel Unreines mischt sich von menschlicher Seite in Sein Wirken. Auch diese trüberen Erscheinungen der jetzigen Bewegung gehörig ins Auge zu fassen, hilft uns ein ungemein nüchtern gehaltener Bericht des edlen Quäkers Sewell.

Die ersten Sonntage, die er in Antananariwo zubrachte, verfehlten nicht, einen Eindruck auf ihn zu machen, dem sich so leicht kein Fremder entziehen wird. Wie könnte es auch anders sein, wenn bald nach Tagesanbruch die Straßen sich mit Leuten füllen, die in reinen weißen Gewändern, fröhlichen Gesichts zu den Gotteshäusern wallen, in denen es oft schwer ist, sich durch die Menge noch an irgend ein leergebliebenes Plätzchen durchzudrängen, während zu den offenen Thüren und Fenstern eine Wolke dunkler Gesichter hereinschaut, die zuweilen das Licht fast ausschließt? Wo ist die etwa 50,000 Einwohner zählende englische oder deutsche Stadt, in der man während des Gottesdienstes fast Niemand auf den Straßen sieht, und aus der allsonntäglich 60—70 Prediger ausziehen, um

zwei, drei und mehr Stunden entfernten Dörfern das Evangelium zu verkünden? Unwillkührlich knüpfte sich daran die Erwartung, alles Uebrige müsse mit dem regen christlichen Leben übereinstimmen, das sich in dieser Weise ausspricht. Darauf aber folgte bald große Enttäuschung, und eine Zeitlang war Sewell ebenso geneigt, die Realität desselben zu unterschätzen, als er es Anfangs gewesen war, zu hoch davon zu denken. Er sah, wie die kriechende Unterwürfigkeit gegen Reiche und Vornehme oft zu einer höchst unpassenden Besetzung der Kirchenämter führte; wie bei der leidenschaftlichen Lust zum Predigen, welche die meisten jungen Leute ergriff, die sich der Gemeinde neu anschlossen, oft untergeordnete und ungeistliche Triebfedern mitspielten; wie niedrig der allgemeine Maßstab in Beziehung auf Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit war, (obgleich er, Dank der weisen Maßregel der Regierung, den Verkauf geistiger Getränke streng zu verbieten, während der ganzen Zeit seines Aufenthalts nur zwei Betrunkene bemerkt hatte), und fühlte sich fast zu dem Zweifel versucht, ob denn all dieses Christenthum nicht mehr Schein als Wahrheit sei?

Doch hier kam ihm die Erinnerung an die Korinther und andere Urgemeinden zu statten, so daß er nach zweijähriger Beobachtung zu dem Resultat gelangte: „Meine feste Ueberzeugung ist, daß bei allem Unbefriedigenden dennoch ein großes Werk vor sich geht, das den heiligen Geist zum Urheber hat, und daß neben vielem bloß äußeren Bekenntniß auch viel wirkliches Leben vorhanden und entschieden im Zunehmen ist. Bei der Beurtheilung einer Gemeinde der alten europäischen Christenheit dürfen wir die Jahrhunderte christlicher Erziehung und Bildung nicht vergessen, die in derselben einen hochzuschätzenden Maßstab christlicher Gesittung geschaffen haben. In Antananariwo liegt hinter den jungen Christengemeinden keine solche Vergangenheit, und wir sollten billiger Weise in einem Lande, in dem ein so plötzlicher Wechsel stattfand, nicht sogleich einen hohen sittlichen Standpunkt erwarten. Paulus läßt uns Blicke thun in einen Stand der Dinge zu Korinth, den wir uns in unsern heimischen Gemeinden kaum recht vorstellen können, und doch wissen wir auf's Bestimmteste, daß der HErr in jener Stadt ein großes Volk hatte. Auch müssen wir in Madagaskar in Rechnung nehmen, daß der Teufel, dem sein Versuch mißlang, das Christenthum durch Verfolgung auszurotten, keine seiner Künste unversucht lassen wird,

auf jede erdenkliche Weise das Werk zu verderben, das er nicht hindern kann."

Viele der eingebornen Prediger scheinen Sewell das Gesetz zu scharf zu treiben, und wer sich auf's Bekritteln ihrer Vorträge legen wollte, meint er, fände Stoff genug zum Tadel. Doch beim Blick auf diejenigen, deren Beruf zur Verkündigung des Worts ihm zweifelhaft erscheint, tröstet ihn, daß ein Paulus sich freuen konnte, wenn Christus gepredigt wurde, sei's auch um Haß und Haders willen. „Solche Triebfedern scheinen hier kaum da zu sein. Die Versuchung liegt mehr in dem Wunsch, Beifall zu ernten und eine angesehene Stellung in der Kirche zu erlangen. Warum sollten wir da nicht denselben Grund zur Freude haben, wie Paulus, wenn Christus nur irgendwie verkündigt wird, so lange noch solche Massen da sind, die nichts von Ihm und den Anforderungen des Christenthums gehört haben?"

Wir haben früher schon aus Ellis eigenem Munde vernommen, wie freudig die 1862 wiederkehrenden Londoner Missionare die göttliche Beglaubigung der Männer anerkannten, die in den Tagen der Trübsal die Brüder gestärkt und unter Verfolgungen und Banden von dem Namen Jesu gezeugt hatten. Den madagassischen Christen nicht irgendwelche englische Formen aufzudrücken, sondern die eigenthümliche Art zu ehren, auf die sich deren kirchliche Einrichtungen entwickelt hatten, und nur da ordnend mit Hand anzulegen, wo ihre Hilfe begehrt wurde, war und blieb ihnen feste Regel. Wenn auch in den von den Missionaren selbst bedienten Gemeinden erst mit deren Eintritt der eigentliche Gottesdienst beginnt, erbaut sich die Gemeinde doch schon eine gute Weile vorher in freiester Weise durch Gesang und Gebet. Einer nach dem Andern erhebt sich da, wie er sich gerade getrieben fühlt, um einen der Liederverse anzugeben, die einst in den Wäldern und Klüften, in Reisgruben und Gefängnissen, ja noch auf dem Richtplatz und in den Flammen gesungen wurden und nun in Imerina fast zu Volksliedern geworden sind, und erfleht dann den Segen Gottes zur Verkündigung des Worts. Auch in diesem Verhältniß erblickt Sewells scharfes Auge indeß eine drohende Gefahr: „Die evangelischen Missionare, die gegenwärtig in Antananariwo wohnen, werden so ziemlich als die Pastoren der Stadtgemeinden und Bischöfe der ländlichen Bezirke betrachtet; doch ist es nur das freie Band der Liebe und der persön-

lichen Achtung, das ihnen diese Stellung gibt. Es wird von ihrer Seite viel Sorgfalt und Weisheit erfordern, ihre betreffenden Kirchen nicht in zu großer Abhängigkeit von ihrer Person zu erhalten, denn bis jetzt haben die Missionare im Grunde doch die leitende Macht noch ganz in Händen. Es ist, so weit nicht der Zwang reicht, bei den Eingebornen ein großer Mangel an Ordnung und Organisationsgabe bemerklich. Der Herr kann die Bewegungen seiner Sklaven lenken, der Offizier seine Soldaten hin- und herkommandiren, aber freiwillige Arbeit erfordert Anleitung von Seiten einer Hand, die darin mehr Uebung hat, als ein Eingeborner bisher erlangen konnte. Dieß ist gegenwärtig der ungemein wichtige Beruf der Missionare, die außer der unmittelbaren Oberleitung der Gemeinden noch genug zu thun haben mit Schulangelegenheiten, Uebersetzungen, schriftstellerischen Arbeiten u. dgl.; natürlich aber liegt in dem Bestreben, zu ordnen und zu reguliren, eine große Gefahr, die Stellung des Bruders in etwas zu verlieren und mehr zum Gebieter zu werden."

Gewiß eben so unparteiisch, aber in heitererem Lichte als Sewell, sieht der Baumeister Sibree den Zustand der madagassischen Gemeinden an: „Seit meiner Rückkehr nach England bin ich oft gefragt worden: 'Was für Leute sind denn die madagassischen Christen? Welchen Maßstab religiösen Lebens darf man bei ihnen anlegen? Wenn wir von dem niedern sittlichen Standpunkt so mancher Heidenchristen hören, will uns ihre Aufrichtigkeit fast zweifelhaft erscheinen.' Darauf möchte ich antworten: 'Die madagassischen Christen sind den englischen ziemlich ähnlich. Wie gering ist trotz alles Unterrichts, aller Bibelverbreitung auch unter uns die wirkliche Bekanntschaft mit dem Worte Gottes! In Madagaskar ist noch weniger christliche Erkenntniß vorhanden als in England. Es gibt dort Christen der verschiedensten Art — Leute von tiefer christlicher Erfahrung, die viel gelitten und viel erlebt haben; Leute von großem Ernst und großer Hingebung; aber auch Andere, die wie Unzählige in der alten Christenheit wenig Beweise von der umwandelnden Macht des Evangeliums an den Tag legen. Im Blick auf alle Landesverhältnisse und unsere kurze Arbeitszeit jedoch müssen wir oft staunen über den unleugbaren Erfolg, über die Summe aufrichtiger Frömmigkeit, die wir im Ganzen, und über die Liebe und den Glauben, wie über den Eifer und den untadelichen Wandel, die wir bei sehr Vielen wahrnehmen dürfen. Legt man die Vortheile, die Beiden zu Gebot

standen, mit in die Wagschaale, so können die madagassischen Gemeinden wohl einen Vergleich mit den englischen aushalten.'

„Bedenkenswerth bleibt, daß wie das Christenthum in Madagaskar nicht sowohl durch öffentliche Predigt oder die direkte Wirksamkeit europäischer Missionare eingeführt und in den Jahren der Verfolgung gepflegt wurde, es auch, seit Religionsfreiheit besteht hauptsächlich durch das Zeugniß eingeborner Christen und den nicht weniger mächtigen Einfluß ihres heiligen Wandels und der mit ihnen vorgegangenen Veränderung verbreitet wurde. Die Heiden sagten: 'Wir kannten Den und Den; er war früher grausam, unwahr, betrügerisch; jetzt ist er liebevoll und gütig, wahr und redlich. Das muß doch eine starke Macht sein, die diesen Wechsel bewirkte.'

„Abgesehen von dem Einfluß des Christenthums auf die Bekehrten selbst, war es auch von bedeutender Wirkung auf den sittlichen Zustand des heidnischen Theils der Bevölkerung. Wie in Europa das Evangelium auf Viele, die seine höchsten Gaben nicht erfassen, doch bildend und veredelnd wirkt, so auch in Madagaskar. Besonders macht sich das in einer höhern Auffassung der Ehe und in der Verminderung der Vielweiberei und Scheidungen, in der Abschaffung grausamer Strafen und einem erwachenden Schamgefühl über früher allgemein verbreitete abergläubische oder ausschweifende Gewohnheiten geltend. So blieb z. B. nach Ranawalonas II Thronbesteigung das Schicksal der Verschwörer, die statt ihrer den fünfunddreißigjährigen Rasata hatten zum König erheben wollen, etliche Tage unentschieden. Bei einer Rathsversammlung, die im Schloßhof gehalten wurde, lautete die Stimmenmehrheit auf Tod; von Seiten der Engländer jedoch wurden energische Anstrengungen gemacht, das Leben der Verurtheilten zu retten. Sie drangen schriftlich in den ersten Minister, er möchte der Königin doch milde Maßregeln empfehlen und beriefen sich unter andern Schriftworten auf die Stelle im Jakobibrief: 'Es wird aber ein unbarmherziges Gericht über Den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat.' Dieser Vers erschütterte den Minister so, daß er keinen Schlaf finden konnte, sondern unruhig in seinem Zimmer auf- und abging, indem er vor sich hinsagte: 'Diese Fremden bringen ihre Bücher, mich zu verdammen.' Sein besseres Gefühl siegte jedoch, und am Morgen rieth er der Königin, die Todesurtheile in Gefängnißstrafe von verschiedener Dauer zu verwandeln. — Eine auffallende Hebung der

öffentlichen Sittlichkeit war schon etliche Jahre zuvor sichtbar, als im April 1865 Rasoherinas neuer Palast eingeweiht wurde. Sonst herrschte bei einer derartigen Veranlassung wie bei der Geburt eines königlichen Kindes etliche Tage völlige Straflosigkeit für Ausschweifungen jeder Art, und in jedem Theil der Stadt kamen daher Auftritte der Sittenlosigkeit vor, die nachzuerzählen unmöglich ist. Diesmal aber ließ die heidnische Königin verkünden: obgleich es ein Tag der Freude sei, werden Vergehen dennoch bestraft werden, und der Erfolg war, daß mit Einbruch der Nacht Antananariwo sogar ruhiger und geordneter schien als sonst, und durch seine Stille die meisten englischen Städte am Abend eines Volksfestes beschämte.

„In den Gemeinden sind zwei Klassen von Leuten leicht zu unterscheiden, nämlich diejenigen, welche vor, und die, welche erst nach dem Tod Ranawalonas I das Christenthum annahmen. Die Ersteren sind meist ältliche Leute, worunter viele von lang bewährtem christlichem Charakter, deren inneres Leben in den Zeiten der Trübsal eine Tiefe und Reife erlangt hat, wie nur eine solche Schule sie auszeitigt. Viele von diesen sind Pfarrer und einige derselben gehören zu den besten eingebornen Predigern. *)

*) Unter diesen Letzteren ist besondes Andriambelo zu nennen, über den Ellis schreibt: „Er wurde 1829 in einem Dörflein Imerinas geboren und verlor schon als Kind seinen Vater durch den Gifttrank. Sein älterer Bruder gehörte zu den hoffnungsvollsten Schülern der ersten Missionare und starb in der ersten Verfolgung über dem Bekenntniß Jesu. Den ersten tieferen religiösen Eindruck erhielt Andriambelo selbst als zwölfjähriger Knabe, da er einmal einen Christen das Lob Jesu singen hörte. Er suchte den Sänger auf, ließ sich von ihm unterrichten und wurde später durch ihn mit den Christen in der Hauptstadt bekannt gemacht, wo er dann seinerseits als Lehrer und Prediger wirkte. Zwei Jahre darauf, als die große Verfolgung ausbrach, in welcher einige Christen in den Abgrund gestürzt, andere verbrannt wurden, enthielt er sich eine Zeitlang des Bibellesens und des christlichen Gottesdienstes; aber als die Christen sich wieder vereinigen konnten, eilte er, sich ihnen und dem HErrn selbst durch die Taufe noch enger zu verbinden und mit ihnen im h. Abendmahl das Gedächtniß des Todes Jesu zu feiern. Von da an setzte er seine ganze Kraft dafür ein, oft mit Lebensgefahr den Leuten, bei denen er ein Obdach fand, insgeheim das Evangelium zu verkünden. Manchmal wurde dabei liebreich für seine Bedürfnisse gesorgt, oft aber war er auch bitterem Mangel ausgesetzt. Im Jahr 1854 sah ich Andriambelo unter andern Flüchtlingen erstmals in Tamatawe. Unter seiner ärmlichen Sklavenkleidung erkannte ich sogleich einen Mann, dem man es abfühlte, wie ungewohnt und beengend ihm seine damalige Lebensweise war, wäh-

„Die große Mehrheit der Gemeindeglieder besteht indeß aus solchen, die erst nach den Tagen der Verfolgung herausgetreten sind. Unter ihnen befinden sich die begabtesten, strebsamsten jungen Leute, die einen sehr wichtigen Bestandtheil unserer Gemeinden bilden und theilweise auch als tüchtige Prediger thätig sind. Der unter den Madagassen herrschende Verwandtschaftssinn macht sie ziemlich ge-

---

rend sein Herz und Sinn ganz nur auf seine Mitchristen und seinen göttlichen Meister gerichtet schien. Sogleich fiel mir auch sein außerordentlicher Einfluß über seine Mitverbannten auf. Es waren unter denselben Männer von reiferem Alter und längerer christlicher Erfahrung, so wie von höherem Rang; dessen ungeachtet hörte man seinen Worten sowohl in allgemeinen Gesprächen, als auch bei unsern nächtlichen Versammlungen mit tiefer Aufmerksamkeit zu, und oft beriefen sich die Christen auf seinen Rath zur Begründung ihres Verhaltens in diesem oder jenem Fall. Das Jahr 1857 brachte die schwerste aller seitherigen Verfolgungen; 13 Männer von Rang wurden in derselben gesteinigt, Viele mußten den Gifttrank trinken, Andere wurden mit schweren Fesseln beladen in lebenslange Verbannung geschickt. Andriambelo war unter den Verurtheilten, fand aber noch Zeit zur Flucht. Sein Vermögen wurde eingezogen; seine Mutter hatte sich dem Gottesurtheil des Gifttranks zu unterziehen, kam aber mit dem Leben davon. Seine Frau, die er aus der Hand seines Vaters empfangen hatte, wurde einem Andern gegeben, während er in Berg und Thal und in Höhlen und Felsklüften ohne andere Gefährten umherirrte, als die Thiere der Wildniß, in deren Revier er eingedrungen war, und deren Gebrüll oft die Schrecken des Geängsteten vermehrte. Seine ihn zärtlich liebende Mutter starb tief bekümmert über seine traurige Lage, nachdem er zwei Jahre in der Einöde umhergezogen war. Im Vertrauen auf Gott aber fuhr er fort, wo es nur immer thunlich schien, oft unter Gefahr für beide Theile im Dunkel der Nacht seine Glaubensbrüder aufzusuchen und mit ihnen zu sprechen und zu beten. Als im August 1861 die Leiden der Christen endeten und volle Religionsfreiheit verkündet wurde, ermunterten der König und seine Beamten Andriambelo und Andere zur Fortsetzung der christlichen Gottesdienste, was sie sich auch mit Treue und Ernst angelegen sein ließen. Andriambelo war es, der die englischen Missionare bei ihrer Rückkehr willkommen hieß und ihnen bei der Evangelisirung des Landes bisher die kräftigste Unterstützung gewährte. Er ist ein Howa von reinem Blut mit heller Gesichtsfarbe, leicht gekräuseltem Haar, schlanker Gestalt, feinen Zügen und sinnigem Ausdruck, außer wenn beim Sprechen sein Auge leuchtet und ein heiliger Eifer aus seinem ganzen Wesen strahlt. Sein Vortrag ist schnell und von wenig Aktion begleitet; seine Bilder sind natürlich und einfach; seine Beweise klar und bündig, seine Einladungen und Anforderungen an Herz und Gewissen direkt und voll Zartheit und Wärme. Sein sanfter, argloser Geist, sein reiner, heiliger Wandel und sein gerader Charakter sichern ihm die allgemeine Achtung und tragen viel zu seinem wohlthätigen Einfluß auf alle Klassen seiner Landsleute bei. Seines zarten Körpers ungeachtet arbeitet er oft vom frühen Morgen bis zum späten Abend fort."

neigt, Alles in Gesellschaft zu thun, so daß es einem Familienglied in der Regel nicht schwer wird, die übrigen nach sich zu ziehen. Fängt ein Familienhaupt an, den Gottesdienst zu besuchen, so folgt ihm sicher sein ganzes Haus und ein Theil seiner Bekannten nach. Darin liegt freilich eine große Gefahr, die Religion mehr als Familiensache, denn als eine Angelegenheit der einzelnen Seele mit ihrem Gott zu betrachten. Der Uebertritt zum Christenthum bringt in der Regel durchaus nicht die Kämpfe und die Feindschaft von Seiten heidnischer Angehöriger mit sich, wie z. B. in Indien, und es ist daher weit größere Sorgfalt bei der Prüfung der Taufbewerber von Nöthen.

„Oft hörte ich mit Ergötzen den Predigten unserer eingebornen Freunde zu. Ihre Auslegung der h. Schrift erregt zuweilen ein Lächeln, aber ihr ernstlicher Wunsch, ihren Zuhörern die Wahrheit an's Herz zu legen, läßt kleine Mißverständnisse einzelner Bibelstellen leicht übersehen. Besonders prägte sich mir einmal die Predigt eines unserer lieben Mitarbeiter an der Gemeinde von Andohalo ein. Er sprach über Jakobi 5, 14: 'Ist Jemand krank, der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Oel in dem Namen des Herrn.' In seiner Einleitung sagte er: 'Ich weiß von drei Krankheiten, die oft den Tod herbeiführen — die Pocken, der Keuchhusten und die Sünde. (Die Pocken richteten vor der Einführung der Impfung furchtbare Verheerungen unter den Madagassen an; der Keuchhusten hatte erst kürzlich unter den Kindern viele Opfer gefordert.) Von der ersten dieser Krankheiten weiß ich, weil ich alte Leute erzählen hörte, daß als sie das erste Mal in unserem Land auftrat, die davon Befallenen lebendig begraben wurden. Was nun aber die Heilmittel betrifft, so geht, wenn Ihr die Pocken noch nicht gehabt habt, nur schnell zum Arzt und laßt Euch und Eure Kinder impfen. Gegen den Keuchhusten ist die beste Schutzwehr, Flanell zu kaufen und warme Leibchen für Eure Kinder zu machen. Gegen die schrecklichste aller Krankheiten, die Sünde aber, gibt es nur Eine Arznei: geht zu Jesus, dem großen Arzt der Seelen.' Hier verweilte er nun mit großem Ernst bei der Macht und dem Fluch der Sünde und der Erlösung davon durch den Glauben an Jesus.

„Ueber die Worte: 'der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeinde' bemerkte er: Manche Leute murren, wenn sie unwohl sind, unauf-

hörlich: 'Es kümmert sich auch gar Niemand um mich und sieht nach mir; ich könnte sterben, ohne daß es dem Pfarrer und den Diakonen einfiele, mich zu besuchen.' Wie können die aber wissen, daß Ihr krank seid, wenn Ihr es ihnen nicht sagen laßt? Meint Ihr vielleicht, die Aeltesten seien Propheten und wissen durch eine besondere Offenbarung, ob die Leute krank oder gesund sind? Was that Kornelius, als er von dem Apostel Petrus unterrichtet zu werden wünschte? Er ließ es nicht beim bloßen Wünschen bewenden, sondern sandte nach Joppe, um ihm sein Verlangen kund zu thun. Und so, meine lieben Brüder, murrt auch Ihr nicht, wie so Viele es thun, wenn sie Hilfe und Trost bedürfen, sondern rufet die Aeltesten der Gemeinde.

„Was sollen wir aber unter dem 'Salben mit Oel' verstehen? Mir scheint, das habe etwas mit Arznei zu thun, weil wir auch lesen, der barmherzige Samariter habe Oel und Wein in die Wunden des unter die Räuber Gefallenen gegossen. Ich denke daher, für uns liege darin die Weisung, wenn wir einen Krankenbesuch machen, ein Kölbchen Arznei mitzunehmen. Möchte aber Eines sagen: 'Ich bin zu arm, um für andere Leute Arznei zu kaufen,' so kann jedes von Euch doch etwas thun, was kein Geld kostet — etwa den Kranken zum Doktor in's Spital tragen helfen.' — Und so gelang es dem lieben Mann trotz seiner seltsamen Schriftauslegung, seinen Zuhörern einige sehr wichtige Wahrheiten mit einer Unmittelbarkeit zu Gemüth zu führen, die weit bessere Prediger oft nicht erreichen.

„Ein andrer unsrer eingebornen Brüder suchte einmal seiner Gemeinde die Vergänglichkeit aller irdischen Güter in folgender Weise zu veranschaulichen: 'Ein reicher Offizier in einer fernen Provinz verordnete sterbend für den Tag der öffentlichen Ausstellung seiner Leiche, daß sein Sarg mit Geld gefüllt, mit Soldaten umstellt, von seiner trauernden Familie umringt und seine geöffnete Hand ausgestreckt werden solle. All das geschah, und während Einige sich wunderten, sagten Andre: Seht die Weisheit dieses Mannes; er will uns zeigen, daß all sein Geld nicht im Stande ist, sein Leben zu erkaufen, daß seine Soldaten ihn nicht vor dem Tode beschützen, seine weinenden Verwandten seine Tage nicht verlängern können; er streckt die Hand aus und begehrt nun andre Güter.'

„Immer war ich überrascht von der ehrfurchtsvollen Haltung der Gemeinden beim Gottesdienst und namentlich während des Gebets. Fast alle Anwesenden verhüllen das Gesicht in die Falten ihrer Lamba; selbst kleine Kinder scheinen instinktmäßig zu fühlen, daß es etwas Feierliches ist, mit Gott zu sprechen, und liegen oft, die Köpfchen mit ihren Kleidern bedeckt, längelang ganz ruhig auf dem Boden. Beim Lesen des Textes folgen die meisten in ihren Testamenten, und ebenso schlagen sie die Schriftstellen auf, die der Prediger anführt. Zur Feier des heiligen Abendmahls ist oft nur Reiskuchen und ein schwacher Most vorhanden (in der Verfolgung nahm man dazu Cocossaft oder Wasser), aber ein tiefes Gefühl der Ehrfurcht vor dem Tisch des HErrn geht durch die Gemeinde hin. Obgleich vielfach der äußeren Zeichen, wie Kelch und Hostienteller entkleidet, an die wir dabei gewöhnt sind, wird dieses Sakrament doch mit einer aufrichtigen Huldigung der Herzen begangen, die gleich entfernt ist von Geringschätzung und abergläubischer Scheu.

„Die Anwesenheit einer kleinen englischen Gemeinde in der Hauptstadt gehört gewiß zu den nicht gering anzuschlagenden indirekten Einflüssen auf die Madagassen. Ein dem Worte Gottes entsprechendes Familienleben, wie sie es in den Häusern der Missionare sehen, und das Beispiel und der Unterricht christlicher Frauen haben wesentlich zur Hebung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Eingebornen und zur Erziehung der Kinder in der Furcht Gottes beigetragen. Dies ist ein Erfolg, den unverheirathete Missionare unmöglich hätten erzielen können. Die vereinigte Wirkung der treuen Unterweisung und des makellosen Wandels der ersten wie der späteren Missionare in ihren Beziehungen als Seelsorger, Gatten und Väter, hat unter Gottes Segen eine Umwandlung in der früher heidnischen Bevölkerung der Hauptstadt bewirkt, die, wie wir hoffen, zu Gottes Stunde sich über die ganze Insel verbreiten und ihre verschiedenen Stämme zu einem einigen, gesitteten und erleuchteten christlichen Volke verschmelzen wird."

Seinen besonderen Schwächen und Schwierigkeiten kann der Protestantismus auch auf Madagaskar nicht entgehen. Neben den Londonern wirken seit 1864 an der Ostküste zwei kirchliche Missionare, die sich in Andeworanto niedergelassen haben, und auch wirklich hochkirchliche, ja ritualistische Anglikaner in der Hafenstadt Tamatawe. In Betafo aber haben 1866 die Norweger eine

lutherische Mission gegründet, die um der Bekenntnißlosigkeit der Londoner willen mit diesen keine Gemeinschaft des Gottesdienstes halten zu können glaubt. Die Königin sieht natürlich diese Getheiltheit der evangelischen Kirche, die für Heiden und junge Christen ein unläugbares Aergerniß bleibt, mit Misbehagen an, fürchtet bei der eingefleischten Parteisucht ihres Volkes mögliche politische Verwicklungen und erschwert den minder genehmen protestantischen Gesellschaften ihre Wirksamkeit in solchem Maaße, daß der unparteiische Missionsarzt Dr. Davidson, der an seinem norwegischen Collegen Dr. Borckgrewinck große Freude hat, schon von einer gelinden Verfolgung reden und starke Warnungen aussprechen konnte. Da wird denn des HErrn Gnade in besonderem Maaße walten müssen, wenn Mishelligkeiten vermieden werden sollen, die allein im Stande sein dürften, der katholischen Kirche zu ungeahntem Aufschwung zu verhelfen.

Wir haben schon gesehen, mit welcher Energie auch die Jesuiten eine Mission in Madagaskar begannen, sobald mit Radamas Regierungsantritt die Insel dem Ausland wieder erschlossen wurde. Die bittre Enttäuschung über den geringen Erfolg ihrer Anstrengungen gegenüber dem außerordentlichen Einfluß der Londoner Missionare hat ihnen von Anfang an manch ungerechte Verdächtigung gegen die Letzteren entlockt, ja sie sogar zu geflissentlichen Verdrehungen der Wahrheit verleitet, die selbst unter Protestanten vielfach Glauben gefunden haben. Es läßt sich denken, mit welch schmerzlichen Gefühlen sie bei der neuesten Bewegung ihre eignen Gottesdienste sich mehr und mehr leeren sahen, während die evangelischen sich füllten. Um nicht der Macht des Wortes Gottes und der Bluttaufe der madagassischen Kirche ihre Anerkennung zollen zu müssen, bezeichnen sie jetzt die von Ellis in Gang gebrachte Erbauung der vier Märtyrerkirchen als das Blendwerk, womit man das Volk locke, während sie, die Armen, solche äußre Mittel nicht besitzen. Daß die Gemeinden ihre eingebornen Prediger und Lehrer bereits selbst besolden, daß sie die Bücher, welche die Presse liefert, größtentheils bezahlen, scheint Pater Jouen, der apostolische Präfekt, so wenig wissen zu wollen, wie daß die Missionare statt der fünfzig Christen, die sie 1836 verlassen mußten, bei ihrer Rückkehr im Jahr 1862 Gemeinden von Tausenden trafen; sonst könnte er nicht schreiben: „Das Geld ist das Geheimniß der Macht der Methodisten.“ (Er

meint damit die Londoner Missionare; denn Methodisten arbeiten in Madagaskar nicht.) „Durch dieses Zaubermittel weit mehr als durch die Bibel ist es dem Protestantismus gelungen, die meisten Minister, den größeren Theil der Vornehmen, Adeligen und Oberbeamten und fast sämmtliche Unteroffiziere des Heers für seine Sache zu gewinnen. Diese letztern werden zu gut bezahlten Prädikanten und Schullehrern gemacht und dann auf verschiedenen Punkten vertheilt, um da Anhänger zu werben und den Irrthum zu verbreiten. Der Methodismus hat auch nicht die mindeste religiöse Ueberzeugung in die Geister hineingebracht, sondern es ist eben nur Mode und guter Ton geworden, in die Kirche zu gehen. Man kommt dahin, weil sich hier die reiche und elegante Welt versammelt; man kommt hauptsächlich dahin, um zu sehen und gesehen zu werden. Und dennoch ist unsre arme und kleine katholische Gemeinde, die geräuschlos neben diesen glänzenden Tempeln lebt, all diesen Pharisäern und falschen Lehrern ein Dorn im Auge."

Mit Staunen liest man nach diesen Beschuldigungen gegen die evangelischen Missionare, Pater Jouens weiteren Bericht, nach welchem Rasoherina als gute Katholikin starb — wohl ebenso unbewußt, wie einst Radama II durch seine Hand gekrönt wurde: „Die Taufe der Königin war der Gegenstand all unsrer Gebete, all unsrer Sorge, besonders seit uns die Gefährlichkeit der Krankheit bekannt war. Wer könnte die heiligen Messen, Kommunionen und Rosenkränze zählen, welche während des ganzen März, der ja dem heil. Joseph, dem Patron des guten Todes gewidmet ist, in dieser Absicht aufgeopfert wurden! Was uns am meisten zu denken machte, war nicht etwa der religiöse Unterricht der Königin, denn wir wußten aus guter Quelle, daß sie denselben von ihren eigenen Kindern, die unsre Schule besuchten, empfangen hatte.... Die Schwierigkeit kam nur von Seiten ihrer Umgebung her. Wie konnte man wohl zu Rasoherina gelangen, ohne den Verdacht ihrer Wächter zu erregen, die sie Tag und Nacht keinen Augenblick aus dem Gesicht ließen? Doch wenn Gott beschlossen hat, eine Seele zu retten, wer kann dann seine Pläne durchkreuzen? Und Er bediente sich nun des nachfolgenden Mittels.

„Der französische Konsul, Herr Laborde, der sie auf ihren ausdrücklichen Wunsch in ihrer Krankheit ärztlich berathen und dabei keine Gelegenheit versäumt hatte, sie mit den vorzüglichsten Geheim-

nissen der Religion bekannt zu machen, näherte sich der erlauchten Sterbenden und gab ihr einige fromme Gedanken ein, wie sie der heiligen Handlung entsprachen, die vollzogen werden sollte. Sie antwortete damit, das sie Augen und Hände zum Himmel erhob. Darauf ließ er, als ob er sie magnetisiren wollte, ein Gefäß mit Wasser bringen, tauchte seine Hände darin und wusch Rasoherinas Stirne, indem er zugleich die sakramentalischen Worte aussprach. Keine der anwesenden Personen hatte auch nur die geringste Ahnung von der frommen List, welche da angewendet wurde, um eine Seele zu reinigen. So wurde die Beherrscherin Madagaskars getauft Freitag den 27. März 1868, um 5 Uhr Morgens, durch die Kraft des kostbaren Bluts, dessen Fest an diesem Tage gefeiert wurde. Drei Tage später, Montag den 1. April, Abends 11 Uhr, gieng sie, wie wir zuversichtlich hoffen, in den Himmel ein, um ihren Titel einer Königin mit dem einer Patronin der großen afrikanischen Insel zu vertauschen, einer um so eifrigeren Patronin, da Niemand besser als sie die ganze Tiefe ihrer Finsterniß gekannt hat." Eigenthümlich nimmt sich neben der Bemerkung Jouens, Rasoherina habe von ihren die katholischen Schulen besuchenden Kindern christlichen Unterricht empfangen, die den Londoner Missionaren hinterbrachte Erzählung aus, ihr Adoptivsohn habe ihr einmal ein Bild der Jungfrau Maria mit einigen kurzen Gebeten an dieselbe gebracht; sie aber habe, nachdem sie es eine Weile betrachtet, entgegnet: „Nein, nein, mein Kind, das hilft dich nichts. Wenn du je betest, so richte deine Gebete an den HErrn Jesus Christus."

Im November 1861 hatte Pater Jouen an den Papst geschrieben: „Ich schätze mich glücklich, Eurer Heiligkeit melden zu können, daß Niemand den katholischen Missionaren auf der großen Insel Afrikas zuvorkam, die in letzter Zeit für das Evangelium geöffnet worden ist, und daß sie die ersten waren, welche sich des Wirkungskreises bemächtigten.... Wenn aber die Hoffnungen groß sind, so werden es auch die Schwierigkeiten sein, die auf uns warten. Schon sucht der böse Feind den Samen des Unkrauts auf dem Acker des Hausvaters auszustreuen. Die methodistischen Missionare, welche unter der Regierung Radamas I sich während 10 Jahren in der Hauptstadt behaupten konnten, dann aber von der Königin vertrieben wurden, ließen nach deren Tod nicht lange auf sich warten. So sind sie wiedergekommen, um uns die Ernte, welche, wie sie sagen,

von Rechtswegen ihnen gehöre, streitig zu machen. Doch scheinen glücklicherweise die Christen, welche sie herangebildet haben und deren Christenthum hauptsächlich in der Lesung der Bibel besteht, keine Vorurtheile gegen die katholische Kirche zu haben, und wir dürfen hoffen, daß sie bald einsehen werden, wie groß der Unterschied ist, welcher zwischen dem Protestantismus und der heiligen, katholischen, apostolischen Kirche besteht, — dem Protestantismus, sage ich, mit seinen kalten und irrigen Grundsätzen, und der katholischen Kirche mit ihrer inwohnenden, unerschöpflichen Fruchtbarkeit, mit ihren trostvollen Dogmen und Lehrsätzen, mit ihrer Einheit und Einigkeit des Glaubens, mit dem Glanze ihres Kultus, den Schätzen ihrer Liebe, den Gnaden ihrer Sakramente und der allvermögenden Kraft ihres heiligsten Opfers."

„Sie werden bald genug die Größe des Unterschieds zwischen dem Protestantismus und der katholischen Kirche einsehen."

Ein wahres Wort, obwohl in andrem Sinn als es gemeint war. Bald genug fühlten allerdings die eingebornen Christen die tiefe Kluft zwischen der einfachen Schriftlehre, die sie den Londonern verdankten, und all den Menschensatzungen, die die französischen Priester ihnen brachten. Weil ihre Religion durch und durch auf das Wort Gottes gegründet war, fand der Pomp und Glanz des katholischen Gottesdienstes keinen Anklang bei ihnen, soviel Blendendes er sonst für ein Volk von der Gemüthsart der Madagassen haben mag. Seine endlosen Ceremonien stehen in so grellem Gegensatz zu der schmucklosen Verkündigung des Worts durch die evangelischen Missionare und der Art, auf die sich ihre Bekehrten zu erbauen pflegen, daß es einem madagassischen Christen schwer wird, darin überhaupt nur etwas wie eine religiöse Handlung zu erkennen. Schaut dann und wann einer zur offnen Kirchthüre hinein, so ruft er beim Anblick aller Verbeugungen, die er vor dem Altar vor sich gehen sieht, erstaunt aus: „Was für Thoren sind doch diese Franzosen! Wir haben nie einen Engländer solch närrische Dinge treiben sehen."

Daß die katholische Mission eine ausschließlich französische ist, mag allerdings auch etwas zu ihrem seitherigen Mißlingen beitragen. Die politischen Absichten Frankreichs in Betreff Madagaskars seit dessen Entdeckung, seine neueren Versuche, durch den von

Lambert abgeschlossenen Vertrag die Oberhoheit über die Insel an sich zu reißen, dann die erzwungene Geldentschädigung, die sogar unruhige Aufläufe in der Hauptstadt veranlaßte, haben das Volk mit großer Erbitterung gegen die Franzosen und Alles, was mit ihnen zusammenhängt, erfüllt. Die Rolle, welche zwei Priester in der Verschwörung von 1857 spielten, rechtfertigt auch auf einen gewissen Grad den Verdacht der Madagassen, als gehöre die katholische Mission mit zu dem ganzen Plan, nach welchem man das Land unter fremden Einfluß zu bringen suche. So haben denn die vielen Priester und Nonnen, deren Zahl die der evangelischen Missionare um mehr als das Doppelte übersteigt, trotz all ihrem Eifer bis jetzt nur wenig Boden gewonnen. Selbst die von den barmherzigen Schwestern gebildeten Töchter der höheren Stände besuchen in der Regel die katholischen Gottesdienste nicht mehr, sobald sie einmal die Schule verlassen haben. Mit großer Anerkennung gedenken Ellis und Sibree der aufopfernden Liebesdienste dieser Letzteren an Armen und Kranken, die auch zwei Gliedern der evangelischen Mission in hingebendster Weise geleistet wurden. Bei aller Achtung und Liebe für viele der Werkzeuge können sie sich aber die Unlauterkeit des Systems nicht verbergen, nach welchem der Zweck die Mittel heiligt, und besonders im Blick auf das, was sie von Seiten Frankreichs und Roms in Tahiti und auf den Loyalitätsinseln erfuhren, sich nur dankbar freuen, daß in Madagaskar bis jetzt beide so wenig Eingang gefunden haben.

Afghanistan.

Im Oct. 1869 kam ein angesehener Bürger von Kandahar, Yahsia Bakir, den Dr. Pfander getauft hatte, nach Kabul auf Besuch. Er wurde bei dem Gouverneur der Stadt „als Zerstörer des Gesetzes und der Religion und darum den Tod oder Einkerkerung verdienend" angeklagt, appellirte aber an den Amir (Fürsten), der ihn zu einer Besprechung aufforderte. Nach längerer Unterredung befahl der Amir, es dürfe dem Manne nichts in den Weg gelegt werden, worauf er (in vorsichtiger Weise) anfieng das Evangelium zu verkündigen. (Friend of India.)

H Gomperty

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

17. Malapuram.

Um den vielen Aufständen der Mapillas wirksamer zu begegnen, hatte die Regierung bei einem ihrer Dörfer, Malapuram, 14 Stunden hinter Kalikut gelegen, eine Station für ein Detachement von Sipahis errichtet, neben welchem sich bald auch eine Kaserne für 1—2 Compagnien von Europäern erhob. Unter den letzteren waren nun auch solche, die sich in Kannanur bekehrt hatten, und diese baten Hebich vielfach um einen Besuch in dem anfangs unheimlichen Platze. Zwar auf den ersten Anblick schien es den Soldaten ein angenehmer Ort zu sein, zwischen hohen Hügeln gelegen, über die noch keine Wagen fahren; aber unversehens ruft sie ein neuer Aufstand hinaus in das von Mapillas dichtbewohnte Land, oder munkelt man wieder von neuen Verschwörungen, welchen die Polizei auf der Spur sei. Ueber die nöthigsten Lebensbedürfnisse ist nicht zu klagen, allein das Fleisch heißt mittelmäßig, weil sie nur einen halben Ochsen des Tags verzehren und man die andere Hälfte doch nicht wegwerfen kann. Cocuswein natürlich ist für die Trinklustigen ohne Mühe zu haben; wer Lust zum Gebet hat, findet auch ein Plätzchen in den Felsen der Umgegend, und so lange keine Gefangenen da sind, bleibt der Schildwachendienst leicht. So berichtet ein Sergeant St. (October 1851), dem Hebich das Herz gerührt hatte, durch seine dringliche Einladung zum Abendmahl vor dem Marsch zu einer Zeit, da er sich dessen fast unwürdig fühlte.

Doch war noch ein anderer von Hebichs Kindern mitgezogen, der Soldat Bail, dem St. das Zeugniß gibt, daß er nun das Leben ihres kleinen Kreises sei. „Wenn irgend einer dahinten bleiben

will, ist er frisch bei der Hand, ihn zu rütteln und zu unterstützen. Ich machte schon unterwegs mit ihm aus, er solle mir doch alles frei heraussagen, was er Unziemliches oder Ungeschicktes an mir bemerke. Nun kommen wir alle Abende in meinem Zelt zum Gebet zusammen." In dieses Zelt traten am Anfang December auch zwei Sipahioffiziere, C. und Gompertz, schlossen sich dem Gebet der Soldatenbrüder an, und trafen dann die Anordnung, am Sonntag, Dienstag und Freitag sollen sie zum Bibellesen und Beten doch lieber in C's, des Hauptmanns, Haus sich vereinigen. Das geschah sofort. Scheuten sich auch Anfangs die Gemeinen noch ein wenig vor den beiden Offizieren, so verlor sich das doch bald genug, bis sie bekannten, diese Herren seien viel demüthiger als sie selbst. Ja St. schrieb: „Dies ist ein wunderbarer Platz, wo der HErr uns in besonderer Weise segnet, daß wir's kaum glauben können. In Kannanur sahen wir die 'reichen Brüder' eben in der Kirche und fühlten, daß sie uns wohlwollen; hier erfahren wir's täglich, und der HErr beschämt uns durch ihr stetiges Wachsthum."

Der Hauptmann seinerseits schreibt, wie froh er an Bail sei, der ihn aufrecht erhalte, wenn er ermatte (5. Januar 1852): „Eine besondere Freude aber würden Sie haben, könnten Sie sehen, wie Gompertz, der wohl Ihr Kind heißen darf, vorwärts macht. Er jubelt über der Entdeckung, daß er ein ganz hilfloser Mensch ist, aber gerecht in Jesu. Bei ihm ist's stets heller Tag, und das Wort 'Jesus' seine Wonne. Er kämpft mannhaft, daß alle doch den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, und beschämt mich damit. Gestern kam er und sagte: 'Weiß nicht, wie's kam, aber ich gieng und redete mit dem Soldaten im Spital; ich bat ihn, sich doch zu Jesu zu wenden, und der Mann nahm es tief zu Herzen.' Gern möchte er seinen, vielleicht jetzt in Madras landenden Bruder besuchen, wird aber kaum Urlaub bekommen."

Aus der langen Reihe von Briefen, welche William seinem geistlichen Vater geschrieben hat, verdienen die ersten eine eingehendere Erwähnung. Er schreibt Malapuram 23. December 1851: „Ehe ich mich zum Lesen in Gottes Wort anschickte, scheint es mir eine Erfrischung, mich mit Ihnen ein wenig zu unterhalten, da Sie so gut in die Lage einer armen Seele sich versetzen können, die aufgewacht ist, den Weg des Heils zu schauen. Wie mächtig fesseln, wie tröstlich heben mich auch die noch immer giltigen Worte Luc. 11, 42.

Der HErr Jesus bewahre mich doch davor, daß es mit mir nicht einmal ärger werde denn vorhin. Ich glaube nun, daß es mir so weit geschenkt ist, zu verstehen, wie ich nur durch Christum lebe, der auf sich den Fluch nahm, der mir gehört und über mir hängen bleibt, bis ich Ihn zu meinem Erlöser annehme und die von Ihm so theuer, auch für mich, erkaufte Gerechtigkeit mir zueigne. Wie oft hätte mich schon das Gesetz getödtet, wenn Christus nicht mein Kämpe wäre, durch dessen Sieg ich jetzt in der Freiheit lebe, die Er mir erwirkt hat. Ich war einmal schrecklich umgetrieben; der Kummer und Schmerz saß tiefer denn ich aussprechen konn, oh, es war wirklich bitter. Da wendete ich mich ernstlich zum HErrn und schrie laut zu ihm; zwei Tage lang konnte ich keinen Trost finden, fühlte mich sehr gedemüthigt und verdammte mich selbst. Unter schweren Kämpfen flehte ich um Gnade, bekam dann eine Hoffnung, ich werde doch durch Gottes Gnade bis zum Ende beharren, und am dritten Tage kam ich zur Ruhe und alle Furcht verschwand. Jene Prüfung erscheint mir seither als ein großer Segen, denn ich weiß, sie kam vom HErrn. Jetzt habe ich immer nur zu bitten, daß ich nicht stolz werde, obgleich der Arge mir einbläst, ich habe Grund, über eine so schöne Religion mit solch einem Heiland stolz zu werden, und brauche, da ich jetzt im Hafen sei, nicht mehr so viel zu beten; oder flüstert er, ich dürfe mich wohl ohne Gefahr irgend einem Gedankenspiel überlassen, während ich doch finde, wie leicht ich mit heiligen Meditationen anfange und in weltliche Berechnungen und Gedankenbilder übergleite. Dann sage ich mir: wie gieng's damit? mein erstes war ein heiliger Gedanke, und jetzt verweile ich wieder bei alten Dingen. Es liegt mir wirklich an, aus dieser Schwäche herauszukommen, denn die Gedanken wandern doch nur dahin, worin das Herz steht. Aber der Mängel sind sonst noch so viele, daß ich erst Gott bitten muß, sie mir zu enthüllen. — Besonders geht es mir schwer ein, den HErrn Jesus in kleinen Dingen zu bekennen, ohne darum weniger Liebe zu ihm zu fühlen. Ich kann mir vorsagen: ach, wäre es vor Ungläubigen, ich fände meine Ehre, meine höchste Lust darin, kühn aufzustehen und Ihn zu bekennen (mag auch eine Täuschung sein!). Aber um Sorgfalt in kleinen Dingen habe ich sehr zu bitten. Sie sehen, ich habe Ihre Predigt noch nicht ganz vergessen. Ich weiß, Sie beten für mich, und das ist mir ein großer Trost. Ich bete auch für Sie, besonders

aber für Ihre Arbeit. Was kann ich auch mehr thun? ich tauge doch nicht zu mehr, habe noch keinerlei Lohn verdient, noch kein Stündlein im Weinberg gearbeitet, verstehe es auch nicht. Finde meine eigene Seele zu schwer für mich, wie sollte ich andern helfen können? Doch der HErr kann sie leicht machen, und dann darf ich immer noch hoffen, ein wenig zu thun, das wie Heimzahlen an der großen Schuld angesehen werden mag. — Nun mögen Sie sagen: 'Alles das lautet recht ordentlich, ich freue mich, daß er den Weg gefunden und ein neues Kleid anhat, wirklich bekehrt ist' ꝛc., aber Sie kennen das Menschenherz, also bitte ich Sie, dem nicht zu trauen, was ich gesagt habe, denn ich kann noch in dieser Stunde Ihn verläugnen. Aber Ihm, dem ewigen Fels sei Ehre für das, was er an mir gethan hat! — Schreiben Sie mir, wenn Sie irgend Zeit haben, und dann ganz nur von Ihm, von dem ich nicht zuviel hören kann, denn ich bin sehr schwach, noch immer träg, arm an Kraft und Glauben. Gottlob daß diese ja Gottesgaben und ohne Geld zu haben sind. Mir ist's eine wahre Lust, mein Herz nur so plaudern zu lassen zu einem, der in meine Gefühle so ganz eingehen kann. — Nun aber auch was von unserem Treiben hier und wie sich der HErr ein Gemeinlein erbaut hat, das für seinen Namen einsteht. An drei Abenden kommen wir zusammen, singen erst, worauf einer der Brüder, Bail oder der Sergeant St. betet. Wenn wir uns von den Knieen erheben, liest (Hauptmann) C. soviel von einem Kapitel als zu der Predigt, die er sich ausgewählt hat, gehört — meist von Mac Cheyne, den Y. so gut war, C. zu leihen; ich danke jenem oft für die gesunde Nahrung, die er uns damit verschafft hat, und hoffe, sie hilft uns zu ewigem Glück. B. ist ein wirklich begabter Mann, mit demüthigem Geiste; er scheint recht fest und vom HErrn zu einem Gefäß der Ehre gemacht; seine Gebete erfrischen sehr, weil voll von Christo, an den er sich anlehnt. Der Sergeant, wenn ich Armer eine Ansicht äußern darf, wohl bekehrt, aber weniger von Christus erfüllt, hat vielleicht etwas von Kirche daneben (wie mir's aussieht; Gott bewahre mich vor dem Richtenwollen), ist jedoch sehr ehrlich und seine Gebete kommen frisch aus dem Herzen. Darf ich fragen, ob wir nicht geradezu unsere Gebete an Jesus richten sollten; denn der Heiland ist doch unser besonderer HErr und Mittler. N. ist ein Soldat, den B. und St. zur Erkenntniß seiner Lage gebracht haben, und der jetzt recht ange-

legentlich nach Nahrung ausgeht. Der andere, ein Korporal, kommt auch sehr regelmäßig. So sind wir denn unser fünf, die in meinem kleinen Lesezimmer, das vom Hause etwas absteht, durch Gottes Gnade zusammen beten. An Sonntagen wird der Masse die Liturgie — sehr verkürzt und eilig — vorgelesen, aber ohne Predigt, und die armen Leute beugen vor ihrem Schöpfer nicht einmal die Kniee. Wollte Gott, sie ließen sich aus ihrem Schlafe wecken, sie sind noch blind. Zwar bin ich auch blind, doch hat es Gott gefallen, des Heilands Namen deutlich vor mich hinzustellen, und ich spüre es als meine Pflicht, andern dies zu bekennen. Nun, wenn's die Zeit erlaubt, sagen Sie mir, ob, was ich schreibe, recht ist und worin ich unrecht habe." 2c.

Nachdem Gompertz von bedenklicher Schwäche befallen, zum Rückzug auf die kühlen Berge verurtheilt war (Januar 1852), schreibt er:

„Der Arzt hat mich nun zu sechsmonatlichem Krankenurlaub empfohlen; ich wünschte nicht so lange weg zu sein, überließ es aber seinem Gutachten. Ich kann Sie versichern, ich gehe mit manchem Seufzer von diesem Platze, nicht weil ich das Land gerade vorzöge, sondern weil ich hier mehr Gnade empfangen habe, als ich je zuvor erfahren durfte. Jetzt habe ich ein „Kreuz" auf mich zu nehmen; dies Wort lautete mir einst hart, nun aber habe ich die Kosten überschlagen und bin durch Gnade bereit: Christus wird mir durchhelfen. Ich weiß wohl, daß die kleinste Kleinigkeit mir meine selige Hoffnung auslöschen, die geringste Versuchung mich in den Staub werfen kann; aber wie treibt mich auch eben dies zum Beten an, daß ich nicht meinem eigenen Herzen überlassen bleibe! Sollte ich aber nicht zugreifen und sagen: freilich wird Jesus mich erhalten; die ganze Welt möge es wissen, ich traue es ihm zu. Ich kann ja fallen, aber ich habe Zugang zur Lebensquelle, zum Kreuzesstamm, kann meine Sünden im Blut des Lammes auswaschen; so hoffe ich, an meinem Heiland meine Lust zu haben. Soll ich Ihnen ein kleines Geheimniß verrathen? Vorgestern blieb ich die halbe Nacht wach, und da fühlte ich, wie der HErr bei mir war, so daß ich vor Wonne lachen mußte. Ich stand auf vom Bett und sprang vor Inbrunst der Liebe, während mir das Herz zu hüpfen schien. Dann sehnte ich mich nach dem Morgen, damit ich wieder das Wort lesen könne, und betete so 4—5 mal in der Nacht und den größten Theil des Tags, während immer wieder die innere Freude das Herz

hüpfen machte. Das erstemal, daß ich so gänzlichen Trost empfand, war nach der Betstunde am Sonntag, da ich mit Lesen und Beten ungewöhnlich lang aufblieb, und wie reichlich ward ich belohnt! Seither ist's nun immer so, daß ich ganz glücklich bin und mich erhört weiß. Habe nun die Frucht geschmeckt und wie lüstets mich nach mehr! Also bete ich darum und lese. Aber auch das Bekenntniß „Ich liebe den HErrn", scheint mir ein Gnadenmittel zu sein. Ich redete einem Offizier zu, wie unrecht der Mammonsdienst sei; der sagt nun, er habe mich ganz aufgegeben. Ich fahre aber weiter fort, bis Christus mich aufgibt, das erst würde mich bedenklich machen. Er wird mir sicherlich durch alle Versuchung helfen, und er soll mein Fels und meine Zuversicht sein. So sehen Sie denn, daß mir dies eine gesegnete Zeit ist — thäte ich recht daran, es vor Ihnen zurückzuhalten? Gewiß nicht. Freilich sagt mir was (ich weiß, es ist der Teufel): Gesetzt, du fällst ab, welch ein Heuchler bist du dann! Aber das bewegt mich nicht, ich will es sagen: dies ist eine gute Zeit für mich; ich will jetzt springen, will jetzt hoffen.

„Was mich noch glücklicher macht, ist der Umstand, daß mein Freund Cy (in Kannanur) die Worte Gottes, die ich ihm schrieb, annahm, und ich sehen darf, wie der HErr an ihm gearbeitet hat. Er schreibt: 'Ich sehe aus deinem Brief, daß du gar trüb gestimmt bist (weil ich ihm zuredete, seine Seele zu retten). Mein lieber Kamerad, nichts, was du von Herrn Hebich mir sagen kannst, vermag mich je böse zu machen. Was kann dir auch solch einen Gedanken in den Kopf gesetzt haben? Ich wünschte nur, ich dächte solchen Dingen ernstlicher nach; denn ich weiß, ich werde einmal wegen Verschwendung von Zeit und Gaben (nicht daß ich mir einbildete, von letzteren ein Uebermaaß zu haben) eine schwere Rechenschaft abzulegen haben; und wie du sagst, weil ich Gelegenheit hatte besseres zu lernen, werde ich zwiefach verdammt werden. Ich hoffe nur, in späteren Jahren werde ich meine Nachläßigkeit noch etwas hereinbringen können; ich fange nun eben wieder von vorne an, und ich meine, (verstehe wohl, ich sage nicht, ich weiß) ich werde nachgerade ein weiserer und besserer Mensch, indem ich doch nachzudenken beginne, was auch aus all unserem Zusammenrauchen und Trinken endlich werden soll. Aber ich brauche Kraft, mehr als sonst irgend was; denn ich muß dir leider sagen, daß das Urtheil

der Welt mir eine Macht scheint, der ich nicht entgegenzutreten vermag. Da hast du endlich die ganze Wahrheit! Nolens volens hab ich dich schon zum wohlbestallten Beichtvater gemacht!'

„Das schreibe ich nun in der Hoffnung, Sie werden ihm zeigen, wie er das allerwichtigste Werk anzugreifen habe; das Uebrige bleibt unserm l. HErrn überlassen. Es soll ja nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch Seinen Geist geschehen. Sie können sich aber denken, wie dieser Herzenserguß mich freut; ich habe schon wieder angefangen, ihm zu schreiben, und weiß, der HErr wird meine Bemühungen segnen. Seine Ehre fördere Er selbst! Verflucht sei der Gedanke, daß ich mir in der Sache irgend etwas zueigne!

„Wir haben heute Abend wieder Gottesdienst, da will ich meinen Bund erneuen, und möge Christi Blut mich wieder rein waschen! Ich bete immer: laß mich nur nicht abfallen! Sie beten ja für uns alle; aber beten Sie für mich mit besonderer Inbrunst, denn ich brauche jede Hilfe, da ich, mir selbst überlassen, fallen müßte. Also bitten Sie für mich ernstlich um Geist, und daß ich mir selbst immer gemeiner erscheine, demüthig und sanftmüthig sei, stark in Glauben und Liebe, und daß ich mit Einem Hieb das Band zwischen meinem Fleisch und der Welt zerhaue; daß ich im Geiste lebe und wandle, das ist alles was ich brauche. Je demüthiger, desto glücklicher sind wir. Und beten Sie auch für diese theure Seele, von der ich erzählte; er hatte bisher seinen Sinn vor mir verborgen, aber jetzt ist er doch schon zu Ihrer Kapelle gegangen. Ich bitte Sie, seien Sie mild gegen ihn, denn in einem frühern Brief bemerkte er, Sie haben ihn mit Ihrer Warnung erschreckt. Ist er einmal zu Gott gekommen, so wird er sich alles zurechtlegen können; da ich nun schon einiges von ihm verrathen habe, warum nicht auch noch diesen Rest? Halten sie mich nicht für selbstgerecht oder dreist wegen dieser Bitte; mir schien nur, Sie sollten wissen was er denkt, er ist noch so ein junges Pflänzlein.

„Eine andere Seele hat sich an uns angeschlossen, ein Corporal Fl., der sehr gut schreibt. Ein weiterer, L. ist krank nach Kalikut geschickt worden; er war früher, wie sie sagen, der ärgste Flucher im Corps! Das hat doch der Geist Gottes gethan. Alle Uebrigen machen wacker voran. Schreiben Sie mir etwas, wie ich mir recht zum Eckel werden und mein Halten an Christo unabänderlich machen kann, indem ich ja in einer Woche wieder kalt werden könnte, (ich

hoffe und bete aber, es soll nicht sein!). Im Leibe bin ich gerade sehr schwach und überaus müde (daher die unleserlichen Buchstaben, die mir so leid thun, daß ich den Brief umschreiben würde, wenn ich's vermöchte), habe keine Krankheit, blos ein schauerliches Gefühl von Schwäche, als ob ich nur so zusammensinken könnte. Ich freue mich sehr auf die Missionare der Nilagiris. Herzliche Grüße an die l. Yg. ꝛc. Mein lieber Bruder ist in Indien gelandet; beten Sie für seine Seele. Ihr W. Gompertz."

So gieng denn Gompertz auf die blauen Berge, zum Schmerze seiner Freunde in Malapuram, die nicht genug rühmen können, wie voll er sei von der Liebe zum HErrn und wie gewachsen in seiner Erkenntniß, wie fest entschlossen, nur dem zu leben und zu sterben, der ihn bis in den Tod geliebt. Natürlich fühlte man einen solchen Verlust bald, denn wie nöthig war der rechte Kitt für ein so umgetriebenes Völklein, wie europäische Soldaten besonders auf einer Außenstation sind. Doch C. machte sich nun mit verdoppeltem Interresse daran, die Gewonnenen zusammen zu halten, und ein erster Besuch Hebichs (Mitte Mai 1852) stärkte sie alle. Da namentlich in der Regenzeit die weite Entfernung seines Hauses für die gemeinschaftliche Erbauung störend werden konnte, weckte der Hauptmann in ihnen den Entschluß, ganz in der Nähe ihrer Kaserne mit vereinigten Kräften eine bescheidene Kapelle aufzuführen, die dann an Hebich übermacht wurde.

Das war nun ein neuer Anziehungspunkt für den Alten. Am 11. August sprach er wieder dort ein, auf seiner Reise nach Palghat, freute sich an dem netten Gärtlein, das seine Soldatenkinder im Monsun hergestellt hatten, und besuchte sie in ihrer Kaserne. Sein Erscheinen verursachte eine ziemliche Bewegung unter den Engländern. „Hallo! will Euer Padre jetzt auch die Mapillas bekehren?" war der Gruß, mit dem sie Hebichs steten Begleiter, Joseph, empfiengen. Für die Mapillas fiel freilich nicht viel von Hebichs Thätigkeit ab. Nirgends aber kam er den armen Europäern so nahe, als gerade auf diesen Besuchen, da sich die Herzen ihm viel leichter öffneten als im Getümmel von Kannanur. Er verweilte da etliche Tage (11—13. August und wieder auf dem Rückweg 30. August bis 1. September), setzte sich zu ihnen in die neue Kapelle und widmete sich jedem Einzelnen, indem er ihnen das Herzbuch erklärte, sich mit Papisten herumstritt, Zwiste ausglich, vornehmlich aber die Näher-

stehenden auf's Abendmahl vorbereitete und sodann dieses mit ihnen feierte.

Da entspann sich dann eine lebhafte Correspondenz, welche einen interessanten Blick in das Leben dieser Erulanten gestattet. Bald setzt ihnen der Händelteufel zu, sie entzweien sich über kirchliche Fragen und Verletzungen ihrer Ehre; oder kommt das Kegeln auf und vielleicht damit auch das Trinken. Der Heirathsteufel findet Eingang bei dem und jenem, daß er sich etwa bei einem verheiratheten Obermann einschmeichelt und auf sein blutjunges Töchterlein spekulirt; dann gibt man den kleinen Kindern irgend ein schönes Kleid und spielt mit ihrem Papagei oder Ichneumon. Oder regt sich der Singteufel; gerade die Männer mit den besten Stimmen sind die gefährdetsten; ehe man sichs versieht, stecken sie wieder in der Welt bis über die Ohren, und haben doch in der Kapelle so andachtsvoll und erbaulich gesungen. Auch ein Gartenteufel kommt auf; jeder will um die Kapelle her gärteln, begießen, die schönsten Blumen ziehen, und im Nu entspinnt sich ein Streit. Oder kommt das Heimweh über sie; ein invalidirter Bruder schreibt etwa von England, wie ers dort getroffen habe und wie er auch in der und jener Kapelle habe Zeugniß ablegen dürfen von Gottes Werk in Indien: zwar so warm im Geiste gehe es nicht zu wie in Kannanur, aber wie schnell man sich doch in der Heimat wieder verjünge! Den ladet eine jüngere Schwester nach England ein: wie froh wäre sie, wenn ihr Philipp wieder käme! sie könnte ihn jetzt das Klavier spielen lehren und würde von ihm das Exerciren lernen; einstweilen solle er ihr doch Muscheln schicken vom fernen Strand, oder eingelegte Blumen und Blätter von allerlei Bäumen. Ach wie bald ist einer aus irgend welchem Grunde der Gemeinschaft seiner Brüder müde, saust wieder ein paar Tage, wird ins Loch gesteckt oder liegt im Spital! Wie leicht fällt einer in Fleischessünden und lebt im Concubinat! Aber überall regen sich auch heilende Kräfte; der und jener wird aus tiefem Fall wieder zurückgebracht durch das unablässige Nachgehen und Zureden der Brüder und ihr Gebet, wenn er sich gleich lange sträubt mit den Worten: was soll auch ein Wolf unter euch Lämmern! Und Neue, die noch niemand gemiethet hat, werden durch ihre Liebe angezogen. Wohl kommt es auch vor, daß ein leichtsinniger Säufer oder Spieler sich an die Brüder anschließen will, sobald ihm das Geld ausgegangen ist. Ein solcher

kann einen Christen um ein kleines Anlehen bitten, damit er vergeudete Flanellhemden oder Schuhe sich vor der Inspektion wieder anzuschaffen vermöge; „damit würdest du mir ein Kriegsgericht ersparen und mich zu einem Kinde Gottes machen, denn ich werde dann regelmäßig mit dir zur Kapelle gehen."

Nun mit solchem Material sich abzugeben, war Hebich eine beständige Freude; er hat dabei immer sein Hauptaugenmerk auf diejenigen Männer gerichtet, die durch einen festen Gang in der Gnade sich als Anhaltspunkte für die Schwächeren empfahlen, und sie diesen zu Leitern (leaders) gesetzt, je nach Bedürfniß. Neben diesen Leitern übten dann auch die frommen Offiziere, wenn solche da waren, mehr aus der Ferne ihren Einfluß auf das Häuflein aus; gestanden aber öfters, wie viel auch sie diesem oder jenem Leiter zu danken haben, der ihnen, trotz alles Abstands zwischen Offizier und Gemeinen, das rechte Wort zu seiner Zeit gesagt habe.

Im November 1852 kamen zwei neue Sipahioffiziere nach Malapuram, der obenerwähnten Cy, den Gompertz mittlerweile zu einem Bruder gewonnen hatte, und sein Hauptmann S. Jener war noch ein gar junges Blut, der offen gestand, wie viel es ihn koste, an den Offizieren des 94. Regiments vorbei in die Kapelle zu gehen, um dort mit den Soldaten zu beten; wie er auch Gelegenheiten, Christum zu bekennen, leicht auf ein andermal verschiebe. Sein Hauptmann aber, hochgeachtet vom ganzen Regiment, zieht ihn sehr an; derselbe ist reich an allen Tugenden und hegt auch ein gewisses Maaß von Religiösität, nur daß er immer zu Almighty God betet, Cy dagegen zum Lord Jesus, was zu allerhand Gesprächen Anlaß gibt, in denen dem Jüngling seine Unzulänglichkeit und Unerfahrenheit sehr fühlbar wird. Da trifft 23. December 1852 Hebich von Palghat her wieder einmal in Malapuram ein bei seinem Ensign Cy. „Dieser wohnt in dem Häuschen, das der l. C. für meinen Joseph und andere schwarze Brüder hat bauen lassen. Ich wechsle meine Kleider, genieße etwas und gehe mit Cy zu Capitän S. von demselben Regiment, der in Malapuram commandirt und in Cy's Hause lebt. Ich habe ihn früher nicht gesehen. Er ist freundlich, aber gerade mit seinen Sipahis beschäftigt, und ladet uns auf vier Uhr zum Essen ein. Wir gehen sogleich zu X., dem Commandeur der Europäer, der durchaus meine Kapelle auch als Schullokal benützen will, was ich ihm aber abschlage. Darüber wird er böse und weist die Ein-

ladung zu meiner Predigt ab. Dann zu den andern Offizieren und in die Kaserne, wo die Soldatenbrüder große Freude haben, mich zu sehen. Nach ihrer Begrüßung gehe ich durch das lange Gebäude und schüttle fast allen Soldaten die Hand, sehe aber viele Abtrünnige, die ich einlade, mit mir in die nahe Kapelle zu kommen. Dort warten auf mich sieben Brüder und zwei Schwestern, die ich aufs h. Abendmahl vorbereite. Kehre dann noch beim Collector ein, der mit seinem Obern, Conolly, mich hart anfällt wegen der Kapelle — X. hatte sie bearbeitet; ich aber behaupte mein Recht, erkläre den Sachverhalt und am Ende ändern sie ihre Gesinnung und geben mir recht.

„Nun also gehen wir zum Diner bei Capitän S. Das Gespräch wird lebendig, das Wort dringt ein. Ich verspäte mich — es ist sechs Uhr — eile zum Gottesdienst in die Kapelle. S. kommt auch, es ist eine nette Gemeinde beisammen, bei der das Wort Eingang findet. Nach acht Uhr heimgekehrt, frage ich noch S. ob er morgen das h. Abendmahl mit uns nehmen wolle — was er bejaht; ob er mich noch ferner hören wolle, da ich ihm noch viel zu sagen habe — er hat nichts dagegen. Ich springe und hole das Herzbuch, das mich bis Mitternacht mit ihm beschäftigt. Ich komme zu Cy und sage: S. hat alles ruhig angehört. — 'O das freut mich.' — So beten wir zusammen und ich gehe zu Bett.

„Am 24. gehen wir nach dem Frühstück zur Kapelle, welche die Brüder gar rein und nett gemacht haben, wie auch den Garten dabei. S. ist gegenwärtig; wir feiern das h. Abendmahl, es dauert bis ein Uhr. Ich nehme von den Soldatenbrüdern Abschied, was lange währt, esse bei Cy; will bei S. Abschied nehmen, der schläft. Schon bin ich ins Mandschil (Tragmatte) gestiegen, das mich nach Kalicut bringen soll, da kommt er noch und reicht mir die Hand. — Er sagte nachher: da ist Alles neu, Alles neu! wurde von Stund an bekehrt; schloß sich an die Brüder an, und ist seitdem fleißig, vom Herrn Jesu zu zeugen."

Nachher schrieb dieser Hauptmann an Hebich: „Ach wie müde war ich doch in jener Nacht des 23. Decembers, da Sie über 11 Uhr hinaus mit mir redeten; und doch wars eine Segensnacht für mich. Gott mußte Sie gerade zu einer Zeit schicken, da mein bisheriges Tugendgebäude zusammenzubrechen drohte." Nun fing er auch an zu zeugen von dem, was er erfahren hatte, und mit den Soldaten-

brüdern zu beten. Während ihn der Kummer über verlorene Gnadenjahre drückt, nimmt er sich der Gefallenen und Halbbekehrten unter den Gemeinen mit vielem Segen an, so daß manche der letzteren sich glücklich priesen, nach Malapuram gekommen zu sein, wo Gottes Liebe in der engen Gemeinschaft von Soldaten und Offizieren ihnen so fühlbar geworden sei. Da schlagen auch Todesfälle ein, wie der eines Soldaten, der einmal bekehrt geschienen, dann aber durch Trinken sich an Leib und Seele ruinirt hatte und auf seinem Todtenbette zu den Umstehenden das hoffnungslose Wort sprach: „Laßt euch durch mich warnen! Ich weiß, wo ich hingehe." Noch eindringlicher fast predigt je und je ein Selbstmord.

Das Trinken war unter den Europäern, die im Laufe des Jahrs 1853 nach Malapuram kamen, so allgemein, daß während ihrer 12 sich aller geistigen Getränke enthielten, die übrigen im Monat ihre 1000 Rup. dafür ausgaben, ungerechnet den Palmwein, den sie außerhalb der Kaserne tranken. „Niemand nimmt sich ihrer Seelen an." Da war denn die fortwährende Pflege des kleinen Häufleins durch Correspondenz und wiederholte Besuche wohl angebracht; die frommen Offiziere verbreiteten nun Bibeln und andere gute Schriften und setzten ihr Zeugniß mit wechselndem Erfolge fort.

Im April 1853 traf Hebich dort mit einem Apotheker (Feldscherer) zusammen, der alle möglichen Einwendungen gegen ihn hatte und ihm ins Gesicht sagte, seine Sprache sei zu ordinär, als daß er seiner Predigt zuhören könnte. Dennoch wurden sowohl er als seine Gattin nach tagelanger Arbeit gewonnen. Schwieriger war die Arbeit an den Zurückgefallenen aus H. M. 25, die eben von Madras her eingetroffen waren. Doch fanden sich auch Etliche, die im Glauben beharrt waren und nun mit Freuden ihren alten Lehrer begrüßten. Wenn dann Obrien von Palghat her seine alten Kameraden besuchte und die neuhinzugekommenen erfrischte, flammte auch je und je die alte Liebe wieder auf.

Auf die umliegenden Heiden gieng natürlich von Malapuram nur eine schwache Wirkung aus. Mehr geschah an dem Gefolge der Europäer und dem Gesinde der Offiziere, unter welchen Hebichs Begleiter, Joseph, jedesmal mit viel Treue arbeitete. Unter der Mapilla-Bevölkerung hörten die Verschwörungen und Mordthaten nicht auf. So kam es, daß einmal (20. September 1853), da Hebich vom Süden her nach Malapuram reiste, zwei Mapillas,

die eben einen Brahmanen an seinem Teiche ermordet hatten, ihm begegneten. Beide trugen ihre großen Messer in der Hand; sie waren augenscheinlich betroffen, doch redete Hebich sie frischweg an, und der Aeltere schied von ihm mit einer tiefen Verbeugung. Erst in Malapuram hörte er dann von ihrem Verbrechen, auch wie sie umsonst Anhang zu gewinnen getrachtet hatten; am 24. wurden sie umringt und endlich von den Truppen erschossen, nachdem ihr erster Zuruf „wer's wage, solle herkommen" 150 Eingeborne in die Flucht gejagt hatte.

---

18. Hebich's Own.

Einige Regimenter der britischen Armee haben besondere Ehrentitel, wie Queens own „der Königin eigenes" oder Leibregiment. Ein Sipahiregiment, das 39 M. N. J., erhielt ums Jahr 1853 den Spitznamen Hebich's own; so darf es wohl in einem besonderen Kapitel erwähnt werden.

Im December 1851, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Kannanur, war einer seiner Hauptleute, Robert Dobbie, mit Hebich zusammengetroffen, und hatte, selbst ein derber Mann, einigen Geschmack an dessen Originalität gefunden. So lud er ihn zu einem Besuch bei sich ein. Bald genug tritt Hebich eines Vormittags ein, und wendet sich nach kurzem Gruße an Isabella, die gefeierte Gattin des Hauptmanns, mit der Frage: „Haben Sie Ihr Herz Jesu hingegeben?" — Sie antwortete: „ich hoffe es." — Hebich: „Ich will nicht wissen, was Sie hoffen; ich hab einfach gefragt: Haben Sie Ihr Herz Jesu hingegeben?" — Sie: „Ich meine ja." — „Hoffen und Meinen! darnach habe ich Sie nicht gefragt." Dann fiel er in die gewöhnliche Redeweise und fragte: „Haben Sie schon gefrühstückt?" — Oh ja. — Sogleich fuhr er in halb ernstem Tone fort: „Sie anmaßende Frau! Sie sollten nicht sagen: ja! sondern ich hoffe oder meine, gefrühstückt zu haben. Wenn wir in einer so kleinen Sache zu voller Gewißheit kommen können, wie viel nöthiger wäre das in der wichtigsten Angelegenheit. Und das ist einmal unmöglich, daß wir unsere Herzen dem HErrn Jesus übergeben haben, damit Er sie für uns bewahre, weil wir's nicht im Stande sind, und durch seinen Geist in ihnen wohne und regiere,

Alles, ohne es gewiß zu wissen. Nein, der Geist gibt Zeugniß unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind."

Es folgte bald die Erklärung des Herzbüchleins, welche beide Gatten sehr in Anspruch nahm und einen tiefen Eindruck hinterließ. Alle Einwände wurden aus Gottes Wort widerlegt. Das gieng so drei Monate fort, bis ein gar unceremoniöses Wort Isabella zu dem Entschluß brachte, hinfort nie mehr mit ihm zu sprechen. Beim nächsten Besuch wollte sie nicht herbeikommen; doch Robert redete ihr zu und nun konnte sie sich der Botschaft von Jesus nicht entziehen; ihre Opposition war völlig gebrochen. Sie erkannte sich als eine arme Sünderin und nahm den Heiland an. Alsbald konnte sie sich auch seiner freuen und vor allen Freunden und Bekannten seinen Namen bekennen.

Das Jahr 1852 schloß mit der vorhin erzählten Bekehrung des nächsten Hauptmanns, S. in Malapuram, während schon auch ein Ensign (Unterlieutenant) Cy gewonnen war. Zwei jüngere Hauptleute waren S's besondere Freunde, und ihnen rückte er nun durch Briefe gewaltig zu Leibe.

Der eine war ein lebensvoller, von Witz und Geist übersprudelnder Ire, Archibald Kerr. Niemand konnte wie er jeglichen Dialect aufs täuschendste nachahmen, das Charakteristische an jeder Erscheinung so treffend bezeichnen, Portraite und Carricaturen so leicht hinwerfen, — mit etlichen Schnitten hat er den Knopf eines Stocks in den überaus kenntlichen Kopf irgend eines Kameraden verwandelt; dabei die Gutmüthigkeit selbst, bereits aber schwer belastet mit einer geisteskranken Frau. Wie dieser Ire das erstemal auf dem Paradeplatz des Regiments Cricket spielte und Hebichs groteske Gestalt vorüber reiten sah, warf er sich geradezu ins Gras und schwang die Füße in die Luft, um sich recht auszulachen. Dennoch hatte er tiefe geistige Bedürfnisse, und während er sich streng zu seiner Kirche hielt und seinen Dienstboten verbot, Hebich je in's Haus zu lassen, versuchte er doch auch bald, ob sich von den lebendigsten Gliedern von dessen Gemeinde nicht irgend etwas lernen lasse. — Der andere war der hochherzige, etwas wortkarge Hart, eine überaus treue Seele.

Am Neujahr 1853 war Hebich auf seinem Morgenspaziergang am Meer dem General begegnet, der ihm erst ausweichen wollte, dann aber doch sich stellen ließ. „Guten Morgen, General! Ein

glückliches neues Jahr! von Herzen wünsche ich Ihnen neues Leben, neuen Glauben, neue Kräfte, alles neu!" Der ältliche Mann bemühte sich auf den angeschlagenen Ton einzugehen und erwiederte: Mögen wir diese Segnungen verdienen! Hebich kam heim, indem er wieder und wieder murmelte „Segnungen verdienen"; ihm wallte das Herz von Verlangen nach unverdienten Segnungen. Das Jahr sollte ergiebiger als irgend eines der früheren werden an Bekehrungen aus der Herren- und Damenwelt.

Er hatte sich (December und Januar) loszureißen von etwa 100 Brüdern im 94. Regiment, die nach Madras und Bangalur vertheilt wurden. Wir kommen noch auf sie zu sprechen. Am 4. März schied auch das 16. N. I. mit acht Seelen aus der Gemeinde, das etliche Jahre in Aden zubringen sollte. Eine Dampffregatte führte sie davon. William konnte nicht einmal den beabsichtigten letzten Abschied von seinem Vater nehmen; zwar schickte er noch den Pferdeknecht zur lieben Kapelle hinauf, dort auf ihn zu warten. „Aber," schreibt er, „ich konnte nicht an Kerr's Haus vorbeireiten, ohne noch einmal einzukehren und ihm ans Herz zu legen, daß er nach Gold grabe in der rechten Grube, und das Licht suche, das er so lange verschmäht habe. Bei Kerr überraschte mich der Kanonenschuß, das Signal für mich, aufs Schiff zu gehen; so mußte ich ohne Sie zu sehen ans Ufer und ins Boot, nachdem ich noch dem lieben Y. die Hand gedrückt hatte. Von zwei Uhr an war ich dort so beschäftigt, daß ich nicht mitspeisen konnte. Um fünf und ein halb Uhr war die ganze Mannschaft an Bord. Dahin kamen auch noch Sr. vom 39., in dem der HErr zu wirken scheint, und Hart, um uns Adieu zu sagen. Es gab viel zu thun, bis alles aufgeräumt und das Deck klar war. So war ich am Abend sehr müde und hatte ein schlimmes Kopfweh, aber die Seebrise erfrischte mich, als ich so auf dem Steuerbord saß, auf Kannanur blickend und an Euch denkend, die Ihr alle um jene Stunde für mich und C. betetet. Der Kapitän hatte uns ein Nachtessen bestellt, ich war froh an etwas Thee; besonders aber gefiel mir Cousin, der gleich auf Gottes Wort zu sprechen kam. (Dieser ist bald darauf aus dem Flottendienst ausgetreten und Missionar geworden). Wie dauern mich die 40 europäischen Matrosen, die im Leichtsinn und Fluchen miteinander wetteifern. Manchem Offizier gefällt es noch, wenn diese armen Leute so unbekümmert um Gott drein schauen. Sie sahen auch mich ein paar

mal an, als müsse ich mitlachen oder doch durch Wort und Geberde an ihren Späßen theilnehmen. Die armen Sipahis (die eben von Weib und Kind sich verabschiedet hatten), waren sehr froh, als endlich um neun Uhr der Dampf sich fühlbar machte, und wir uns rasch von Kannanur entfernten."

In welch engem Verkehr diese Aden Freunde mit dem „Hauptquartier" blieben, wie Gompertz gern Kannanur betitelt, läßt sich hier nicht ausführlich schildern. Sie durften reiche Segnungen erleben, besonders in der Bekehrung von europäischen Soldaten und Offizieren, aber auch in der Erweckung und Beeinflussung von Sipahis und andern Hindus; von diesen wurden zwar nur zwei in Aden getauft, aber der Sauerteig des Worts wirkte so allgemein, daß selbst der muhammedanische Munschi des Regiments seine Tochter im Neuen Testament unterrichtete, während die Anhänglichkeit der Sipahis an ihre christlichen Offiziere beständig stieg. Wie wichtig solche Einflüsse für die Geschicke der Madras Präsidentschaft waren, sollte bald genug in der Feuerprobe der Sipahi-Empörung offenbar werden.

Gompertz findet es sehr merkwürdig, wie nun Hebichs „Kindeskinder", die Soldatenbrüder in Aden, die ihn doch selbst nie gesehen hatten, ihn fast noch mehr auf dem Herzen tragen, als z. B. er selbst. „Es ist herzergreifend, wie sie für Ihr Werk beten; natürlich schicken sie auch monatlich ihre Gaben durch uns, ohne daß wir sie je dazu aufgefordert hätten."

Zunächst aber entschieden sich nun — schon am Tage nach Gompertz Abfahrt — Kerr und ein Lieutenannt H. mit seiner Gattin offen für den HErrn Jesum; ersterer nicht ohne noch in der letzten Nacht in Folge einer Einflüsterung einen schweren Kampf zu bestehen. In der Frühe des Abendmahlsonntags (6. Merz) fragte er noch geschwind bei Dobbie an, ob Hebich wirklich nicht die Transsubstantation lehre; so sehr es ihn dorthin ziehe, könne er doch nichts gegen das Gewissen thun. Auf Dobbies beruhigende Versicherung hin schloß er sich sammt den beiden H. der Gemeinde an; ihnen folgte in Kurzem der obengenannte Hart, dem Hebich zweimal bis Mitternacht zusetzte. Er schreibt: „Im März geschahs, daß drei Herren und eine Dame sich gründlich bekehrten; die Krone der Gemeinde sind jetzt die 'reichen Brüder', deren Bekehrung viel Aufsehens und Redens macht. Die sind jetzt alle sehr eifrig und bringen

ein neues Leben unter uns." Sie hatten sehr bald allerlei Feindschaft zu erfahren; denn der General sah gar nicht gut zu der Sache. Im Mai trat dann auch der längst geliebte Dr. Foulis in diese Gemeinschaft ein, in der er sein dem Dienst Gottes und der Brüder geweihtes Leben schon nach zwei Jahren beschließen sollte.

Wie Isabella Dobbie über all diese Gnadenerfahrungen jubelte, in denen sie wunderbare Gebetserhörungen sehen durfte, kann man in ihren Briefen lesen.*) Sie kann an nichts anderes mehr denken, kann zu Zeiten kaum glauben, daß alles das an ihrem Regiment geschehen soll.

Eine besondere Freude bereitete aber der Arzt des Regiments, ein corpulenter Lebemann, den Hebich einmal wegen eines hartnäckigen Ausschlags zu sich beschied, indem er ihm seinen eignen Ochsenwagen schickte. Ohne eine solche Veranlassung hätte der gutmüthige Mann das Missionshaus doch nie betreten. Als der Doctor angefahren kam, trat ihm Hebich entgegen und mußte erst tüchtig lachen, als sein Besuch wegen der eigenthümlich engen Bauart des einfachen Wagens sorglich fragte: aber wie jetzt herausſteigen? Nachdem er ihm herausgeholfen, gieng die Besprechung an, die zunächst wenig Erfolg verhieß. Allein Hebich kam nun auch ins Haus und fand Eingang bei den Frauen und dem reichen Kinderhäuflein. Am 1. Juli 1852 lief ein Billet von dem Arzte ein: „er sei jetzt 21 Jahre in Indien, und habe noch nie was für die Mission gegeben; hiemit schicke er nun eine Erstlingsgabe." Noch im Laufe des Monats kam er selbst auch zur Kapelle; und die weiteren Erlebnisse von Gottes Wirken an andern führten auch ihn zur völligen Uebergabe seines Herzens an Christum.

Vom 14. April — 21. Mai trieb sich Hebich wieder im Südosten um. In Palghat langte gerade von Aden her ein neues Regiment, das 3 N. J. an, in welchem es viele Arbeit gab. Zwar mit den Sipahis ließ sich wenig machen: die sagten ganz lustig, wenn Trinken und Unzucht zur Hölle führen, so schließen sie sich gerne der großen Gesellschaft an, die dort zusammen kommen müsse. Nach fleißigem Suchen fand sich aber doch auch eine Christenfamilie unter ihnen, von Layer in Dharwar getauft, da denn besonders die Frau eine große Freude hatte, den Schall des Evangeliums wieder zu

*) Wachsthum eines Kindes Gottes in der Gnade. Basel. Missionshaus 1868.

hören. Und unter den Offizieren war einer, D., der eben seine junge Frau an der Cholera verloren hatte, der öffnete sein Herz dem Trost des Evangeliums und nahm das Abendmahl mit der eingebornen Gemeinde, ehe er nach Europa zurückkehrte. Noch unterwegs fiel ihm ein, was er von einem edelherzigen Kameraden wußte: wie der einmal bei Muntschur tödtlich verwundet auf dem Felde lag, bat er den frommen Dr. (Macf.), der ihn untersuchte, lieber gleich für ihn zu beten, da er selbst sich nicht darauf verstehe; sobald der Doctor gebetet hatte, wurde es mit ihm auffallend besser. Gewiß suche dieser seither den HErrn, wenn auch in der Stille, jedenfalls der HErr ihn. Es versteht sich von selbst, daß in solchen Fällen Hebich das Nachsuchen nicht unterließ.

Zunächst aber hatte sich Hebich mit „schrecklichen Kerls" herumzuschlagen; da war z. B. ein Lieutenant, der mit zwölf andern jagen gegangen war, da sie dann an einem Fieberplatz eine Nacht zubrachten, an deren Folgen die zwölf starben. Dennoch wollte dieser Dreizehnte Gottes Güte nicht erkennen; sicherlich habe er seine Errettung nicht Gott zu danken, jeder habe seine Todesstunde und die seine sei noch nicht gekommen.

Eine schmerzhafte Augenentzündung, die Hebich durch seine Anstrengungen in der schauerlichen Aprilhitze sich zuzog, unterbrach vorerst seine Thätigkeit; die Reisepredigt, die er vorhatte, wurde ihm vom Arzt verboten. Wohl aber durfte er noch einen Ausflug auf die blauen Berge machen, da er dann an seinem 51. Geburtstag mit einem Offizier im Dschangel zusammentraf, welcher ihm ein Frühstück gab. Der Mann hatte seit acht Jahren keine Kirche mehr betreten und lebte nun mit einer Schwarzen; „zum Dank für die Bewirthung predigte ich ihm recht ehrlich." Auf den Bergen (2—9 Mai) öffneten sich ihm viele Thüren; er durfte manche angefochtene Seele trösten, besprach sich auch offen mit dem tüchtigen Kaplan von Ottacamand, an dessen Predigt er sich erbauen konnte; zum Schluß suchte er wieder den alten General Kennett auf, um ihm die Vergebung der Sünden zu verkünden, und schied mit dem Eindruck: „er kriegt Licht."

Indessen war in Kannanur ein wahrhaft frommer Kaplan aufgezogen, der sel. Alcock. Nicht ohne Zagen war er gekommen; man hatte ihm mit Hebichs antikirchlicher Gesinnung bange gemacht. Es kam aber in der kurzen Zeit, die er unter den Brüdern weilte (Mai

und Juni), zu einer so herzlichen Gemeinschaft, daß Hebich ihm, als er nach Madras versetzt wurde, seine dortigen Kinder im 94. Regiment zur Pflege anbefahl, eine Anordnung, welche freilich zu spät kam, um der dort (seit Januar 1853) eingetretenen Verwirrung zu steuern.

Hören wir darüber einen Soldatenbruder; Br. schrieb (Mai): „Wir sind alle zerfahren. Zuerst lag ich im Spital, da hörte ich schon viel von dieser Kirche und jener Kirche; und als ich herauskam, fand ich die Brüder zersplittert: einige hielten sich zur Freikirche, andere zur englischen, wieder andere zur Wesleyanischen. Da kannst du dir die Verwirrung vorstellen. Ich sollte hinzufügen: einige auch zur canteen (Schenkstube), einer gar zu den Goldgruben (in Australien), und zwei wurden Unteroffiziere; so manche sind der Lage müde, in welche Gott sie gesetzt hatte. Ach könnte ich so schnell als möglich nach Kannanur zurück! Wie viele werden kühl und kalt; einer besucht auch als seine Kapelle die Mädchenschule, um dort eine Frau zu fangen. Andere würden gerne Missionsreis essen, ob aber tüchtig dafür arbeiten, ist eine andere Frage. So suchte einer hier bei einer Mission unterzukommen, es gelang ihm aber nicht; mir scheint er mehr zu einem Vollender des Gesetzes (Scharfrichter) zu taugen, als zu einem Prediger der Gnade."

Anderson war bereits herzkrank, und konnte schon seines Alleinstehens und der großen Entfernung wegen sich der Soldaten im 94. Regiment nicht mehr annehmen, wie früher der im 25. So erklärte er selbst den Brüdern nach ihrer Landung, wenn einer glaube. bei dem anglikanischen Dr. Powell, einem geistvollen kräftigen Prediger, oder bei dem Wesleyaner Hardy mehr zu profitiren, als bei ihm und seinen drei eingebornen Gehilfen, so möge er zu jenen gehen. Nun theilten sich die armen Leute, selbstverständlich mehr unter dem Einfluß, den die früher gewöhnten Formen auf sie ausübten, als nach streng geistlicher Prüfung. Die Schotten beten stehend; wie natürlich, daß nun der und jener sagte: Ich bin Engländer und an englische Form gewöhnt, das Knieen ist mir natürlicher. Der einzige Offizier des Regiments, der sich zu Hebichs Kapelle gehalten hatte, schloß sich der englischen Kirche an; seine kranke Gattin erfreute sich noch am Zuspruch Powells, ehe sie (1. Juni) selig starb.*) Einige Tage nach ihr wurde Dr. Powell in der Fülle

*) Sie hat in ihren Erinnerungen den Osterdienstag (22. April) 1851 als den Tag bezeichnet, der ihr der höchste für ihre Seele geworden sei. „Da hat

seiner Kraft dahingerafft. Nun kam Alcock an seine Stelle, der überall mit größter Liebe von Hebich und dem Werke Gottes in Kannanur sprach. Er hielt eine Besprechung mit den schottischen und wesleyanischen Brüdern, zu sehen, ob man nicht trotz aller Verschiedenheit der Form eine gewisse Einigung unter den Soldatenbrüdern herstellen könne. Es kam aber nicht dazu, und selbst die von Hebich ernannten Leiter entzweiten sich. Der eine, P., meinte: „nach allem Lob, das Hebich der Freikirche gespendet habe, sei es doch verwunderlich, daß sie jetzt zur englischen Kirche zurückgehen sollten. Wenn das wirklich geschehe, so gelte es dann auch ein für allemal; dann bleibe er bei der Church, selbst wenn das Regiment wieder nach Kannanur zurückkehre. Im Uebrigen sei er seiner Leiterschaft und der Armee müde, gedenke sie zu verlassen und wünsche sich nur eines, daß er fest am HErrn hängen bleibe, wie es auch komme." Der andere, Bn., war dafür, daß man sich nach Hebichs Wink nun insgesammt zu Alcock halte, denn wenn man nicht zusammenstehe, so sei es mit der Zucht aus; sobald man einen strafen wolle, sage er: dann gehe ich in die oder die Kirche ꝛc. Darüber bekam er von Anderson scharfe Vorwürfe zu hören, durch welche auch ein entschiedenes Mißtrauen gegen Hebichs Urtheilsfähigkeit durchblickte. Wie es nun auch gieng, die Brüder zerstreuten sich und viele geriethen in die immer offenen Arme der Welt; Hebich konnte nur für sie beten.

Besser gieng es im andern Flügel des Regiments, der (31. Dec. 185?) nach Bangalur übersiedelt war. Freilich war schon der Marsch eine Prüfungszeit; es regnete viel, und so nahmen die meisten ihre Portion Arrack wieder, deren sie sich entwöhnt hatten; sie konnten auch auf dem Marsch nicht zusammen beten. Doch besaßen sie an Bennie

---

mir der HErr in der Missionskapelle (in Kannanur) all seine Liebe geoffenbart. Wie nahe war Er doch jener Maria und sie wußte es nicht, sondern hielt ihn für den Gärtner; wie nahe war er mir schon und ich merkte nichts. O wie danke ich dir, daß du meine Seele aus der Hölle errettet hast. Ich konnte rein nichts arbeiten, um meinen Frieden nicht wieder zu verlieren, gieng dann zu unserm l. Pastor, durch den der HErr mich so reich gesegnet hat, und hörte nun, wie ich durch eine böse Welt mich mit Gott durchzuschlagen habe. Er betete inbrünstig mit mir, und so lernte ich nun im Rest der Woche, mich vor meinem schlimmen Herzen mehr und mehr fürchten." Sie ist nicht ganz so fröhlich gestorben, nachdem sie in ihrer Krankheit viel an Kannanur gedacht und sich dem Gebet der dortigen Gemeinde empfohlen hatte.

einen tüchtigen Leiter, der schon unterwegs, auf dem Knie, seine regelmäßigen Berichte an Hebich schrieb. Er meinte, Bangalur sei ein hübscher Platz für den alten Kerl, bei dem sich gleich der picnic Teufel eingestellt habe. „Auch lassen sich hier einige von juckenden Ohren umtreiben, und es ist kein Hebich da, die Weglaufenden zu suchen; sondern es heißt halt: wer kommen will, der komme, wer nicht will, bleibe weg. Ein wesleyanischer Missionar sieht etwa zwei Brüder und fragt: wie kommt es, daß ihr frühere Methodisten euch hier nicht an uns anschließt? Antwort: Es kommt ja nicht auf den oder jenen Platz an, sondern daß man sich zu Jesu halte; unser Pastor rieth uns, zu den Londonern zu gehen. Darauf: „gut! wenn ihr irgend einmal Neigung verspürt, zu uns zu kommen, werden wir euch mit Freuden empfangen." Das ist nun keine Kleinigkeit, denn wenn irgend ein Zwist entsteht, droht auch uns das Auseinandergehen. Der HErr mache uns immer mehr Eins in Ihm!" Schon gab es einmal einen Streit, ob die abgeschiedenen Seelen aufwärts oder abwärts gehen; er ließ sich noch beilegen. B. selbst lag übrigens Monate lang im Spital mit seinem Herzklopfen; es war ihm selbst ein Wunder, wie unter den verschiedensten Versuchungen die Brüder doch zusammenhielten. Einen, der ins Trinken zurückfiel, konnte er durch herzlichen Zuspruch wieder zurechtbringen. Einmal wurde er auch in ein Missionshaus zu einer Theepartie eingeladen, wovon er doch wenig Nutzen zog, vielleicht durch eigene Schuld. Er sah dort eine schöne goldene Kette an der Dame baumeln, bewunderte die netten Bodenteppiche, die strahlenden Lichter und blanken Möbel, und dachte an die Armuth in Kannanur und wieder an seinen eigenen Unsinn, daß er diese Siebensachen aus dem gastlichen Hause mitheimnehme, um sich das Herz damit zu beschweren, statt sie zu lassen, wo sie hingehören. Mehr erquickt ihn auf seinem Krankenlager der Besuch von des frommen Hauptmanns G. D. Söhnchen, der ihm eine Ladung Mangos mit den herzlichsten Grüßen bringt. „Es geht denn doch nichts über die selige Gemeinschaft der Kinder Gottes, — außer die mit dem HErrn selbst!"

Begleiten wir auch einen Invaliden nach Hause. Es ist Matthew Bird, der Dr. W's Kinder nach Europa bringen soll. Am 8. Januar wollte er vom Missionar Abschied nehmen, findet sich aber eingeschlossen und muß zur Feder greifen, statt noch einmal ihm und all den schwarzen Brüdern die Hand zu drücken, mit denen

er fünf Jahre in seliger Gemeinschaft verlebt hat. „Obwohl ich weiß, daß ich von allen durch Sie Gesegneten wohl der untreuste bin, steht mir doch fest, daß unser Zusammenkommen für die Ewigkeit gilt. Und nun bitte ich um Vergebung für alle kostbare Zeit, die ich Ihnen mit meiner Wenigkeit geraubt habe; der HErr lasse das große Werk gelingen, das Er in Ihre Hand gelegt, die verlorenen zerstreuten Brüder zusammen zu bringen. Betet auch für mich, ihr l. eingebornen Brüder! — Nun spielte die Musikbande, aber ich hatte keine Ohren dafür; ich fürchtete, ich werde den Strand kaum erreichen, als wir hinabmarschirten, indem jeder neue Anblick mich aufregte: hier die Kameraden, die sich zum Abschied drängten, denen ich so oft zugeredet habe, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen, dort die Brüder, mit denen ich so süße Gemeinschaft gepflogen, die Winkel, an denen ich mein Herz vor Gott ausgeschüttet habe. Da erblickte ich auch die schwarzen Brüder unter der Menge, die mich so lieb gehabt. Am meisten aber dachte ich an Alles, was ich aus Ihrem Zeugniß von Gott erhalten habe, und obwohl ich in ein Bibelland gehe, erwarte ich doch nicht mehr einen zu finden, zu dem ich so frei mit allen meinen Nöthen und Fragen kommen dürfte." Auf dem Schiff war Bird der Jona, von dem es hieß: „werfet ihn über Bord, so bekommen wir guten Wind." Die Matrosen, gewöhnt an Hebichs alljährliche Besuche auf diesem Schiff (dem Owen Glendower), nannten seinen Jünger immer nur Hebich. Er aber las mit den ihm anvertrauten Kindern zweimal des Tags in der Bibel und betete mit ihnen, worüber auch sie natürlich manchen Spott der Midshipmen hinzunehmen hatten. Merkwürdig war es ihm, wie wenig sich vom Wort des Lebens vernehmen ließ, wo er auch hinkam — am Kap in der Kathedrale und in der wesleyanischen Kapelle, in Chatham ebenso; England schien ihm zusammengefroren und eisigkalt. Als er seinen Vater wieder sah, fühlte er erst recht, was seine schwarzen Brüder durchmachen müssen, wenn der Ruf an sie ergeht: den HErrn Jesum mehr lieben als Vater und Mutter! Doch wollte der Alte nun endlich auch sich Jesu zuwenden. Wie gerne gienge der Sohn zurück, um nur der Lampenanzünder in Hebichs Kapelle zu werden; aber seine Constitution verbietet ihm jedes Tropenklima.

Im neuen Europäerregiment (H. M. 25) wollte es, wie Hebich klagt, nicht recht vorwärts gehen: „die Brüder schlafen und ist fast

nichts mit ihnen zu machen!" Er ließ sie (August) sich selbst sechs Leiter wählen, und konnte mit dem Ausfall der Wahl zufrieden sein, — wenn nur im Allgemeinen die Herzen wärmer gewesen wären! „Doch kommt ein Haufen Ungläubiger zu unserer Morgenkirche und das Evangelium wird ihnen gepredigt, der HErr sehe in Gnaden drein!"

Sehr befriedigend für ihn fiel seine fünfte Palghatreise aus (21. August bis 27. September), da er die Predigt unter der Landbevölkerung, besonders auch bei seines Pauls Verwandten gar eifrig betrieb. „Dießmal sind wir den Wochenmärkten nachgezogen, eine Einrichtung, die zur Verkündigung des Worts eine Gelegenheit darbietet, welche wohl die jährlichen Heidenfeste an Nützlichkeit übersteigt, indem da die Leute unaufgeregt durch die Götzenfrage sich ganz ruhig verhalten. Diese Märkte, so geordnet, daß man jeden Tag auf einen andern ziehen kann, bestehen nur im Palghatgebiet. Diesmal waren wir auf ihrer neun, und predigten an jedem Ort 3—5 mal und zwar alle Vier nach einander, was immer Hunderte mit gespannter Aufmerksamkeit anhörten."

Zwischenhinein arbeitete er im 3. N. J. dessen Oberst, ein alter Freund, ihm auch die englische Kirche öffnete. Und zwar erfreute ihn diesmal in hohem Grade die gründliche Bekehrung des Adjutanten H.; bei dem wards Licht, nachdem Hebich (11. September) mit ihm gebetet hatte. Er kanns zwar kaum glauben, daß Gott einen solchen Sünder höre, aber die Gewißheit bleibt nicht aus. Nun wunderts ihn, daß er sich über diese seine höchste Erfahrung gegen Freund J. nicht aussprechen kann: „So sind wir Kameraden, leben 13 Jahre zusammen, haben alles gemein, aber von Gottes Sache zu reden vermögen wir nicht!" Wie froh war er dann, als Hebich ihn veranlaßte, sich vor ihm gegen J. auszusprechen; Hebich trieb es wieder einmal bis tief in die Nacht hinein, da denn auch J. sich dem HErrn übergeben wollte. — Und auch für einen P. hat er Hoffnung, obwohl dieser vielfach auswich und gelegentlich, da Hebich bemerkte, Frau und Kind seien nicht Nr. 1, sich versucht fühlte, den derben Zeugen niederzuschmettern, — wie er ihm ein Jahr später offen bekannte.

So öffnete sich ihm denn eine Aussicht, daß es im 3. N. J. noch gehen könne, wie im 39sten. Das letztere erhielt im October einen gläubigen Oberst R. Budd; des Majors Gattin gehörte gleich-

falls zur Gemeinde, und die Eingänge zu den Trommlern und andern Angehörigen des Regiments mehrten sich in der Weise, daß es am Ende 26 Seelen waren, die sich zur Missionskapelle hielten. Nun war aber auch schon der Abschied vor der Thür; im December 1853 marschirte Hebichs own nach der Station french rocks ab, nachdem er diese Zweiggemeinde in heißem Gebet dem HErrn ans Herz gelegt hatte. Er sollte ihr bald einen Besuch abstatten.

„Dieses Jahr 1853 war besonders fruchtreich in der Bekehrung von Herren und Damen, vielleicht das ausgezeichnetste der Art in meiner Arbeit. Einige wie Md. wurden auf der Durchreise gewonnen, eine Dame im Vorbeifahren auf dem Schiff Owen Glendower, eine andere mit zwei Töchtern durch den schnellen Tod ihres Mannes. Die Berichte von den french rocks lauten sehr gut; die Brüder haben in der Choleraheimsuchung einen unserer Leute angespannt, in ihrer eigenen Kapelle und auf den Straßen herum zu predigen während dieser Angstzeit. Beim ersten Gottesdienst waren 18 Tamiler gegenwärtig; unserer eigenen Leute, die Trommler eingerechnet, sind es jetzt 38 Seelen, alles in der ersten Liebe. Ich hoffe sie zu besuchen und habe Muth und Freudigkeit, in den HErrn Jesum hineinzuglauben. Welch ein Trost, zu wissen, daß die Sache allein seine ist. Laßt uns nicht müde noch matt werden, denn Er führt Alles herrlich hinaus!"

Als der englische Bischof von Madras diese Station besuchte, und das rege Leben in Kirche und Schule sah, war er nicht wenig überrascht. Er hatte manche Vorurtheile gegen Hebichs Wirksamkeit eingesogen; man hatte ihm sogar berichtet, Hebich verwerfe in maßlosen Ausdrücken das ganze prayerbook und heiße die englische Kirche eine Teufelskirche (was wohl von dem „Kirchenteufel" herrührte, den Hebich in vielen Leuten fand, welche unter dem Vorwand der Kirchlichkeit sich der Nachfolge Christi entziehen). Nun ward er zur Meßtafel des Regiments eingeladen, und die Unterredung drehte sich vorwiegend um geistliche Dinge; auch die unbekehrten Offiziere stimmten achtungsvoll in den herrschenden Ton ein. Zum Schluß des Abendessens ward dem Bischof die Bibel vorgelegt, mit der Bitte, daraus vorzulesen und zu beten. Auf die Frage, ob das auch sonst geschehe, hörte er zu seiner Verwunderung, das sei hier die beständige Sitte; da sagte er mit großer Freude: „Dies ist wahrhaftig etwas Neues in einer indischen Präsidentschaft."

Ein etwa zehnjähriger Bestand war diesem Regimentskirchlein beschieden; dann befanden sich die Glieder desselben, soviele noch lebten, weit zerstreut in allerlei Ländern, die edelsten aber hatten ihren Lauf vollendet, nachdem sie auf verschiedenen Stationen als ein hellscheinendes Licht den Namen Jesu verherrlicht hatten.

Jamaika seit dem letzten Aufstand.

Es sind nun bald fünf Jahre, daß in Jamaika der traurige Aufstand von Morant-Bai stattfand, der von dem erschreckten Gouverneur Eyre in so blutiger Weise niedergeworfen wurde, daß in Europa ein Schrei der Entrüstung darüber von Mund zu Mund gieng, und selbst der englische Kolonialsekretär bekennen mußte: „Ich weiß von keinem Fall, in welchem ein Gouverneur sich gleiche Strenge erlaubt hätte, wie Herr Eyre.“ (Siehe Miss. Mag. 1866, S. 45—471). Ein englisches Blatt sprach es damals offen aus, daß sich in vielen Generationen nichts ereignet habe, das die Ehre der britischen Nation so tief berührt hätte, wie jenes Spiel mit dem Standrecht, während zu gleicher Zeit die Zukunft eines Völkchens, für dessen Erziehung sie vor Gott und Menschen die Verantwortlichkeit übernommen habe, dadurch aufs schwerste gefährdet sei. „Wie viele Jahre der gerechtesten und edelsten Verwaltung werden erforderlich sein,“ schloß jene Stimme, „bis der Haß und das Mißtrauen, welche dieses Blutbad gesäet hat, in den Herzen der Schwarzen ausgerottet sein werden.“

Inzwischen hat die englische Regierung und haben die englischen Christen nicht gesäumt, zu thun was in ihrer Macht stand, das begangene Unrecht zu sühnen, und Gott hat zu ihren Anstrengungen seinen Segen gegeben. Die meisten Berichte, die jetzt aus Jamaika einlaufen, lauten sehr erfreulich, sowohl in volkswirthschaftlicher als in sittlicher und religiöser Beziehung — ein neues Zeugniß von der leicht versöhnlichen Gemüthsart der Neger und der Möglichkeit, auf dem Wege der Billigkeit und des Rechts mit ihnen zu verkehren.

Hatte der im Grunde doch wohlmeinende Gouverneur Eyre durch sein launisches und ungeschicktes Benehmen sich mit Ausnahme

einiger wenigen Familien alle Herzen auf der Insel so entfremdet, daß die Gereiztheit der Neger sich endlich in einem Angriff 600 bewaffneter Schwarzer auf das Amthaus in Morant-Bai Luft machte, so zeichnet dafür sein jetziger Nachfolger, Sir J. P. Grant, sich durch einen um so richtigeren Blick in die Bedürfnisse der Bevölkerung und feinen Takt in der Lösung seiner Aufgabe aus. Wiederholt erkannte er offen an, daß die Schuld der blutigen Auftritte von 1865 in der Mißverwaltung Jamaikas und dem Mangel eines wirklichen Rechtsschutzes für die Masse der Bevölkerung zu suchen sei, und bemerkte in diesem Sinn auch ungemein freundlich in Erwiederung auf eine ihm von den Baptisten-Missionaren überreichte Vertrauensadresse: „Ich werde es immer als Freude und Pflicht betrachten, alle Vorstellungen entgegenzunehmen, die Sie mir in Betreff des sittlichen, religiösen und socialen Wohls der Bevölkerung zu machen haben. Ich kenne Ihre tiefe und umsichtige Theilnahme für diese wichtigen Gegenstände und weiß, welche Dankbarkeit Ihnen die Bewohner dieser Kolonie und alle diejenigen schulden, denen ihr Gedeihen am Herzen liegt."

Die finanziellen Verhältnisse der Insel, die noch vor zwei Jahren dem Bankerott nahe gekommen schien, wurden auf sichererer Grundlage geregelt, so daß schon ein Ueberschuß von Einkommen vorhanden ist, obwohl 1869 ein Jahr der Dürre war. Die Gerichtshöfe sind in einer Weise reorganisirt worden, daß sie das volle Vertrauen des Volkes genießen. Ein weiteres großes Ereigniß des laufendes Jahrs, das wichtigste für unsre Betrachtung, ist die Aufhebung des Verbandes zwischen Kirche und Staat für Jamaika, die fast ohne Kampf im Ständehaus beschlossen wurde.

Lange schon fanden die Dissidenten es ungerecht, daß die ganze Bevölkerung zu dem Bestand der anglikanischen Kirche beitragen mußte, welcher doch höchstens ein Fünftel der Einwohner angehörte, und die im Ganzen die Schwarzen einmal nicht an sich zu fesseln vermochte. Nachdem die irische Staatskirche gefallen war und die meisten Kolonien sich in kirchlicher Hinsicht amerikanisirt hatten, mußte es auch mit der Jamaika-Kirche, in der bisher sich noch wenig Regsamkeit gezeigt hatte, zu einem Bruche mit dem bequemen Schlendrian kommen. Vor mehr als 20 Jahren bereits erhob Missionar Dendy seine Stimme laut gegen den privilegirten Mißbrauch, und wie er glaubte, im wahren Interesse der angefochtenen Anstalt selbst; jetzt,

am Abend seines Lebens sieht er diesen Wunsch erfüllt, und völlige Religionsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz gewährt. Schon im Januar hielt die Synode der jetzt freien Kirche ihre Sitzungen, da denn beschlossen wurde, dem Gouverneur für die Rücksicht zu danken, mit der er für die Kirchendiener im nächsten Vierteljahr auf seine eigene Verantwortlichkeit zu sorgen übernommen habe. Man suchte nun die Gemeinden so zu organisiren, daß alle Abendmahlsgenossen als Kirchenglieder ihre bestimmten Rechte und Pflichten haben.

Eine Summe von etwa 360,000 fl., die seither aus den Jahreseinkünften der Insel der Staatskirche übermacht wurde, wird nun von der Finanzverwaltung erspart; interessant wird es immerhin sein zu beobachten, wie viel davon in der Gestalt freiwilliger Beiträge den verschiedenen christlichen Benennungen der Anglikaner, Baptisten, Presbyterianer, Herrnhuter, Methodisten u. s. w. wieder zufließt. Die Missionsgesellschaften fühlen aber jetzt natürlich doppelt ihre Verpflichtung, Jamaika durch tüchtige Männer mit dem Wort des Lebens zu bedienen, bis aus den dortigen Gemeinden selbst eine genügende Zahl der rechten Prediger hervorgeht.

Eben das ist bis jetzt noch der fühlbarste Mangel. In der Hoffnung, sowohl den Zöglingen des Calabar-Seminars selbst dadurch eine neue Anregung zu geben, als dasselbe auch der Hauptstadt zum Segen zu setzen, beschloß die englische Baptisten-Gesellschaft, unter deren Leitung es immer noch steht, die Verlegung desselben nach Kingston. Diese Veränderung hat im vorigen Jahr stattgefunden, und mit der Erweiterung der Gebäulichkeiten gieng auch eine Erweiterung des Schulplans Hand in Hand. Die Anstalt umfaßt jetzt eine theologische Abtheilung, eine Normalschule, ein Gymnasium, eine Knaben- und eine Mädchenschule und eine Kleinkinderschule, und die Direktoren Cast und Roberts sind von den frohesten Hoffnungen beseelt. Die Knaben- und Mädchenschulen werden schon von 330 Kindern besucht; das Gymnasium dagegen zählt freilich erst 17, die theologische Abtheilung nur 9, und die Normalschule 8 Zöglinge. Einen wesentlichen Gewinn für die praktische Vorbildung seiner Theologie-Studierenden sieht Cast einerseits in der vielfachen Gelegenheit, die ihnen in Kingston geboten ist, sich im Dienst an den Seelen zu üben, und andererseits in der Berührung mit einem größeren Kreis achtungswürdiger, gebildeter Familien der

Stadt, während er in Betreff der zu erwerbenden Kenntnisse sich auch manchen Vortheil von den weiteren Lehrkräften verspricht, die aus derselben herbeigezogen werden können. Aber freilich, der werdenden Arbeiter für das weite Erntefeld ist eine gar kleine Zahl! Auch die schottische (presbyterianische) Mission zählt in ihrer Akademie in Montego-Bai neben 29 Jünglingen, die weltliche Zwecke verfolgen, nur 13 Missionszöglinge, und an dem tiefer gehenden theologischen und philosophischen Kurs nehmen gar nur ihrer 2 Theil. So haben auch die Londoner in dem Alice-Institut in Kingston nur drei Zöglinge.

Was aber die Rednergaben der farbigen Prediger betrifft, so geben ihnen die Schotten das Zeugniß, daß ihre Ansprachen selbst in der Exeter-Halle (dem Platz der Londoner Jahresfeste) Eindruck machen würden. Einer, der dergleichen Dinge wohl beurtheilen konnte, behauptete, unter den Reden, die bei der öffentlichen Prüfung der Akademie gehalten wurden, sei unbedingt die eines jungen Schwarzen die beste gewesen. Er sagte dies in der Aufregung des Augenblicks zu einem weißen Prediger (und zwar einem 73jährigen), der auch geredet hatte. Dieser Greis verwendete schon einen und den andern Neger als Missionare unter neugelandeten Afrikanern und hat im Lauf der Jahre schöne Früchte von deren Wirksamkeit erlebt. Wie schade daher, daß nicht mehrere von diesen Schwarzen sich zum Dienst am Wort anbieten! Viele wohlunterrichtete Jünglinge gehören leider, was Gottesfurcht betrifft, zu den gleichgiltigsten und kühlsten, während bei den älteren Gemeindegliedern sich viel mehr Dankbarkeit und Selbstaufopferung zeigt. Man fühlt, daß diese hohe Gabe eines tüchtigen Lehrerstandes mit allem Ernst erbeten und erarbeitet sein will.

Auch sonst freilich scheint diesen einstigen Sklaven Energie und Selbstbestimmung noch ein neues Ding; es ist, als wirkte hier noch ein alter Fluch auf der von der Natur so reich bedachten Insel nach. Und dann meint einer der Missionare, Hogg, man gehe zu weit, indem man aus dem Neger nicht blos einen Christen, sondern auch einen näher bestimmten Christen, z. B. einen schottisch-presbyterianischen mache! Da komme es vor, daß ihre Zöglinge selbst das eigenthümliche Hüsteln schottischer Theologen nachahmen, während von des Negers Eigenart zu wenig übrig bleibe. Weiter scheint durch die Verarmung und Abnahme der europäischen Bevölkerung den Schwar-

zen der Insel ein sehr wesentliches Bildungselement entzogen zu sein. Die Missionare finden daher, daß der Fortschritt der farbigen Bevölkerung in der nordamerikanischen Union ein weit bedeutenderer ist als in Jamaika, weil jene beständig das Vorbild einer energischen strebsamen Rasse vor sich hat, während den Inselnegern dieser Sporn fehlt. Sicherlich ist eine bedeutende Zunahme der schwarzen Geistlichkeit erst dann zu hoffen, wenn ein größerer Theil der Bauernfamilien sich zu einiger Wohlhabenheit emporgearbeitet haben wird.

Erfreulicher lauten fast durchweg die Nachrichten aus den Gemeinden. Ueberall scheint sich neues Leben zu regen; die Zahl der Hörer des Worts nicht nur, sondern auch die der wirklichen Gemeindeglieder mehrt sich zusehends bei den Baptisten sowohl als bei den Presbyterianern. Erstere nehmen sich jetzt namentlich auch energisch der Gegend von Morant-Bai in dem theilweise fast noch mit afrikanischer Finsterniß bedeckten Osten der Insel an. Von dem damaligen Gouverneur, Sir H. Storcks, selbst dazu eingeladen, sandte die englische Muttergesellschaft gleich nach dem Aufstand einen Arbeiter dorthin, dessen Wirksamkeit mit solchem Segen begleitet ist, daß er nun schon drei Gemeinden gründen konnte, die zusammen 560 Seelen zählen und im letzten Jahre bereits 3800 fl. für Kirchen- und Schulzwecke beisteuerten. Unterstützt durch zwei Zöglinge des Calabar-Seminars, konnte Missionar Teall vier Wochen- und fünf Sonntagsschulen eröffnen und verschiedene Plätze, an denen sich keine Gemeinde gebildet hat, mit der Predigt des Worts bedienen. Das lange vernachläßigte Kirchspiel von St. Thomas nimmt jetzt, nachdem es der Schauplatz so großer Ungerechtigkeit und Trauer geworden ist, die ihm entgegengebrachte Friedensbotschaft freudig und dankbar an. Willigen Herzens gewährt ihm natürlich die Missionsgesellschaft die Bitte, ihre ursprünglich nur auf drei Jahre zugesagte Unterstützung noch auf zwei weitere auszudehnen. Dann hoffen die neuen Gemeinden, das Evangelium schon so fest in ihrer Mitte gegründet zu sehen, daß sie keiner weitern Handreichung bedürfen(?). Inzwischen aber weiß Teall kaum, wie er es angreifen soll, dem allenthalben erwachenden Hunger nach dem Worte des Lebens zu begegnen.

Im vorigen Jahr bestanden in Jamaika im Ganzen 84 Baptistengemeinden; dazu sind nun innerhalb Jahresfrist 11 neue hinzugekommen, und 2000 Personen warten auf Aufnahme in die schon bestehenden Gemeinden (mit 19671 Gliedern). Mit wenigen Aus-

nahmen entspricht dem äußeren Wachsthum auch der innere Stand der Gemeinden, wenn nämlich in Betracht gezogen wird, daß sie meist aus den niedern Klassen bestehen; wieder und wieder taucht aber im Blick auf sie doch die ernste Frage auf: Was soll es werden, wenn von den alten bewährten Streitern und Hirten einer nach dem andern zu seiner Ruhe eingeht, ohne daß ein rechter Nachwuchs jüngerer Männer vorhanden ist, um die Lücken auszufüllen?

Die Schotten haben im letzten Jahre von ihren 26 Negergemeinden etwa 36000 fl. eingenommen für kirchliche und Missionszwecke. Dabei kommt also auf jedes der 5000 Kirchenglieder ein jährlicher Beitrag von etwa 7 fl., was nicht viel besagen will, immerhin aber den Vergleich mit den Gaben christlicher Hindus und Südseeinsulaner aushält. Die schottische Mission hat fast das Doppelte obiger Beiträge beizuschießen, um die Zahl von Arbeitern, die ihr nöthig scheint, gehörig zu unterhalten. Sie hofft aber, daß das Aufhören der privilegirten Staatskirche zur Weckung größerer Freigebigkeit bedeutend beitragen wird, so daß allen Klassen der Bevölkerung daraus ein Nutzen erwächst. An einzelnen Orten arbeitet man auf die Einführung eines freiwilligen Zehnten hin; an anderen beklagt man, daß eben um der Beiträge willen sich nur wenige Ausgeschlossene zur Wiederaufnahme melden; sie wollens nun eine Zeitlang ohne stete Zucht und Beaufsichtigung und Besteurung versuchen. Dennoch kann im Allgemeinen gelobt werden, daß die Zahl der Trauungen zunimmt und ein geordneteres Eheleben sich allenthalben bemerklich macht.

Auch die Brüdergemeinde hat schon seit Jahren die Nothwendigkeit erkannt, allmählich die Selberhaltung der Gemeinden und ihre Bedienung durch Missionare aus der Nation anzubahnen. Der Präses ihres Missions-Departements und der Agent ihrer Mission in England (Br. Cunow und Br. Badham) bereisten im Jahr 1862 sämmtliche westindische Stationen, um hiezu die nöthige Anregung zu geben. Es zeigte sich unter den Schwarzen zwar im Allgemeinen eine erfreuliche Willigkeit, der ihnen ans Herz gelegten Pflicht nachzukommen, allein es traten allerlei äußere Verhältnisse ein, welche namentlich auf den kleineren Inseln einen den Gang des Missionswerks hemmenden Einfluß ausübten, so daß an die Stelle der gehofften Fortschritte eine Reihe trauriger Erfahrungen trat. In Folge der gedrückten Preise der westindischen Produkte lag der

Zuckerbau schon längere Zeit sehr darnieder; als nun dazu auch noch eine lang anhaltende Trockenheit kam, bei der die Lebensmittel immer theurer wurden, überließen sich viele Gemeindeglieder der Muthlosigkeit und dem Stumpfsinn, was sie dem schädlichen Einfluß der bei der Noth schnell zunehmenden Entsittlichung der Masse des Volks um so zugänglicher machte.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem in ganz besonderem Maße auf den Inseln Antigua und Barbados wahrnehmbaren verminderten Besuch der einst wohlgefüllten Kirchen und Schulen und dem Kleinerwerden der Gemeinden bildete die Haltung der Jamaika-Gemeinden bei dem Aufstand von 1865. Wie bei früheren Empörungen hatten auch dießmal die Pfleglinge der Brüder keinen Antheil an der Unzufriedenheit der farbigen Bevölkerung und allem sich daran knüpfenden politischen Treiben, sondern bewährten sich in christlicher Unterthanentreue. Es sind ihrer im Ganzen 12357 Seelen. Trotz des gesegneten Fortgangs aber, den dort die Gehilfenschule in Fairfield und die Lehrerinnenbildungsanstalt in Bethabara hat, und der Anstellung farbiger Missionare und Missionsgehilfen auf verschiedenen Stationen, scheint das Ziel des Entbehrlichwerdens europäischer Arbeiter noch in weite Ferne gerückt, und es sind zur Erreichung desselben in den letzten Jahren nur unbedeutende Fortschritte gemacht worden. Vielleicht ist übrigens gerade dieser Mangel der Brüdergemeine auf Jamaika nicht fühlbarer, als in ihren andern Gebieten.

Erfreulich hebt sich dagegen der materielle Wohlstand der Insel, namentlich durch den lebhaften Handel mit Campesche-Holz. Jamaika befindet sich jetzt in einem Uebergangsstadium, in welchem sich unter den Ruinen des Großbesitzes allmählich eine mittlere Klasse von fleißigen Bauern bildet, welche bereits lernen, daß Zeit Geld bedeutet. Die Insel bedeckt sich mit netten Bauernhäusern inmitten mäßiger Güter, auf denen jetzt mehr Kaffee, Ingwer, Piment, Pfeilwurz u. s. w. gebaut wird als Zucker, worin seit der Aufhebung der Differentialzölle zu Gunsten des Zuckers englischer Kolonieen, Jamaika einmal mit Cuba nicht mehr wetteifern konnte.

Der Oberrichter Ker hatte am 15. Nov. 1869 in Trelawny eine halbjährliche Criminalgerichtssitzung zu eröffnen, bei welcher Gelegenheit ihm der Custos des Distrikts nach altenglischer Sitte ein Paar weißer Handschuhe überreichte, um anzudeuten, daß auch

nicht Ein Verbrechen vorgekommen sei. Herr Ker machte sodann darauf aufmerksam, welcher Fortschritt denn doch seit dem Jahre 1865 erzielt worden sei, da die Geschworenen 47 Verbrechen abzuurtheilen hatten, und sprach seine Ueberzeugung aus, daß dieser verbesserte Zustand der Insel anhalten werde. Er äußerte: „Ich erkenne deutlich die Gründe, auf welche sich eine solche Hoffnung stützen darf. Auch der oberflächlichste Beobachter muß sehen, wie den andern glücklichen Umständen unserer jetzigen Lage eine gesunde und zufriedene Stimmung des Volkes sich an die Seite stellt. Zusammengenommen mit der unzweifelhaften Wiederkehr materiellen Wohlbefindens muß dieser Umschwung viel dazu beitragen, die Zahl der Vergehen zu mindern. Ich wage daher vorauszusagen, daß, obwohl ich kein Aufhören aller Verbrechen zu erleben hoffen kann, dies nicht die einzige urtheillose Gerichtssitzung bleiben wird, für die ich meine Freunde in Trelawny beglückwünschen darf." Gewiß ein Zeichen, daß die Mission in Jamaika nicht vergebens gearbeitet hat.

Die Zenana-Mission.

Während die englischen Rationalisten sich ihres neuen Löwen, des Babu Kesab Tschander Sen freuen (s. unten Missions-Zeitung) und geradezu jauchzen, daß sich im Brahma Samadsch die Elemente für eine völlige Wiedergeburt des großen Wunderlandes im Osten vorfinden; während die Zeitungen nicht Worte genug finden können, um die Großartigkeit der Ansichten und der Weitherzigkeit, welche der Reformator Indiens an den Tag lege, mit den engen, beschränkten Grundsätzen zu vergleichen, durch welche die evangelische Mission ihre wohlgemeinte Wirksamkeit selbst vereitle, ereignet sich ein unvorhergesehener Zwischenfall. Es ist die gründliche Bekehrung einer 17jährigen Wittwe, welche im Zenana (Frauengemach) des Babu Kesab selbst zu christlicher Erkenntniß kam, und darauf sich veranlaßt sah, in einer Missionsgemeinde ihre Zuflucht zu suchen.

Seit drei Jahren etwa hat sich die Zenana-Mission in

Calcutta organisirt, so daß jetzt drei europäische und acht Hindufrauen etwa 200 Weiber und Mädchen in ihrer Abgeschlossenheit besuchen, um sie Lesen und Schreiben, Rechnen und etwas Erdkunde, nebst allerhand weiblichen Arbeiten zu lehren. Es ist den armen Eingeschlossenen eine große Freude, wenn es eine so weit gebracht hat, ihrem Manne oder einem Bruder ein Paar Pantoffeln oder ein Käppchen zu sticken. Das Evangelium wird daneben auch verkündigt, und bei etlichen dieser vernachlässigten Geschöpfe findet es eine gute Stätte.

Dagegen hat Babu Kesab nichts einzuwenden, wenn man seine Reden in London hört. Er hat auch bei einer Versammlung der Gesellschaft für den Unterricht des weiblichen Geschlechts in Indien recht theilnehmend und antheilweckend gesprochen. „Die Bildung unserer indischen Frauen," sagte er, „macht jetzt große und belohnende Fortschritte. Obgleich sich anfangs mancher Widerstand gegen diese Neuerung erhob, so hat sich doch derselbe nun gelegt, und überall entstehen bereits Mädchenschulen, in welche einen Blick zu werfen wirklich erhebend ist.

„Daß den Frauen Indiens zu der ihnen gebührenden Stellung verholfen werde, war für Indien von größter Nothwendigkeit. Die hauptsächlichste Schwierigkeit besteht in der traurigen Sitte, daß die Mädchen so frühe heirathen. Sie sind oft schon im 13. und 14. Jahre Mütter, und es ist peinlich zu hören, mit welch lächerlichem Ernste sie bereits von ihren Pflichten reden. Die Kinder kommen also höchstens 3—4 Jahre in die Schule und müssen den Unterricht abbrechen, wenn er kaum erst recht angefangen hat, ihnen zu munden. Daher ist, was sie von der Schule mitnehmen, sehr wenig und oberflächlicher Art; was ihnen in der Eile beigebracht wurde, vergessen sie auch schnell wieder, sobald sie geheirathet haben.

„Auf diesem Grunde beruht die Nothwendigkeit der Zenana-Schule. Wenn die weibliche Erziehung mit Erfolg verbreitet werden soll, so müssen europäische Frauen die indischen in ihren Häusern besuchen. Ich kann aus meiner Erfahrung in Calcutta sagen, daß die europäischen Frauen einen herzlichen Empfang bei den unsrigen finden. Die Hindus sind ein tolerantes Volk, das alle, die aus frommen Beweggründen zu ihm kommen, freundlich aufnimmt und sich gesteht, daß die Kraft der Wahrheit allein solche Personen zu ihnen zu führen vermag. Wenn nun europäische Frauen unsere

Weiber belehren und diese sich anleiten lassen, ihre Häuser in Ordnung zu bringen und im Hinblick auf das zukünftige Leben mit der Hilfe des himmlischen Vaters ihren seitherigen Wandel zu ändern, so ist wahrhaftig viel erreicht."

Der Babu wandte sich sodann vornehmlich an die anwesenden Frauen und dankte ihnen für ihre Liebesarbeit. „Sie haben ein edles Werk angefangen, und Gott wird Sie segnen. Die Zenana-Mission scheint wirklich gesegnet zu sein; schon zeigen sich große und schöne Erfolge. Viele, welche sich nach wahrem geistlichen Leben gesehnt hatten, haben ihre Götzen bei Seite geworfen und die Kastenvorurtheile abgeschüttelt. Die bisherige Vernachlässigung der Frauenerziehung ist Schuld daran, daß in Indien noch nicht größere Ergebnisse erzielt wurden. Wenn etwas Bedeutendes dort zu Stande kommen soll, so muß dem Hauptübel, der Unwissenheit der Frauen, die Axt an die Wurzel gelegt werden, sonst bleiben alle Bemühungen, Indien zu heben, fruchtlos. Soll aber die Bildung eine ersprießliche sein, so muß sie auf dreifache Weise betrieben werden: als eine sociale, eine sittliche und eine geistliche. Geschieht das, so wird Indien soweit gefördert werden, daß es mit Ehren in die Reihe anderer Länder eintreten kann."

Wie deutlich erkennt doch der menschenfreundliche Redner, daß nur das Christenthum diejenige Liebe hervorbringt, welche indischen Frauen in ihre abgeschlossenen Räume nachgeht, um sie zu einer besseren Erkenntniß, zu regerer Thätigkeit und wahrer Bildung zu fördern. Es haben ihm wohl bestimmte Personen vorgeschwebt, bei denen er die Sehnsucht nach Licht und Leben beobachten und ihrer ersten Wirkung froh werden durfte.

Von einer solchen Seele, die wohl am liebsten unbeschrieben bliebe, wenn es möglich wäre, muß nun die Rede sein. Seit fast vier Jahren nämlich hatte die bengalische Missionsfrau, welche mehrere Zenanas besucht, auch der Srimati Ganesch Sundari Dewi und ihrer Schwester im Christenthum Unterricht ertheilt. Jene ist eine siebzehnjährige Wittwe und Verwandte des Babu Kesab*). Ob sie nun Wittwe im indischen Sinne ist, oder auch im europäischen, d. h.

*) So eben kommt dessen nachträgliche Erklärung zur Hand, daß die betreffende Wittwe mit ihm nur sehr weitläufig verwandt sei und er sie nicht persönlich kenne. Sie gehört übrigens wie er zur Sen-Familie.

ob ihr Mann starb, während sie noch ein Kind war, oder später, wissen wir nicht. Genug, sie gab dem Evangelium ein bereitwilliges Gehör, und zwar nicht sie allein, sondern auch ihre Schwester. Neulich fand sich die jüngere gedrungen, dem Hause, in welchem sie doch keine Gewissensfreiheit gefunden hätte, den Rücken zu kehren, um unter Christen zu wohnen. Sie begab sich allein — früher hatte auch ihre Schwester sich eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen, denselben Schritt zu wagen — ins Missionsgehöfte und suchte dort eine Zuflucht bei derselben eingebornen Lehrerin, welche sie bisher im Zenana unterrichtet hatte.

Nun war natürlich viel Geschrei über dies unerhörte Ereigniß. Die Verwandten kamen und redeten der jungen Frau zu, nach Hause zurückzukehren, versprachen auch, sie mit einem reichen Gutsbesitzer zu vermählen. Allein sie beharrte darauf, sie habe bereits Monate lang alles erwogen und sei entschieden, sich taufen zu lassen; einen Gatten brauche sie nicht, sondern das Heil ihrer Seele. Einige Tage lang währten die Anläufe fort vom Morgen bis in die Nacht mit Lockungen und Drohungen, während sie immer nur antwortete: ich will und muß eine Christin werden. Die Verwandten baten Miss. Vaughan, das dumme Kind ihnen ohne weiteres zurück zu geben; er konnte aber nur seinen ersten Ausspruch wiederholen: Sie ist völlig frei zu gehen, wenn es ihr beliebt. Die Mutter selbst beschwor zuletzt den Missionar, ihre Brüder (die Hindu's, nicht Brahmisten sind) nicht mehr einzulassen, da sie geschworen haben, die Ueberläuferin eher zu tödten als taufen zu lassen.

So kam denn der ersehnte Tag, Mittwoch 4. Mai 1870, da der Missionar nach befriedigender Prüfung ihr die h. Taufe ertheilte. Auch jetzt noch kehrte sie gern zu den Ihrigen zurück, wäre sie nur gewiß, daß sie da frei ihrem Glauben leben dürfte. So aber entschied sie sich, fortan bei den Missionaren zu bleiben.

Schon am 6. Mai brachten ihre Verwandten, meist angesehene Brahmisten, die Mutter dahin, eine Klage gegen Herrn Vaughan einzureichen: derselbe halte ihre erst 14jährige Tochter fest, um sie eigenmächtig zu verheirathen ꝛc.; sie verlange, daß das Kind ihrer Obhut zurückgegeben werde. Man wollte jetzt eine Brahmistin aus ihr machen. Am 10. hatte sie im Gerichtshof zu erscheinen, wohin Vaughan und ein bengalischer Missionar ihr das Geleite gaben.

Wer sie hier stehen sah, mußte sich auf den ersten Blick über-

zengen, daß sie das Alter von 16 Jahren, das gesetzliche Erforderniß für den Religionswechsel, erreicht haben müsse.

Ein bengalischer Anwalt, der schon bei allerhand Veranlassungen gewichtige Reden über die Rechte des weiblichen Geschlechts und den Jammerstand der Hindu-Wittwen gehalten hatte, trat nun vor und bewies aus den Satzungen der alten Weisen, daß das Weib zu immerwährender Unmündigkeit verurtheilt sei, indem sie stets dem Vater oder Bruder, dem Gatten und endlich dem Sohne vom Gesetz untergeordnet und unter keiner Bedingung je freigegeben werde.

Darob lächelte der englische Richter, ein Herr Phear. Er meinte, wenn das alles gälte, so würde die englische Habeas-Corpus Acte ein Mittel nicht der persönlichen Freiheit, sondern hoffnungsloser Gefangenschaft. Es handle sich hier einfach um zwei Dinge, um Alter und Unterscheidungsvermögen. Das Alter der vorgeführten Frau sei sicherlich auf 17 Jahre zu schätzen, ihr Unterscheidungs- und Wahlvermögen (discretion) wolle er nun prüfen.

Damit nahm er die Wittwe sammt zwei Rechtsgelehrten ins Nebenzimmer und befragte sie durch einen heidnischen Dollmetscher, der die biblischen Ausdrücke nie gelernt hatte, was sie von Genesis, Exodus und Matthew ꝛc. wisse. In dieser Art von Prüfung scheint sie allerdings nicht geglänzt zu haben; sie bestand aber darauf, sie wolle bei den Missionaren bleiben. Auf die Frage: bei welchen? weiß sie nicht einmal die Namen der Padre Sahibs anzugeben!

Der Richter trat wieder ein, setzte sich und hob an: „Kein denkender Mann kann anders als von Herzen beklagen, daß dieser Vorfall sich ereignet hat. Ich will ja gerne glauben, daß die Herren, die hier stehen — in der unbeneidenswerthen Lage von Personen, die ein junges Mädchen ermuthigt zu haben scheinen, ihr Haus zu verlassen und sich von Vater und Mutter und Brüdern zu trennen, — daß diese Herren ihr Mißgeschick selbst bedauern. Denn ich kann mir kein größeres Mißgeschick denken als dieses, sofern der Vorgang geeignet ist, die höchste Angelegenheit, welche einsichtsvolle Europäer in diesem Lande am Herzen hegen, aufs schwerste zu beeinträchtigen."

Wie verschieden lautet doch dieses Wort von der Lehre unseres Meisters, der selbst nicht den Frieden brachte, sondern das Schwert. Was der Richter bedauerlich nennt, scheint uns geradezu dankenswerth. Nicht daß wir den Stoß unterschätzten, den ein solches Er-

gebniß den Zenanaschulen versetzen kann. Aber wie viele starke Jünglinge sind schon in ähnlichen Prüfungen zu Schanden geworden und haben Schiffbruch an ihrem Glauben gelitten, trotz der Fülle ihres europäischen Wissens! Das arme Mädchen aber, nur im bengalischen Testamente zu Hause, steht fest im Glauben, und läßt sich auch vom kritischen Richter nicht auf andere Gedanken bringen. — Dieser fährt fort:

„Ich fühle mich gedrungen zu erklären, daß ich zu dem Schlusse kommen mußte, die junge Frau zeige sich denn doch sehr unwissend und schlecht unterrichtet in dem Wissenszweig, mit welchem sie sich diese zwei Jahre her beschäftigt haben will. Nach meiner kurzen Unterredung mit ihr will mir scheinen, daß sie nicht Eine klare Idee besitzt, die ich für richtig halten könnte. Ihre Unwissenheit in Betreff des Einen heiligen Buchs ist geradezu verwunderlich, und ich kann mir die Gefahr nicht verbergen, in welche ein so junges, ungebildetes und unerfahrenes Mädchen sich begibt, wenn sie sich von der Gesellschaft derjenigen trennt, mit denen sie bisher gelebt hat, und nun bei Fremden weilt, deren Namen sie nicht einmal angeben kann.

„Dennoch konnte ich nichts entdecken, was beweisen würde, daß sie durch ungesetzliche Mittel beeinflußt worden wäre oder nicht so viel Einsicht hätte, um in Sachen ihres Glaubens eine freie Wahl treffen zu können. Denn ich meine, nichts sei klarer, als daß das Unterscheidungs- und Wahlvermögen, welches das Gesetz verlangt, nicht von einem hohen Grade von Geistesbildung dürfe abhängig gemacht werden. Geschähe das, so wäre ja damit allen Armen und Unwissenden ihre Freiheit abgesprochen."

Die Wittwe hatte nun noch einmal im Nebenzimmer eine Unterredung mit ihrer Mutter zu bestehen, welcher niemand sonst anwohnen durfte. Man hörte nur lautes Weinen und Klaggeschrei. Darnach erklärte sie zwar bewegt, doch entschieden vor dem Gerichtshof: sie sei entschlossen, bei den Padre Sahibs zu wohnen, und durfte ungehindert ins Missionshaus zurückkehren.

Selbstverständlich sind nun die Zeitungen böse über die Missionare und froh an allen spöttischen Bemerkungen des Richters, der uns unbeschadet aller seiner hohen Bildung und Billigkeit denn doch in dem „Einen heiligen Buch" nicht allzufest gegründet scheint. Miss. Vaughan versichert, daß weder er, noch die Seinen der neuen Jün-

gerin gerathen haben, was sie thun solle; nachdem sie aber selbständig die Uebersiedlung ausgeführt, und ihren Glauben zu prüfen Gelegenheit gegeben habe, sei er sehr beruhigt und dankbar. Er habe sich überzeugt, daß sie die Hauptsache von den alttestamentlichen Geschichten wisse, im neuen Testament aber sei sie so gut zu Hause, daß er nur wünschen könne, die Mehrzahl derer, welche sich Christen nennen, möchten eben so gute Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen im Stande sein. Er lade also alle, die es interessiren möge, ein, die junge Schwester zu besuchen und selbst zu prüfen.

Ueber diesen Ereignissen des 10. und 11. Mai gerieth ganz Calcutta in eine eigenthümliche Aufregung. Sowohl die Anhänger des Brahma Samadsch. als seine Gegner suchen in entgegengesetztem Sinne Capital daraus zu schlagen. Soviel hat sich dem unbefangenen Beobachter deutlich gezeigt, daß der gepriesene Liberalismus dieser Neuerer, die sich als die einzigen wahren Freunde der Gewissensfreiheit geberdeten, vor ernsten Thatsachen, welche sie persönlich betreffen, nicht gerade Stich hält. Der Babu mag daher etwas verblüfft darüber sein, daß seine Vertreter sich in dieser Angelegenheit so unduldsam und unfrei gezeigt haben, und auch des Griffs nach dem abgenützten Mittel, ein geringeres Alter zu beschwören, sich nicht schämten. Die Presse im Allgemeinen stimmt in den herrschenden Ton ein; der Christ wird das sehr natürlich finden und in der Stille Gott danken, daß er die Bande, worin die Töchter Indiens gefangen lagen, in der alterprobten Weise zu lösen beginnt. Möge der aufgeworfene Staub das Wachsthum des zarten Pflänzchens nicht verkümmern, daß es heranwachse zu einem Baum der Gerechtigkeit, Ihm zum Preise!

Ein Missionsbischof für Madagaskar.

Die Leiter der Londoner Missionsgesellschaft, und mit ihnen die Vertreter der Independenten (oder Congregationalisten), haben sich erhoben und gegen den Vorschlag, in Madagaskar einen Bischof anzustellen, laut protestirt, da ein solcher Schritt das auf jener

Insel begonnene und so wunderbar gesegnete Missionsfeld sicherlich stören und Verwirrung anrichten würde. Schon vor einem Jahr (21. Juni 1869) erklärten die ersteren: „Ueber die übeln Folgen dieser Maßregel können wir uns nicht täuschen, wenn wir erwägen, daß schon jetzt mehrere der bischöflich gesinnten Missionare in Madagaskar sehr scharfe Worte gegen die in der Hauptstadt arbeitenden Missionare unsrer Gesellschaft geführt, die Gültigkeit ihrer Ordination in Frage gestellt, die Form ihres Gottesdienstes bekrittelt und sogar ihnen das Recht, Lehrer des Christenthums zu sein, abgesprochen haben. Die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft müssen gegen ein solch liebloses Verfahren protestiren, denn diese einseitigen, bigotten Anschauungen der westlichen Welt sollen nicht herübergeschleppt werden zu einem Volk, das durch die wunderbare Gnade Gottes eben erst aus der Nacht und Grausamkeit des Heidenthums gerettet worden ist. Gerade in diesem Geist und mit dergleichen Reden begann einst Bischof Staley seine Laufbahn auf den Sandwich-Inseln, und niemand kann wünschen, jene bedauernswerthe Geschichte sich wiederholen zu sehen."

Dieses Schreiben wurde der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums" dnrch Deputirte vorgelegt, welche eine vollständige Erklärung ihrer Ansichten gaben, und welchen dann eine schriftliche Antwort versprochen wurde. Dieselbe traf endlich (31. Juli 1869) ein und lautete also: „Die Committee bedauert sehr, daß der Vorschlag, den sie, als Glieder der anglikanischen Kirche, festzuhalten sich noch immer verpflichtet fühlen, Ihnen so zuwider ist," d. h. also, daß der Vorschlag ausgeführt wird.

Am 17. December 1869 beschloß die Ausbreitungsgesellschaft, einem Bischof, der die kirchliche Mission auf der Insel Madagaskar zu beaufsichtigen habe, ein Gehalt von jährlich 300 Pf. St. zu bewilligen; und nun wurde ernstlich nach dem passenden Mann gesucht. Es verstand sich von selbst, daß ihm eine größere Anzahl von Missionaren beigesellt und er ermächtigt werde, in der Hauptstadt selbst seinen Wohnsitz zu nehmen.

Als später wirklich ein Bischof ausfindig gemacht war, brachten die Londoner nochmals ihre Bitte vor (8. Februar 1870); aber die Antwort lautete wiederum ungünstig und der Briefwechsel wurde steif abgebrochen mit bloßer Empfangsanzeige des Briefs. Unterdessen hatten die Leiter der Londoner Missionsgesellschaft an das

Committee der englisch kirchlichen Mission geschrieben, deren vortreffliche Antwort, von dem edeln Henry Venn verfaßt, hier folgt:

„Schon im Juli 1869 theilten Sie uns Ihre Befürchtungen in Betreff des zu errichtenden Bisthums in Madagaskar mit und baten um unsre Ansicht darüber. Die Antwort auf diesen Brief wurde lange Zeit verschoben, da wir versichert worden waren, daß weder für ein Bisthum die nöthigen Mittel vorhanden, noch ein Mann dazu gewählt sei, und sich hoffen ließ, daß ein solcher Plan keinenfalls ins Werk gesetzt würde, ohne Berathung mit der kirchlichen Mission, welche zum wenigsten die Hälfte der Männer, welche in Madagaskar die anglikanische Kirche vertreten, hinausschickt. Da wir nun aber nach allem hören, daß der Plan wirklich ausgeführt werden soll, obschon noch kein Geistlicher zum Bischof gewählt worden ist, halten wir die Zeit für gekommen, mit allen uns zu Gebot stehenden Mitteln unser Urtheil abzugeben und geltend zu machen.

„Wir erinnern an das Jahr 1861, da den christlichen Missionaren zuerst die Rückkehr nach Madagaskar gestattet wurde und die Sendboten der Londoner Gesellschaft von den bekehrten Eingebornen eingeladen wurden, das Werk fortzuführen, das sie allein angefangen und in Zeit von wenig Jahren zu solcher Reife gebracht hatten, daß, nach Vertreibung der Missionare, unter dem Wüthen der blutigen Christenverfolgung die eingebornen Christen standhaft blieben und sich vermehrten. Ihre Gesellschaft trat muthig hervor und verpflichtete sich, nicht allein ihre eigene Mission, besonders in der Hauptstadt, zu verstärken und auszudehnen, sondern erließ auch in der uneigennützigsten Weise eine Einladung an die kirchliche Mission, sie im Werk der Evangelisation der Insel zu unterstützen, nur so, daß unter den eingebornen Christen jede Verwirrung und Zwistigkeit verhütet werden möchte.

„Demzufolge wurde im Jahr 1863 festgestellt, daß die Londoner hauptsächlich in der Hauptstadt selbst und von dort aus gegen die Küste hin, die kirchlichen Missionare aber an der Küste und von dort aus landeinwärts ihre Arbeit betreiben, und daß die letzteren von dem Bischof von Mauritius beaufsichtigt und besucht werden sollten, und kein besonderer Bischof für Madagaskar ernannt werde.

„Längst schon ist es unter den verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften anerkannte Pflicht, daß sich keine in das Arbeitsfeld der andern hineindränge und so den Fortgang und das

Gedeihen der dort bestehenden Mission gefährde. Wer mit der Missionsgeschichte auch nur oberflächlich bekannt ist, wird sich sofort eingestehen müssen, daß eine solche Regel nicht allein bestehen muß, sondern auch bei denkwürdigen Veranlassungen, wo die Versuchung zu einem entgegengesetzten Verfahren besonders stark war, durchgesetzt worden ist. Eine jede Gesellschaft hat schon zu verschiedenen Zeiten den Segen dieses stillschweigenden Einvernehmens, wie man es nennen mag, zu genießen bekommen. Es gibt allerdings einige festgewordene Ausnahmen, z. B. an solchen großartigen Mittelpunkten der Bevölkerung, wie Calcutta, Madras, Sierra Leone ꝛc. sind, welche Ausnahmen jedoch nur dazu dienen, für alle andern Fälle die Regel zu bekräftigen.

„Die Größe der Gefahr solcher Einmischung hängt freilich von dem Zustand der betreffenden Mission ab; bei weiter vorgeschrittenen ist sie bedeutender als bei eben erst angefangenen; jedenfalls muß die Gesellschaft, die seither dort gearbeitet und also die genauste Kenntniß vom Zustand und der Beschaffenheit der eingebornen Gemeinden hat, darüber am besten urtheilen können.

„Es wird genügen, wenn wir auch nur auf zwei der vielen übeln Folgen hinweisen, welche im vorliegenden Falle aus unberufener Einmischung entstehen müssen.

1) „Solches Einmischen tritt der Ausübung heilsamer Kirchenzucht hindernd in den Weg. Das Gedeihen mancher Missionen ist gehindert worden durch die Anlage der Eingebornen, sich im Aerger über die strenge Zucht der Gesellschaft, welcher sie angehören, einer andern Mission anzuschließen, oder doch unzufriedene Vergleichungen zwischen den beiden anzustellen. Wenn nun das Hauptquartier einer neuen Mission sich in der Hauptstadt von Madagaskar, den Londonern gleichsam zum Trotz, niederließe, läge diese Gefahr offenbar sehr nahe.

2) „Das zweite Uebel aber wäre, daß sofort endlose und unnütze Streitigkeiten entstünden über die Gültigkeit der nicht vom Bischof vollzogenen Ordinationen, über etwaige Wiedertaufe u. dgl. Selbst wenn der Bischof und seine Leute mit der größten Weisheit und Vorsicht derlei zu vermeiden suchten, würden doch gewiß die Feinde des Christenthums sich eifrig umthun, den Samen der Zwietracht auszustreuen, und so das Werk zu erschweren und zu hindern.

„Noch gar Manches ließe sich anführen, was die kirchliche

Gesellschaft 1863 bewog, für Madagaskar die obengenannte Regel festzusetzen, und die achtjährige Erfahrung hat die Zweckmäßigkeit und Klugheit dieser Einrichtung hinreichend bewiesen. Sogar wenn nun wirklich ein Bischof für Madagaskar erwählt werden sollte, müßte die kirchliche Gesellschaft, wenn sie christlich konsequent sein will, sich weigern, ihre Missionare unter seine Aufsicht zu stellen, statt unter die des Bischofs von Mauritius.

„Da nun schon die Königin und die höchsten Behörden der Insel Madagaskar sich dem Christenthum zugewandt haben, dürfen wir wohl hoffen, daß die dortige eingeborne Kirche bald selbständig genug sein wird, sich selbst eine Kirchenordnung zu wählen, eine Aussicht, welche noch weiter gegen jede Einmischung im gegenwärtigen Augenblicke spricht.

„Leicht könnte, selbst bei der bestehenden Einrichtung, die Gefahr der Uneinigkeit zwischen den Arbeitern der verschiedenen Gesellschaften in Madagaskar nahe liegen, allein unsre Gesellschaft wird Allem aufbieten, diesem Uebel zu steuern, indem sie die großen gemeinsamen Grundlagen des christlichen Glaubens aufrecht hält. Sie wird auch nie vergessen, die bekehrten Madagassen, die sich ihr anschließen, zur Dankbarkeit gegen die Londoner Mission aufzufordern, welche zuerst das Evangelium auf ihre Insel brachte und später, sobald den Missionaren die Rückkehr erlaubt worden war, mit großer Entschiedenheit und raschem Zugreifen ihre Arbeit wieder aufnahm."

Es ist bedauernswürdig, daß trotz aller dieser Warnungen der Plan eines anglikanischen Bisthums für Madagaskar nicht hinausgeschoben worden ist; die Ritualisten wollten einmal, wie's scheint, einen neuen Schritt wagen, nachdem ihr Unternehmen in Honolulu (S. 173) so offenkundig mißglückt ist. Auf den Jahresfesten des letzten Mai sagte ein Redner der Londoner Gesellschaft: „Wäre ich geneigt, hier einen Scherz zu versuchen, so möchte ich jene kleine, aber hartnäckige Partei in der Ausbreitungsgesellschaft fragen: Wenn ihr dorthin einen Bischof durchaus senden müßt, welchen wollt Ihr doch der Insel bescheren, jenen von Honolulu, den Freund der Königin Emma, der heimkommen muß, oder jenen von Natal, der nicht heimkommen will?" Letztere Anspielung gilt dem armen Bischof Colenso, dessen Beispiel wenigstens gezeigt hat, daß eine sehr hochkirchliche Gesinnung noch keine Gewähr für den einfachen Bibelglauben eines Missionsbischofs leistet.

Hauptsächlich aber haben sich die Theilnehmer am Jahresfeste der Londoner Gesellschaft dahin vereinigt, Gott herzlich zu danken für den großen Segen, den er der Mission auf Madagaskar geschenkt hat, und Ihn anzuflehen, daß Er die jungen Gemeinden der Insel vor allem Uebel bewahre und mit Geisteskraft und Leben fülle. Die Direktoren der Gesellschaft haben beschlossen, ihre Mission durch 16 weitere Arbeiter zu verstärken, von denen 8 bereits auf dem Wege sind. Sie kommen keinen Augenblick zu frühe, denn in einem Jahre ist die Zahl der Anhänger des Christenthums von 37000 auf 153,000 gestiegen, während freilich die der Abendmahlsgenossen von 7066 nur auf 10,546 sich erhöb. Und wer kann sagen, ob nicht trotz aller zu befürchtenden Unannehmlichkeiten der neue Bischof am Ende doch der Kirche auf der Insel zum Segen wird? Derselbe spricht freilich von seiner Aufgabe im gewohnten halbrömischen Styl. „Wahrlich, die Felder sind dort weiß zur Ernte; es bedarf nur der Aussendung einer Bande von rechtmäßig beauftragten Arbeitern, um eine reichliche Ernte in die Scheune von Christi heiliger Kirche einzubringen." Wie werden doch solche Aussichten die gesunkenen Aussichten der französischen Jesuiten in der Hauptstadt der Insel neu beleben! Dem HErrn der Gemeinde seis befohlen!

Missions-Zeitung.

Der Aufstand in China.

Ein Telegramm aus Tientsin meldet, daß am 21. Juni in Peking ein Volksaufruhr gegen die Franzosen statt gefunden habe, bei welchem alle französischen Priester, die barmherzigen Schwestern, der Geschäftsträger Graf Rochechouart und der franz. Consul, sowie drei Russen ermordet worden seien. Auch die große Kathedrale wurde niedergebrannt. Am folgenden Tage scheint die Ruhe ohne weitere Beeinträchtigung der Fremden wieder hergestellt worden zu sein.

Eine spätere Nachricht besagt, Nanking sei der Sitz dieser Unruhen gewesen. Man habe in Folge des Wegfangens von Kindern die französischen Missionare der Betheiligung an dem Verbrechen beschuldigt und das Haus des französischen Consuls, sowie das der barmherzigen Schwestern niedergebrannt; doch seien die Missionare entkommen.

Dieses Ereigniß ist von großer Tragweite für die gesammte chinesische Mission. Bekanntlich hat sie sich in den letzten 10 Jahren allerwärts sehr ausgedehnt, und unter sehr verschiedener Behandlung von

Seiten der europäischen Gesandten. Während nämlich die englischen Behörden sich der Aufgabe, die protest. Missionare gegen Volksaufläufe oder Ungerechtigkeiten der Beamten zu schützen, mehr und mehr entzogen und neuestens letzteren den Rath gaben, sich nicht auf entlegenere, vom Großhandel noch unberührte Stationen zu begeben, zog der französische Geschäftsträger, wenn von den kathol. Missionaren um Hilfe angerufen, selbst von Ort zu Ort und zwang die Mandarinen zu einer befriedigenden Beseitigung der Klagen, ja nahm ihnen noch Garantieen ab für zukünftige Beobachtung der theuer erkauften Verträge.

So ist denn in den neusten kathol. Missionsberichten zu lesen: „Glücklicher Weise ist uns Herr von Rochechouart zu Hilfe gekommen; er hat sich der Sache der Unterdrückten kräftig angenommen und für unsere Missionen einen Eifer entwickelt, der unsern vollsten Dank verdient" (Brief aus Yeuyang). Von Kiangnan verlautet: „Dann hat sich auch, sagen wir das zur Ehre unseres Vaterlandes, die siegreiche Fahne Frankreichs rasch und schrecklich wie der Blitz gezeigt. Die Mandarine kennen und fürchten sie. Bessere Tage sind für dieses unglückliche Land angebrochen, das ganz in den Finsternissen der geistigen Entschlaffung begraben gewesen war."

Daß aber die französischen Missionare durch die, freilich berechtigten Ansprüche, welche sie auf Wiedererstattung des im letzten Jahrhundert während der Verfolgungen eingebüßten Kirchenguts erhoben, sowohl bei dem Volke als bei der Beamtenwelt sich sehr verhaßt machten, ist nur allzu erklärlich. Im Friedensvertrag von 1860 war ausbedungen, daß ihnen die seit dem Jahr 1723 geraubten Besitzungen zurückgestellt werden sollten. Die Mandarinen waren natürlich sehr verwundert, als die vergilbten Documente nach einander aus Europa herbeikamen und nun wieder und wieder verkaufte und überbaute Plätze den Fremden ohne Entschädigung ausgeliefert werden sollten. Wer könnte die Härten und Unbillen zahlen, welche unter einem Beamtenstand, wie ihn China besitzt, den einzelnen zugefügt wurden, um die anspruchsvollen Ausländer zu befriedigen. Daß eine solche Behandlung der Entschädigungsfrage, unterstützt von einem rasch vorgehenden Geschäftsträger und seinem Admiral, die Volkswuth aufs höchste zu steigern vermochte, kann nicht sehr befremden.

Ueberhaupt aber stehen die altchinesischen Vorurtheile, welche nur ein demüthiges Auftreten der Ausländer in ihrem Lande ertragen können, noch in vollster Blüthe, und darf hierein kein schneller Wechsel erwartet werden. Es war von übler Vorbedeutung, daß die englischen und französischen Geschäftsträger in ihrem Verfahren gegen ihre Landesangehörigen soweit auseinander giengen, daß jener sich mehr und mehr aller Action enthielt und die Regierung in Peking für das Vorgehen einiger Consuln sogar um Verzeihung bat, während dieser um so rücksichtsloser zu Gunsten der französischen Missionen einschritt.

Möglicherweise haben nun auch die protest. Missionen im himmlischen Reiche unter der vom Norden aus sich verbreitenden Aufregung zu leiden. Man zählte im Jahr 1869 etwa 306 Stationen evangelischer Missionen mit 5743 Communikanten, während es vor 15 Jahren kaum 100 bekehrte Chinesen gab. Die sieben Missionare der Basler-Mission hatten im letzten Jahre einen Zuwachs von 115 Getauften zu verzeichnen, den größten seit dem Anfang ihres Wirkens. Aus ihren Berichten sowohl, als aus denen der Barmer und Berliner Missionare geht hervor, daß in der letzten Zeit sich beides steigert, sowohl die Geneigtheit einzelner sich dem Evangelium zuzuwenden, als der Widerstand der Intriguanten und die Bereitwilligkeit des Pöbels, ihren Aufreizungen Folge zu leisten. Daß unter solchen Umständen die chinesische Mission der Fürbitte ihrer Freunde dringend empfohlen werden muß, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Der indische Reformator.

Am 12. April wurde der Leiter des Brahma Samadsch Kesab Tschandra Sen von den Unitariern Englands feierlich empfangen in Gegenwart von jüdischen Rabbinern und Vertretern christlicher Missionen. Es war eine wunderliche Versammlung. Decan Stanley, der Sprecher der „breiten Kirche," d. h. der freisinnigen Richtung in der englischen Kirche, that sein Möglichstes, dem Brahmaführer zu beweisen, daß es in England eine allgemeine Christenheit gebe, trotz aller Verschiedenheit der religiösen Benennungen. Wie Gladstone schon geäußert habe, sei es die Aufgabe des heutigen Christenthums, mit allen wahrhaft menschlichen Bestrebungen und Bedürfnissen zu sympathisiren. Ein allgemeines Christenthum sei schon auf dem praktischen Boden des Volksschulwesens anerkannt. Das Christenthum eines Bacon, Shakespeare und Walter Scott bedürfe keiner besonderen Confession zu seiner Empfehlung. Habe schon ein Paulus in Lystra sich an die Gewissen der Heiden gewendet und in Athen den „unbekannten Gott" und Verse heidnischer Dichter benützt, habe ein Johannes von den philosophischen Schulen Alexandrias den Ausdruck für den höchsten Gedanken des Christenthums (das „Wort") entlehnt, so wünschen wir auch für Indien eine seinem Nationalcharakter entsprechende Entwicklung des allgemeinen Christenglaubens. Das erste Dämmern eines solchen Nationalglaubens scheine in der religiösen Reform anzubrechen, deren bedeutendster Repräsentant sich heute eingefunden habe. Er bitte die Zuhörer, den Gast vom Gangesufer in dieser Osterzeit am Gestade der Themse zu bewillkommnen. (Beifall.)

Lord J. Lawrence, der frühere Generalgouverneur, sagte, er selbst habe dem Babu zuerst den Wink gegeben, diesen Besuch auszuführen. Ihr Gast stamme von der geachtetsten Familie aus der Kaste der Aerzte, und habe als Waise in einer englischen Schule und dann im Calcutta College eine solche Kenntniß europäischer Ge-

schichte und Literatur erworben, daß es ihm unmöglich geworden sei, im Götzendienste zu verharren. Durch Nachdenken und Gebet sei er zur Verehrung des Einen Gottes hindurchgedrungen und habe sich dem Brahma Samadsch angeschlossen, sei aber bald weiter gedrängt worden, so daß er nun an der Spitze der reformirenden Partei dieses Vereins stehe, welche sich angelegen sein lasse, die Hindu-Gesellschaft mit neuen Gedanken zu durchsäuern. Dieselbe umfasse eine rationalistische und eine theistische Richtung. Er selbst, der Lord, glaube, daß diese Partei in nicht sehr langer Zeit als Mitchristen werde gezählt werden können, so viele Verläugnung auch der Uebertritt vom Glauben der Väter den Hindus auferlege.

Nachdem auch der Unitarianer Professor Martineau, Rabbi Dr. Marks und der Secretär der Londoner Mission, Dr. Mullens, welcher den Babu in Indien gekannt hatte, sich zu seiner Begrüßung vereinigt hatten, trat letzterer selbst auf, wurde mit Begeisterung empfangen und hielt eine lange Rede in fast untadeligem Englisch.

Er sah die Verbindung Englands und Indiens als eine von der Vorsehung zu Indiens Heil herbeigeführte Wunderthat an, in Folge deren Indien einer Erneuerung entgegengehe, deren es auch sehr bedürfe, wegen der Vielweiberei, frühen Heirathen 2c. England sei mit der Bibel zu ihnen gekommen, einem neuen wunderbaren Buche, das nun immer mehr Anklang bei trostsuchenden Hindus finde. So stolz sie auch auf ihre Wedas 2c. sein dürfen, ohne die Bibel könne es Indien doch nicht machen. Also danke er den Missionaren, die mit vieler treuen Arbeit dieß Buch den Hindu-Völkern nahegebracht haben. Die Bewegung der Brahmas rühre von einer kleinen Gesellschaft von Reformatoren her, welche aus den Wedas den Grundgedanken eines einzigen Gottes schöpften und damit den alten Hinduismus neu beleben wollten. Nach 10 Jahren habe man aber gefunden, daß diese Wedas neben viel Wahrheit doch auch viel Unsinn und schlechte Religionsformen enthalten. Also haben die Brahmas diese Bücher weggeworfen und einen reinen Theismus aufgestellt. Ein Theist könne nie gegen Christum oder seine Jünger feindselig auftreten. Die Bibel stamme aus dem Orient und mit ihrer morgenländischen Färbung empfehle sie sich dem Orientalen; so werde, ohne daß man abendländische Erklärer derselben brauche, Indien den Geist Christi gewiß annehmen: das sei wenigstens sein Glaube. (Zujauchzen.) Anders stehe es mit den abendländischen Religionsformen. In diesen stelle sich die Christenheit so zerspalten dar, so verschieden in Lehren, Bräuchen und Vorschriften, daß Indien davon ganz verwirrt werde. (Gelächter.) Jede dieser Kirchen wolle die wahre sein; welche sei es denn? Der Hindu wisse sich da nicht zu helfen; dennoch hege er im Herzen Ehrfurcht vor der Person Christi. (Beifall.) Also komme es, daß Indien sich zwar keiner christlichen Kirche habe zuwenden können, aber dennoch Chri-

stum selbst immer mehr ehre. Er habe einige unangenehme Wahrheiten sagen müssen, aber er bitte die englischen Christen, Indien im Streben nach seiner Selbstreformirung zu unterstützen, vornehmlich aber ihm keine Namenchristen mehr zu schicken, die blos reich werden wollen, sondern solche, welche ihr Christenthum durch die That bewähren. Er sei nach England gekommen, nicht um die christliche Lehre zu studiren, sondern um das christliche Leben zu beobachten. (Starker Beifall.)

Lord Houghton und der wesleyanische Dr. Sanderson dankten dem Babu, worauf die auch von vielen Hindus verstärkte Versammlung sich auflöste.

Gewiß kann man sich nur freuen, wenn über die reglos faulenden Wasser des Hinduismus ein frischer Wind hin weht und vielleicht hat ein Babu Kesab Tschandra Sen so viel oder noch mehr von Christo sich angeeignet, als dieser und jener Prediger der „breiten Kirche". Daß nach den Dienern Mammons auch christliche Missionare in Indien eingedrungen sind und ihm die Bibel gebracht haben, scheint jedenfalls dem Babu ein dankenswerthes Ereigniß. Es stimmt uns also hoffnungsvoll, daß er einen Zug zu Christus in sich verspürt und denselben auch in andern Indiern zu entdecken glaubt. So hört man auch von ihm, daß er die Taufe einführte, und z. B. sein Kindlein Nirmal Kesab Sen mit Gebet getauft hat, freilich nicht auf den Namen des dreieinigen Gottes. Indessen sind wir, offen gestanden, noch nicht über den Zweifel hinaus, ob es nur ein Gedanken- und Wortkünstler ist, den man hier als Indiens Reformator mit gar zu gutmüthigem Beifall überschüttete, oder ein ganzer Mann, der für eine heilige Sache, in deren Dienst er sich begiebt, zu leben und zu sterben vermag. Nicht mit der Demuth vereinbar scheint uns die etwas anmaßende Weise, in welcher sich der junge Mann als Vertreter des ganzen ungeheuren, viel gespaltenen Indiens geberdet, während die Zahl derer, welche sich seiner Richtung angeschlossen haben, noch nicht den zehnten Theil der von Missionaren in Indien gesammelten Christen beträgt. Uns scheint er ein Mann zu sein, dessen Entwicklung man wohl aufmerksam und theilnehmend verfolgen mag, den man aber mit Beifallssturm verschonen sollte, damit er sich nicht für ein bedeutenderes Bestandtheil der werdenden Menschheit ansieht, als ihm bis jetzt zu sein gegeben ist. Vor zehn Jahren, heißt es, war er fast auf dem Sprung, Christ zu werden!

Bücherschau.

Missionsgeschichte in Heften. 1. Grönland. Berlin 1868. 1 Sgr. 2. Ceylon. 1869. 1 Sgr. 3. Der rothe Mann. 1870. 3 Sgr. 4. Der große Ocean und die Mission (Neuholland). 2 Sgr.

5. Neuseeland. 2 ½ Gr. (Niederlage des evang. Büchervereins zu Berlin. Oranienstraße 106.)

Dieses Unternehmen einer populären Missionsgeschichte, von dessen Anfang das Miss.Mag. (1868, S. 511) bereits berichtet hat, schreitet rüstig vorwärts. Die Hefte reden in einer blühenden, fesselnden Sprache von den verschiedenen Missionsgebieten und erzählen die interessantesten Vorkommnisse aus der auf ihnen verrichteten Evangelisationsarbeit. Das Neueste und Einzelnste zu berichten lag dem Verfasser nicht an. So fehlt z. B. die Nachricht, die im verflossenen Jahre durch die Zeitungen lief, daß der letzte der Tasmanier beerdigt worden ist; den Vereinigten Staaten werden nur 20 Mill. weißer Einwohner zugeschrieben, davon ein Drittheil aus Deutschen bestehen soll; die Congregationalisten werden geschildert als solche, die durch Predigerversammlungen die kirchlichen Angelegenheiten leiten (während sie mit den eine Seite vorher geschilderten Indepenbenten identisch sind); und so finden sich auch sonst Spuren einer etwas eilfertigen Schreibweise (z. B. VIII, S. 154: Admiral Colyge statt Coligny.) Statistische Nachweisungen oder eine genauere Einhaltung der Zeit- und Ortfolge suche man lieber nicht in diesen Heften. Dagegen wird man sprechende, oft glänzende Naturschilderungen, beredte Ansprachen, anmuthige Einzelbilder und scharf gezeichnete Ueberblicke in Menge finden und somit eindringliche, lohnende Totaleindrücke von der sehr anziehenden Lectüre davon tragen. Der rothe Mann und Neuseeland scheinen uns die gelungensten dieser Bearbeitungen; jedermann wird sie mit Vergnügen lesen.

Vier Freistätten im Sclavenlande. Nochmals sechs Jahre Missionsarbeit in Westafrika, von F. M. Zahn, Inspector der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Mit einer Karte. Bremen. 1870. (Pr. 20 kr. bei Insp. Zahn, Ellhornstr. 26).

Eine ebenso gründliche als interessante Fortsetzung der Missionsgeschichte auf der Sclavenküste, welche Hr. Zahn in der Schrift „Von der Elbe bis zum Volta“ (Miss. Mag. 1867, S. 174) zu beschreiben begonnen hat. Die sechs Jahren reichen von 1853—59 und schildern, unter welchen Kämpfen von Keta aus Waya, Anyako und Wegbe gegründet wurden.

Im Kudschah-Paß.

Dilawar Chan.

Wenn wir uns ein Bild von Dilāwar Chan machen wollen, müssen wir uns einen schlauen, ältlichen Afghanen mit breiten, kräftigen Schultern und einem gar rauhen, runzeligen Gesicht vorstellen; gekleidet in ein Postin oder Schaaffell, die lange, warme Wolle innen, das gelbgegerbte und mit Stickereien gezierte Leder außen; auf dem Boden kauernd oder auch in einem Lehnsessel sitzend im Kasernenhof der Grenzer („Guide-Corps") in Murdan. Er hat sein Schwert entweder auf seinem Knie liegen oder an dem um seine Lenden gewundenen breiten Ledergürtel hängen, im welchem auch ein Pistol steckt, mit einer starken, losen Schnur angebunden, damit es ihm niemand entreiße. Eine Anzahl aufgeregter muhammedanischer Soldaten stehn um ihn herum, während er mit dem vor ihm sitzenden Priester in lebhafter Unterredung Zunge und Hände eifrig bewegt. An dem Glitzern und Blinzeln seiner Augen, sowie an dem verwirrten und zornigen Ausdruck auf dem Gesicht seines Gegners merken wir schon, wer den Streit gewinnt. Er hat den Priester wie im Schraubstock festgefaßt und wird ihn kaum leichten Kaufs loslassen.

Diese Scene hat sich in den letzten Jahren nicht blos in Murdan, sondern auch in vielen Ortschaften des Jusufzie-Landes in der Nähe von Peschawer oft und viel wiederholt. Das Guide-Corps ist das tapferste und beste eingeborne Regiment in Indien, und Dilawar Chan war einer seiner ausgezeichnetsten eingebornen Offiziere. Er ist auf den Khattack-Bergen geboren und zum Räuber erzogen worden, denn in jener Gegend weiht die Mutter ihr neugebornes Kindlein regelrecht zum Rauben und Morden ein. Es gibt in Afghanistan ein Werkzeug, einem großen starken Meißel ähnlich, welches Dieben zum Einbrechen dient; ein solches Instru-

ment in der Hand geht die Mutter, das Kind auf der Hüfte tragend, auf irgend welche Erdmauer los, bohrt ein großes Loch hinein, schiebt ihr Kleines mehrmals hindurch und zurück, mit den Worten: „Ghal Scha", Sei ein Dieb! „Sei ein Dieb! Wie Diebe durch Mauern brechen, so brich du durch Mauern, und wie ich dich durch dieses Loch schiebe, so dringe du durch Löcher in der Leute Häuser und plündere sie." So werden von klein auf die Kinder zum Diebshandwerk angehalten; sie rühmen sich ihrer Gewandtheit und halten es für eine Ehre, zu geschickten, tüchtigen Räubern heranzuwachsen.

Dabei sind sie überaus fromm und sagen des Tags fünf Mal ihre Gebete her mit größerer Andacht als italienische und griechische Banditen. Wenn ein Reisender vorbeikommt, während sie beten, halten sie inne, rollen den Betteppich zusammen, jagen dem Fremden nach und plündern ihn aus; dann fahren sie in ihrem Gebete gerade da fort, wo sie inne gehalten. Ein Menschenleben, auch das eigene, schlagen sie nie hoch an. Als Einer einmal einen armen Hindu erschossen hatte und nichts Stehlenswerthes bei ihm fand, rief er aus: „Schade! da hab ich eine Ladung verschwendet!" Sie glauben, daß der Mord eines Ungläubigen der sicherste Paß in den Himmel ist, und für ihre Diebereien haben sie die Ausrede: „Die Bewohner der Ebene gewinnen ihren Reichthum durch gebildetes Rauben, mittelst ihrer Pfiffigkeit, uns hat Gott, statt feinen Gehirns, starke Arme gegeben, um das Unsre von ihnen zurückzugewinnen."

Solch ein Mensch war Dilāwar Chan. Auf den Khattack-Bergen, am Kabulfluß, bei Attock hielt er treue Wacht, das Schwert an der Seite, die Luntenflinte in der Hand, und sobald er einen reichen Krämer erspähte, stürzte er sich auf ihn herab, wie ein Adler aus seinem Horst, und schleppte ihn auf die Höhe hinauf, bis das Lösegeld ausbezahlt ward. Wollte das letztere nicht zeitig eintreffen, so konnte er einen abgeschnittenen Finger des Gefangenen hinabschicken mit der Botschaft, wenn das Geld nicht bald komme, werde er nächstens den Kopf übersenden. Nur wer die freche Gesetzlosigkeit jener Grenzbewohner und das bittre fanatische Wesen der muhammedanischen Religion kennt, kann sich eine Vorstellung von dem wilden Treiben des jungen Mannes machen. Dieses Grenzvolk ist noch nie bezähmt worden. Seit Menschengedenken sind sie die Plage jeder Pandschabregierung gewesen. Sie halten als Erbstück

den festen Glauben, Gott habe ihnen ihre Bergfestungen gegeben, damit sie die Ebene mit Erfolg plündern können. Was haben nur die Engländer im Jahr 1840 für schweren Verlust im Khaiber-Paß erlitten! Sogar in Akbar's Zeiten, als die besten Generale des Reiches ein Heer von 40,000 Mann gegen sie führten, wurde dasselbe so geschlagen, daß kaum Ein Mann entrann. „Gib den Hunden einen Knochen!" pflegte Akbar zu sagen, wenn seine Truppen durch die Felspfade zwischen Indien und Kabul sich durchzuwinden hatten; damit warf er tausende von Rupien unter sie, und während sie sich untereinander ums Geld rauften, zog er glücklich vorbei. —

Als die Engländer den Pandschab und Peschawer einnahmen, wurde ein Preis auf Dilāwar's Kopf gesetzt. Einmal sahen ihn mehrere Reiter und verfolgten ihn. Er lief, so schnell ihn die Beine trugen, und versteckte sich in einem dichten Kornfeld, während die andern herumritten und ihn vergeblich suchten. Ein anderes Mal traf ihn ein Civilbeamter in einem Dorf an der Gränze und machte ihm den Vorschlag, entweder solle er Dienste im Guide-Corps nehmen und als ehrlicher Mann leben, oder aber werde er am Galgen schwingen, sobald er sich auf englischem Boden blicken lasse. Aber die beständige Aufregung dieses abenteuerlichen Lebens hatte noch einen unwiderstehlichen Reiz für ihn; und die Priester (denen er ein willkommenes Werkzeug für ihre grausamen, selbstsüchtigen Plane war) hatten ihn versichert, er thue Gott einen Dienst mit seinem freien Räuberleben. Deshalb wies er des Engländers Anerbieten trotzig ab: er werde seiner Lebensaufgabe treu bleiben, was auch die Sahibs (Herren) thun mögen. Allein nach einiger Zeit überlegte er sichs besser, die Engländer waren doch andere Feinde als die bisherigen launischen Beherrscher der Ebene; und da ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, dachte er, den wolle er lieber selbst gewinnen als ihn einem Andern überlassen: so nahm er seinen eigenen Kopf auf seine Schultern, ging hin und forderte den Preis. Der englische Offizier lachte; er wußte, was an dem Manne war, und bot ihm nochmals Dienste an. Dilāwar Chan ließ sich im Guide-Corps als Soldat anwerben, und durch seine Tapferkeit und Treue stieg er bald zum Offizier empor.

Als er eines Tages mit etlichen seiner Soldaten ausgeschickt worden war zum Schutze der Arbeiter, die durch das neu eroberte

Land eine Straße ziehen sollten, sah ihn Missionar Clark*) zum ersten Mal. Derselbe hatte den Regimentsarzt auf seinem Morgenritt begleitet, und da fanden sie Dilāwar auf einer Anhöhe stehend, die er mit einer Dornhecke befestigt hatte; durch sie spähte er weit ins Land hinaus, da jeden Augenblick ein Ueberfall von Afghanen erwartet werden konnte, indem diesen nichts so zuwider war, als ein Straßenbau auf ihrem Boden. Er erzählte, wie er in der Nacht, nicht weit von seiner Dornwarte ein Geräusch gehört habe, das ihm verdächtig vorkam. Er habe wohl gewußt, daß seine Leute gleich bereit wären, mochte sie aber nicht unnöthiger Weise wecken, so sei er denn selbst auf dem Bauch aus seinem Versteck gekrochen, gerade auf den dunkeln sich bewegenden Gegenstand los. Es sei aber blos ein entlaufener Ochse gewesen, erklärte er mit grinsendem Lachen. So war der Mann wachsam, vorsichtig, löwenmuthig, treu seiner Pflicht ohne Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit und Sicherheit.

Natürlich war er als ein strenger Muhammedaner aufgewachsen, der alle äußerlichen Vorschriften seiner Religion aufs genauste beobachtete, gewissenhaft im Monat Ramazan fastete und jeden Tag fünf Mal betete. Bei einem Besuch in Peschawer erstaunte er sehr, dort auf dem größten Bazar (Marktplatz) einen Engländer predigen zu hören, umgeben von einer lärmenden Menschenmenge. Es war der Oberst Wheler, dem die Ehre zukömmt, in jener fanatischen Stadt zuerst das Evangelium verkündigt zu haben, ehe noch Missionare daselbst einzogen. Eingeborene Häuptlinge hatten ihn gewarnt, daß, wenn er nicht aufhöre zu predigen, er sein Leben darüber einbüßen werde, wie das auch nicht predigenden Offizieren geschah. Allein unerschrocken fuhr er fort, von Gottes Liebe in Christo zu zeugen, und obschon umringt von mordlustigen Muhammedanern, fühlte er sich da in der Obhut des Gottes, dem er diente, sicherer, als hinter einer Mauer von 10,000 englischen Bajonetten.

Stephan Wheler (1802—1865) wurde bereits im Scherz und Ernst der predigende Colonel, der Sipahiapostel genannt, als er 1851 nach Peschawer gesandt wurde, um in General Campbells Abwesenheit die Station zu commandiren. Da erst zwei Jahre seit der Besitznahme dieses Afghanenthals verstrichen waren, herrschte noch eine solche Unsicherheit, daß im Durchschnitt ein Mord auf

*) Dem wir diese Skizze verdanken.

jeden Tag kam. Trotz doppelter Reihen von Schildwachen, von denen selbst eine und andere Nachts niedergehauen wurde, da man denn Morgens nur den Leichnam fand, während der Afghane Pferd und Waffen mitfortgenommen hatte, fühlte sich Niemand sicher in seinem Hause ohne einen wohlbezahlten Wächter, d. h. einen Räuber vom Gebirg, der für den regelmäßigen Tribut jeden Einbruch verhütete; unbewaffnet durfte kein Offizier ausgehen, zum Abendessen nicht einmal ohne Escorte, denn einen „Kafir" tödten, sühnte ja für ein ganzes Sündenleben. So war denn die britische Regierung entschlossen, keinen Missionar den Indus passiren zu lassen, und die Plane der frommen Offiziere, eine Mission im Thal zu errichten, schienen vereitelt, als Wheler durch Gebet gestärkt, in den Bazar schritt und Christum zu verkündigen anfieng. Erst hörte man ihn verdutzt, bald aufmerksam an; dann aber brach die Menge in ein stundenlanges Wuthgeschrei aus: la Allah ill Allah, Muhammed Resul Allah. Ruhig stand er unter ihnen und blickte mild und freundlich die grimmigen Gesichter an, bis er wieder gehört werden konnte. Feinde drohten, Freunde warnten, die Oberbehörden zürnten und höhnten, aber Wheler fuhr zwei Jahre lang fort, von der Wahrheit zu zeugen, bis so ziemlich alle Einwohner und Tausende von Fremden, aus Kabul, Kandahar, Kaschmir ꝛc. sie vernommen und verstanden hatten. Begreiflich dürfte ein solches Vorgehen nicht Jedermann zur Nachahmung empfohlen werden. Was ein Wheler sich herausnahm kraft seines Berufs, und mit seiner Sanftmuth und Weisheit sicher durchführte, mochte sehr einfach aussehen; als aber nach seiner Entfernung zwei christliche Offiziere wenigstens soweit in seine Fußstapfen treten wollten, daß sie einen eingebornen Prediger auf den Marktplatz begleiteten, entstand ein solcher Auflauf, daß die trefflichen Männer nur durch das Einschreiten der Polizei mit dem Leben davon kamen.

Wheler ließ es sich auch angelegen sein, persische Bibeln nach Afghanistan zu senden, wozu sich ein Christ der amerikanischen Mission in Ludiana hergab, der mit seinem Pack an eine Karawane von Kaufleuten sich anschloß*), um auf jenem abgeschlossenen Hochlande sein Leben für Christum zu wagen. Eine englische Dame, welche die britische Expedition des Jahres 1839 für ungerecht hielt

*) Unsere Abbildung stellt Kaufleute vor, die im Kudschah-Passe (zwischen Deradschat und Kabul) einen Halt machten.

und in derselben einige Verwandte verloren hatte, gab den Anstoß und die Mittel für dieses Unternehmen. Noch ehe aber der Christ seine Bücher in Kabul gezeigt hatte, wurde er vom schlauen Fürsten, Dost Muhammed, entdeckt und ins Gefängniß geworfen. Doch geschah ihm kein Leid: der Amir sandte ihn nach Peschawer zurück, während er die Bibeln am Hoftag seinen Edelleuten austheilte. Bis nach Herat und Buchara verbreiteten sich Schriften, die gelesen wurden, wie die Nachfrage, welche sie hervorriefen, genügend bezeugte.

Auf dem Marktplatz von Peschawer war es, daß unser Dilāwar Chan, stets kampfbereit, mit dem Oberst zu streiten anfieng, und zuletzt ein Büchlein von ihm annahm, das er zu sich steckte in der Absicht, es zu widerlegen. Es war Dr. Pfander's „Wagschale der Wahrheit (Mizan al Haq)". Der Afghane las es, vermochte aber nicht darauf zu antworten; so nahm er es zu seinem Priester. Dieser aber schalt ihn blos tüchtig aus, daß er das Buch angenommen und gelesen. Er brachte es einem andern Priester, und dieser gebot ihm, es sofort wegzuwerfen und seine Gebete herzusagen. Ein dritter sagte ihm, wenn er dieses Buch lese, werde er sicherlich ein Ungläubiger, Abtrünniger. Da rief er aus: „Ei, welch ein wunderbares Buch das sein muß! Schon Jahre lang habe ich den Koran gelesen und daran geglaubt, und dieses Büchlein da, sagt Ihr, habe solche Kraft, daß es mich bewegen werde, den Koran zu verlassen und Christ zu werden? Das muß wahrhaftig ein kräftiges Büchlein sein!" Er merkte, daß die Priester es nicht widerlegen konnten.

Bald nach jener Zeit (1855) kam Pfander selbst nach Peschawer, um die Mission dort zu gründen. Der vorsichtige Oberbeamte, Oberst Mackeson, war am hellen Tage erstochen worden; so beschloß sein Nachfolger, der jugendliche Held Sir H. B. Edwardes, für die Sicherung der brittischen Herrschaft etwas Neues zu versuchen. Er berief alle Christen der Station zusammen, und ermunterte sie das Panier Christi frei zu entfalten; nachdem er 3000 Pf. St. für einen Anfang zuhauf gebracht, trug er die Summe der kirchlichen Missionsgesellschaft an. Diese sandte zuerst Clark, dann Pfander. Kaum hörte Dilāwar davon, so besuchte er ihn. „Denn," sagte er mit seiner angebornen Ehrfurcht vor jeder Kraft, „gerne würde ich viele Meilen weit laufen, um diesen Mann zu sehen!" So wurde er mit ihm persönlich bekannt und nie sprach er später von ihm

als mit der tiefsten Hochachtung. In diesen Unterredungen giengen ihm die Augen über den Muhammedanismus auf. Seine ächt afghanische Politik hatte von jeher darin bestanden, sich dem Stärksten anzuschließen; darum hatte er sich der durchgreifenden englischen Regierung zu dienen entschlossen, darum auch trat er jetzt auf die Seite des Christenthums, weil er wohl sah, daß es auf festerem Boden ruhe als der Islam. Zuerst forderte er muthig die Priester auf, ihm zu beweisen, daß der Glaube an Christum falsch, der an Muhammed der wahre sei; als sie darin nichts ausrichteten, stellte er sich offen auf die Seite des Christenthums und griff keck den Islam an.

Sehr charakteristisch für die Art, wie er dies that, ist folgende Anekdote. Als er eines Tages bei sehr stürmischem Wetter in einem Boot über den Indus fuhr, geschah es, daß die Bootleute, statt ihre Ruder wacker zu brauchen, dieselben verließen, um mit gefalteten Händen zwei an den beiderseitigen Ufer des Indus begrabene Schutzheiligen aller gefährdeten Schiffer um Hilfe anzurufen. In den Ruf: „O Heilige, rettet uns!“ stimmten alsbald die Passagiere ein: „O Heilige, erlöset uns!“ Dilāwar aber, der bisher ruhig am Ende des Boot's gesessen, begann mit Donnerstimme seinen kommandirenden Offizier mit Namen anzurufen: „O Herr Oberst, hilf uns! O Wheler Sahib, rette uns!“ Sie fragten ihn, ob er denn verrückt sei, sein Oberst wohne ja in weiter Ferne. „Nun jedenfalls ist er am Leben und könnte mich möglichen Falls hören, wenn ich laut genug schriee; aber was kanns nützen, Todtenknochen um Hilfe anzurufen?“ erwiederte er.

In Attock am Indus war es, daß Dilāwar seinen Oberst das letztemal sah, als dieser fieberkrank einen Luftwechsel suchte. Er besuchte ihn mit einem andern eingebornen Missionar, und saß Stundenlang am Fuß seines Bettes, um noch mehr von Christo zu hören. Daß das Evangelium noch über alle diese Höhen und Thäler triumphiren müsse, schien dem entschlossenen Afghanen eine so ausgemachte Sache, als das Gelingen des nächsten Zugs gegen das Räubernest im „schwarzen Berg“.

Er wollte, auch in der Religion, durchaus nichts ohne Beweisgründe annehmen. Einmal besuchte er den Miss. Mac Carthy, und während er ziemlich unbeholfen auf dem ungewohnten Stuhl saß, und mit dem Appetit und Eifer eines Schulknaben Brod und

Eingemachtes verschlang, unterhielt er sich sehr lebhaft über verschiedene, zwischen Christen und Muhammedanern schwebende Streitfragen. Da fällt sein Blick auf eine an der Wand hängende Karte und er fragt: „Ist die Astronomie ein Theil des Christenthums, Herr, denn in allen Missionshäusern findet man Erd- und Himmelskarten?“ Es wurde ihm erklärt, daß das Christenthum sich keinem wissenschaftlichen System anschließe, daß es aber für Missionare nützlich sei, auch mit der Astronomie sich bekannt zu machen, da zuweilen Einwürfe gegen das Christenthum aus ihren Ergebnissen genommen würden. Da schlägt er mit seiner mächtigen Faust auf den Tisch und ruft: „Gerade einen solchen Einwurf hab ich jetzt zu machen. Lese da heute Morgen in meiner persischen Bibel 1 Mose 1 ff., wo es heißt, Gott habe das Licht am ersten Tage erschaffen, die Sonne aber erst am vierten. Da nun die Sonne die Quelle alles Lichtes ist, so möchte ich wissen, wie sich das vereinigen läßt?“ Es wurde ihm eine Erklärung gegeben, die nach einem Weilchen ihn so weit befriedigte, daß er sich ihre Möglichkeit denken konnte. Bei allem, was man ihm sagte, fragte er gleich nach Kapitel und Vers; kam eine Mahnung oder Anforderung an ihn, so hieß es: „Zeigt mir, daß es Christi Befehl ist; wenn Er's sagt, will ich irgend was glauben und irgend was thun.“

Sein Lieblingsbüchlein wurde der Tractat eines eingebornen Christen: „Zehn Fragen und Antworten,“ eine Schrift, die in möglichster Kürze die Blößen des Muhammedanismus aufdeckt und bündig darthut, wie die Lücken, die er läßt, nur durch Christum ausgefüllt werden. Mit dieser Waffe ausgerüstet, kam er sich unüberwindlich vor.

Man kann sich denken, daß dieser Mann, der durch seinen kühnen Muth eine Stütze der Priester und ihr bestes Werkzeug gewesen war, durch seinen Abfall und durch seinen Eintritt in englische Dienste die Wuth aller Muhammedaner gegen sich erregte. Eines Tages, da er einen angesehenen Bekannten auf dem Land besuchte, wurde er sofort grob aus dem Haus gewiesen. „Gott wirft mich nicht weg,“ sagte er; „warum solltest du es thun? Du lebst unter der Regierung der Sahibs, und ich diene ihr. Was ist da der Unterschied?“ Bei einer andern Gelegenheit sagte ihm ein Mullah, der den Disput mit ihm nicht siegreich abzuschließen vermochte: er sei des Todes schuldig und er selbst werde ihn tödten,

sobald er ihn jenseits der englischen Grenze treffe. „So tödte mich lieber jetzt," war die ruhige Antwort. —

Im ganzen Land war er seines komischen, beißenden, schonungslosen Witzes wegen bekannt. Missionar Clark hat öfters zu Pferd Ausflüge mit ihm in die Dörfer gemacht; wenn sie dann an eine Hadschra, Dorfherberge, kamen, wo sich immer ein Ruhebett für den Reisenden vorfindet, versammelten sich die Leute um die Beiden her. Dilāwar nun setzte sich wohl, ließ aber den Zügel seines Pferdes nie aus der Hand, blieb immer bewaffnet und hielt stets Schwert und Zunge bereit, für Alles was kommen mochte. Wo ihn die Leute nicht kannten, pflegte er nur ganz allmählich sich in die Unterhaltung zu mischen und dem Maulwi des Dorfs, als Laie, irgendwelche schlaue religiöse Frage vorzulegen, die ihn bald in einen Streit verwickelte oder die Aufstellung des Priesters lächerlich machte. Dann flammten die Augen, und die Umstehenden erkannten einen im Islam erzogenen, und deshalb mit seinen besonderen Schwächen und Widersprüchen genau bekannten Landsmann, dem es eine Freude machte, mit ebensoviel gutmüthigem Witz, als schonungsloser Schärfe die Schäden seines einstigen Glaubens aufzudecken.

Um jene Zeit (1857) hatte er eine Unterredung mit Sir Herbert Edwardes, welche seine Ansichten und Gefühle in Betreff des Christenthums mächtig beeinflußte. Ein Zufall hatte Beide auf der Straße zwischen Attock und Peschawer zusammengeführt und wie sie so nebeneinander herritten, fieng Dilāwar gleich von dem an, was ihm zunächst am Herzen lag: er bat um „kräftige Beweisgründe, die Mullahs zu beschämen". Der theure Sir Herbert that als hörte er's nicht, sondern ergieng sich in einer andern Richtung; er erzählte die Geschichte von der Liebe unseres Heilandes bis zum Kreuze, wie Dilāwar sie noch nie gehört hatte; da bekam er einen so tiefen Eindruck von ihrer Heiligkeit, Wahrheit und sättigenden Kraft, daß, wie er später sagte, auf jenem Wege das Herz im Leibe ihm gebrannt habe.

Noch war er nicht getauft, und als der Sipahi-Aufstand ausbrach, marschirte er mit seinem Regiment nach Delhi. Unvorbereitet mußten sie auf plötzlichen Befehl sofort ihre Station verlassen und 200 Stunden zu Fuß, in der heißesten Jahreszeit, zurücklegen. Ihre Erscheinung binnen 22 Tagen traf die Belagerer unerwartet früh,

war aber sehr willkommen. Ueberall im Streit waren sie vorne an, und erlitten so große Verluste, daß die eine Hälfte des Regiments vor den Mauern Delhi's liegen blieb. Dilāwar schlug sich unverwundet durch, und stieg vermöge seiner ausdauernden Tapferkeit zum Rang eines Hauptmanns (Subahdar), die höchste Ehre, die ein Eingeborner in der indischen Armee erreichen kann.

Obschon ungetauft, war er doch bereits ein ganzherziger Christ und kam mit zwei europäischen Offizieren zum Bibellesen und Beten zusammen, da er denn eine Demuth und Innigkeit an den Tag legte, wie sie blos der Geist Gottes in einem so wilden, rauhen Menschen hatte bewirken können.

Als Delhi gefallen war, kehrte (September 1857) das Regiment nach Peschawer zurück. Sie waren fast ohne Gepäck ausgezogen und nun kamen sie zurück mit so reicher Beute, daß die Straße (wie man erzählt) eine Stunde weit mit den Lastthieren und ihrer Bagage bedeckt war. Es gibt in der ganzen Welt kaum ein beutegierigeres plünderſüchtigeres Volk als die Afghanen, denen bekanntlich als sechster Sinn der Plünderungssinn beigelegt wird; aber Dilāwar kam mit leeren Händen heim. Er sagte: „Ich hatte meine Zweifel, ob plündern nicht gegen Christi Gesetz verstoßen möchte, so ließ ich's lieber bleiben.“ —

Nach seiner Rückkehr wurde er in Peschawer von Sir Herbert Edwardes sammt allen Offizieren und Soldaten festlich bewillkommt; statt aber nach Ehre zu geizen, nahm er jetzt die Schmach Christi völlig auf sich. Er trat offen als Christ auf, und wurde i. J. 1858 vom sel. Missionar Fitzpatrick getauft. Er fragte diesen einmal: Ist die Taufe von Christo für jedermann befohlen? und wie er die Antwort und den Nachweis hatte, sagte er: das ist also genug für mich. Seine hohe Stellung im Regiment erleichterte es ihm nun, einem andern christlichen Sipahi, Fazl Haq, (Miss. Mag. 1869, S. 121) der 1859 auch in sein Corps eintrat, zu einer Stütze zu werden. Die Freunde hatten ihm eine große Bibel verehrt, in der er nun sehr viel, auch öffentlich und laut zu lesen pflegte. Vielen war er ein ganzes Wunder, denn sie wußten wohl, was er früher gewesen, und es mußte ihnen scheinen, als habe er durch sein Christwerden nichts gewonnen als Streit und Gefahr, den Haß und Fluch der Maulwis.

Der Achun (Patriarch) von Swat hatte mehrmals Boten ge-

schickt, ihn zu tödten; und so beständig mußte er vor Angriffen auf der Hut sein, daß wenn er im Dunkeln Jemand auf sich zukommen sah, er gleich rief: „Steh still, wenn du gut Freund bist." Unter Gottes Schutz und steter Wachsamkeit blieb er unverletzt, während Missionare wie Löwenthal und englische Offiziere durch Mörderhand fielen. Ein anderer Afghane, der Erstling von Kandahar, wurde fast um die gleiche Zeit wie Dilāwar getauft, ein Edler des Landes, kein Räuber wie unser Held. Sein Name ist Yahiya Bakir. Dieser lag einmal halb eingeschlafen in seiner Wohnung innerhalb des Missionsgehöftes von Peschawer, als ein fanatischer Muhammedaner in sein Zimmer stürzte, mit dem Schwert siebenmal auf ihn hineinhieb und ihn für todt liegen ließ. Zwei seiner Finger waren abgehauen, das Schulterblatt zerstückt ꝛc., dennoch genas er wieder, nur daß er seine Hände nicht mehr gebrauchen konnte; er vermochte aber von seinem eigenen Vermögen zu leben und hat als unbesoldeter Prediger des Evangeliums in Schikarpur Jahre lang treu gearbeitet, wie auch sein Neffe und ein alter treuer Knecht sich zu Christo bekehrten.

Im Verein mit solchen Freunden, doch öfter noch alleinstehend, diente Dilāwar Chan fortwährend treu seinem Gott und der Regierung, von allen seinen Oberen geachtet um seiner Zuverlässigkeit, seines Eifers und seiner Tüchtigkeit willen. Seine Feindschaft gegen den Muhammedanismus blieb sich unverrückt gleich. Immer war er derselbe, voll Geistesgegenwart, unerschütterlich außer durch Gründe, immer kampflustig, immer gewaffnet mit Hand sowohl als mit Zunge, und immer hielt er sich zum „stärksten Theil", beurtheilte alles nach der praktischesten Seite und eilte rasch und listig zugleich auf sein Ziel los. Während einer Expedition, da die Engländer große Verluste erlitten, sagte einmal Einer zu ihm: „Wenn du ein rechter Christ bist, Dilāwar, so solltest du dieses Volk bekehren, aber nicht bekämpfen." „Ganz richtig," erwiederte er blinzelnd, „ich möchte sie freilich bekehren, und meine Beweisgründe sind für jetzt Pulver und Blei." — „Aber," hieß es, „sogar in England gibt es viele fromme Leute, die das Kriegführen für eine Sünde halten; was würdest du ihnen sagen?" — „Ich würde sie halt an meinen Posten, auf die Felswarte stellen," lautete die Antwort; das war der Punkt, wo das Gefecht am heißesten wogte und wo die Grenzer eben gute Dienste leisteten.

Die Stellung, die er sich unter Offizieren und Gemeinen erworben, räumte ihm eine Freiheit der Rede ein, die er oft zum Ergötzen seiner Oberen gebrauchte. Ein Offizier, der das Commando des Corps antreten sollte, fand, daß viele der Soldaten so tief verschuldet waren, daß die indischen Geldleiher sie völlig in ihrer Macht hatten. Um diesem Uebel zu steuern, berief der Offizier alle englischen und eingebornen Offiziere zu einer Berathung. Nach vielem Hin- und Herreden ergriff Dilāwar das Wort und citirte mit großem Nachdruck mehrere Stellen aus dem Koran über den Gräuel des Wuchers. Was auch ein Europäer hätte vorbringen können, wäre Nichts gewesen im Vergleich zu Dilāwar's beißendem Hohn. Von einem Abtrünnigen sich rügen lassen müssen wegen Ungehorsam gegen ihr eigenstes Gesetz, war für die stolzen Muhammedaner eine bitterere Arznei als jeder Geldverlust, und die Gewohnheit, gegen hohe Zinsen Geld zu entlehnen, kam plötzlich in Verruf.

Dilāwar's Disputirtalent verschaffte ihm aber nicht blos viele Feinde, sondern auch manche aufrichtige Bewunderer und Anhänger, so daß man ihn beinahe ein Sektenhaupt nennen könnte. In Allem gieng er doch seine eigenen Wege und kümmerte sich wenig um das, was ihm bloßes Herkommen schien. Seine Anhänger belaufen sich auf ungefähr 200, und wiewohl sie sich nicht zur Taufe haben entschließen können, werden sie doch von den Muhammedanern so scheel angesehen, daß letztere nicht mehr mit ihnen essen. Als die Missionare French und Ridley kürzlich eine Predigtreise machten, wurden sie von vielen dieser Jünger Dilāwar's in ihrem Zelt besucht, und die Leute wurden nicht müde, Gottes Wort zu hören; stundenlang lauschten sie ihm mit größter Aufmerksamkeit. —

Vor etlichen Monaten schickte die Regierung Dilāwar auf eine geheime Kundschaft nach Central-Asien. Er war einmal ein gewissenhafter Christ und die Regierung hatte Vertrauen zu ihm. Mit großem Eifer und gewohnter Energie unterzog er sich dieser Aufgabe; er kam auch glücklich durch Cabul auf dem Weg nach Badakschan. Dieser Auftrag ist ehrend für den Mann; man fürchtet aber, derselbe habe ihm den Tod gebracht. Das Gerücht sagt, Dilāwar sei, trotz seiner Verkleidung, von Einem, der ihn einst in Peschawer auf dem Markt hatte predigen hören, erkannt und der Behörde angezeigt worden, und der Richter habe sofort das Urtheil gesprochen, daß dieser Abtrünnige von der Mündung einer Kanone geblasen

werden solle. Während des Verhörs sei dem Gefangenen eins von Dr. Pfander's Schriftchen aus der Tasche gefallen, das habe der Richter alsbald in zwei Stücke zerrissen. Nun habe aber der König des Landes das Büchlein zu sehen verlangt, und nachdem er ein wenig davon gelesen, habe er geäußert, daß sei ein gutes Buch, worauf er dem Verurtheilten seine Freiheit geschenkt habe. Bald darauf kam wieder ein Gerücht, er sei dennoch eines grausamen Todes gestorben, was auch in Peschawer allgemein geglaubt wird. Andre sagen zwar, er sei auf den Kaschgar-Bergen im Schnee umgekommen während der strengen Kälte, die heuer überall geherrscht zu haben scheint.

Sind die Gerüchte wahr, so ist Dilāwar jedenfalls gestorben wie er lebte, als treuer, eifriger, muthiger Christ. Er hat seine Pflicht vollbracht, so weit er konnte, und nach dem Licht, das er hatte, gehandelt. Pflichtgefühl war's, was bei ihm, sowohl in geistlichen als weltlichen Fragen, immer den Ausschlag gab.

Zwar hatte er nur einen kleinen Theil der christlichen Wahrheit erfaßt, aber die Irrwege seiner verblendeten Landsleute überschaute er vollkommen und suchte irgendwie, sie davon herauszureißen. Zur Zerstörung des Muhammedanismus das Seinige beizutragen, war seine Lust und seine Gabe; wie die Eingebornen von ihm das Sprichwort brauchten: „Ein Hund von unsrem Gau auf der Spur der Hasen von unsrem Gau." Gar oft haben seine Freunde gewünscht, er möchte doch weniger Kampflust haben und ein kindlicherer Jünger sein: aber mit einer biegsameren, weniger eckigen und willensstarken Natur wäre er eben kein Dilāwar Chan gewesen.

Die volle Wahrheit über seinen Tod läßt sich wohl lange nicht ermitteln. Möglich bleibt immerhin, — wiewohl nicht wahrscheinlich — daß er plötzlich wieder einmal im Missionshaus auftaucht, und — wie früher so häufig — von gnädig abgewendeten Gefahren und haarbreiten Bewahrungen erzählt. Aber schon das Gerücht von seinem Heimgang hat diese Erinnerungen in den Herzen seiner Freunde wach gerufen, sie mochten sie nicht für sich behalten, sondern stellten sie zusammen, in der Hoffnung, daß ein lebendigeres Interesse für die Bekehrung des edeln Afghanenvolks geweckt werden möge.

Dilāwar hat ein Testament hinterlassen, in welchem er seine Ersparnisse — mehrere 1000 fl. — der britischen Regierung ver-

machte. Wie die Offiziere, die es als Zeugen unterschreiben sollten, Einwendungen dagegen erhoben, erwiederte er: „Die Regierung ist mir mehr als Vater und Mutter gewesen; ihr verdanke ich Alles." Königin Victoria hatte kaum einen treueren Unterthanen als diesen Afghanenräuber. Seine Wittwe und Kinder werden die Pension einer Hauptmannsfamilie erhalten.

Zugleich mit der Todesnachricht kam ein Brief von Miss. Hughes in Peschawer mit der frohen Kunde, daß ein andrer muhammedanischer Subahdar im Grenzer-Corps an Christum gläubig geworden ist und um die Taufe bittet. Es ist der bekannte Offizier, der dem Christ gewordenen Fazl Haq einst das Leben durch seine Feindschaft so sehr erschwerte und verbitterte, daß er endlich das Regiment verlassen mußte. Fazl Haq ist jetzt todt, Dilāwar wohl auch, aber die Frucht ihrer Worte und Werke wird aufgehen, vielleicht gerade da, wo wir's am wenigsten erwarten. Gewiß nach Jahren noch wird es sich zeigen, daß das Andenken des christlichen Subahdar's Dilawar Chan in den Herzen vieler Eingebornen und Europäer im Segen fortlebt; und daß der Einfluß seines rauhen, grundehrlichen Charakters zum Sturz des muhammedanischen und zum Aufbau eines reineren Glaubens in seinem Lande mehr beigetragen hat, als die Predigt viel gelehrterer und feinerer Jünger. O, daß für die armen Afghanen mehr gebetet, mehr gethan würde! Daß doch mehr Missionare, angethan mit Kraft und mit Liebe, bereit und fähig wären, Charakter, wie den eines Dilāwar, zu gewinnen und zu leiten. Wären die Afghanen einmal bekehrt und erleuchtet, sie würden einer der edelsten Volksstämme der Erde. Haben sie als Muhammedaner Indien und einen großen Theil Asiens besiegt und Jahrhunderte mit Geschick regiert, als Christen könnten sie, mit Gottes Segen manch herrliches Land für Christum gewinnen. Umworben, wie sie von den Russen auf der einen, von den Engländern auf der andern Seite zu irdischen Reichszwecken sind, sollten sie nicht auch von der Kirche Christi aufgesucht werden, als treue Streiter Jesu Christi sich unter Sein Banner sammeln?

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

19. Stillstand? Der erste Brand.

Während unter den Engländern die Arbeit Hebichs einen so segensreichen Erfolg hatte, wie kaum je zuvor, müssen wir uns doch fragen, ob darüber die wichtigere Seite seines Berufs, die Erbauung und Ausbreitung der eingebornen Kirche, nicht etwas gelitten habe. Ist es schon überhaupt unmöglich, zwei so verschiedene Geschäftszweige mit gleichem Eifer zu betreiben, so kommt hiebei noch ein Doppeltes in Betracht: einmal die Eigenart unseres Missionars, Alles was er unternahm, mit ungetheilten Kräften bis zu einem vorläufigen Abschluß durchzuführen, und, wenigstens wenn er zu Hause ist, Alles womöglich selbst zu thun; sodann die passive, zuwartende Gemüthsverfassung des verschlossenen, träumenden Hindu, den man immer aufsuchen, dem man geduldig nachgehen muß, in den man kaum je anders als durch mancherlei Vorhöfe eindringen kann, — gegenüber der offenen, freien, aufdringlichen Weise des Europäers. Diesem sich zu entziehen, wenn er hereinlief und sagte: „Ich habe etwas auf dem Herzen, Sie müssen mir rathen," war für Hebich geradezu unmöglich, außer es wäre zur anderen Thüre ein Schwarzer hereingetreten und hätte gefragt: Was muß ich thun, um selig zu werden? In diesem Falle hätte er ohne Anstand dem Weißen gesagt: Warte bis ich mit diesem fertig bin, er brauchts nöthiger und ich bin für ihn gesandt; und es kamen solche Fälle vor, aber natürlich nur ausnahmsweise. Im Ganzen steht doch fest, daß neben all dem Erwecklichen und Anregenden, welches der Zuwachs an bußfertigen und wahrhaft glaubigen Europäern auch für die eingeborene Gemeinde hatte, ihre Förderung und Hebung nicht gleichen Schritt hielt mit dem, was unter den Weißen geschah, vielmehr gerade jetzt bei ihr ein Stillstand sich bemerklich machte.

Auf dem Jahresfest, das am 5. Juli 1854 in Basel gefeiert

wurde, beschäftigte sich der Bericht eingehend mit dem Verlust, den die eingeborne Gemeinde von Kannanur während des Jahrs 1853 erlitten habe. Daß sie um 45 Seelen abgenommen, während sonst die meisten Stationen erfreulichen Zuwachs aufwiesen, schien einen Wetterschlag anzudeuten, der sie betroffen haben müsse, eine Demüthigung, die der Herr über sie verhängt habe, und forderte die Kommittee auf, in die Leitung der Arbeit in Kannanur stärker als bisher einzugreifen. Darüber nun, daß es am Fortschritt fehle und daß er ihn nicht machen könne, gab Hebich sich keiner Täuschung hin; für seine Person aber war er des Auftrags gewiß, daß er das Eisen schmieden müsse, wo es gerade erwarme, ob unter Fernen oder Nahen, Weißen oder Schwarzen. Eine stetige Leitung der eingebornen Gemeinde einzuführen, blieb eine Aufgabe, der er mit seinen Kräften nicht gewachsen war.

War nun auch Hebich je und je geneigt, ihren Zustand, so lange keine groben Ausbrüche vorlagen, für befriedigender zu halten, als er war, über einen Zweig derselben konnte keine Täuschung obwalten. Von Andscharakandi muß er schon im Sommer 1853 berichten: „Hier scheint die erste Liebe weichen zu wollen, etliche sind gefallen und von den übrigen Heiden kommt keiner näher." Bald aber wird die Lage noch bedenklicher: die alten Sünden wachen mit Macht auf, daher er wieder und wieder Ausschließungen vornehmen mußte, und einmal von seinem Besuch sehr betrübt zurückkehrte, ohne, wie er im Sinne gehabt, das h. Abendmahl mit der Gemeinde gefeiert zu haben. Der Zimmt war um die Hälfte wohlfeiler geworden, daher eine Verringerung des Lohns eintrat; die höher bezahlten Arbeiter der Tijer-Kaste wurden theilweise entlassen und ihr Tagewerk den Puleier-Christen aufgeladen; klagten diese über solche Zumuthung, so wurde auch ihnen das Fortziehen von der Pflanzung freigestellt. Während nun ein Geist der Unzufriedenheit immer weiter um sich griff, und unter der anscheinenden Aussichtslosigkeit manche Christenseele, die einst hoffnungsvoll aufgelebt war, wieder erschlaffte, die Besseren aber sich in die schlimme Zeit zu schicken suchten, fanden etliche andere ihren zeitlichen Vortheil darin, daß sie ihrer Kapelle den Rücken kehrten, den Katechisten verlästerten und allerhand Heimlichkeiten der Gemeinde den mächtigen Feinden derselben zutrugen, während der greise Herr, dem die Leitung der kleinen Plantage angehörte, das Regiment mehr und mehr in jüngere Hände

gleiten ließ. „Da ist es gerade, wie wenn wilde Säue in ein wohlgeordnetes, gesegnetes Getreidefeld einbrechen."

Auch später will es sich kaum zu einer Besserung anlassen: „die Sichtung dauert fort, es ist kein Eifer da, alles sehr todt," während die gegenwirkende Partei sich immer mehr verstärkt und das große Wort führt. Wie wenig konnte auch der fortwährende Besuch der Kapelle besagen, wenn nun denen, die sich ihm entzogen, ein Schoppen Reis von ihrem Wochenlohn zurückbehalten wurde! Dennoch durfte man in Choleraseuchen sehen, daß der einfältige Glaube noch immer seine Kraft in Einzelnen behauptete, daß Junge und Alte, wenn ihr Stündlein kam, fröhlich sterben konnten, während im Ganzen immer mehr Christen als Heiden genasen. Ein alter heidnischer Säufer sah sich im Tode von allen seinen Angehörigen verlassen; da kamen dann die Christen und bedienten ihn bis zu seinem Ende.

Die herrschende Partei beharrte übrigens halsstarrig auf der Ansicht, daß die Taufe nicht vermöge, Puleier von ihrer angebornen Unreinigkeit zu waschen. Einmal kam es zu einer Klage vor dem nächsten Amt in Katirur, weil Christenkinder von Tijern geschlagen worden waren, denen sie sich zu nahe gewagt hatten. Da zeigte der Amtmann, obwohl selbst ein Heide, wie sehr er das Vorurtheil der höheren Kaste verachte, indem er nach dem Verhör, ohne sich erst zu baden, sein Frühstück zu sich nahm, darauf die Untersuchung fortsetzte und den Schlägern eine Strafe diktirte. Man verlas nun auch (Sept. 1854) in Andscharakandi endlich den Regierungsbefehl, daß die Sklaven unbehindert auf jeder Straße wandeln dürfen, was aber nur eine um so entschiedenere Opposition der Christenfeinde hervorrief. Diese ganze Sachlage lag natürlich um so schwerer auf Hebich, je weniger er hier kräftig einzugreifen vermochte. Er mußte sich darauf beschränken, die Störrigen auszuschließen und den noch Hörenden mit dem Wort der Geduld aufzuhelfen. —

Er hatte bis in den Januar 1854 „sich in einem solchen fortwährenden Gedränge von Arbeit durchzuschlagen, daß er kaum zu sich selbst kommen konnte." Dann predigte er wieder einmal „so ziemlich auf allen Bazars, Straßen und Parambus (Höfen) herum, beides vor und nach der Generalconferenz, zu welcher er sich nach Mangalur zu begeben hatte. „Wir haben diese Generalconferenz im Frieden und Segen gehalten," schreibt er sehr befriedigt nach seiner Rückkehr; „unsere Geschäfte fangen an geregelter zu gehen.

Was mir aber nicht wenig Sorge macht, besonders für Br. Diez, das sind die weitläufigen Geschäfte, die immer zeitraubender werden, wie das Amt des Generalcassiers, des Generalagenten ꝛc., indem er davon ziemlich hingenommen ist, obschon sie auch mir einen guten Theil von meiner seligen Arbeit wegnehmen, so daß ich in einer immerwährenden Mühle herumgedreht werde, was der eigenen Seele oft zu viel sein will. Nun, diese Arbeit muß gethan werden. Ob Sie aber dafür sorgen könnten, solche äußere Geschäfte mir abzunehmen und dafür eigens einen Mann, sage einen Laien, anzustellen, das lege ich Ihnen ernstiich ans Herz. Wenn mir ein solcher fähiger und vertrauensvoller Mann beigegeben würde, so könnte es noch auf meinen Namen gehen, bis auch das nicht mehr nöthig wäre." Dieser Wunsch wurde ihm gewährt; bereits trat ein tüchtiger Kaufmann, G. Pfleiderer, in den Missionsdienst ein, welcher (seit 1855) die Geldgeschäfte in so befriedigender Weise besorgte, daß Hebich sich sehr erleichtert fühlte. Bedauerten auch zuerst manche der Missionare diesen Wechsel („so wie du für die Brüder und das Ganze gesorgt hast, sorgt doch keiner"), in Kurzem leuchtete doch Allen ein, daß damit ein wahrer Fortschritt in äußeren Dingen erzielt war.

Es gieng nun wieder auf die Heidenfeste, wo Hebich die Zeit gekommen glaubte, für seine Bücher sich etwas zahlen zu lassen. Zwar erscholl nun erst das Hohngeschrei: der Padre ist Kaufmann geworden! und wenige wollten sich die Neuerung gefallen lassen, doch löste er im Ganzen etwa 20 Kreuzer; und unter den Abnehmern ergötzte ihn ein Brahmane, der schon seit Jahren christliche Bücher gelesen hatte und jetzt herzlich lachend eines mit den Worten kaufte: Ich weiß, daß meine Götter nur Stein sind.

Während Hebich (6—18. März 1854) mit allen Katechisten auf dem Taliparambu-Fest abwesend war, brach in Kannanur eine gefährliche Feuersbrunst aus. Ein besoffener Soldat zündete (9. März) seiner Frau Kleid an. Ehe man sichs versieht, steht das Dach in Flammen. Wie Diez und Gundert die Bambusparren knallen hörten und hinausschauten, erhob sich die Flamme schon über die nahestehenden Palmbäume. Man hatte gerade die Taglöhner zum jährlichen Umdecken der Häuser bei der Hand, und so konnte ein und anderes Dach durch Herunterreißen der Cocusblätter, woraus die äußere Decke besteht, gerettet werden; doch entzündeten fliegende Funken auch ziemlich entlegene Gebäude. Ein Wunder wars nur,

daß der ungeheure Strohhaufe, der Mundvorrath der Ochsen für die nächste Regenzeit, noch bewahrt blieb: die riesigen Blätter der Bananenstaude, die vor ihm stand, waren alle versengt, doch das Stroh entzündete sich nicht. Soldaten und Offiziere, alle eilten zur Hilfe herbei. So entgiengen die Hauptgebäude der Station dem Feuer, vier Nebengebäude verbrannten mit der Weberei und anderem Eigenthum. Draußen aber waren 18 Häuser in 20 Minuten zu Asche geworden.

Hebich schrieb auf die erste Nachricht nur: Gottlob daß es der Herr so gnädig gemacht hat! kam aber auf weiteres Drängen am 13. März herein, wie ungern auch er seine Festpredigt unterbrach. Der General drang so entschieden auf sofortige Herstellung von Ziegeldächern, daß Hebich schon des Geldes wegen in große Noth gerieth; es gelang ihm am Ende, die Bewilligung zu erhalten, für diese Regenzeit dürfen noch einmal leichte Nothdächer mit Blättern gebaut werden, um die Mauern vorerst gegen den Monsun zu schützen; im nächsten Jahre aber, das mußte er unterschreiben, mache er sich anheischig, solide Ziegeldächer zu bauen. Bei ihm herrschte jedoch der Dank vor — „welch ein Wunder, daß am Strohhaufen das Feuer stand!"

Seine Mitarbeiter konnten den Gedanken an die gerichtliche Seite dieses Ereignisses weniger zurückdrängen. Daran mahnte sie schon der herbe Verlust, den ein Tinneweli-Christ erlitten hatte, welcher bis zum August 1853, da seine Fleischessünden endlich ans Licht kamen, noch als Katechist figurirt hatte, während er im Grunde das Factotum Hebich's für alle äußeren Arbeiten geworden war. Zu diesen war er überaus anstellig, bereicherte aber dabei sich selbst in mancherlei Weise. Noch am Morgen des 9. März war ein Parsi Kaufmann gekommen, der gewöhnlich den Abendmahlswein lieferte und dafür regelmäßig bezahlt wurde. Nun erwies sich, daß der Exkatechist ihn nicht bezahlt, sondern das Geld mittlerweile umgetrieben hatte. Eben war dieser tüchtig bedroht worden, als das Feuer ausbrach und ihm die übel erworbene Habe sammt seinem Pferde verbrannte, während er nur die Geldkiste rettete. — Seitdem dieser Mann entlassen war, hatten sich Diez's äußere Geschäfte, Schreibereien und dergleichen so gemehrt, daß er wiederholt von Ungeduld gepeiniget war. Ihm lag es ob, die Leute alle auf eigenen Erwerb zu stellen, was viele neue Sorgen bereitete, theilweise einen treiberischen Geist in die Leitung der Station, einen weltlichen in

die Leute brachte und natürlich auch manchen Mißgriff in der früheren Schätzung der Einzelnen offenbarte. Murrten die Faulen über die wachsenden Zumuthungen, so regten sich nun bei den Betriebsamen stärkere Freiheitsgelüste.

Hebich bemerkt einmal: „da ich den l. Diez mit diesem Allerlei, Geldgeschäft, Weberei u. s. w. viel in Anspruch nehmen mußte, hat er mich schon heftig angepredigt, daß er noch gar nichts gethan habe in Sprache und Privatstudien, auch sonstigen Missionsarbeiten, so daß zu meiner Schwere auch noch seine Last kommt." So meinte auch Diez, er habe dies Gericht mitverschuldet; machte sich aber mit neuem Muth an die Herstellung des Niedergebrannten. Er führte statt der eingeäscherten indischen Webstühle gleich europäische ein, wie sie von Mangalur her zu haben waren; ja er betrieb nun auch mit etlichen Eingeborenen eine Bäckerei, richtete für andere eine Schmiede ein und öffnete einen Kramladen. Zur Unterhaltung dieser neuen Anfänge reichte ein Kirchenfonds die nöthigen Mittel. Am 22. Januar hatte Diez doch auch schon die erste Malayalam-Predigt gethan, und bei einem Besuch in Taliparambu (im Mai) versuchte er sich in der Straßenpredigt. —

Hebich aber rüstete sich nun zu einer neuen großen Reise: Missionar Bühler weilte gerade in Kannanur, um seine Gattin daselbst ärztlich berathen zu lassen, so konnte für die englischen Gottesdienste besser gesorgt werden. Den Alten selbst zog es mächtig in die Ferne. Er schreibt im April: „Die gentry in unserer Gemeinde sind jetzt Alle davon, außer Major Y., Dr. Foulis und Kapt. Boswell, und letzterer ist auch am Gehen." Die zuletzt abgegangenen im 39 N. J. besonders wollte er jetzt besuchen, wie er ihnen versprochen hatte; andere Einladungen reihten sich an, so daß sich diese Reise auf fast drei Monate ausdehnte (4. April—23. Juni 1854).

Nachdem er, sehr gefährdet durch einen plötzlichen Sturm („der hätte uns bald in die See begraben, da fehlte fast nichts mehr; dem Herrn sei Dank für seine Errettung!") in Calicut gelandet war, verichtete er erst in Malapuram und Palghat die gewohnten Dienste; er durfte an beiden Orten einige Engländer gewinnen, in Palghat auch vier Heiden taufen. Nach einer „schönen Tagesarbeit" in Coimbatur fand er erst in Kunnur und dann (1—14. Mai) in Ottacamand viel zu thun. Nicht nur predigte er jeden Abend

in einem geräumigen Auktionssaal, sondern besuchte die Leute in ihren Häusern vom frühen Morgen an bis in die Nacht.

An seinem Geburtstag z. B. geht er schon um 6 Uhr zu einem Hauptmann G., der sich einen so frühen Gast gefallen ließ; da findet er, daß er wirklich heute einen guten Tag habe. Er zeigt dem Offizier und seiner Gattin das Herzbuch, erklärt's, und merkt dabei, daß die noch nichts vom Gesetze wissen; das schärft er ihnen also möglichst blank. Zwischenhinein fragt er: Geben Sie auch etwas für des Herrn Werk? — Sehr wenig. — „Das müssen Sie thun, wenn Sie sich Segen die Fülle wünschen, Mal. 3, 10." — Ich will Ihnen was geben. — „O, dazu bin ich nicht hergekommen." — Frau, schreib ihm eine Bill! Wie heißen Sie? — So wird ihm ein Wechsel für 30 Rs. gegeben, worauf er mit ihnen betet und frühstückt. — Gehobenen Herzens geht er weiter zu einem Husarenoffizier, der immer nur lacht nnd durchaus kein Lügner sein will; wie derselbe aber endlich aus der Schrift überwiesen ist, drückt er dem ungestümen Boten herzlich die Hand. — An eines Obersten Haus konnte er nicht vorbeikommen; der hatte zwei Tage zuvor ihm entgegengerufen: Ich kann Ihre Glaubenssätze (tenets) durchaus nicht billigen! worauf Hebich freundlich erwiederte: Ich komme mit vieler Liebe zu Ihnen, und sich durchaus nicht verdrängen ließ. Wie es damals gegangen war, schildert er kurz also: „Wollen Sie also eintreten? — Ja, mein Herr. — Die Thüre öffnend, sagte der Hauswirth: Hier sind zwei Damen! und verschwindet. Die eine der Damen, welche malte, legt den Pinsel bei Seite und fragt lebhaft: Was ist denn das mit Ihren Glaubenssätzen, die der Oberst nicht billigen kann? — Mir scheint, es bezieht sich auf unser Zusammentreffen bei C. vor zwei Jahren, da fragte ich ihn: wie steht es auch mit Ihrer Seele? und im Nu lief er zornig davon. — O, ists nur das? lachte sie, worauf die Unterredung eine scherzhafte Wendung nahm und leider behielt; doch wurde ich zur Wiederholung des Besuchs eingeladen." — Heute trat also Hebich ein und traf vier Offiziere am Kartentisch. „Kann ich hereinkommen?" Aus dem innern Zimmer ruft die Malerin: Freilich, ja! Bitte, kommen Sie herein! und zu den Spielern sagt sie: Seid ihr doch schauerliche Leute! worauf die Karten weggelegt werden und der Oberst sich unsichtbar macht. Beide Damen setzen sich und wieder geht Alles lachend zu, bis Hebich sehr ernst fragt: Darf ich jetzt meinen Auf-

trag ausrichten? Die Offiziere wechseln ihre Stellung, gehen und kommen. Wie Hebich sich zu den Damen setzt und das Herzbuch erklärt, tritt einer heran, beschaut sich das Bild des Teufels und sagt: ich meinte, der Teufel sehe reizend aus, und nicht wie er hier steht! worauf er sich davon macht. Die eine Dame aber erzählte von einer Erscheinung, die sie und ihr Mann gesehen, mit Zittern gesehen, und wurde fast feierlich gestimmt. So brachte Hebich seine Botschaft an, der endlich alle stille zuhörten, bis die Dame ihren Brillantring abwischte und der hereingetretene Oberst anfieng: Sehen Sie, Hr. Hebich, welch eine eitle Frau das ist! Hebich: O das dauert nicht so fort; einmal wirft sie den Ring noch in irgend eine Missionsbüchse. — Da lachten die Junker: Haha, er hats auf den Ring abgesehen. — Die Dame seufzt: „Dazu bedürfte es freilich noch einer großen Veränderung!" Andere bekennen: „was er gesagt hat, ist ganz wahr," und der Oberst schließt: „So, jetzt haben Sie uns alle richtig in der Hölle untergebracht, ausgenommen Ihre eigene Person." Mit dem tiefen Gefühl: Welch eine Welt! und stillem Gebet für die eine ringende Seele schied Hebich aus diesem Hause, um seine Runde zu vollenden.

In Ottacamand herrschte gerade die Cholera, die viele Leute sehr ernst stimmte. Hier sah Hebich zum letztenmal den eben von Kannanur zurückgekehrten Bühler, welchen die Seuche zwei Monate später wegraffte. Er kam dort einem begabten Manne besonders nahe, der sich beständig bemüht hatte, besser zu werden, und weil er sich das stetige Zurücksinken nicht verbergen konnte und wollte, an den Rand der Verzweiflung gerathen war. Dieser nahm sich Hebich's Botschaft so zu Herzen, daß er später einem wackern Geistlichen sagte: „Lernen Sie doch etwas von Hebich's Beispiel! Ich meine, Sie legen vor den Seelen viel zu weitläufige Laufgräben an; im Allgemeinen ist es doch gerathener, die Leute frisch aufzuschrecken und große Augen machen zu lassen."

Wie wohl aber wards Hebich auf den french rocks oder Irodu (16—23. Mai) in seinem „eigenen Regiment", welches sich noch immer eines steten Wachsthums erfreute. Im April war hier sein S. von der Cholera ergriffen worden. Auf den Tod krank, wollte er eben von den Brüdern Abschied nehmen, die um ihn, ihren Leiter, knieend beteten, als sich der Doctor erhob und sagte: du wirst nicht sterben, der Herr hat unser Gebet erhört. Und so geschahs; der

Eindruck, welchen der Vorgang auf die Näherstehenden machte, war groß. Wie bedauerte jetzt der endlich erweichte Major, sich Hebich's Dienst in Kannanur nicht besser zu Nutz gemacht zu haben! Ein katholischer Unteroffizier trat mit seiner Gattin öffentlich zur evangelischen Kirche über, zwei Baptistensöhne ließen sich taufen, und in der nahen Zuckerfabrik, die 20 eingeborne Christen und wohl 100 andere Arbeiter beschäftigte, öffnete sich für die Predigt ein weites Feld, an das Hebich bei seinem zweiten Verweilen auf den rocks (12—19. Juni) gleichfalls einige Arbeit wendete. Eines fehlte noch dieser Zweiggemeinde (von 48 Kommunikanten): ein zuverläßiger Katechist, der unter der Aufsicht des Leiters besonders die umwohnenden Heiden, wie die Armen und Geringen im Regiment, herbei zu locken und weiterzuführen geeignet wäre. Da nun Searle dem Klima der Küste kaum mehr gewachsen war, sich auch bereits im nahen Kurglande aufhielt, wurde er herbeschieden und den Brüdern im Regiment beigegeben, mit der Weisung, doch ja recht klein zu werden und sich alles hochtrabenden Schreibens zu enthalten. Derselbe war gerade etwas mißmuthig, berichtete z. B., wie man ihm da und dort einladende Stellen antrage, er aber solche Teufelsbriefe verbrannt habe, weil nicht gesonnen, Christi Dienst gegen Gold zu vertauschen; allein mit 15 Rs. des Monats zu leben vermöge er nicht, halte das vielmehr für Selbstmord. Er kam nun auf die french rocks und berichtete bald, wie er hier erst an seinem rechten Platze sei; denn Anno 1843 habe er auf dem Marsch nach Kannanur bereits auf diesem Hochlande gebetet: „O Gott, sende mich unter das Volk dieses Landes, deinen Namen zu verkündigen;" eine Behauptung, welche soviel als sagen wollte, er sei schon bekehrt gewesen, ehe er Hebich zu Gesicht bekommen habe!

Auch Bangalur wurde nun besucht (24. Mai—11. Juni), der große Sammelort aller möglichen Geister, wo manche von Hebichs Kindern wohnten, auch nachdem das 94. Regiment aufgelöst war. Von letzterem noch ein Wort. Der Leiter in demselben hatte dem Freundeskreise einige Noth bereitet, indem er etliche von Hebichs Lieblingslehren und Gebetsformen in allzueckiger Form vertreten zu müssen glaubte. Wer immer zu Almighty God betete, und nie zu dem HErrn Jesus, war ihm schon verdächtig als ein halber Socinianer; und in dem ersten Artikel des anglikanischen Glaubens schien die Fassung von Gottes geistigem Wesen, daß er „ohne Körper,

Theile und Leidenschaften", gegen den buchstäblichen Sinn vieler Schriftausdrücke zu verstoßen, namentlich dem Zorn Gottes nicht gerecht zu werden; dazu kamen dann die Fragen sowohl nach dem Fortbestehen des Gesetzes (die Hebichiten wurden Antinomisten geheißen), als nach den Grenzen des Erlaubten. Beim Abendgebet, schrieb Bennie, konnte man öfters einen deutlichen Geruch von Arrack unterscheiden; als ein frommer Husar darüber gefragt wurde, gestand er, daß er täglich seinen Schluck (dram) trinke. Das sollte er jetzt aufgeben, klagte aber laut, es sei hier keine charity (Liebe), „erhob sich für die Gerechtigkeit von Lord dram" und fand einflußreiche Verbündete. Durch diesen Zwist war viel Staub aufgeworfen worden; ihn zu schlichten, hatte sich der durchreisende Miss. Wardlaw auf Hebichs Bitte redlich abgemüht und die Gemüther besänftigt; doch war manche Verstimmung zurückgeblieben, und — wie der Leiter sich ausdrückte — „Hochzeitessen, Picnics und das Herumlaufen von Kapelle zu Kapelle hatten die Seelen kalt gemacht und vielen Sünden Raum gegeben, ehe das Regiment sich auflöste." Nun voluntirten nämlich die Brüder in verschiedene andere Corps; die Geschwächten, wie der herzkranke Leiter selbst marschirten Madras zu, um in Europa Genesung zu suchen. Ernstlich beteten sie auf dem Marsch (März) für ihren wackern Oberst S., der sie so treu ermahnte, nicht blos schädliche Genüsse zu meiden, sondern auch „sich des verfluchten Saufens zu enthalten, das ihre Seelen verderbe; denn kein Trunkenbold habe Theil am Reich Christi." Dann giengs aufs Schiff, nicht ohne daß auch unterwegs noch aus Ersten Letzte, aus Letzten Erste wurden. Wie drängen sich oft die Todesfälle auf solchen Invalidenschiffen, da doch manche noch beten lernen und dem einfachen Zeugen danken, den sie erst verspottet hatten! —

Hebich machte in Bangalur seine Runde so ziemlich wie auf den blauen Bergen, nach Seelen zu fahnden, die gute Aussicht gaben, wie nach dem gleichgiltigen und abgewendeten. Jetzt ist er bei einem 78jährigen blinden General, der meint, diese Sorte von Geschäft (die Bekehrung) noch etwas verschieben zu sollen; jetzt bei lebelustigem jungem Volk, deren Herz „voll vom Pfau" ist; jetzt bei einem tauben Lieutenant, der ihn von einem Zimmer ins andere nimmt und die Thüren schließt, daß kein Nachbar das laute Zeugniß vernehme; jetzt bei einem umgetriebenen Offizier, der auf der Krankenliste steht, und darum absolut Hunger leiden will, indem

ihn das Wort verfolgt: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wieder finden wir ihn bei den pensionirten Soldaten in Muttutscheri, deren Weiber und Kinder von frommen Offizierswittwen treulich besorgt wurden; dann bei den eingebornen Gemeinden der Mission, die theils eine Freude an ihm haben, theils seine derbe Sprache (besonders über das Trinken) ihm übel nehmen; aber auch in Schulen oder in einem Kreise von Kindern, von denen er ein paar Karten- und Brettspiele ausgehändigt bekommt. Dazu predigt er alle Abend in der Missionskapelle der Londoner. Ein Frühstück aber, bei welchem allerhand Missionare und andere unabhängig denkende Christen zusammenkamen, machte ihm etwas heiß; auf gar viele Fragen, z. B. über apokalyptische Deutungen, konnte er doch keine befriedigende Antwort geben: warum also keine andere Ansicht als die eigene aufkommen lassen? warum so viel vom Teufel reden? warum sagen, er sei im Himmel, in der Luft? und warum soll denn Gott eine Form zugeschrieben werden?

Die Persönlichkeit Gottes war ein Lieblingsthema Hebichs; Gottes Mund, Auge, Hand, Nase, Fuß, bowels ꝛc. betonte er ungemein stark, und die Londoner mit ihrem Schlagwort „figurative Redeweise" schienen ihm nur die Schrift zu entleeren und der luftigen Philosophie zuzusteuern. Da Gott den Menschen in seinem Bilde schuf, müsse auch der menschlichen Gestalt in Gott etwas Vergleichbares entsprechen; wer Geist für gleich bedeutend halte mit Abwesenheit aller Form, mache aus Gott eine Abstraction. Kein Wunder, wenn Hebich's eingeborne Kinder ordentlich schauderten, als sie in indischen Bearbeitungen des Herzbüchleins statt der katholischen Darstellung der Dreieinigkeit, in der Form von drei sehr menschlichen Personen, nur eine ehrerbietige Andeutung dieses Geheimnisses fanden; ihnen schien damit Gott in „Rauch" aufgelöst: an den für Anhänger des Trimurti, wie für Muselmanen so nahe liegenden Anstoß dachten sie kaum. Wenn dann Hebich den Abglanz des unsichtbaren Gottes, den Sohn, schilderte und ihn überall im Alten Testament fand, als die Erscheinung und das Wort des im Dunkeln wohnenden, ja als Jehova, so verwickelte er sich leicht in Widersprüche, während er meinte, einfach dem Buchstaben treu zu bleiben. Auch das Anstreifen seiner Ausdrucksweise an die swedenborgische und mormonische Lehre von Gott konnte ihn, wenn es ihm vorgestellt wurde, wohl unangenehm überraschen; aber — war nicht gerade-

das immer des Teufels Kunst, Irrlehren durch irgend ein Wahrheitselement herauszuputzen? Doch genug von dieser Eigenheit des guten Mannes!

Im Wesentlichen that er dennoch auch in Bangalur den Gläubigen manchen dankenswerthen und dankbar anerkannten Dienst. Mit allem Ernst suchte er sie einander näher zu bringen und statt des vielen Redens und Streitens über Ansichten zum gemeinschaftlichen Gebet anzuspornen. „So viele wollen hier selig werden, hassen aber die Sünde nicht, daher gehts denn nicht sehr tief. Mancher mag sein Christenthum nicht offen bekennen, weil er fürchtet, er könne wieder fallen und scheine dann ein Heuchler. Ich redete ihnen sehr zu, sich doch von der Welt mehr zu trennen; sie meinten es schon gehörig gethan zu haben; was denn noch fehle? Ich erwähnte ihr bandgoing, was einen ganzen Sturm heraufbeschwor. Zur Abendstunde spielen nämlich die Regimentsmusiken auf den großen Plätzen, da alles hingeht, sich zu sehen und sehen zu lassen. Ich zeigte ihnen, wie viel sie von ihrem ersten Eifer verloren haben, weil sie sich so mit der Welt vermischen; die Alten geben den Jungen kein rechtes Beispiel der Entschiedenheit. Pilatus war freilich ein viel zu großer gentleman, als daß er um die Rettung seiner Seele angefochten gewesen oder den Hohenpriestern entgegen getreten wäre; Johannes viel zu rauh, daß er das Verhältniß zur Herodias so blutt tadeln konnte ꝛc. ꝛc. Einige nahmens doch an; sie beschlossen, in der Sakristei der Missionskapelle jeden Abend zusammen zu beten, und wählten Oberst C. zu ihrem Aeltesten. Täglich trieb ich daran, doch mehr Gemeinschaft zu pflegen mit dem Vater und dem Sohn, und einander aufzubauen, zu stärken und zusammenzuhalten, getrennt von der Welt und ihrer fatalen charity. Die Missionare und die übrigen Freunde wollten mich wo möglich über den Monsun da behalten. Ich arbeitete jeden Tag von Morgens 6 Uhr bis Nachts 11 Uhr, und überall that der Herr die Thür vor mir auf, so daß ich meine Abfahrt wiederholt zu verschieben mich berechtigt sah. Das geistige Leben war doch gerade sehr geschwunden und die Mehrzahl froh, aufgerüttelt zu werden. Nach dem Abendgottesdienst kamen gewöhnlich 20—30, zuletzt 38 Personen (8—11 Uhr) zum Thee zusammen, denen dann noch eine Extrapredigt gegeben wurde." Zum Schluß wurde er ordentlich bestürmt, wenigstens alljährlich seinen Besuch zu wiederholen.

Niemand ergötzte sich mehr an solcher Reisepredigt Hebich's als sein alter Freund Mögling, der seit 15 Monaten im Berglande der Kurgs eine neue Arbeit angetreten hatte und nun von allerlei Bekannten vernahm, wie gesegnet sich dieses Wirken an andern und an ihnen selbst erweise. Derselbe schrieb ihm (10. Juni): „Es freut mich herzlich, daß du so schön den Weg gefunden hast, deine Gaben in Anwendung zu bringen. Vor Alters schon dachte ich, so ungefähr solltest du arbeiten können; nicht gebunden an eine Station, oder doch je und je mit einer langen Vakanz gesegnet, in weitem Umkreis unter Engländern, wie auch unter Heiden das Evangelium zu verkündigen. Das ist eine Arbeit, zu welcher dich Gott offenbar besonders ausgerüstet hat. Hoffentlich hütest du dich, Kirchen machen zu wollen; das ist unter deiner Evangelistenwürde. Wenn Seelen zum Leben kommen durch deine Predigt, wird der Herr schon weiter für sie sorgen, ohne daß du Kirchenleiter bist. Ich glaube nicht, daß du diese Gabe hast; es ist auch nicht nöthig, jeder soll seine Gabe brauchen. So hat der Herr am meisten Ehre und wird von den Knechten am wenigsten gehindert. Ich freue mich von Herzen über den Segen, den du hast, und wünsche dir mehr; darf ja hoffen, dir bald mein kleines Missionsanfänglein zu zeigen."

Ins Kurgland gieng es nun über Humsur, wo sich gleichfalls Arbeit fand. „Nachdem ich Searle auf die rocks gesendet, waren wir endlich noch in Almanda mit dem l. Mögling zusammen, wo ich die erste Predigt in seinem eben vollendeten Kirchlein halten mußte (22. Juni). Wir freuten uns recht herzlich zusammen." Und nun eilte er nach Kannanur zurück, welches indessen auch einen neuen Segen empfangen hatte.

Wohl das bedeutendste Ereigniß dieses Jahres war die Bekehrung des Munschi Mulile Ramotti. Derselbe war schon 1837, also vor der Ankunft Hebichs in Kannanur, durch einen Traktat mit den 10 Geboten bekannt worden, die den Knaben so begeisterten, daß er gewiß hoffte, einst noch Christ zu werden. Später trat er in Hebichs Schule ein und lernte gründlich die christliche wie die heidnische Malayalam-Literatur, so daß er erst bei Diez, dann bei Stocking als Sprachlehrer gute Dienste leisten konnte. Der Letztere namentlich gieng ihm mit soldatischer Derbheit stark zu Leibe, während er zugleich ihm viel Liebe erzeigte. Um den Anfang des Jahrs 1854 beschloß Ramotti, wirklich Christ zu werden, und schaffte allmählich

seine Bücher ins Missionshaus. Aber die Liebe zu seiner Gattin, die aus einem sehr angesehenen Hause stammend, sich unvermögend erklärte, ihn zu begleiten, und ihm eben das zweite Kind gebar, hielt ihn immer wieder zurück. Am 8. April betete er mit Diez und versprach auf Gründonnerstag sich einzustellen. Umsonst: so oft er auf den Abzug sann, brach ihm das Herz, bis er endlich sich beschied, auf Hebichs Rückkehr warten zu wollen, um bei dem Sturm, der sich erheben werde, eines starken Rückhaltes gewiß zu sein.

Doch eines Tags (13. Juni) wirds ihm gewiß, daß er Gewalt anwenden muß, um loszukommen; er küßt seine beiden Kinder unter Thränen, küßt die Gattin und heißt sie zum Vater zurückkehren, er müsse seine Seele retten. Und dann eilte er ohne sich umzuschauen ins Missionshaus, spricht und betet mit Diez, läßt sich die Haarlocke abschneiden und bringt da im Gebet die erste Nacht zu. Am folgenden Morgen kommt sein älterer Bruder, das Haupt der Familie, sucht ihm vergebens zu befehlen und verflucht ihn mit den Worten: „In den Tagen des Madai Curumban (S. 17) ist es doch noch ehrenhaft zugegangen mit dem Christ werden, kein Zopfabschneiden, kein Bruch mit der Kastengemeinschaft, und zum Schluß eine Sipahisalve und eine Granitsäule aufs Grab. Gott segne dir dieses Treiben der Padres mit Verwesung bei lebendigem Leibe und mit dem Glanz einer Hundsleiche!“

Anders die Hunderte von Tijern, die nun ins Missionshaus strömten, den Abgefallenen zu sehen. Verwundert und traurig blicken sie den Mann an, der als die Zier ihrer Kaste gelten konnte; demüthig, kindlich und gewandt antwortet er ihnen auf die vielen, oft verfänglichen Fragen und wird lautlos angehört. Manche geben zu verstehen, wie froh sie wären, wenn auch bei ihnen die Bande des alten Brauchs zerreißen wollten. Schon zeigt sich deutlich, daß man an ihm einen kräftigen Herold des Heils in Christo habe. Einer seiner Neffen, ein junger Maurer, entschloß sich (25. Juni) zu bleiben und auch Christ zu werden.

Dann handelte es sich um eine ältliche Tante, die ihrem Ramotti durchaus folgen wollte, aber nicht durchsah, wie sie, die beleibte ängstliche Frau, sich sollte fortschleichen und den weiten Weg ins Missionshaus unangefochten zurücklegen können. Nachdem durch geheime Botschaft Alles in Richtigkeit gebracht war, fuhr Hebich, nun neu eingelebt in das Räderwerk der Station, zur bestimmten Stunde

am Eck des Tijerhauses vorbei, von dessen hohem Wall die Frau herabschlüpfte, und glücklich in den Wagen einstieg, der sie, mit verhülltem Gesichte, mehr todt als lebendig, ins Missionshaus brachte (10. Juli). Sie ist dort eine gute Mutter der jüngeren Christenweiber geworden.

Hebich unternahm nun selbst den Unterricht der Taufkandidaten und durfte am 6. August die Genannten, Abraham, Isaak und Elisabeth, mit noch 25 weiteren Seelen taufen. Es war ein überaus erfrischender Segenstag, auf den aber gleich „wie ein Donnerwetter" eine schwere Choleraheimsuchung folgte, die z. B. an Einem Tag (17. August) drei Todesfälle herbeiführte und auch (31. August) den Erstling der Tijer, den treuen Juda, wegraffte. Diez und Schwester Gundert, die noch mit vielen andern gleichfalls erkrankten, genasen. „Dies sind schreckliche Zeiten. Doch der Herr ist Gott; vor ihm schweige alles Fleisch!" Viele wurden damals „empfänglich", die später wieder „eingeschlafen" sind.

„Mulil Abraham wird jetzt von Gundert weiter zum Katechistenamt unterrichtet, und wird mit Gottes Gnade unter seinen Landsleuten fruchtbar wirken." Es war eine selige Zeit, da dieser 35jährige Mann nun seine Zeit theilte zwischen dem Forschen im Wort, mit welchem er schon lange vertraut war wie wenige Christen, und zwischen der Verkündigung desselben an Nahe und Ferne. Einen so männlichen, in alle Sättel gerechten Malayalam-Prediger hatte die Station bisher nicht gehabt. Zwar mangelte ihm die Kenntniß des Englischen, aber seine ganze Geistesanlage erwies sich als europäischer, vorurtheilsfreier, umsichtiger und energischer zugleich, denn die der bestgeschulten Jünglinge, wenn sie auch im Bacon und Shakespeare wohlbewandert sind. —

„Auch das Schmerzenskind Andscharakandi fängt aufs neue an sich zu ermannen; es ist jetzt wirklich wieder besser als seit zwei Jahren, und beim letzten heil. Abendmahl (14. August) war Alles schön und erfreulich."

Eine besondere Freude aber bereitete Hebich sein Kinderhäuflein im fernen Aden. (S. 20) Die glaubigen Soldaten daselbst hatten von Bangalur gehört, wie dort ein ungewöhnlicher Mann täglich gepredigt und Geistliche wie Laien gleich scharf mitgenommen, Vielen aber sehr wohlgethan habe, ein gewisser Samuel, wie heißt er nur? Sie wußten den Namen leicht zu ergänzen. Gerade nun an jenem

13. Juni, da Abraham heraustrat, starb dort ein 73jähriger Greis, der früher das Evangelium gehört und bewundert hatte, aber von seiner Gattin zurückgehalten war, bis er nach ihrem Tode selbst erkrankt, im Spital durch die Offiziere des Regiments gewonnen wurde. Das Todtenbett dieses Tschetti Fakira — nach der Taufe hieß er Philipp, war so voll Friedens und unaussprechlicher Freude, daß auch die Verwandten, die umstehenden Sipahis und die Knechte angelegentlich nach Jesu fragten, ihrer zwei sich gleich des Zopfes entledigten und täglich mit Gompertz lasen und beteten. Die englischen Brüder bekamen vollauf zu thun, um den Nachfragen der englischen und indischen Soldaten, der Trommler und Schreiber zu genügen, die Kranken im Spital und die Gefangenen zu besuchen. Ein durchreisender Missionar Candy taufte im November einen Sipahi, der unter all seinen Anfechtungen im Glauben gewachsen war, während andre schon wieder matter und gleichgiltiger wurden Wie dankbar schrieb doch Gompertz: „Da sehen Sie die Früchte Ihrer Arbeit, der Herr gab es Ihnen ins Herz, mich zu suchen; jetzt aber gibt er mir die Gnade, mit schwarzen Heiden von Ihm zu reden. Ich fühle mich oft sehr schwach und müde vom Gehen in der Sonne; aber Er wirds hinausführen um Seines Namens willen!“ —

Aehnliche Nachrichten liefen von Irodu (french rocks) ein. Zu gleicher Zeit, wie in Kannanur war auch dort die Cholera eingekehrt und hatte schrecklich gehaust, bis alle Bretter zu Särgen verbraucht waren und man die Leichen in Matten beerdigte. Aber ein großer Friede offenbarte sich an den Sterbebetten, und ein junger Offizier M. entschied sich frisch für den Herrn Jesum und redete von ihm mit großer Kraft. Mögling kam gerade dazu, wie man einen Trommler begrub, der 60 Jahre lang wie ein Heide gelebt und es im Trinken allen zuvorgethan hatte. Seit sechs Monaten war eine Umwandlung mit ihm vorgegangen, die jedermann in Erstaunen setzte; nicht nur lebte er unsträflich, sondern zeugte von der Sünderliebe des Heilands und durfte voll Freude und Danks heimgehen.

Auch in Palghat fand Hebich, als er wieder nachschaute (20. Sept. bis 1. Nov.), alles in gutem Stand. Die Brüder in Malapuram, die er auf dem Hin- und Herwege besuchte, mehrten sich und hatten in den zehn Monaten ihres dortigen Aufenthalts keinerlei Mißklang unter sich aufkommen lassen. Ihnen war gerade damals der Armeebefehl über Knebel- und Backenbart zugekommen, so waren nun alle be-

müht, die neue Gesichtszierde zu kultiviren. Lachend schrieb dies ein Soldat mit der Bemerkung: „Sie werden uns kaum mehr kennen; möchten wir doch auch dem Bilde Christi immer ähnlicher werden!“ — In Palghat fuhr Obrien fort, mit aller Treue die Reisepredigt zu betreiben, zu welcher ihn Hebich auf alle Märkte begleitete; er bekam auch den Eindruck: „jenen Menon (S. 271) kriegen wir am Ende doch noch,“ allein der wirkliche Zuwachs beschränkte sich noch immer auf die unansäßige Bevölkerung. Unter den Engländern hat er „durch großen Kampf hindurch“ einen solchen Eingang gewonnen, daß ihrer 28 (mit 17 Schwarzen) sich zum Abendmahle um ihn sammelten, und eine Zeitlang von nichts als dem Weg des Seligwerdens die Rede war. „Hauptmann Hn. arbeitet ganz im Geiste eines Missionars, auch unter den Schwarzen, mit denen er in vielfache Berührung kommt.“ Auch hier zeigte (im Nov.) ein Todtenbett die Wirkung, die von solchen Kindern Hebichs ausgieng. Der Sergeantmajor des Regiments galt lange für den verhärtetsten Haudegen, so daß selbst Hn. sich gestand, diesen fürchte er, und Obrien dachte, der würde wohl der letzte sein, der je zum Glauben käme. Allein der alte Sünder nimmt Hns. Wort an und bewegts im Herzen; vier Wochen darauf stirbt er fröhlich mit dem Rufe: all is well (alles ist wohl).

Ein gewisser Stillstand im numerischen Zuwachs der eigentlichen Kannanur-Gemeinde ist also — etwa seit dem Jahre 1853 — wohl zuzugeben, aber er wird aufgewogen durch manchfaltige Wirkungen des Geistes in ihr selbst und in den von ihr stammenden Setzlingen. Kräftiger als um jene Zeit war Hebich kaum je in seinem Leben; es fehlte aber nicht an allerlei Demüthigungen, für die er selbst als wohlangebrachte Erziehungsmittel Gott preisen lernte.

Missions-Zeitung.

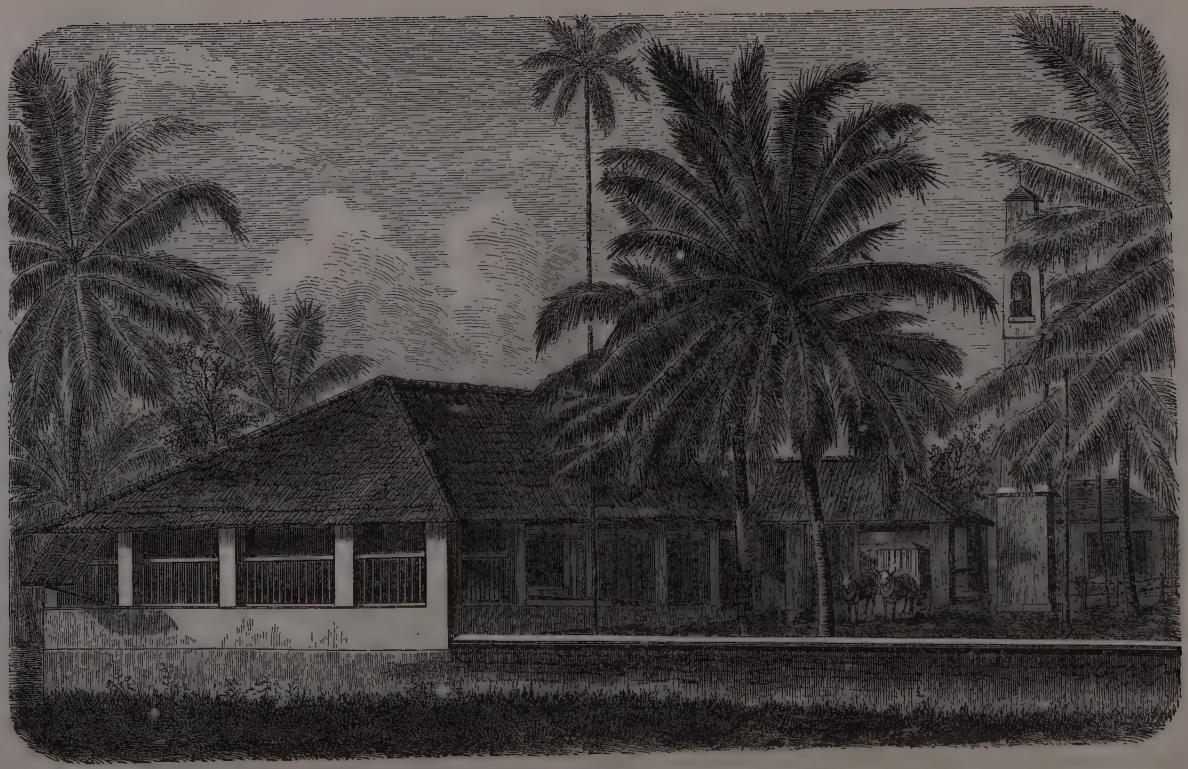
Die deutsche Kols-Mission, welche im Jahr 1868 durch die bekannte Spaltung schwer geprüft wurde, hat, wie ihr neuester Bericht zeigt, sich durch ein kampfvolles Jahr mit Ehren durchgeschlagen. Von den sechs älteren Arbeitern, die sich dem ritualistischen Bischof von Calcutta angeschlossen hatten, um in Verbin-

dung mit der anglikanischen Propaganda eine Gegenmission zu betreiben, ist einer, G. Pohlenz, zu seiner Pflicht zurückgekehrt, weil er „nicht fortfahren konnte, gegen seine eigene deutsche Kirche, gegen seine deutschen Brüder zu streiten" (Januar 1870). Die andern fünf, von denen drei sich wieder ordiniren ließen, versuchen nach Kräften, die ganze Gemeinde dem Lordbischof zu unterwerfen, „welcher der Herr ist über alle Gemeinden in ganz britisch Ostindien"; sie haben auch in fleischlicher Verblendung sich an dem irdischen Eigenthum der Mission vergriffen. Und wie zu erwarten stand, haben die meisten angloindischen Gönner der deutschen Mission ihr nun den Rücken gewandt, daher es um so nöthiger wird, im Vaterlande zu der Beschaffung der für den Jahresbedarf nöthigen Summe von 30,000 Thl. aufzufordern.

Von dem unerquicklichen Verlauf der Streitigkeiten, welche die Herzen und Köpfe des von zwei Kirchen umworbenen Bergvolks in bedauerlicher Weise verwirren, wenden wir uns zu dem gegenwärtigen Stand der Mission, wie ihn der letzte Jahresbericht schildert. Zwölf Missionare führen die Arbeit auf 4—5 Stationen fort; und obgleich sie sich mehr angelegen sein ließen, für die geistliche Pflege ihrer schwachen Kinder Sorge zu tragen, als ihre Zahl zu vermehren, ist doch auch diese (durch 1143 Taufen im Jahr 1869) bedeutend gestiegen, so daß sie sich auf 12000 Seelen, worunter 3042 Communikanten, belaufen mag. Das Hauptquartier ist noch immer Rantschi in Tschota Nagpur, neben welchem Petersburg und Goßnerpur erst aufzublühen beginnen; weitere Stationen sind im Osten Purulia, im Süden Tschayabassa. Die Gegenmission behauptet, 7000 Kols in ihrer Pflege zu haben. Noch immer wogt die große Meereswelle fort, welche dort die Fische fast wider ihren Willen ins Netz der Kirche treibt; bald ist es der Trieb, gegen gewissenslose Gutsbesitzer Schutz bei christlichen Europäern zu finden, bald der kindliche, oft gedankenlose Glaube an die übernatürliche Kraft des Namens Jesu, des Gebets und der Taufe, was die Kirche mehrt und der kostspieligen Dämonenverehrung mit den ihr anhängenden Lastern tollen Trinkens und Tanzens täglichen Abbruch thut. Den Christen Deutschlands sei es empfohlen, diese friedliche Eroberung sich nicht aus den Händen winden zu lassen!

Berichtigung.

Nicht in Nanking oder Peking (S. 347), in Tientsin selbst ist der französische Consul mit 19 seiner Landsleute ermordet worden.



Die Missionskapelle in Kannanur.

Etwas über die Turkos.

In jetziger Zeit, da die deutschen Grenzen so plötzlich von afrikanischen Horden bedroht waren, und nachdem Gott diese furchtbare Gefahr gnädig abgewendet hat, viele jener Fremdlinge verwundet oder gefangen unter uns weilen, wendet die christliche Theilnahme billig sich diesen Unglücklichen zu, die gewiß nicht nur in unser Land geführt und in die Reihen unsrer „Nächsten" gestellt worden sind, um den Einen ein Gegenstand des Eckels und Abscheus zu sein, und den Andern zur Befriedigung sentimentaler, tändelnder Neugier zu dienen. Sollte der HErr nicht vielmehr Gedanken des Friedens über sie gehabt haben, indem Er es geschehen ließ, daß sie mit in das Kampfgewühl des gegenwärtigen Kriegs hereingezogen wurden? Sieht es nicht aus wie eine Einladung an das evangelische Deutschland, an diesen Wüstensöhnen christliche Rache zu nehmen, indem es ihnen, die gekommen waren zu rauben und zu morden, das Brot des Lebens reicht und ihnen Gelegenheit bietet, etwas von der geistlichen Waffenrüstung der Jünger Jesu zu ahnen?

Es ist eine bunt gemischte Bevölkerung, wie der ganze Nordrand Afrika's bis hinein in die Sahara sie zeigt, der sie angehören. Die ältesten Bewohner jener Gegenden waren wohl die Amasirgh (Freie), auch Amoschargh oder Berbern, die jetzt im nördlichen Atlas hausen und die ganze Westhälfte der Sahara bis nach Senegambien hinein inne haben. Von einem ihrer Stämme, den Awrigha, schreibt sich wahrscheinlich der Name Afrika's her. Ihre Sprache, in vielen Dialekten, ist das Tamasight, mit den alten libyschen Buchstaben geschrieben. Sie heißen in Algerien Kabylen, in Marokko Schelluks, in Tunis Zuaven, sind von schönen, athletischen Formen, kräftig, thätig, lebhaft, und leidenschaftliche Liebhaber der Jagd. Spuren

von germanischem Typus scheinen bei ihnen auf eine Vermischung mit den Vandalen hinzuweisen. Ihr Gesichtsausdruck ist wild; die Flinte ihr liebstes Besitzthum, eine ihrer Hauptnahrungsquellen die Viehzucht. Nach den Einen beläuft sich ihre Zahl in Algerien allein auf etwa 435,000 Seelen, nach den Andern machen sie einen weit bedeutenderen Theil der dortigen Bevölkerung aus, nur daß viele von ihnen mehr oder weniger arabisirt sind.

Neben ihnen wohnen nämlich innerhalb der französischen Besitzungen gegen 800, großentheils noch ununterjochte, arabische Stämme und die sogenannten Mauren, Mischlinge der Städte, Nachkommen der eingebornen Mauretanier und Numidier, die sich mit Phöniziern, Römern und Arabern vermengt haben. Beide, Araber und Mauren, haben durch die Neger aus Inner-Afrika, die sie seit undenklichen Zeiten in ihren Dienst ziehen, ein weiteres Element herbeigebracht, dessen Seelenzahl man jetzt auf etwa 10,000 schätzt. Dazu kommen aus älterer Zeit noch Juden und Türken, und aus unsern Tagen die französischen Kolonisten und die Abenteurer verschiedener Länder, die sich seit der französischen Besitzergreifung dort niedergelassen haben.

Erst seitdem Marschall Randon im Jahr 1857 durch Eroberung des Dschurdschura Gebirges die Unterwerfung von Kabylien vollendet hat, ist eine nähere Einsicht in den Volkscharakter der Amasirgh allgemeiner geworden. Man nennt sie in Algerien Kabylen d. h. Föderirte (von Kebila), ein Name der sich von den Stämmen und Parteien (soff) herleitet, zu welchen sie sich vereinigen, indem sie selbst ihre Häuptlinge in Dorfversammlungen wählen, also geborene Demokraten sind, was sie so stark von den Arabern unterscheidet als die den Frauen eingeräumte Freiheit. Der Kabyle ist auch kein Zeltbewohner, sondern ansäßig, und interessirt sich viel mehr für alles Neue und Fremde, als die Araber, wie er auch für weniger strenggläubig und abergläubisch, für einfältiger und ehrlicher gilt. Daher nähren die Franzosen die Hoffnung, aus den „Freien" mit der Zeit ruhige Unterthanen zu machen, sofern es ihnen gelingt, den fanatisirenden Einfluß der Araber von Kabylien fern zu halten.

Daneben darf aber auch die Schilderung, welche der beste Kenner Nordafrika's, der Freiherr von Maltzan, von den Kabylen gibt, nicht übersehen werden. Er nennt sie geradezu das grausamste Volk Nordafrika's, „und die Turkos bestehen zum großen Theil

aus Kabylen. Im Feldzug von 1857 wurden den gefangenen Franzosen von kabylischen Weibern die Glieder stückweise abgerissen, den Verwundeten die Augen ausgestochen, Ohren und Nasen abgeschnitten." Weiter berichtet er von den Turkos, wie das Beutemachen bei ihnen schon vor dem Feldzug anfange, sofern sie Andersgläubige gleich beim Auszug zu berauben anfangen, am liebsten die unglücklichen Kinder Israels. „Kaum ist das Signal zum Aufbruch gegeben, so stürzen sie wie hungrige Wölfe über das nächste Judenviertel her, das sie als frühere Tagelöhner, die gern bei reichen Juden dienen, genau kennen. Ueberall werden die frühern Brotherrn geplündert, nicht selten auch ihre Häuser angesteckt. Die französischen Behörden drücken dann ein Auge zu." Schön war es jedenfalls nicht, daß die große Nation solche Blutmenschen, deren wilde Instinkte sie nur zu genau kennen gelernt hat, in einem Krieg gegen Mitchristen zu gebrauchen gedachte. Aber daran darf wohl erinnert werden, daß alle diese „Freien" von einstigen Christen herstammen.

Interessant ist in dieser Beziehung, was Monseigneur Lavigerie, Erzbischof von Algier, den Pius IX zugleich zum apostolischen Delegaten für die Mission von Sahara und Sudan ernannte, vor etwa zwei Jahren über die Amasirgh oder Berbern der Wüste mittheilte, um die frühere Christianisirung der Sahara außer Zweifel zu stellen. Er ist, nebenbei bemerkt, ein Mann, der schon in Unterredungen mit Protestanten zugab, daß der Bilderdienst der romanischen Christen für die Muhammedaner ein schweres Aergerniß sei, und daß der Protestantismus eben darum wohl leichteren Eingang bei diesen Stämmen finden würde.

„In den ältesten Zeiten schloß das sich über 40 Breitengrade erstreckende, mit größeren und kleineren Oasen übersäete Sandmeer, das wir heutzutage mit dem Namen Sahara bezeichnen, und welches die Alten das innere Lybien und innere Aethiopien nannten, eine zahlreiche, theils weiße, theils schwarze Bevölkerung in sich. Die Römer schoben zur Zeit ihrer Herrschaft in Numidien und Mauretanien ihre Vorposten weit über die jetzigen Grenzen der französischen Herrschaft vor, und jetzt noch findet man da nach langen Tagemärschen durch den Sand an vielen Orten die Spuren ihres Herrscher-, Civilisations- und Eroberungstalents.

„Schon im zweiten Jahrhundert hatten indessen die Apostel des Christenthums dieselben mit ihren Siegesstationen noch überholt und

nachdem sie die großen Kirchen an der Küste und über 600 Bisthümer gegründet, den Namen und das Reich Christi bis in die Wüste hineingetragen.

„Doch die Fortschritte des Glaubens wurden durch die Einfälle der Barbaren nur zu bald aufgehalten. Die arianischen Vandalen herrschten auf der ganzen Nordküste eben lange genug, um deren Gefilde mit Trümmern zu übersäen und deren Kirchen mit dem Blut der Katholiken zu beflecken. Und kaum hatten die Kaiser von Konstantinopel ihre Herrschaft in diesen unglücklichen Provinzen wiederhergestellt, als sich schon wieder die muhammedanischen Araber auf dieselben stürzten. Da begann nun jener lange, nicht genugsam bekannte Todeskampf des ganzen christlichen Afrika, der unter allen möglichen Qualen der schrecklichsten Verfolgung Jahrhunderte dauerte.

„Eine Menge von Familien wurde gewaltsam in das Innere von Arabien abgeführt und alle andern gezwungen, wenn sie dem Tode entrinnen wollten, den muhammedanischen Siegern die Ebenen und Thäler zu überlassen und in die unwirthschaftlichsten Schluchten der Küstengebirge und des Atlas, oder über die Sanddünen in die Oasen der Wüste zu fliehen.

„In den Küstengebirgen nahmen diese ehemaligen Herren des Landes nach und nach den Namen Kabylen an; in den Oasen der Wüste nannten sie sich Mzabi und Tuarik; aber die einen wie die andern bewahrten ihre Sprache, und Jahrhunderte lang auch noch ihre Religion.

„Es steht fest, daß die Kabylen noch im elften Jahrhundert Bischöfe hatten. Einer von diesen war sogar in Rom von Papst Gregor VII geweiht worden, der ihn gerade deßwegen dorthin berufen hatte. Einige Jahre früher klagte Papst Leo IX in einem seiner Briefe, daß dieser alte Theil des christlichen Afrika, der ehemals so viele Hunderte von Bischöfen gezählt, damals nur noch fünf hatte. Seither haben wir über das Dasein der Kirche in diesem Lande nur verworrene Nachrichten. Wir wissen blos, daß die einheimischen Christen, rings von fanatischen Muselmanen umgeben und meistens offen von ihnen verfolgt, ihre Bischöfe und Priester nach und nach verloren, und daß sie endlich selbst, theils durch Drohungen gebeugt, theils durch Unwissenheit und Verführung umgarnt, unvermerkt den Muhammedanismus angenommen haben. Seit dem vierzehnten Jahrhundert wird von keinem der arabischen

Geschichtsschreiber oder Reisenden, welche von Nordafrika sprechen, mehr erwähnt, daß es in diesem Lande auch Christen gebe.

„Wenn indessen das Christenthum auch unter diesen durch das Schwert der Araber eroberten Völkern verschwunden ist, kann man doch in Wahrheit sagen, daß dasselbe in ihnen noch tiefe Spuren zurückgelassen hat. Auch sehen die Araber die Tuarik und Mzabiten nicht als wahre Muselmanen an. Die ersteren nennen sie die „Abtrünnigen" Gottes (denn das bedeutet das Wort Tuarik), weil sie den muhammedanischen Glauben im Herzen nicht angenommen und ihn oft verläugnet haben. Die Mzabi heißen sie die „Fünften" (Hamsi), was einer der ärgsten Schimpfnamen bei den Muhammedanern geworden ist, um anzudeuten, daß sie keiner der vier anerkannten Sekten des Islam angehören. Ueberall herrscht zwischen den Arabern und Berbern, sei es, daß diese in der Wüste wohnen oder in den Gebirgen an der Küste eine Zuflucht gesucht haben, der grimmigste Haß.

„Eine der Spuren dieser religiösen Gegensätze, die in den Sitten der Wüstenbewohner noch heutzutage sichtbar sind, ist die Treue, mit welcher sie in allem, was auf das gewöhnliche Leben Bezug hat, ihren volksthümlichen Ueberlieferungen folgen. Obgleich der Koran für alle andern Muselmanen nicht blos das religiöse, sondern auch das bürgerliche Gesetzbuch ist, haben sie eine besondere Gesetzessammlung, welche sie mit einem durch seinen römischen Ursprung bezeichnenden Namen den Kanon, Kanun, heißen. Auch ihre politische und Gemeindeverfassung bewahrt noch das scharf hervortretende Gepräge der römischen Organisation, jedoch mit der sehr merkwürdigen Eigenthümlichkeit, daß die Frau bei den Tuarik auch zur Ausübung politischer Rechte befähigt ist, im Gegensatz zu der in der ganzen muhammedanischen Welt geltenden Gewohnheit, nach welcher die Frau nur eine Sklavin ist. Auch abgesehen davon, daß ihr die Oberleitung eines Stammes übertragen werden kann, wird bei den Tuarik die Frau in Allem dem Manne gleich gehalten, ja sie ist ihm in Beziehung auf Bildung im Allgemeinen sogar überlegen. Sie ist unterrichteter, trägt, selbst vor Fremden, keinen Schleier über dem Gesicht, sitzt am Tisch ihres Mannes, wird von ihm, den Kindern und den Gästen mit allen Zeichen der Achtung umgeben; mit einem Worte, sie nimmt bei diesen Barbaren den Platz ein, welchen in unsrer mittelalterlichen Gesellschaft die Burg-

frau eingenommen hatte. Auch der Umstand ist bemerkenswerth, daß die Berbern, und zwar die der Wüste, die Vielweiberei nicht angenommen, sondern (meist) die Einehe beibehalten haben.

„Außer in der ehrenvollen Stellung der Frau hat das Christenthum seine Spur noch in manchen Einzelnheiten zurückgelassen, die ich materielle nennen möchte, weil der Geist derselben denen, die sie noch bewahren, fast immer entschwunden ist. So weiß man z. B., welchen Abscheu die Muselmanen vor dem Kreuze haben. Sie vermeiden dieses Zeichen daher so sorgfältig an ihren Gebäuden, wie an den Zieraten, womit sie sich schmücken. Nun aber findet sich bei den Tuarik gerade das Gegentheil davon. Ein junger Reisender (Duveyrier), der letzte, welcher unter Begünstigung und im Auftrag der französischen Regierung diese Länder durchwandert hat, und dem man gewiß nicht den Vorwurf machen kann, daß er unter dem Einflusse religiöser Vorurtheile schreibe, sagt hierüber: 'Das Kreuz findet sich bei den Tuarik überall, in ihrem Alphabet, auf ihren Waffen und Schilden, in dem Schmuck ihrer Kleidung. Die einzige Tätowirung, die sie auf der Stirn und auf der obern Fläche der Hand tragen, ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen; ihre Sattelknöpfe, die Griffe ihrer Säbel und Dolche haben die Kreuzform.'

„Die nämlichen Abzeichen hat man auch schon oft bei den Berbern an der Küste beobachtet, und manche derselben besitzen noch eine vollständige Erkenntniß von deren Bedeutung. 'Was trägst du da auf deiner Stirn und auf deiner Hand eingeschrieben?' fragte jüngst ein Priester meines Bisthums einen Kabylen. Dieser erwiederte ohne Zaudern: 'Das ist das Zeichen des alten Wegs.' — Welche Religion meinst du damit? — 'Diejenige, welche einst unsre Väter bekannten.' — Aber warum hat man dieses auf deine Stirn geschrieben? — 'Weil es ein Zeichen des Glücks ist.' — Warum befolgst du denn die Religion deiner Väter nicht, wenn diese doch die Religion des Glücks ist? — 'Ich nicht,' sagte er, und schüttelte dabei den Kopf. 'Ich bin als Muselman geboren und werde als Muselman sterben, aber meine Kinder werden als Christen sterben, wie ihre Vorfahren, und meine Enkel werden als Christen geboren werden.'

„Hier noch ein andrer Zug, der zwar Lächeln erregen könnte, weil er geringfügig erscheinen wird, der aber doch für die Reisenden in einem ganz muhammedanischen Lande eine wirkliche Bedeutsam-

keit hat. Die Araber verabscheuen ebenso sehr wie das Kreuz auch die Glocken. Sie haben dieselben nicht nur aus ihrem Gottesdienste, sondern auch aus dem Gebrauch des gesammten bürgerlichen Lebens unerbittlich verbannt, weil sie gewissermaßen ein christliches Gepräge tragen. Die Tuarik aber haben sie beibehalten und behängen die Sättel ihrer Kameele mit kleinen Glöcklein.

„Endlich scheinen mir viele ihrer Glaubensmeinungen und religiösen Gebräuche derart zu sein, daß sie ein vollständiges Licht auf die Frage ihres christlichen Ursprungs werfen. So bewohnt Gott, der in ihrer Sprache Amanai oder Adanai (offenbar das Adonai unsrer heiligen Schrift*) heißt, den Himmel, wo er, im Gegensatze zu den moslemischen Vorstellungen, welche aus demselben einen Ort sinnlicher Freuden machen, von seligen Geistern umgeben ist. Und diese Geister nennen die Tuariks Andschelus. Das ist der Name der Engel, vollkommen so, wie die Zunge der Einwohner des römischen Afrika denselben vor zwölf Jahrhunderten ausgesprochen hat, als die Berber noch Christen waren.

„In gewissen Gegenden der Wüste, wie bei den Mzabi, haben sich die auf das Christenthum bezüglichen Ueberlieferungen mit einer vielleicht noch größern Reinheit erhalten. Vor einigen Wochen machte einer der Professoren meines Seminars, der in der arabischen Sprache sehr bewandert ist, mit einigen angesehenen Mzabiten eine Reise im Süden von Algier. 'Habt ihr,' fragte er sie, 'auch noch andere Religionsbücher, als den Koran?' — Ja, wir haben noch einige. — 'Was sagen sie denn?' — Sie sagen, daß man Jesus, den Sohn Mariä ehren müsse. — Eine allerdings auffallende Antwort, aus der man aber mit Unrecht schließen würde, daß die Mzabiten noch Christen seien. Im Aeußern sind sie Muselmanen und geben sich auch als solche aus; im Grunde jedoch mischen sie die verschiedensten Wahrheiten und Irrthümer bunt durch einander und hängen bis zum Fanatismus an denselben; was man aber nothwendig zugeben muß, ist, daß ihre Vorfahren, von denen sie diese Bücher haben, Christen gewesen sind.

„Verlangt man vielleicht noch einen augenfälligeren Beweis dieser christlichen Abkunft, so finde ich denselben in einer Uebung, welche offenbar der Sitte der Urkirche entlehnt ist. Es ist dieß nichts an-

*) Nach Andern nennen sie Gott Mesth (Messias, Christus).

deres, als die öffentliche Beichte, die Buße und die Absolution, welche hier in den Muhammedanismus, der sonst hievon nirgends etwas weiß, übergetragen sind."

Als einen wirklich merkwürdigen Beleg für diese letztere Behauptung führt der Bischof einen Brief an, den sein Amtsvorgänger von einem Priester an der Südgrenze Algeriens erhielt.

„Ich kann dem Verlangen nicht widerstehen," heißt es in demselben, Ihnen mitzutheilen, wie es fünf Tagereisen jenseits Laghuat (el Aghuat) in der Stammgenossenschaft der Mzabiten Priester gibt, welche das Volk wie in der Zeit der Urkirche leiten, wo die öffentliche Beichte noch fortbesteht, und wo der Vorbeter von der Kanzel herab über den reumüthigen Sünder, der sich inmitten seiner Brüder anklagt, die Verzeihung ausspricht. Sie wissen, daß sich fast alle Männer dieser Stammesgenossenschaft mit Handel abgeben. Da sie durch die Anforderungen ihres Gewerbes genöthigt sind, außer Landes zu gehen, kommen sie alljährlich in großer Anzahl in die Küstenstädte. Man trifft sie auch mit den Juden in den Ksur (Dörfern) des Innern, wo die Franzosen noch keine feste Niederlassung gegründet haben. Wohin sie aber auch immer ihre Wanderungen führen, ihre Marabuts (heiligen Männer) verlieren sie nicht aus den Augen und lassen sich von einigen fanatischen Frömmlern über ihr Thun und Treiben genauen Bericht geben.

„Die Mzabiten stellen sich als Volk unendlich weit über die Araber, welche sie verachten, und um ihre stolze Ueberlegenheit über diese noch besser kund zu geben, nehmen sie in der Beobachtung des Religionsgesetzes den Schein einer Strenge an, die bis zur Härte geht. So raucht der Araber bisweilen, trinkt Kaffee und dergleichen; der Mzabite aber darf sich wenigstens in seinem öffentlichen Leben keinen dieser Genüsse erlauben. Entfernt von seinem Lande und seinen Marabuts, gestattet er sich bisweilen zum großen Aergerniß seiner eingezogeneren Brüder manche Freiheiten. Man sieht ihn da ohne Scheu sich für die langen Entbehrungen entschädigen, welche die Furcht seinen bösen Neigungen auferlegt hatte, mit Wollust ohne Aufhören Pfeifen schmauchen und ganze Ströme von Kaffee verschlingen; ja er trinkt sogar oft von dem im Koran verfluchten Wein. Aber umsonst lehnt er sich gegen die ihm verhaßt gewordenen Satzungen auf; der Marabut erwartet ihn bei der Heimkehr, und dann, wehe dem Pflichtvergessenen!

„Hat der Mzabite seine Waare an den Mann gebracht und seinen Getreidevorrath eingekauft — denn in diesem Lande gibt es nichts zu ernten — so durchwandert er wieder die algierische Sahara und kehrt für einige Zeit in den Schooß seiner Familie zurück. Kaum hat er die Gegenden, wo er seinen Handel getrieben, verlassen, so hören auch gleich, wie durch ein Wunder, seine schlimmen Gewohnheiten auf; von Tabak, Kaffee, lustigen Schwänken, strafbaren Thorheiten ist keine Rede mehr. Er ist plötzlich wieder der strenge Muselman von ehedem geworden, steif wie eine Statue, kalt wie Marmor, anscheinend unempfindlich wie das Geschick. Regelmäßig nimmt er seine Waschungen vor, Niemand spricht den Namen 'Allah' mit rührenderer Zerknirschung aus, und der Erste, wenn die Stunde des Gebets da ist, geht er voll Sammlung in die Moschee; kurz er hat alle Anzeichen eines angehenden Heiligen an sich. Aber der brennende Eifer, den er jetzt kund gibt, wird ihn nicht retten. Der Marabut, der seinen Mann kennt, zeigt sich gewöhnlich für alle solche Kundgebungen sehr wenig zugänglich. Dieser Mensch hat sich versündigt und verdient Strafe; so ist das Gesetz, um das Uebrige kümmert er sich wenig, er wird dennoch seine Pflicht erfüllen.

„Der Ruf des Muezzin ist über die Stadt erschallt, alle wahren Gläubigen sind, der Einladung zum Gebet folgend, im Schiff der Moschee versammelt. Aber der durchdringende Blick des die Versammlung leitenden Marabuts hat den in der Menge seiner Brüder verlorenen Schuldigen schnell herausgefunden, und für diesen hat die Stunde der Rache geschlagen. Mit Donnerstimme ruft ihm der Priester zu: 'Ein Mensch wie du ist nicht würdig, mit den Andern zu beten, packe dich.'

„Niedergeschmettert durch diese schrecklichen Worte, drängt sich der Mzabite langsam aus der Mitte seiner schweigenden Brüder hervor und stellt sich in demüthigster Haltung an einen Pfeiler des Schiffs. Er beklagt sich nicht, murrt nicht, denn so ist das Gesetz, er unterwirft sich demselben. Wenn er es übrigens auch versuchen wollte, sich demselben zu entziehen, weiß er ja wohl, daß er nur ein schreckliches Aergerniß verursachen, daß alle Versammelten mit sammt seinen Verwandten ihn verfluchen würden.

„Hierauf beginnt das Gebet, und während seine Glaubensbrüder mit der ihnen eigenthümlichen Schlaffheit die Gebete der

heiligen Bücher singen oder hersagen, ist der Excommunicirte schimpflich an seinen Pfeiler verwiesen und ruft unter heftigen Klagen und Seufzern die Barmherzigkeit seines Richters an mit den Worten: Verzeihung! Verzeihung! (Smäli). Doch der Marabut thut, als ob er nichts höre, und fünf mal täglich wiederholt so der Büßer je nach der Schwere seines Vergehens kürzere oder längere Zeit, zuweilen drei Wochen lang, ohne Erfolg den nämlichen Ruf.

„Endlich, wenn der Priester glaubt, daß die Sühne lang genug gedauert habe, macht er Miene, ihn fürs erste Mal zu hören und sagt: 'Was verlangst du?' — 'Ich bitte um Verzeihung,' antwortete der Mzabite. 'Warum?' entgegnet der Marabut. — 'Weil ich gesündigt habe.' — 'Was hast du denn gethan?' Und damit ist der Augenblick der Beichte gekommen. 'Ich habe Tabak und Kif geraucht, Kaffee und Wein getrunken, Speise aus der Küche der Ungläubigen gegessen' u. s. w., antwortet der Schuldige demüthig und schließt mit seinem gewohnten Rufe: 'Verzeihung'.

„Der Marabut besinnt sich einen Augenblick, dann spricht er mit lauter, feierlicher Stimme die Lossprechungsformel aus: 'Ich verzeihe dir, möge auch Gott dir verzeihen'. So ist die Buße des Schuldigen vollendet, und von diesem Augenblick an nimmt er seinen Platz in der Mitte seiner Brüder wieder ein und darf künftig wieder mit ihnen beten."

Bereits besteht in Algerien ein von Jesuiten geleitetes Missionshaus, das Priester und Laien aufnimmt, welche den Dienst an diesen „Abtrünnigen" zu übernehmen geneigt sind. Nach vollendeter Vorbereitung sollen sich die Missionare in die Wüste begeben, durchaus die Lebensweise, Kleidung und Nahrung der Eingebornen annehmen und so Allen Alles werden. Ob der Plan zur Ausführung kommen wird, ist eine andere Frage. Aber daran wird doch kaum zu zweifeln sein, daß ein Volk, das schon christianisirt war, auch wieder zu seinem Ursprung zurückgebracht werden kann. Möge also der Eindruck, welchen jetzt die Turkos und andere Muhammedaner von den Früchten eines wahren Christenthums unter uns gewinnen können, das Seinige beitragen, um einer künftigen Wiedererwerbung Nordafrika's durch das Evangelium einigermaßen den Weg zu bereiten!

Ein arabisch redender Geistlicher in Berlin erzählte jüngst von seinen Lazarethgängen. „Ich besuchte die Turkos, um zu versuchen, wie früher unter den Arabern Jerusalems, ob nicht auch bei diesen

das Anklopfen mit Gottes Wort eine Aufnahme finde. Gab es doch auch sonst für den Verkehr mit denselben von Seiten des pflegenden Personals auszugleichende Schwierigkeiten und Mißverständnisse, welche hier wie anderwärts mögen dazu beigetragen haben, daß es mit diesen Halbwilden sogar in den Hospitälern, in welchen sie verpflegt wurden, zu unangenehmen Scenen kam, daß die Ungeberdigkeit und Rohheit der Leidenden denen, die sie pflegten, zu schaffen machte. So sah ich mich gleich am ersten Tage meines Eintritts veranlaßt, kranke Turkos zu beruhigen, welche von dem an ihnen operirenden Barbier verlangten, daß er ihnen nach muhammedanischer Manier das Haupthaar abrasiere. — Ihre Freude war unverkennbar, als sie Jemand gefunden hatten, mit dem sie einigermaßen sich verständigen konnten. Die wilden Turkos, gezähmt freilich durch zum Theil schwere Verwundungen, ließen gerne mit sich reden. Ich konnte Gelegenheit nehmen, sie zu fragen, ob es denn wahr sei, was man sich von ihnen erzähle, daß sie Verwundete massakrirten und dergl., was sie mit allen Zeichen des Abscheus von sich wiesen. Mögen meine Versuche, ihnen die Schlechtigkeit solchen Verfahrens zu zeigen, das auch von ihrem eigenen 'Propheten' nicht gebilligt werde, ihnen einen Eindruck gemacht haben! Die lebhafte Zustimmung ist dafür leider bei dem Orientalen in der Regel gar kein Beweis.

„Ihre Begriffe von Krieg und Politik, welche sie uns unbefragt vorbrachten, waren sehr naiver Natur. 'Ihr habt einen Sultan und wir haben einen Sultan; siegt unser Sultan über euch, so werdet ihr unsere Sclaven, siegt euer Sultan, so werden wir eure Sclaven;' in diese ächt muhammedanisch gedachten Sätze faßte einer seine Betrachtung dieses Krieges zusammen. 'Wir haben nichts gegen die Preußen; wir haben Weiber und Kinder daheim, die wir haben verlassen müssen, der Kaiser hat uns in den Krieg geschickt,' diese und ähnliche Worte konnte man oft hören. Die aufmerksame Pflege, die sie wie die andern hier im Hospital fanden, hatte ihnen doch einigen Eindruck gemacht, ihnen bessere Begriffe von den Preußen beigebracht. Sie werden, sagten sie, wenn sie einmal wieder heimkämen, erzählen, was die Preußen für andere Leute seien, als sie sich gedacht. Angelegentlich fragten sie vor allem nach dem weitern Gang des Krieges, nach dem muthmaßlichen Termin ihrer Befreiung, der Rückkehr in ihre ferne Heimat, als welche sie mir unbekannte,

zum Theil viele Tagereisen vom Meer entfernte Ortschaften aus dem Innern Algiers angaben.

„Statt ihnen, wie sie begehrten, aus ihrem Koran vorzulesen, dessen geläufige Redensarten sie ebenso wie die Moslems aller Orten im Munde führten, erzählte ich ihnen die Geschichte vom barmherzigen Samariter, welcher sie wenigstens aufmerksam zuhörten. — Von christlichen Einflüssen, von einer auch nur oberflächlichen Bekanntschaft mit christlicher Religion war keine Spur zu merken, und so zugänglich und höflich sie im mündlichen Verkehr erscheinen, möchte ich nicht sagen, daß mein Eindruck ein wesentlich besserer gewesen sei als die Urtheile, welche über sie im Gange sind. Elende, hilfsbedürftige Menschen sind auch diese, noch auf der tiefsten Stufe religiöser und sittlicher Erkenntniß stehend. In Algier mag es zu der auch in Indien den Muhammedanern gegenüber befolgten Politik gehören, den leicht erregbaren Religionsfanatismus durch kein Nahebringen des Christenthums zu reizen. Ob, wie in alten Zeiten deutsche Kriegsgefangene von Rom den Samen der christlichen Wahrheit nach ihren Heimatländern brachten, so auch die Wirkungen dieses gewaltigen Kriegs der Ausbreitung der ewigen Wahrheit dienen können, das bleibt Gott anheimgestellt. Erweisungen der Liebe und Barmherzigkeit verfehlen auch auf muhammedanische Gemüther, da wo sie dem Worte noch wenig zugänglich sind, ihre Wirkung nicht. Mögen denn jene wilden Söhne Afrika's aus den deutschen Landen etwas Besseres mitnehmen als sie denselben haben bringen wollen, und möge der Austrag dieses Entscheidungskampfes auch die Wirkung haben, daß muhammedanische Horden nicht wieder in den Reihen christlicher Heere kämpfen, daß vielmehr in jenen Ländern alter blühender Christenkirchen, wo ein Augustinus seinen Gemeinden gepredigt hat, und von denen aus jetzt nur noch die wilden Turkos kommen, vor dem Lichte ächter christlicher Cultur der trübe Schein des Halbmonds erbleiche!“

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

20. Der zweite Brand.

Es war ein bewegtes Treiben in Kannanur ums Neujahr 1855, da Missionsfamilien von nah und fern mit ihren Kindern sich sammelten, um letztere nach Europa zu schicken. Die Frage, wo die Missionskinder erzogen werden sollten, war dahin entschieden worden, daß in Basel selbst ein Kinderhaus sie aufzunehmen habe; ihrer 23 hatten das festgesetzte Alter und sollten nun mit zwei erholungsbedürftigen Missionsfamilien und einer Wittwe sich einschiffen. Am 7. Januar, als eben Hebich seine Predigt geschlossen hatte, kam das bestimmte Schiff von Bombay und Mangalur her angefahren, und am nächsten Morgen setzte sich die junge Schaar mit den Eltern in Bewegung. Natürlich auch Hebich mit seinem Joseph, der ihm die große Bibel und ein Pack Traktate trug. Denn dieses war jener Owen Glendower, den sein alter Freund Pare kommandirte (Miss. Mag. 1868, S. 494), ein Schiff, das jährlich zweimal in Kannanur einen Tag vor Anker lag. Wie einladend für einen Evangelisten! Mit einigen der Kleinen setzte er sich ins Boot und vertrieb ihnen durch Scherze und herzliche Ansprache die Beklommenheit; andere jauchzten hoch, wenn ihr Boot dem des Papa Hebich vorausschoß: „ah", hieß es, „wir gewinnen's ihm ab!" Am Schiff angelangt, hatten sich die Eltern mit der Einrichtung der Kinder zu befassen, etliche auch schon mit Trösten und Thränentrocknen. Hebich aber hatte indessen den Kapitän und seine Mannschaft begrüßt, darunter den einen entschieden frommen Matrosen, der noch im Alter auf der See ausharrte, nur um die gäng und gäbe Rede zu widerlegen, als könne man im Vorkastell nicht Gott dienen. Dann giengs in den Salon hinab, wo bald die Passagiere nach einander fest gepackt waren: jener christliche Major, der sich nach wohl verbrachter Dienstzeit ins Privatleben zurückzieht und herzlich Antheil nimmt an jedem Gotteswerk; dann die Erholungsbedürftigen und Kranken; auch der Brigadier von Kannanur selbst, dem die Kanonen des Forts einen Gruß nachsenden, und Leute aus aller Welt. Jedem wird wenigstens etwas

von Jesu gesagt und angepriesen; mit einigen gibts Streit, was zur Belebung des Interesses nicht wenig beiträgt; die Matrosen mittlerweile wundern sich doch, wie ein schwarzer Kerl (Joseph) so frischheraus mit ihnen von Religion zu reden, und die viel geschmähten Traktate passend an den Mann zu bringen vermag. Endlich ist der Anker aufgewunden, der Kapitän gibt Hebich das verabredete Zeichen und die Bibel wird geschlossen; noch verabschiedet er sich geschwind von jedem der Kinder, dankt Gott, daß er für seine Person frei ist wie ein Vogel, und steigt ins letzte Boot, das vom Schiff abstößt. „Der Owen Glendower," schreibt er „ist am 8. von Kannanur abgesegelt; der Herr geleite ihn in Gnaden; Alles gieng sehr schnell und leichter vorüber, als es sich die l. Eltern gedacht haben."

„Bei dem ungeheuer engen Raum auf unserer Station haben wir schon lange das Bedürfniß gefühlt, ein angemessenes Stück Land in der Nähe zu kriegen, um unsern Gemeinegliedern und neu herzukommenden einen passenden Unterhalt zu verschaffen. Wir hoffen auf den Heraustritt weiterer Tijer und haben doch durchaus keinen Platz mehr," schrieb Hebich im September 1854. Mit dem Zuwachs aus den Tijern aber hatte es gute Weile; bedenklich war dagegen die Erscheinung, daß einige der Andscharakandi-Leute nach Kannanur zogen, um sich durch Arbeit auf den Feldern irgend welcher Heiden zu ernähren. Der alte Herr jener Pflanzung starb (5. Januar 1855); wie sie weiter geführt werden würde, war noch nicht abzusehen, aber schon lagen Gründe zur Befürchtung vor, die Gemeinde, die sich dort in den letzten 16 Jahren gesammelt, sei mit Zerstreuung bedroht. So sah sich Hebich veranlaßt, als plötzlich ein Stück unbebauten Landes, eine Stunde von Kannanur an der Kurg-Straße hochgelegen, von der Regierung im Aufstreich verkauft werden sollte, am Tage, da er davon hörte, an sich zu bringen und 340 Rupies dafür zu bieten, um es allmählich mit Hilfe seines Kirchenfonds bepflanzen zu lassen. Für etliche der früheren Sclaven wurden da Hütten gebaut und ein Katechist über sie gesetzt, woraus im Laufe der Zeit die Außenstation Tschowwa entstanden ist. Es war wieder einmal etwas im Sprunge gewagt, denn von der Güte des Landes hatte Hebich sich nicht versichert, noch auch die Eigenthumsrechte eingehend geprüft; die Last der äußern Arbeiten fiel auf seinen l. Diez.

Wie nun Hebich sich auf seine Heidenfeste begab, kam ihm, wie gewöhnlich zu solchen Zeiten, eine höchst unbequeme Bescherung in den Weg. Es liefen so viel Briefe von den french rocks ein, daß er glauben konnte, dort sei alles im besten Gang, wenn auch am Inhalt von Searles ruhmredigen Episteln manches abgezogen wurde. Weitere Offiziere wurden angefaßt, und auch in die Ferne übten die wackern Männer ihre Geisteswirkungen aus.*) Nun deuteten sie aber in zartester Weise an, es gelinge ihnen nicht, Searle ganz nach Wunsch zu beschäftigen; sie wollten was Uebriges thun und ihn etliche Jahre in einer guten Anstalt unterbringen, wo er seinen Kenntnissen eine tüchtigere Grundlage verschaffen könnte ꝛc. Doch erst ein Besuch Möglings, der von Irodu das Neueste, Selbstgesehene und Gehörte herabbrachte (Februar), klärte Hebich völlig auf. Searles Großthun und Hohlheit hatten sich ins Unerträgliche gesteigert: er hielt sich eigentlich für den Pastor der Gemeinde, und machte die höchsten Ansprüche auch auf den Beutel der Freunde. Er konnte lachen über den absurden Gedanken, als ob Hebich sein geistlicher Vater sei, sagte Jedermann, wie schlecht ihn derselbe behandle, indem er ihn auf 20 Rupies des Monats herabdrücken wolle, und verwirrte blos die armen Trommler, die er lehren sollte. Auf solche Nachrichten hin, mußte schnell gehandelt werden. Searles Briefe wurden den Offizieren mitgetheilt und unwahr befunden, daher ihm Hebich vor seinem Abgang nach Taliparambu die Weisung zusandte, Angesichts dieses aufzubrechen und herabzukommen, auch seinem teuflischen

*) Hören wir z. B., was Kerr einmal berichtete: „Unser Gott ist wirklich ein gebeterhörender Gott. Meine Großmutter, bereits 99 Jahre alt, ist ein Kindlein geworden, indem ihr durch den Geist gegeben wurde, Jesum als ihre Gerechtigkeit anzunehmen. Meine Schwester schreibt, sie habe ihr einen Brief von mir vorgelesen, und die l. Alte sei dadurch in große Bewegung versetzt worden, so daß sie ausrief: Was soll ich thun? Will mirs niemand zeigen, wie ichs angreifen soll? Ich wünsche, Eines von Euch sagte mirs! Darüber waren nun alle meine Leute sehr verwundert, weil bis dahin die gute Frau immer in eine Art Wuth ausgebrochen war, sobald man ihr etwas von Religion sagte, oder auch nur andeutete, sie könnte einen Heiland brauchen. Sie war gewiß, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht gesündigt habe. Nun sprach meine Schwester mit ihr mehr als einmal. Die Großmutter litt an heftiger Grippe, und lag endlich mehrere Tage lang wie todt da. Da gefiel es Gott, sie leiblich und geistlich neu zu beleben. Sie hat wieder frische Kraft erhalten und setzt ihre einzige Hoffnung in das Blut Jesu Christi. Bei dem HErrn ist doch nichts unmöglich."

Lügen einmal den Abschied zu geben. Während der ersten Festtage unter den heidnischen Haufen (8—10. März) lastete diese ganze Sache schwer auf dem Missionar. „Sie wirkt wie ein Vomitiv, ist immer vor mir." Der verzwickte Mensch war jedoch nun auf einmal ernüchtert; voll Scham und Reue beschwor er Hebich, ihn doch nicht zu verstoßen; er reise augenblicklich ab, bereit, sich jeder Strafe zu unterwerfen.

War es vielleicht diese herzbeengende Verhandlung mit seinem einstigen Doppelgänger, die Hebich nun die kühle Besinnung raubte?

Am Schluß des Götzenfestes in Taliparambu nämlich ereignete sich ein sehr ungeschickter Zwischenfall. Ein 12jähriges Tijermädchen, das schon öfters zum Katechisten gekommen war, verlangte durchaus, im Stationsgebäude bleiben zu wollen und wurde zu Hebich gebracht, der, sammt seinem Gefolge, im Reisebangala auf dem Hügel wohnte. Sie klagte, sie werde zu Hause so viel geschlagen, und ihr Vater sei durch Zauberei umgebracht worden. Statt nun die Minderjährige zur Rückkehr ins Haus der Mutter zu bewegen, schickte er nach dem Amtmann, der sich von ihrem Wunsch, Christin zu werden, überzeugte, und weil es spät wurde, sie erst am Morgen nebst ihrer Mutter nochmals vorladen wollte. In der Frühe des 17. März, als Hebich zur Predigt auszuziehen im Begriff war, rückten die Verwandten der Tschijei (so hieß das Mädchen) heran und wurden von ihm freundlich bedeutet, sich erst nach der Predigt einzufinden, da er dann mit ihnen vor dem Amtmann reden wolle. Der bemühte sich erst Nachmittags herauf, und nahm zu Protokoll, wie das Mädchen, unerweicht durch alles Zureden der Mutter, entschieden erklärte, sie wolle nicht zu ihr zurückkehren, sondern bei den Christen bleiben. Die heidnischen Verwandten, erbittert über die lange Zögerung, weigerten sich, das Aufgesetzte zu unterschreiben.

Sobald der Amtmann verschwunden war, sammelte sich eine drohende Masse von Tijern, und ehe die ausgesandten Boten ihn erreichen konnten, stürmten zwei Haufen auf das Bangala zu, schlugen Hebich und seine Leute, wichen aber zurück, als der Beamte sich zeigte. Das Mädchen hatte sich im innersten Zimmer versteckt und lief nun mit Hebich nach dem Amthaus, worauf der tobende Haufe zurückkehrte, die übrigen Christen, welche sich im Reisehaus vorfanden, durchprügelte, einige schwer verwundete, und alles Geräthe

zertrümmerte und raubte, dann aber das Amthaus belagerte (17. März).

Hebich war dermaßen betroffen von dem Vorfall, daß er in der Nacht einen Angriff der Tausende von Festgästen auf das Amt, wo er campirte, erwartete, und nach Tschirakal einen Boten sandte mit der Bitte, militärische Hilfe nachzusuchen. Die Freunde aber, die in Kannanur beriethen, hielten das für so wenig wünschenswerth, daß sie ihm den Rath schickten, sich in der Stille davonzuschleichen. Doch ward das nicht nöthig; er brachte unbelästigt noch einen Tag in Taliparambu zu, worauf das Festgetümmel zu Ende gieng. Etliche Tage nachher trat das Mädchen in die Anstalt zu Tschirakal ein, da auch die Oberbehörden nach diesem Sturm für ihre Sicherheit am besten dadurch zu sorgen glaubten, daß sie sie der Mission zusprachen.

Während nun Diez nach Mangalur gereist war, Hebich um der Untersuchung des Auflaufs willen in Talatscheri weilte, wo er sich „ganz miserabel fühlte", brach am 28. März in den Hüttenreihen eines der Regimenter ein verheerendes Feuer aus, dem ein halbes Dutzend von Menschenleben zum Opfer fiel. Eine große Furcht durchdrang die Einwohner von Kannanur, weil sich das Gerücht verbreitete, es seien noch weitere Brandstiftungen beschlossen, die auch in reichlichem Maaße folgten. Am nächsten Abend wurde im Missionsgehöfte gewacht; aber ohne daß eine fremde Person bemerkt worden wäre, flammte plötzlich vor 9 Uhr (29. März 1855) der Strohhaufe auf, an welchem das Feuer im letzten Jahre stillegestanden war, und ein großer Theil der Gebäude verbrannte in kürzester Zeit. Man hatte Hebich gerathen, in dem engen, dicht überbauten Raume das Stroh nicht mehr aufzuspeichern; aber die wunderbare Erfahrung des letzten Jahres ließ es ihm fast als Unglaube erscheinen, damit eine Aenderung vorzunehmen. Die Soldaten (von H. M. 25. und 74. Regiment) retteten mit großer Anstrengung das Wohnhaus, indem sie es — von Funken übersäet — abdeckten, während andere seinen Inhalt im Sturm hinaustrugen und natürlich viel zerstörten. Doch mit dem Wohnhaus war auch die anstoßende Kirche gerettet. Hebichs Schreibtisch wurde von einem befreundeten Soldaten aufgetreten und der Beutel Gelds, der sich vorfand, herausgenommen.

In diesem Augenblick erschien im Hause der arme Searle,

kaum erst von Irodu zurückgekehrt, ohne daß ihn einer der Christen zuvor gesehen hätte. Die ausgestellten Wachen stießen alle Schwarzen ohne Unterschied zurück; Searle aber galt für einen vertrauten Mann: ihm wurde das Geld vom Finder vorgezählt und sammt dem Beutel übergeben. Wie nun Hebich am nächsten Tage angeritten kam, stellte sich auch Searle ihm vor und brachte den Beutel, allein mit bedeutend vermindertem Inhalt und allerhand Ausflüchten. Der Thatbestand war nicht herauszufinden, so ernst ihm Hebich ans Herz sprach; Searle mußte zuletzt seine Kisten visitiren lassen, ohne daß sich fremdes Eigenthum darin entdecken ließ.

Einige Wochen brachte er in Kanannur zu, während welcher ihn Hebich genau beobachtete. Da sich aber keine Reue merken ließ, vielmehr auch die alten Kameraden aus seinem Regiment, das nun nach Europa sich einschiffte, ihm beim Abschied sagen mußten: „Du betest und singst freilich Tag und Nacht; das kann dir aber doch nicht viel nützen, wenn du so zu lügen fortfährst," wurde seine Entlassung beschlossen und ihm Reisegeld nach Madras gegeben. Mit einem Thränenstrom schied der bedauernswerthe Mann von Hebich; sonst letzte er sich von keinem der Brüder. Er fand nach allerlei Suchen eine Stelle bei einer englischen Mission, gab aus, er habe Hebich verlassen, weil der ihn zu einem native habe herabdrücken wollen und über das h. Abendmahl so verschieden denke; schrieb ihm aber viele Briefe voll Glaubensfreudigkeit und Siegesgewißheit, voll Demuth und Dankbarkeit, ohne daß dieser auch nur einen beantwortete. Endlich — nach sechs Jahren — erhielt Hebich, bereits in Europa, sein Bekenntniß, wie er geglaubt habe, sich für sein Weiterreisen mit Mitteln versehen zu müssen: „Ich raubte des Herrn Geld und sagte Lügen über Lügen zu meiner Entschuldigung; ich that wie Judas that. Vergeben Sie mir um des Herrn willen!" Das that Hebich von Herzen, schickte ihm auch noch ein Geschenk. Hoffen wir, daß diese unklare Seele vor dem Tode noch den Frieden der Versöhnung gefunden hat! —

Daß jenes Feuer, welches der Mission einen Verlust von wohl 3000 Rup. verursachte, abgesehen von den sorgenvollen, zeitraubenden Arbeiten, zu denen es nöthigte, von Feinden angelegt war, ist kaum zu bezweifeln. Von welchen aber, kam nie ans Licht, wiewohl die Tijer gelegentlich dieser Rachethat sich rühmten. Schlimmer noch war vielleicht die Wirkung des ganzen Vorfalls für die Aussichten

der Nebenstation Taliparambu, wo natürlich eine Masse von Lügen in Umlauf gesetzt wurde, als habe Hebich das Mädchen verführt, bezaubert und dergleichen. Dem Katechisten, der draußen zu wohnen hatte, entschwand über den beständigen Vorwürfen der Umwohner und den vielen Drohungen mit Anzünden seines Hauses ꝛc. fast aller Muth, so daß der alte Papa einmal von Taliparambu zurückgekehrt, ganz zerschlagen sagte: wenn man's nur rückgängig machen könnte! Es brauchte geraume Zeit und das ganze versöhnliche, offene Wesen Hebichs, um das Zutrauen wieder herzustellen und die Mutter zu einem Besuch bei ihrer Tochter zu vermögen. Beim nächsten Götzenfest lief dann alles friedlich ab.

Zwölf Jahre später war diese Tochter, Julie hieß sie seit ihrer Taufe, wieder in Taliparambu, als Gattin des Evangelisten Arangaden. Sie schrieb Hebich nach Europa einen sehr netten Brief, erinnerte ihn an den Kampf, durch welchen er sie aus dieser Teufelsfestung herausgehauen habe, erzählte von ihrem Mann und ihren Kindern und sprach ihren festen Entschluß aus, sammt ihrem Hause dem Herrn zu dienen, bis der endliche Sieg gewonnen sei. Sehnlich verlangte sie nach einem kräftigen Wort aus dem Munde ihres greisen Vaters. — So war denn doch das ungeschickte Menschenthun von Gott nicht völlig verurtheilt, wenn es auch durch Feuer geläutert werden mußte und vielfache Demüthigungen nach sich zog. Solche Liebesschläge seines Herrn drangen dem alternden Knechte viel tiefer ins Herz, als sein Gebahren verrieth; er redete nicht gern davon, enthielt sich aber mit großer Selbstbeherrschung aller Rechtfertigung des eigenen übereilten Thuns.

„Wie schmerzt uns der nicht zu berechnende Zeitverlust, der uns in Allem zurückwirft, so daß wir noch lange daran zu tragen haben! Aber inmitten dieser schweren Heimsuchung richtet der treue Herr uns durch viele Zeichen seiner Güte wieder auf. Es handelte sich beim Feuer um einen Augenblick, so wäre Alles dahin gewesen; aber die Soldaten retteten auf wunderbare Weise unser Wohnhaus und unsere Kirche, und die Offiziere haben alle gearbeitet wie die Gemeinen. Auch hat der Herr viele Freunde erweckt, die fleißig dazu beitragen, unsere Häuser solider wieder aufzurichten und mit Ziegeldächern zu versehen, damit sie ferner vor Feuer bewahrt bleiben mögen; und wir haben dabei den Trost, daß unsere l. Kommittee doch nur einen Theil an allen diesen Verlusten tragen darf. Der

Herr segne alle diese Seelen reichlich, die zur Hilfe und zum Trost in der vom Feuer verursachten Noth uns hilfreich beigesprungen sind!"

21. Die Reisepredigt.

Züchtigend und läuternd wirkten in dieser Zeit mehrere rasche Todesfälle von treuen Freunden. So starb schon (29. Januar) der junge Collector Sandeman, der auf seinen Ausflügen vom Dschangelfieber befallen, zu den Brüdern nach Kannanur gebracht ward, nachdem er zuletzt noch in Taliparambu gearbeitet und auch dort, um ein gutes Beispiel zu geben, der einfachen Malayalampredigt des Katechisten wiederholt angewohnt hatte. Dann raffte (10. April) die Cholera den theuren Dr. Foulis weg, „der in seinem Geschäfte geschickt, uns über alle Maßen gedient und sterbend noch ein freudiges Zeugniß von seinem Glauben abgelegt hat." Nun schied auch unverhofft plötzlich „unser theurer Amtsbruder Weigle, der mit seinen letzten Worten uns alle tief ermahnt hat. Ich sterbe als ein armer Sünder, und zwar als solcher in besonderem Sinne, weil ich so viele Gnadenzeit unbenützt vorübergehen ließ, — diese Worte haben mehr Bedeutung für den, der Weigle näher kannte; er war so bescheiden und doch so fähig." Letzterer Todesfall hängt noch mit einem andern zusammen, der diesmal Hebichs Reise erschweren sollte.

Zu einer solchen war er schon lange entschlossen, aber der Brand, und was sich daran hängte, zogen den Aufbruch länger hinaus. Sein Begleiter mußte auch diesmal Joseph sein, dessen Brustleiden aber eine Unterstützung nöthig machte; so wurde der Bruder desselben, der Katechistenzögling David von Mangalur herbeschieden, um in sein zukünftiges Amt eingeführt zu werden. Fröhlich verabschiedete sich der hoffnungsvolle Jüngling von Weigle und den übrigen Lehrern, die er nicht wieder sehen sollte. Am 7. Mai trat Hebich die viermonatliche Reise an, noch immer gepeinigt von den Nachwehen eines Sturzes auf dem letzten Ritt nach Taliparambu, da Herz und Leber von dem starken Stoße litten. In Calicut und Malapuram predigte er wie immer den Befreundeten und Scheltenden, und „bombardirte" etliche Neue. Aerztliche Hilfe, die nöthig wurde, aber nicht viel half, ersetzte er zuletzt durch den Rath seines Pferdeknechts, der ihn fortan jeden Tag „schrecklich mit Oel einrieb. Es hilft."

Im Süden Malabars hatte schon die Arbeit an der Eisenbahn

begonnen, welche jetzt Madras mit der Westküste verbindet. Da fanden sich neue sehr empfängliche Seelen, denen mit Hebichs Besuch außerordentlich gedient war. So mehrte sich die Zahl der Europäer, die in Palghat (16—28. Mai) das Abendmahl bei ihm nahmen, auf 21 (nebst 18 Eingebornen). „O wie segne ich," schreibt einer der ersteren, „den 16. Mai, da ich zuerst den guten Knecht des Herrn sah; ich war so unruhig und Hn's Zureden machte mich nur unglücklicher: ich brauchte was und wußte nicht was. Da fand ich die Vergebung der Sünden in Jesus. Alle Bücher sind mir geschmacklos geworden, ich halte mich [illegible] an die Schrift und, sonderbar genug, fühle mich gedrungen, sie jede Nacht unter mein Kissen zu legen. Schon 17 Jahre war ich in Indien und Niemand hat mich zu Jesu gewiesen." Auch sonst ließen sich gute Geschäfte machen, und David gelang das Dolmetschen in der Kirche zu Hebichs voller Befriedigung.

Einen Anstand gab es mit Obrien. Geachtet und beliebt bei den Europäern, wie denn eben zwei Damen durch sein freudiges Zeugniß sich bekehrt hatten, unermüdet im Predigen auf den Straßen und Märkten, war er gewiß, daß er nicht mehr verlange als Nahrung und Kleidung, aber ohne Sorgen. Nach dem damaligen Tarif hätte er mit 14 Rs. des Monats auskommen sollen, und Hebich war von seinen Oberen angewiesen, als Senior mit einem durchgreifenden Beispiel des Gehorsams voranzugehen. Aber das Geheimniß, sieben Personen mit weniger als 26 Rs. zu ernähren, blieb dem noblen, offenhändigen Irländer verschlossen; er meinte, solche Befehle können nicht von Gott sein, und fühlte seine Verbindung mit der Mission gelockert. Ein englischer Offizier erbat sichs als eine Gnade von Hebich, dem treuen Evangelisten den nöthigen Zuschuß darreichen zu dürfen, bis das Mißverhältniß beseitigt wäre.

Auf dem Wege von Coimbatur nach den blauen Bergen, holte Hebich (31. Mai) die vorausgeschickten Begleiter ein, er selbst gehoben durch „schöne Arbeit mit einer reisenden Familie". Am Fuß der Nilagiri aber, in Metipalayam, trifft er seinen David schon am Ende seiner Wallfahrt. „Das war schrecklich für uns beide, Joseph und mich. David sagte nur: 'Ach ich habe gebetet, daß ihr kommen möchtet; da ihr nun hier seid, freue ich mich.' Während wir uns um ihn bemühten, befällt die Cholera auch den Pferdeknecht, der ihm treulich gedient hatte. Ich weckte einen durchreisenden Ober-

arzt auf, der noch schlief; dieser gab beiden von seiner Reisemedizin. Bei dem Knecht schlugs an und der kam davon. Bei David wars zu spät, er hatte sich schon auf dem letzten peinlichen Marsch viel erbrochen. „Schicken Sie ihn nur gleich nach Coimbatur zurück," sagte der Doctor. — Wird er wieder aufkommen? fragte ich ihn, ach wie oft! bekam aber keine andere Antwort als: „Sie können ihm nicht helfen, gehen Sie nur auf die hills!" — Wie konnte ich ihn aber mit Joseph allein zurückschicken? Dieser war ganz drunten und entmuthigt, dazu so kränklich, daß David ja ihn hätte unterstützen sollen. Oefters fragte ich den Todesmatten: Glaubst du an den Herrn Jesum? — 'Ach ja, der Herr Jesus ist mein Alles;' ein paar Mal führte er auch deutsche Verse mit Entzücken an, und flüsterte: der Herr tödtet und macht lebendig. Bald hoffend, bald zagend, ob er genesen werde, bestellte ich einen Ochsenwagen, ihn nach Coimbatur zu führen, — es war nach 8 Uhr, daß wir abfuhren, die Sonne entsetzlich heiß — ich fast verbrannt, er meist besinnungslos; etwa halbwegs, um 2 Uhr, verschied er. Gegen 8 Uhr langten wir bei den l. Addis an; ich sehr betrübt und verlegen, weil mit einer Choleraleiche. Doch die l. Addis bewiesen sich meisterhaft, trösteten mich und Joseph mächtiglich: wir brauchen für nichts mehr zu sorgen, sie wollen alles thun. Und wie gesagt so gethan. Am nächsten Morgen (1. Juni) legten wir, nach Addis Predigt und Gebet, den l. David ins stille Grab. — Ehe er ins Institut eintreten wollte, hatte ich ihm gesagt: warum das? lieber arbeitest du noch etwas, stirbst doch bald! Aber auffallend, gerade jetzt war er stark und gesund wie noch nie, 24 Jahre alt. Solche Seelen möchten wir freilich für das Werk behalten, da wir deren sehr wenige kriegen. Aber was der Meister thut, ist doch gut, ja allein gut. Sein Wille geschehe jetzt und allewege!"

Der Tod des geliebten Sohnes drang der Mutter so ins Herz, daß sie ihm nach vier Monaten nachfolgte. Die Nachricht von seinem Heimgang preßte Weigle, der ihn sehr lieb gehabt, die letzten Thränen aus und weckte in ihm das Vorgefühl einer baldigen Nachfolge. Er flehte damals: „Der HErr wolle uns nur Festigkeit in der Hauptsache und Ausdauer bis ans Ende verleihen, auf daß wir uns dereinst am Ziele freuen können über alle die Berge und Thäler, über die wir gestolpert sind!" Am 7. Juni war das Ziel erreicht.

Zerschlagen und getröstet zugleich, bange um seinen Joseph, der

sich doch nicht von ihm trennen wollte, trat Hebich nun wieder die Reise auf die Berge an, wo ein längerer Feldzug (2. Juni bis 9. Juli) im Plan lag. Zu den früheren Gesundheitsstationen war eine neuangelegte gekommen, Dschakatala, später Wellington genannt, derzeit von einem Flügel des 74. (Bergschotten) Regiments besetzt. Hier fanden sich alte Bekannte in Menge, denen in der verweltlichenden Umgebung „der Muth, himmelan zu laufen", ziemlich abhanden gekommen war. Ihrer Dreißig brachte er doch zusammen und belebte sie aufs neue, besuchte auch die Geistlichen und stieß auf allerhand interessante Persönlichkeiten. Er durfte im Theater der Kaserne predigen; natürlich giengs nicht ab ohne starke Ausfälle gegen die Weltvergnügungen. Als ihm das von einem Doctor, den er um Wein für die Feier des h. Abendmahls bat, zum Vorwurf gemacht wurde, mit den Worten: Sie sollten dankbar sein, daß wir Ihnen, einem Fremden, Erlaubniß zum Predigen gegeben haben, und jetzt schelten Sie uns dafür aus, — erwiederte er: „es war ja recht freundlich vom Oberst, dafür bin ich dankbar. Aber als ein Diener Gottes muß ich Ihnen doch die Wahrheit sagen. Heute ist der (wegen des Krimmkriegs angeordnete) Bußtag; womit zeigt ihr denn Eure Buße? Besteht sie blos im Kirchgang? oder solltet Ihr nicht Eure Sünden ablegen und ein neues Leben anfangen?" ꝛc. Befürchtete Hebich, sich damit die Thüre in die Kaserne selbst verschlossen zu haben (da der Doctor der vornehmste Förderer des Liebhabertheaters war), so zeigte sich später, daß der Oberst nun selbst auch in den Gottesdienst kam und sich die rauhe Predigt gefallen ließ.

In Ottakamand öffneten sich dem Missionar allerlei Pforten; es waren gerade viele Erweckte beisammen, was besonders die Abendmahlszeiten „erstaunlich erfrischend" machte. („Ich kanns kaum aussprechen; es war fast über alle meine Erfahrungen.") In den täglichen Besuchen und Predigten wurden manche angeworben, die den anrüchigen Padre erst aus Furcht gar nicht sehen wollten; und trotz der angestrengten Arbeit, meist bis Mitternacht, fühlte sich der alternde Mann in dieser Frühlingsluft wahrhaft verjüngt; Isabella D. glaubte noch nie trefflichere Zeugnisse von ihm gehört zu haben. Bald darauf, am 5. September, schied sie triumphirend aus diesem armen Leben, nachdem sie noch ihre Aja, Besucher und Aerzte eingeladen hatte, doch zu Jesus zu kommen, der

ihr den Frieden schenke, welchen die Welt, „die tolle Welt“ so hartnäckig verschmähe.

„Jetzt giengs zu den Geliebten im 39. N. J. auf den french rocks (10—20. Juli und 14—19. August). Eine Schwester dort hatte ich schon der Kannanur-Gemeinde als eine Sterbende angezeigt, die aber im Angesicht des Todes siegreich dastand in dem Geliebten; nun war sie wunderbar wieder hergestellt. Die ganze Gemeinde in diesem Regiment liefert so reichhaltige selige Erfahrungen, daß sich mit wenigen Worten kaum etwas sagen läßt. Sie haben alle ihre Gottesdienste zur gleichen Zeit wie wir in Kannanur, und versammeln sich in ihrem eigens dazu eingerichteten Hause; außerdem haben sie ein besonderes Bethaus für die Eingebornen und Trommler erbaut. Weiter steht noch eine Kapelle der englischen Kirche da, wo der Oberst sonntäglich einmal die Gebete und eine Predigt liest, wozu sich auch die Brüder einfinden, die aber ihre Hauptgottesdienste in jenem eignen Lokal halten. Jeder von diesen Offizierbrüdern ist ein eifriger Prediger der Gerechtigkeit, und das Band der Liebe hat sie bis jetzt fest umschlungen, so sind sie voll guter Werke, arbeiten auch sehr unter den Eingebornen, denen sie Tamil-Gottesdienste halten. Kommt aber der englische Jesuit auf seinen Rundreisen hin, so vernichtet er schonungslos alle evangelischen Bücher, deren er habhaft werden kann, und warnt vor unsrer Lehre wie vor der Pest. Jeden Tag habe ich hier Schwarz und Weiß an 100 Seelen in meinen Versammlungen, da denn der l. Joseph mein Englisch in Tamil wiedergibt, was die Trommler besser verstehen.

„Alles was sie wünschen, ist ein 'tüchtiger Katechist'. Ich habe diesmal einen Tamil-Oberknecht, Abel, mit seinen drei Kindern getauft, auch etliche Römer und einen Socinianischen Trommler, der früher ein großer Feind des HErrn war und mit zwei Weibern lebte, in die Gemeinde aufgenommen. Sein (gedrucktes) Buch, woraus er seine verderblichen Kräfte sog, wurde sogleich den Flammen übergeben. Ach könnte ich nur der Gemeinde einen treuen Katechisten verschaffen, der mit ihnen ziehen würde, wohin immer das Regiment verlegt wird! Es ist mir in der That ein großes Anliegen, dem gerechten Verlangen der Gemeinde zu willfahren, nachdem der HErr aus Gnaden durch mich so ein großes Werk gewirkt hat.“

Erst im Mai hatte sich hier eine Schwarze aus guter Kaste

bekehrt, unter der Pflege der Schwester eines Offiziers, und damit mancherlei Hohn von Seiten der Sipahi's auf sich geladen. Kerr hatte auf der Außenstation Hassan große Freude an seinen zwei Trommlern, die täglich bei ihm lasen; und Hart, zur Erholung nach England geschickt, hat dort eine kleine Heerde um sich gesammelt, von der er sich (1857) sehr ungern losriß, um bald darauf durch die Kugel eines fanatischen Sipahis zu fallen.

„Natürlich besuchte ich auch die Zuckerfabrik, wo die Brüder einen Tamil-Katechisten für ihre 100 und mehr Leute unterhalten. Es geht dort ganz lebendig her.

„Daß ich wieder nach Bangalur gehen sollte, hatten die Freunde auf den Hills schon ohne Weiteres ausgemacht und das nöthige Geld gesammelt. Doch giengs von meiner Seite durch nicht wenige Schwierigkeiten und Zweifel. Ich war dann aber dort (21. Juli bis 10. August) sehr fleißig und der HErr hat mir auch überall die Thüren aufgethan und so viel Arbeit vorgelegt, daß ich, als die bestimmte Abmarschstunde kam, noch viele Bestellungen nicht besorgt hatte (die Leute lassen mich nämlich rufen), von denen mir einige vorzugsweise leid thaten. Diesmal wollten mich besonders auch die Missionare haben; ich hielt mich an die Londoner, mit deren Geiste ich mehr verwandt bin, predigte aber auch einmal in der Wesleyaner-Kapelle. Ich hatte hier oft an einem Tag drei Predigten, und war sonst bis Mitternacht angespannt, meist mit größeren Partieen, z. B. pensionirten Europäern, dann mit ihren Weibern, mit Trommlern und Musikanten vom 6. N. J., unter welchen eine solche Erweckung entstand, daß auch die Römischen mitkamen. Nur Schade, daß nach unserm Abgang nicht die rechten Leute da waren, ihnen weiter zu helfen! Es ist erstaunlich, wie wenig Leben aus Gott in dieser großen Stadt angetroffen wird. Die Orthodoxie und der schwarze Kittel und die schöne Einrichtung der Häuser nebst Allem, was zum Gentleman gehört, ist nirgends vernachläßigt, aber der HErr Jesus und sein Reich! Am Sonntag zum h. Abendmahl, am Montag auf einen Ball oder Picnic, so muß man staunen, wie der Teufel alles am Bändel hat. Einer der Kaplane ist aber wirklich ein Bruder im HErrn, dem meine Leute vorzugsweise in die Kirche gehen. Wir trafen auf den rocks zusammen, er kam da mir in die Kirche, und ich ihm, und wir alle nahmen das h. Abendmahl von ihm.

„Ein Gentleman und seine Frau wurden frischweg für den HErrn gewonnen; da begann ich: Habt ihr je schon zusammen gebetet? — 'Ja, wir beten zusammen, ich lese das Gebet und meine Frau kniet mit mir nieder'. — Ich meine nicht das. Betest du, Mann, aus deinem Herzen vor deinem Weibe, und du, Weib, vor deinem Manne? — 'Nein, das thun wir nicht.' — Ja, das müßt ihr thun! — Lange Gesichter geschnitten und keine Antwort. — Den nächsten Tag komme ich wieder. „Wir haben zusammen gebetet, wie Sie uns sagten, und sind jetzt sehr glücklich." — Bei meinem nächsten Wiederkommen sagten dieselben: „wir beten jetzt jeden Tag dreimal zusammen, und sind nun ganz glücklich." Ich lebte die halbe Zeit bei dem Adjutanten S. im 6. N. J.; dann ließen mir die L. C. keine Ruhe, ich mußte bei ihnen einkehren; weil sie aber für mein Geschäft zu weit wegwohnen, war ich doch oft wieder beim L. S.

„Ich wurde dießmal auch nach Tumkur berufen und hatte da mein Wesen; doch war die Zeit zu kurz (11—12. August). Hatte da auch mit einem hochgestellten Tamil-Kastenchristen zu thun, dem ich als solchem das h. Abendmahl nicht gab, obwohl er sonst sehr nett that. Diese Zopfchristen sind so versessen auf die Kaste, daß der HErr Jesus im Vergleich mit diesen großen Dingen ihnen gar nichts ist. In Bangalur hatte ich einen gewaltigen Handel mit einem Erzprahler, der für Geld Gottes Wort in den Häusern herumsang; kein Brahmane konnte wilder mit mir sein.

„Obgleich ich in Maisur, Yellwal, Humsur, Frazerpett und Mercara (20—26. August) nur je einen Tag bleiben konnte, war doch überall der Arbeit so viel, und was vorfiel, so wichtig, daß ich jeden Platz mit herzlicher Danksagung zum HErrn verlassen konnte. Mit ein Bischen mehr Zeit wäre versprechendere Arbeit zu Stande gekommen. In Mercara ist nun mein lieber Boswell, nach einem 2½jährigen Aufenthalt in Kannanur; Christus Alles in Allem, lautet jetzt seine Parole, nachdem ich Anfangs mit dem frommen, klugen Schotten mich viel herum gestritten hatte. (Im Juni 1857 gieng diese jungfräuliche Seele zur ewigen Ruhe ein.)

„Durch schlimme Botschaft wurde ich aber von da, wie mit Dampfesgewalt, weggetrieben nach unserem Mangalur. Dort predigte ich zum erstenmal in der englischen Kirche, und Freund Anderson führte mich expreß in die englische Schule, wo ich eine

Ansprache von 2½ Stunden an die heidnischen Schüler hielt, und ihnen aus der Schrift zu beweisen suchte, daß der HErr Jesus Gottes Sohn ist, zu meiner eigenen freudigen Zufriedenheit und mit der Bitte, daß der Vater seinen lieben Sohn in den Herzen dieser lieben Jünglinge aus Gnaden zu seinem Preise offenbaren möge." Merkwürdig genug, diese jungen Brahmanen, sehr feingebildete, ernstlich angeregte, nur kreuzscheue Seelen, kamen nachher zu ihrem Lehrer Hoch und bezeugten aus tiefem Herzen: so klar wie durch Hebichs Beweise sei ihnen das Geheimniß der Dreieinigkeit noch nie geworden. Im logischen Demonstriren lag sicherlich Hebichs Stärke nicht; aber ein kräftiges, durch Liebe und Gebet geheiligtes Zeugniß wog freilich einen Haufen feingesponnener Argumente auf. —

In Kannanur angelangt (1. September), fand Hebich dießmal keine Vermehrung, sondern eine Verminderung der eingebornen Gemeinde vor. Auch Stockings zweite Gattin, sein lieber Weber Jakob (S. 211) und andere der vertrautesten Gesichter fehlten im Kreise, der sich um ihn sammelte, — „aber bei dem Heimgang dieser sieben lieben Seelen freut sich noch ein armer Sünder wie ich bin, und ist gestärkt und ermuntert, nicht müde zu werden. Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." — „Die Morgenpredigt am Sonntag hat sich nun in zwei Gottesdienste abgetheilt. Während Gundert in der Eckschule die schwarze Gemeine bedient, predige ich den Bergschotten des 74. H. M., die noch unbekehrte Leute sind, aber unsere Form der englischen vorziehen. Ein Capitain F. ist gründlich bekehrt worden; und durch den hat es der HErr (im August) gelingen lassen, daß gegen alle Opposition der Oberen etwa 60 Soldaten heruntermarschiren dürfen zu einem kurzen Gottesdienste. So habe ich sie von 10—11 Uhr. Hallelujah!"

In Taliparambu hatte sich mittlerweile die Stimmung gebessert, auch nach der gefürchteten Rückkehr der zu dreimonatlicher Zwangsarbeit verurtheilten Rädelsführer des gefährlichen Auflaufs. Den dortigen Katechisten Paul hatte sein Vater besucht und während eines vierwöchentlichen Aufenthalts — trotz seiner Schwerhörigkeit — soviel vom Evangelium gefaßt, daß man auf seinen Uebertritt hoffen durfte. — In Andscharakandi herrschte die von Maleachi geschilderte Mißstimmung fort: es schien eben, wie wenn Gott keinen Unterschied mache zwischen Guten und Bösen; daher die Geduldsarbeit

unter einem solchen Geschlecht dem Katechisten manchmal entleiden wollte.

Da kam plötzlich eine aufregende Botschaft von Calicut. Am Abend des 11. September saß Conolly, eben zum Regierungsmitglied in Madras ernannt, mit seiner Gattin in der Veranda und las ihr aus Gibbon den Fall von Constantinopel vor, als fünf Mapillas über ihn herstürzten, den Tisch mit dem Licht umwarfen und ihn zusammenhieben. Aus 27 Wunden blutend, lispelte er noch: Jesus, erbarme dich meiner! und starb nach einer halben Stunde. Doch umsonst riefen die Mörder, welche zunächst die Verbannung ihres Oberpriesters (S. 262) hatten rächen wollen, die Glaubensgenossen auf zum heiligen Krieg. Nach sechs Tagen ereilte sie die Rache. Die Provinz aber wurde nun durch Ausnahmsgesetze so beruhigt, daß auch das stürmische Jahr 1857 keine Friedensstörung in ihr hervorbrachte. Hebich schrieb sogleich an die Wittwe, ihr seine große Dankbarkeit für des Vollendeten langerprobte Liebe zu bezeugen und sie auf Jesum als den einzigen Trost im übergroßen Schmerze zu weisen. Dann gieng er selbst sie zu sprechen, ehe sie nach Europa sich zurückzog. —

Bei ihm bahnte sich jetzt etwas Neues an. „Am 13. October, Morgens 6 Uhr," schreibt er: „waren es 21 Jahre, daß ich in diesem Lande bin. Mit soviel Zeit hat der englische Soldat ausgedient und kriegt seine Pension. Nach dieser nun sehne ich mich wirklich nicht, aber darnach: Ihm zu gefallen und womöglich Ihm noch Seelen zu gewinnen, für die Er so hart gearbeitet hat. Ewig Dank Ihm, daß Er mir aus Gnaden erlaubt hat, Ihm so lange mit ununterbrochener Gesundheit zu dienen. Einem weltlichen Herrn so lange zu dienen, macht stolz; aber dem Himmlischen, dem Guten, dem Heiligen so lange zu dienen, macht sehr arm und beschämt, nach seinem Wort: Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen war, so sprecht: wir sind unnütze Knechte. Ach, warum doch das? Ei, weil Er alles thut in seinen Knechten, was gut ist; das Böse aber thut der Knecht aus sich selbst, was doch in so vielen Jahren gewaltig viel ist."

Bei dem Rückblick, den er auf seine gesammte Missionslaufbahn warf, drängte es ihn, seine Leistungen auf einer Station und die Erfolge seiner Reisen zu vergleichen. So bange ihm auch bei dem Gedanken wurde, sich selbst seinen Beruf zu machen, überzeugte er

sich doch, daß sein Dienst auf Reisen der gesegnetere, für Gottes Sache ersprießlichere war. Nun traute er sich zwar nicht die Fähigkeit zu, immer blos zu reisen; er fühlte sich oft müde und abgespannt, so daß ein Ausruhen nach der Reise willkommen erschien. Die wunderbare Erhaltung seiner Körperkraft aber schrieb er großentheils den Luftveränderungen, der Folge häufigen Ortswechsels zu. Auch seine Brüder stimmten dem bei, daß er auf Reisen mehr arbeite und mehr zu Stande bringe, als irgendwann zu Hause. Also gieng denn sein Wunsch entschieden darauf hin, nicht mehr an eine Station gebunden zu sein, sondern da und dort zu predigen und Seelen nachzugehen, wie Gott ihn führe. Schon hatte er „von mehreren Seiten her kaum abzuschlagende Aufforderungen" zu einer größeren Reise erhalten.

Dazu gehörte nun aber vor allem, daß die Stationsgeschäfte gut geordnet seien, und eben hatte er sich der Hoffnung hingegeben, es sei nun nach vielem Verhandeln, Umschaffen und Neuorganisiren dahin gekommen, daß seine Gegenwart für die meiste Zeit entbehrlich wäre. Nach rechts und links gab er allerhand Geschäfte, auch das Seniorat der Station ab, und wehrte sich nicht mehr, wenn den jüngeren Mitarbeitern ein anderer Weg, als der ihm einleuchtete, vorzüglicher erschien. Wie ungeschickt kam ihm da ein Beschluß der Kommittee über den Weg, wodurch der eine dieser Brüder nach Mangalur versetzt wurde, damit die durch Weigle's Tod gelassene Lücke ausgefüllt werde; Hebich sollte sich erklären, wen er statt desselben wünsche. Seine Wahl fiel auf Ch. Müller, der mittlerweile Tschombala zu einer bedeutenden Blüthe gebracht hatte; nur fragte sichs, wie dieser Station dafür Ersatz verschafft werden könnte.

„Sie sehen," schließt Hebich seinen Brief, „wie schwer dieser Ihr neuer Ruf durch unsere Station hindurchgreift. Wir sind seit 1849 mit Furcht und Zittern zusammengekommen, und der treue HErr hat durch meinen l. Gundert so manche Lücke bei mir ausgefüllt, und durch des l. Br. Diez's Hinzukommen hat sich die Arbeit der Station nach und nach so gestaltet, daß ich dem Ruf zur Reisepredigt, wozu mir der HErr allenthalben die Thüren geöffnet hat, mit Freudigkeit folgen konnte. So schwer es mir nun wird, Gundert ziehen zu lassen, so muß ich es doch um Gotteswillen geschehen lassen, weil uns in dieser besonderen Prüfungszeit

anliegt, vor Allem Ihnen, so weit es irgend geht, freudig entgegenzukommen. Ich hoffe, der HErr wird Gnade geben, daß seine liebe Frau diesen Wechsel (in ein anderes Sprachgebiet) nicht zu hart findet; es wird ihr schwerer, als wir es Ihnen sagen können. Und deßhalb thut es mir doppelt leid. Der HErr sehe in Gnaden drein!"

Wie er nun aber Tschombala besuchte (25. October), um mit Müller zu verhandeln, fanden sich allerhand Haken, obgleich letzterer die Versetzung nicht gerade abwies. Nun schrieb Hebich frischweg: „Alles seitherige Nachdenken hat mir nur bestärkt, daß dieß Alles ein gefährliches Rütteln am Bestehenden ist, und ich vielleicht zu eilig war, als ich von Gundert's Entfernung so unentschlossen schrieb. Außerdem, daß ich Ihnen zu Willen sein wollte, sah ich es halb als eine Beförderung meines Bruders an, und war nicht gleich so frei, für seine Belassung in einer untergeordneten Stellung mich umzuthun. Ich wünsche ihn aber für Kannanur, wie es ist, und noch mehr, wie es durch Gnade werden soll. Ich kann wohl sagen: wir haben alle Hände voll zu thun und werden in sehr Vielem nicht fertig; an meine Correspondenz z. B. mag ich gar nicht denken, so liegt da Alles im Argen. Wir sind kaum etwas herausgekommen aus allerhand Reformen in der Gemeinde, und haben dabei das Messer nicht gespart, wie die Verminderung unserer Seelenzahl anzeigt, hoffen aber auf Gott, der uns bessere Zeiten schicken kann. Nur dürfen wir die gedrückte Stimmung, welche schon aus der Zahlabnahme folgt, nicht vermehren. Y. sagt mir, es wäre thöricht, wenn ich Gundert fort ließe; jedenfalls sei dann mein Reisen zu Ende, denn mit dem Englisch predigen vor diesen Bergschotten werde ich mich in Acht zu nehmen haben. Noch etwas, wovon ich nicht gern Worte mache: wie leicht möchte es dahin kommen, wenn ich meine größeren Reisen fahren lassen müßte, daß meine Gesundheit es geradezu erforderte, mich auf die Nilagiri oder in sonst ein besseres Klima zu begeben. Außerdem möchte ich Früchte schaffen, und ich finde immer mehr, daß ich draußen wirksamer bin als zu Hause; da erbiete ich mich nun wohl, in Kannanur fester zu bleiben, doch kann ich mich dabei nicht beruhigen. Mir ist der Beruf zum Reisen ganz unzweifelhaft; nur möchte ich in meiner Abwesenheit die Station gut versehen wissen, möchte auch die Aussicht haben, daß, wenn ich vielleicht schnell abgerufen werde, ein Bruder da sei, dem ich's

ohne viel Worte überlassen kann. Und nicht blos die Station sollte im Stande erhalten, eher noch verstärkt werden, auch der Zustand des Distrikts sollte — nach Br. F. Müller's Heimreise — von aller Verminderung unserer Kräfte abhalten. Wenn es plötzlich irgendwo fehlt in Calicut oder Talatscheri, wie soll da nachgeholfen werden? Ist doch in keinem Distrikt der Nachwuchs jüngerer Kräfte so sparsam vorhanden als im unsrigen."

Hebichs Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen, wenigstens nicht in der Weise, wie er's hoffte. Erst zwei Jahre später wurde ihm in Müller der gewünschte Mitarbeiter geschenkt; zur ersehnten Reisepredigt aber wurde er erst im J. 1859 freigemacht, als seine Kräfte nahezu erschöpft waren, erschöpft durch eine Zugabe von Nöthen der eigenen und anderer Stationen, die ihm äußerst unerwartet kam.

22. Die Bergschotten und Saukhya kunnu.

Die neunte Palghatreise (19. Nov.—22. Dec. 1855) führte Hebich in einige frische Kreise. In Calicut besuchte er den neuen Collector Clark, in welchem er einen theuern Bruder fand, der Gottes Sache so sehr auf dem Herzen trug, als sein Vorgänger. Er besah sich auch die Stätte der jüngsten Mordthat, die ihm Gelegenheit bot, den Umstehenden ans Herz zu reden. Es lag gerade britisches Militär in Calicut, so sicher und leichtsinnig als je. Einer, der an ihn heranwankte, einen guten Trunk anzubieten, wurde sofort von der Wache abgeführt. Hier nun sowie in Malapuram wurde den Soldaten das Wort verkündigt, und mit „großen Hottentotten" heiß gekämpft. Der Offizier des Polizeicorps, das am letzteren Orte stationirt war, zeigte ihm auch sein Geschick im Bombenschießen, das sich bei der Abschlachtung der letzten Mapillamörder erprobt hatte. Dieselben hatten sich in einem Tempelchen verschanzt, aus welchem sie aber der Major durch gut geworfene Granaten vertrieb. Wie sie dann auf die Soldaten losstürzten, waren sie bald niedergestreckt. Doch begab sichs, daß ein Schotte, der schon seinen Gegner mit dem Bajonet durchbohrt hatte, von demselben schwer verwundet wurde: „der Mapilla drückte sich mit der einen Hand das Bajonet noch tiefer in den Leib, und hieb mit der an-

dern dem Schotten so in den Hals, daß der mit knapper Noth gerettet wurde." Hier ließ sich nun von der Liebe Christi kräftig zeugen.

Von einem dieser Bergschotten hören wir noch öfter bis zu seinem nach drei Jahren erfolgten seligen Abscheiden. Er hieß W. Floyd, ein fester, tiefer Charakter, wie Hebich unter seinen Soldaten gar wenige zählte. Derselbe beschrieb einmal (29. Sept. 1855) in Malapuram seinen innern Lebensgang ungefähr also: „Ich bin der Sohn einer frommen Mutter, die frühe im Herrn Jesu entschlief. Mein Vater war glaubig, konnte aber nicht viel nach den Kindern schauen, daher ich bald auf allerlei Abwege gerieth. Aber Eines blieb mir: während es ja viele Menschen giebt, die ohne Gewissensbisse dahin leben, weil Gottes Geist nicht immer mit ihnen streiten will, darf ich sagen, daß ich stets ein gutes Gewissen hatte, nämlich in dem Sinne, daß wenn ich irgend eine Sünde begieng, ich der elendeste Mensch auf Erden wurde. Nun am Kap, da ich vor dem Feinde stand, wußte ich, daß ich nicht unverwundbar sei; wenn ich also Nachts mich in meinen Teppich rollte, betete ich zu Gott um Bewahrung. Dann bekam ich die Antwort: erst verwirfst du alle meine Einladungen, und sobald du in Gefahr geräthst, rufst du mich an, und wenn ich dir geholfen habe, trinkst du wieder. Ich sah einen wirklichen Abgrund vor mir, schlug mir aber die ernsten Gedanken aus dem Kopfe und dachte an weltliche Dinge. So war ich dort zweimal daran, mich ganz zu Gott zu wenden, drang aber nicht durch. Als es hieß: jetzt nach Indien! wurde ich sorgenvoll, denn dies ist ja ein Land des Todes; beschloß also den zweiten Band meiner Lebensgeschichte anzufangen. Allein in Madras kam ich nicht dazu, gedachte also: nun so seis auf den blauen Bergen.

„Von Dschackatala kam ich nach Kanannur, aber ein Monat vergieng, ohne daß sich etwas Neues regte. Abends ging ich einmal an Ihrer Kapelle vorbei, zu der die (Lübecker)Glocke einlud.*) Ich fragte meinen Kameraden: Ei, kommst nicht mit herein? Der sagte: Nein, diesmal nicht! Ich gieng drei Schritte weiter mit ihm und fragte wieder. — „Ein anderes mal!" — Ich bat ihn zum drittenmal, da gab er nach. Wir traten ein und Sie redeten über 1 Mos. 3

*) Unsere Abbildung stellt die Missionskapelle in Kannanur dar, vor deren Eingang sich frei dastehend der Glockenpfeiler erhebt, auf dessen höchstem Bogen der Holzschneider aus eigener Inspiration ein Thürmchen sammt Kreuz aufzusetzen beliebt hat, wovon in der Photographie keine Spur erscheint.

so, daß es mir schien, mein Herz, bisher ein festgefrorenes Saatfeld, werde weich und breche in Stücke. Nun kam ich jeden Dienstag zur Kirche. Aber einmal waren Sie fort und die Kapelle geschlossen, da fiel ich ins Trinken. Tags darauf, als ich auf meinem Bette lag, sah ich an die Wand, wie eine Grille hinauflief, fiel, wieder einen Anlauf nahm, und wieder fiel; zehnmal mißglückte ihrs, aber zum elftenmal giengs ohne Anstand. Ich sprang vom Lager und sagte mir: es ist noch Hoffnung da, besuchte also die englische und Ihre Kirche, wurde herumgetrieben und bekam Kopfweh und böse Augen. So stieg dann die Frage auf: Soll ichs nicht lieber fahren lassen? lebe jetzt schon 30 Jahre im Aufruhr gegen Gott. Aber, hieß es, gesetzt in 15 Jahren erhörte dich Gott einmal? — Nun so mach ich vorwärts! Und Gott wartete nicht so lange; eines Morgens, wie ich auf dem Bette lag, betete ich: HErr und Gott, du bist die Liebe, gib mir von Deiner Liebe eines Senfkornes groß, das wird für mich genügen. Augenblicklich erhielt ich meinen Wunsch, so daß ich den HErrn Jesum loben konnte. Da kam dann eine große Furcht über mich; aber in der Finsterniß zeigte sich ein Funke, der nicht erlosch. Ich bat Gott, er möchte ihn anblasen, und er wurde zur Flamme, so sehr, daß ich aufstand und in den Spiegel schaute, ob mein Gesicht nicht glühe vom inneren Feuer. Das kommt nun wieder und wieder, aber mit Unterbrechungen. Jetzt gerade brennt es wieder nach fast dreiwöchiger Kühle, und heute bin ich ach so glücklich, daß ich hoffe, diese Liebe werde in mir bleiben, und schreie: Verbirg dein Anlitz nicht vor mir! ich verlange ja nach nichts als Dir allein."

Floyd war von nun an der feste Kern, um den sich in Malapuram (wohin er zweimal detachirt war) und Kannanur die ernsteren Bergschotten zusammenschlossen, bis das Empörungsjahr 1857 ihn ins Feld rief, da er dann erst recht der Priester seiner Kameraden wurde. Sie nannten ihn oft old Hebich, konnten ihm aber kaum im Ernste böse sein. Ein Wittwer, hatte er seine Freude dran, seine lieben frommen Kleinen für den HErrn zu erziehen, der ihr kindliches Zeugniß vielfach geehrt hat. Immer schwebt ihm vor: wem viel vergeben ist, der liebet viel; „unsere Aufführung," berichtet er einmal, „macht uns Europäer hier zu berüchtigten Leuten, aber wenn wir Vergebung erhalten, lassen wir uns doch auch das Lieben angelegen sein. Eben weint einer, dem die Worte Christi zu Herzen giengen, dort im Eck."

Einige Auszüge aus seinen Briefen aus Malapuram mögen den Mann kennzeichnen: „Unser lieber Bruder G. predigte hier am Sonntag, da war alles voll und die Leute aufmerksam; er sprach davon, wie einfach die Seligkeit durch den Glauben sei, aber wegen ihrer Einfachheit wollen die Leute den Weg nicht versuchen; wäre etwas Großes zu verrichten, sie würden sich leichter dazu verstehen. Er führte als Beispiel an, wie ein Hindu zehn Jahre lang sich von Benares nach einem andern Heiligthum wälzte, um durch solche Thorheit den Himmel zu gewinnen. Wie geschäftig war da der Teufel! augenblicklich giengs los: Wer hat je von so etwas gehört? und noch hören sie nicht auf, darüber zu raisonniren. Nun wenn ich denke, wie thöricht sie doch seien, fällt mir ein, wie auch ich todt in Sünden war, Finsterniß wie die andern; und jetzt weiß ich, daß ich Licht bin in Ihm, und weil ich mich nicht halten kann, wird Er es thun, auf den allein ich mich stütze. Immer ists noch die gleiche Zahl: 6 Männer und 8 Kinder; einige kommen, leider fürchtet sich F. vor den andern zu beten. Kommen Sie bald, so bringen Sie doch Herzbüchlein mit; man kauft sie gern: ein gutes Zeichen, wenn man statt Arrack kauft, was den Durst wirklich löschen kann. — In einer Gemeinde, und sei sie noch so klein, sind gewiß Ruhestörer nöthig. Wir hatten wieder einen Teufelslärm, er begann sehr fein. Sagt mir einer, zwei Soldaten seien nur darum zu uns gekommen, um etliche Wochen lang ihr Geld zu sparen, damit sie es am Tag der Rückkehr nach Kannanur verjubeln können. Mit so gemeinen Leuten wollte er natürlich nichts zu thun haben, wendet mir also den Rücken; dann sagt ihm der Teufel: so, jetzt trink einen Schluck, woraus bald zwei und mehr wurden! — Daß Frau F. zu ihrem Herrn gegangen ist, bedaure ich nicht; mich freuts, wenn sie glücklich ist, und er wird zu ihr gehen, sie aber möchte nicht zu ihm zurück. Ach wann wird der Tag kommen, da wir Jesum von Angesicht sehen und satt werden an seinem Bilde, der Tag, da Jesus uns seinem Vater vorstellen wird und sagen: Siehe da die Kinder, die Du mir gegeben hast! — Letzten Sonntag wurden die Spinnen bei uns ganz unbarmherzig aufgeschreckt. Capitain X. hielt erst Parade und dann Gottesdienst. Wie er die alttestamentliche Lection las, 1 Sam. 2, 12, fieng er an zu lachen, wollte es aber unterdrücken; doch beim 13. Vers kicherte er und beim 15. warf er das Buch weg und Alles brach in Lachen aus, worauf der Capitain

eilends heimsprang und seine Leute sich jauchzend zerstreuten. Jeder suchte nun nach seiner Bibel, wischte die Spinnenwebe ab, um die Stelle nachzulesen, und scherzte weiter. Muß einem nicht das Herz brennen bei solcher Entweihung des Heiligen?"

Hoch erfreut ihn nun jeder Besuch von Hebich oder Obrien: in der Bruderliebe findet er immer wieder einen neuen Sporn, dem Ziele zu zueilen. Er besuchte einmal die frommen Ingenieure auf der Eisenbahn; er fand sie krank, wurde aber so brüderlich aufgenommen, daß er sich nur sagen konnte: ich bins nicht werth, daß ich solche Liebe genießen darf. Als er davon einem andern Soldaten erzählte, kam diesen das Weinen an; er rief aus: nun das freut mich mehr als ein Geschenk von 20 Rupien! — Darauf schickten ihm die vornehmen Brüder Bücher zur Verbreitung unter seine Kameraden; er vertheilte sie eifrigst, immer bemüht, die Kosten zurückzuerstatten, was ihm fast gelungen wäre, wenn nicht plötzlich eine große Ladung von Romanen, aus Kannanur nachgeschickt, die neuerwachte Leseluſt in andere Geleise gelenkt hätte. So abonnirt er sich denn auf christliche Zeitschriften und besteht darauf, sie selbst zu bezahlen; wie vergnügt es ihn, wenn diese nun doch die Runde bei den Soldaten machen.

So stands in Malapuram bis in das Empörungsjahr hinein! —

Auf der weitern Reise stieß Hebich mit vielerlei Geistern zusammen, durch Leiden vorbereiteten und erweichten (wie ein herzkranker Ingenieur, der alles aus Gottes Wort dargereichte einfältig annahm; ein krank nach Europa zurückkehrendes Paar, bei welchem sich die frühere Arbeit zu einem Abschluß bringen ließ), aber auch mit gar selbstgerechten und leichtsinnigen. Ein Offizier tritt bei seinem Besuch in die Thüre und fragt: Was bringen Sie Neues? Antwort: „daß es einen Heiland für Sie gibt." Er wird böse, ereifert sich, zittert, redet aber freundlich und gibt sich alle Mühe zu zeigen, daß das Wort ihn nicht angegriffen habe; schließlich ladet er zum Mittagessen ein. Ein Lieutenant hat bei sich beschlossen, daß er die Welt genießen will; „welches Ende wählen Sie sich damit?" Er antwortet kühl: destruction! bleibt aber dem Warner gewogen.

Mit einem schwindsüchtigen Fräulein Poulson in Palghat, welche durch Obrien gläubig geworden war, kann er noch vor ihrem Ende mehrmals reden und beten. Sie sagte: „ich habe mich ganz in meines himmlischen Vaters Willen ergeben, und weiß, daß mir

im Blute des Lamms alle meine Sünden vergeben sind. Daher bin ich glücklich und gehe jetzt zu meinem Heiland." Darauf entschlief sie, 22 Jahre alt (3. Dec.) und Hebich „hatte ein ganzes Fest, an ihrem Grabe über Joh. 5, 24 zu reden, was Joseph in Tamil machte. Ach es ist doch lustig, wenn Kinder Gottes zu ihrem großen König gehen dürfen!"

Eine neue Aussicht gewährte ihm ein Besuch, den Paul aus seiner Heimat mitbrachte. Es waren sein Vater und ein Vetter, die beide Lust bezeugten, Christen zu werden, und nun recht aufmerksam hörten, was der Padre ihnen zu sagen hatte. Hauptsächlich aber legte sich Hebich nun auf die Bazar- und Reisepredigt, da er dann auf den Märkten den Bücherverkauf schwunghaft betrieb und eines Tags sogar ⅓ Thaler heimbrachte (von der ganzen Reise 3 fl. 13 kr. „die größte Summe, die ich je auf einer Reise gelöst habe"). Als er nach Tschittur kam, merkte er den Unterschied zwischen englischem und Radschagebiet: man hört ihn wohl an, verbirgt aber die Feindschaft nicht, und nur der Anstoß, den eine Frau gibt, indem sie ein Evangelium kauft, bewegt zuletzt Etliche aus den niederen Kasten, sich einige Bücher zu verschaffen. Sehr wohl wurde es ihm zu Muthe bei seinen Nayerbekannten in Coduwayur: „Ach wann werden diese lieben Leute von der eisernen Tyrannei des Teufels erlöst werden!" —

Eine neue Station für sein Evangelistenamt ward ihm jetzt auf dem Saukhya kunnu (Wohlfahrtshügel) in der Nähe von Codacal eröffnet, wo ein begeisterter Jünger, der Ingenieur Dixon, Hebich mit offenen Armen aufnahm und allen, die an der Eisenbahn arbeiteten, durch lebendige Worte, Büchervertheilung und Anstellung von Christen Gelegenheit zum Seligwerden zu bieten bemüht war. Uebrigens ein raschdurchgreifender Mann, frei von aller Connivenz mit Hinduvorurtheilen und darum eine Plage für eingeborne und europäische Beamte! Wenn er seine Bahnlinie festsetzte und durchs Glas schauend ein altes Tempelchen im Wege stehen sah, konnte er, statt lange zu verhandeln, rufen: right through! (mitten durch) und, wenn Niemand sonst Hand anlegen wollte, wie ein Tagelöhner mit der Spitzart drein hauen. Hindu's wissen dergleichen zu verbeißen; da aber Mapilla's sich vor einem bedrohten, noch so elenden Moscheechen bewaffnet aufstellten, und erklärten, nur über ihre Leiber hin gehe der Weg zu den heiligen Steinwänden, lernte er

mit der Zeit auch den Schwächen der geduldigeren Hindu's mehr Rechnung zu tragen. Vorsicht im Umgang mit den Eingebornen, denen er gleich sein volles Herz entgegentrug, lernte er langsam; er wurde von einem, dem er zur Taufe verhalf und übermäßiges Vertrauen bewies, schändlich betrogen. Dennoch fuhr er fort, mit allem Eifer unter ihnen den Geruch Christi zu verbreiten. Vor einigen Jahren ist der feurige Mann in Orissa zur Ruhe eingegangen, innigst beklagt von den Baptistenbrüdern daselbst, mit denen er, wie mit allen Herzchristen, treue Gemeinschaft gepflogen hatte.

Wie viele Leute wurden dort um Hebich und seine Katechisten versammelt, bald Europäer, bald Heiden und Römer — überallhin nahm ihn Dixon mit und schaffte ihm Gelegenheit, unter empfänglichen Seelen sein Zeugniß anzubringen. Eine wirklich „großartige Zusammenkunft" wurde auf der Außenstation Codacal veranstaltet: „der HErr war unter uns und wir waren so vergnügt wie Spielleute!" Ferner hatte Dixon gerade ein kleines Bethaus fertig gebracht; überaus geschickt kam ihm da sein Padre, um es zu eröffnen. Mit denen, welche er gewonnen glaubte, feierte Hebich daselbst ein seliges Abendmahl (16. Dec.): „habe da ordentlich Geschäfte gemacht, zwei Seelen sind jedenfalls lebendig angefaßt vom HErrn."

Auch in Calicut kam Hebich zeitig genug an, sich bei der Einweihung der neu erbauten Missionskirche (20. Dec.) zu betheiligen. Wie viel Grund fand er doch auf solchen Reisen, dem HErrn zu danken, der in dem bei seiner Landung noch so finstern Malabar nun einen Lichtpunkt um den andern geschaffen hatte.

23. Die Sorge um Mangalur.

Die schwerste Erfahrung von allen, welche die Mission bisher gemacht hatte, sollte sie ums Neujahr 1856 treffen. Zuvor schon hatte der Brand des neuen Missionshauses in Udapi (15. December Nachts) aller Augen auf diesen Hauptsitz des Götzenwesens in Kanara gelenkt. Hebich, der den Haß der Brahmanen genugsam kannte, betete sofort inbrünstig für den gefährdeten Außenposten, und warf sich bitter vor, über den eigenen Aufgaben, die Mühen und Nöthen anderer Brüder so oft vergessen zu haben.

Etliche Wochen darauf schickten ihm die älteren Christen jenes Distrikts ein Schreiben, das ihn zur Untersuchung der gravirendsten

Klagen gegen einen hochgeachteten Mitarbeiter herbeirief. Wie vom Blitz getroffen, unterbrach er die Predigt auf den Gassen von Kannanur, die er eben fröhlich betrieben hatte, und eilte hinauf nach Mangalur, Mulki, Udapi, ringend nach Licht und Lebensluft. „Da hatten wir mehr als Arbeit; unsere Herzen wollten uns brechen."

Wir halten uns bei diesen erschütternden Vorfällen nicht auf. Aber das darf nicht unerwähnt bleiben, wie Hebichs tiefe Sündenerkenntniß nie heller ans Licht trat, als bei solchen Veranlassungen. Er versetzte sich so ganz in die Lage des unglücklichen Gefallenen, daß er in ihm nur sich selbst sah, und immer wieder sagte: So stünde es mit mir, wenn Gnade mich nicht hielte. Alles Richten und Strafen hätte er am liebsten unterlassen; Retten und Aufrichten wars, woran ihm Alles lag. Aber daß das nicht möglich sei ohne die vollste Offenbarung im Lichte der Wahrheit, das stand ihm freilich auch so fest, daß er dadurch allein vor übermäßiger Milde in Behandlung von Sündenfällen bewahrt wurde.

Die Generalconferenz der Missionare, welche sich an diese Reise anschloß (20—24. Jan.), war von der tiefsten Selbstdemüthigung durchweht. Ein Jedes erkannte sich als mitschuldig an dem unbemerkten Eindringen des so spät zu Tag getretenen Bannes, und dem ungeheuern Aergerniß, welches damit den Feinden Christi gegeben war. Es wurde mehr geweint und gebetet, als verhandelt und protokollirt.

Nach Entlassung von zwei Missionaren und schwerer Erkrankung eines andern mußte nun Hebich selbst einige Wochen sich der Mangalur-Gemeinde widmen, in welcher durch leichtsinnige Aufnahme von Unbekehrten und Mangel an Zucht viel verfehlt worden war. Einige waren regelmäßige Trinker geworden, auch der Genuß von Opium wollte einreißen; und Hahnengefechten beizuwohnen, schien selbst Christen nicht unziemlich. Da mußte denn tüchtig eingegriffen, scharf vorgegangen werden, namentlich gegen die schlaffen, schläfrigen Aeltesten, während den Suchenden und Redlichen eine aufrichtende Hand geboten wurde. Die Gemeinde fühlte, daß ihr Bestes mit allem Ernst gesucht werde, und ließ sich willig aufhelfen; die Frauen besonders waren so erweicht, daß sie ihren Schmuck auslieferten, um Hebichs Herz zu erfreuen.

Es war das letztemal, daß Hebich in Mangalur den bewährten Freund F. Anderson sah, der die Station seit ihrer Grün-

dung auf treuem Herzen getragen, in so vielen Anfechtungen mitgelitten und mitgekämpft hatte. Jetzt sollte er der mit seinem Leben verwachsenen Provinz den Rücken kehren. Zu großem Troste aber gereichte Hebich der Umstand, daß nun sein 16. N. J. in Mangalur etliche Jahre zubrachte; es war die Zeit und der Ort, da Gompertz sein mildes, allerwärts Leben weckendes und pflegendes Licht am kräftigsten leuchten lassen sollte.

„Da allerhand Uebelstände ans Tageslicht kamen und so gar kein Arbeiter für die Gemeinde da war, wollte mich die Generalconferenz zwei Monate in Mangalur haben; allein darauf konnte ich unmöglich eingehen, indem ich meine Heidenfeste diesmal nothwendig besuchen mußte, besonders da die Feinde das Gerücht ausgesprengt hatten, weil ich letztes Jahr Schläge gekriegt, fürchte ich mich jetzt und werde nicht mehr kommen, wie mirs auch die Obrigkeit verboten habe. Daher mußte ich diesmal auf die Feste, und hätte es mich mein Leben gekostet.“

„So kehrte ich also (6. Febr.) nach Kannanur zurück, wo Mögling indeß für mich vikarirt hatte. Gundert zeigte mir Ihren Brief, worin Sie ihn nach Mangalur sprechen. Das fiel mir sehr schwer; so etwas sollte nicht sein. Doch war ich jetzt so angefüllt von dem Elend in Mangalur, daß ich ihm sagte: wenn du doch fort mußt, dann geh lieber sogleich, damit was ich jetzt an der Gemeinde gethan habe, nicht verloren gehe oder gar zum Schlimmen ausschlage. Ich kann dich nicht länger halten.“

So wurde denn schnell Diez mit seiner Braut, einer englischen Lehrerin am Mädcheninstitut, getraut, um an die Stelle der abziehenden Geschwister in Tschirakal einzutreten (11. Febr.). Dann eilte Hebich auf seine Heidenfeste. „In Payawur waren die Vornehmen so böse, daß sie meine Leute erst gar nicht das Zelt aufschlagen lassen wollten; doch konnte ich sie begütigen. In Taliparambu aber verlief alles so ruhig, daß ich erst jetzt mich wieder frei und freudig fühlte; ich verkaufte da für zwei Rupies Bücher. Während ich früher auf diesen Festen vom Morgen bis in die Nacht alles selbst zu thun hatte, ist es nun dahin gekommen, daß die Katechistenbrüder das Meiste thun, und zwar in so befriedigender Weise, daß ich denken muß, sie könnens besser als ich. Auch die besuchenden Heiden, die erst nur mit mir reden wollten, gehen jetzt

fast vorzugsweise lieber mit meinen Kindern um." Der Druck eines ganzen Jahrs war endlich von ihm gewichen.

Er hielt nun die Zeit für gekommen, in Taliparambu eine englische Schule zu gründen, wozu auch ein einflußreicher Beamter ihm hilfreiche Hand bot. Nach dem mächtigen Fortschritt, welcher für das Unterrichtswesen im ganzen britischen Indien durch die Verordnungen von 1855 eingeleitet war, fühlte Hebich, daß auch er hierin mehr thun müsse: „bis jetzt konnten wir es nicht erzwingen, aber mehr Schulen und bessere Schulen zu haben, muß wirklich unser Augenmerk sein." Tschowa wurde sogleich mit einer ausgestattet. Im November gelang es ihm auch, eine englische Schule für Knananur ins Leben zu rufen, natürlich ohne daß er selbst sich am Lehren betheiligt hätte. Immerhin hatte er — bei verminderten Arbeitskräften — der Station und sich neue Aufgaben und Sorgen zugelegt, sofern die Beschaffung der Lehrer und ihres Gehalts zunächst ihm zur Last fiel. Da bemerkt er einmal: „Je länger je schwerer wird der Kampf, aber wir wollen Alles tragen, wenn nur Er in Gnaden uns noch tragen will."

Obgleich aber die Arbeit auf der Station und den Außenstationen sich so beständig steigerte, wollte er doch seine Rundreise im Monsun nicht dran geben, sondern überließ es Diez, sich etliche Monate allein durchzuschlagen, während er wieder — zum letztenmal — den alten und neuen Seelen in der Ferne nachgieng. Vom 15. Mai bis 9. August trieb er sich auf all den schon öfters genannten Punkten um, von denen er dießmal nur Bangalur bei Seite ließ. Zuerst eilte er ins Kurgland, wo er den alternden Junggesellen Mögling (21. Mai) mit Weigle's Wittwe zu trauen hatte. Dann arbeitete er rüstig in Irodu unter seinem 39. Regiment. Den guten Oberst desselben fand er freilich nicht mehr vor. Derselbe war versetzt worden, da denn die Offiziere, statt eines großen Essens ihm eine große Bibel zum Abschied gaben, „woran er noch lange zu essen haben wird". Sie hatten seither wechselnde Geschicke gehabt: ein junger Offizier W. war gewonnen worden und stand in der ersten Liebe; auch ein in der Tamil-Literatur belesener Sipahi-Korporal hatte sich bekehrt, und eine alte Eingeborne war von Dobbie auf dem Todtenbett getauft worden. Letzterer ließ es sich besonders angelegen sein, kanaresische Bibeln in der Umgegend zu verkaufen, eine Aussaat auf Hoffnung. Uebrigens hörte der

Zudrang zu der Gemeinde seit dem Abgang des Obersten allmählich auf. Einen der Bekehrten hatte Macm. als er ins Pandschab versetzt wurde, mit sich nach Bengalen genommen, in der Absicht, ihn so weit auszubilden, daß er der Katechist des Regiments würde. Mit dem Anfang des nächsten Jahrs sollte dasselbe nach Barma übersiedeln; so bemühte sich Hebich seinen letzten Besuch so anregend, als er nur konnte, zu machen und die theuren Seelen noch fester zu gründen.

Auf den vier Gesundheitsstationen der Nilagiri war dießmal mehr zu thun als je; und die Thüren öffneten sich vor Hebich immer weiter. Der augenkranke S. vom „eigenen Regiment", und der vieljährige Mitkämpfer in Kannanur, der zuverlässige Major Y. waren nun beisammen in Ottakamand und hatten den Plan gefaßt, dort eine Kapelle zu baueu, namentlich damit für Hebichs Besuche die ewige Jagd nach einem Predigtsaal endlich abgeschnitten sei, während auch den Missionaren von allerhand Kirchen, die je und je auf den Bergen Erholung suchen, Gelegenheit geboten wäre, ihre Gaben nutzbar zu machen. Der Gedanke wurde ausgeführt, wenn auch nicht so schnell, daß Hebich dießmal in der „Zionskapelle", so sollte das Gotteshaus heißen, hätte predigen können. Dennoch durfte er sie noch vor dem Schluß des Jahres eröffnen.

Eine Bekehrung in Cunnur verursachte im Juli 1856 große Verwunderung. Eine anglikanische Freundin führte nämlich Hebich bei einer wohlgesinnten Dame ein, der Gattin eines Artillerieoffiziers J., der als guter Schütze, leidenschaftlicher Spieler ꝛc. einen etwas unheimlichen Ruf sich erworben hatte. Derselbe sah sich schon lange her als ausgeschlossen von aller Gnade an und mochte daher von Religion nicht sprechen hören. Doch als er schon aufgestanden war, um sich von Hebich loszumachen, besann er sich eines Bessern, dieweil es ja doch nichts schaden könne, den absonderlichen Menschen seine Künste etwas versuchen zu lassen. Er nahm dessen Verkündigung so zu Herzen, daß seine Sinnesänderung bald ruchbar wurde, und er zur Freude der Christen sogar seiner Gattin vorauseilte, auf lautere Gnade als sein einziges Rettungsmittel lossteuernd.

Er schrieb darüber (August): „Drei Tage, nachdem Sie abgegangen waren, konnte ich nur denken, denken, denken; zwang mich, Jesum nicht aus den Augen zu verlieren; betete und dachte

immer wieder, bis ich ganz müde wurde. Es war ein mühseliges Berganſteigen, denn alle möglichen Einfälle brachen hervor und machten mich lachen, bis ich mich wieder zu ernſterem Meditiren zuſammennahm. Im Grunde glaubte ich noch immer nicht, hielt aber meinen Gang ein, weil ich einmal verſprochen hatte, glauben zu wollen, und auf dieſes Verſprechen das h. Abendmahl empfangen hatte. Am Abend des dritten Tages gieng ich auf meiner Veranda auf und ab, während der Teufel mir zuredete, lieber zu ſchlafen, da ich erſchöpft ſei; nein, hieß es wieder, lieber fortmachen bis ich umfalle! — Aber iſt am Ende Religion nicht eine bloße Einbildung, die in Schwärmerei ausläuft? Wie leicht auch packt der Menſch einen Schatten und meint, er habe das Weſen? Betrüge ich vielleicht mich ſelbſt? Jedoch — was kann es ſchaden, zu Jeſu zu gehen, daß der mich lehre? Wiederum, tönte es, was hilft dich Jeſus, wenn du nicht an ihn glaubſt? Iſts doch bloßes Lippenwerk, wenn du ſagſt: ich glaube an ihn! — Ach Gott, rief ich endlich aus, wie ſchaff ichs, daß ich ſelig werde? — Mit Furcht und Zittern, mußte ich mir unwillkührlich ſelbſt erwiedern; und dann wars, als ob nicht ich das geſagt hätte. — Etwas kam über mich und ich lachte vor Freude. Plötzlich fürchtete ich, dieſe Freude könnte ſich wieder verlieren; ich fragte mich ſelbſt, ob ich nicht etwa fiebre, und legte mich zu Bett, dann war mirs, als ſterbe ich. Auf einmal trat mirs klar vor die Seele: der Allmächtige ſelbſt iſt bei mir, Er kommt herab zu einem ſolchen Wurm und verſichert mich, daß ein Gott ſei, daß ſein Geiſt mit meinem Geiſt verkehren wolle. Ich kann das nicht beſchreiben; wenn ich auch die ganze engliſche Sprache erſchöpfte, ſie würde die weſenhafte Wirklichkeit der Thatſache nicht erreichen. Kein Beweis im Bereich des Menſchenverſtandes vermöchte mich je zu überzeugen, daß das Täuſchung war. Am Morgen ſagte ichs meiner Frau, bald auch dem mir bis dahin völlig fremden Br. St., dann dem Oberſt W. Weil aber dieſe wenig daraus machten, wurde ich kühler, ſprach weniger und dachte um ſo mehr. Seither iſt nun Jeſus ſo gut gegen mich, daß wenn ich um etwas bitte, er ſelbſt mich auf weiteres Bitten leitet; wenn ich kalt anfange, er das Gebet wärmer macht und dann mich erhört, Schritt für Schrit in allen Stücken, ſo freundlich, ſo zart! Das im Einzelnen zu ſchildern, würde einen Band füllen. Meine große Furcht iſt, daß ich nicht rückfällig werde. Gewiß iſt mir, daß meine Frau

sich dem Heiland zu eigen gegeben hat. Gott segne Sie, und wenn ich Sie nie mehr auf Erden sehe, so weiß ich, wo ich Sie treffen werde. Alle Tage meines Lebens werde ich Cunnur's mit Dank und Freude gedenken. Ach beten Sie für mich armen schwachen Menschen, der nur sicher ist, wenn er sich auf Jesum stützt."

J. war wirklich ein Wunder geworden für alle, die ihn gekannt hatten, daher dieser Vorfall bei den Erweckten einen großen Eifer hervorrief, welchen ein unter ihnen weilender schottischer Prediger noch weiter anblasen half. Mörike erkannte zwar schon die Gefahr, welche dem Offizier drohe, daher er ihn von den Erfahrungen der eigenen Seele abzusehen und nur aufs Wort zu bauen ermahnte, ohne damit viel auszurichten. Später allein gestellt, verfiel der arme Mann wieder ins Trinken, beneidete erst seine Gattin um ihren steten Frieden, wurde aber endlich hartschlägig und ärgerte sich an Hebichs strafenden Briefen. Nachdem er weit abgewichen, fand er sich doch zuletzt wieder so weit zurecht, daß er (1862) im Glauben an den, der die Sünder gerecht macht, entschlafen durfte.

Aehnliche durchschlagende Erfolge wurden auf den andern Gesundheitsplätzen der Gebirge erzielt, worauf Hebich ins Niederland herabstieg, in Palghat, Saukhya kunnu und Malapuram seine Geschäfte ausrichtete, am ersten Ort auch eine Schule eröffnete, und fröhlich nach seinem Kannanur zurückkehrte.

---

24. Zwei neue Mitarbeiter.

In Kannanur hatte indeß der allein gelassene Diez die Masse der Arbeit mit Mühe bewältigt und sich sehr nach Hebichs Rückkehr gesehnt, indem, wie er klagte, die Engländer von der Kirche wegbleiben und auf den Außenstationen kaum gehörig nachgesehen werden könne. Doch ließ es sich jetzt zu einer Vermehrung der Arbeiterzahl an.

Jacob Ramawarma nämlich war auf der letzten Generalconferenz examinirt und der Kommittee zur Ordination empfohlen worden, worauf er sich nach Kannanur begeben und besonders der Schulen angenommen hatte. Sobald die Erlaubniß zu seiner Ordination eingelaufen war, setzte Hebich den Tag für dieselbe an, der zugleich ein erstes Missionsfest für Malabar werden sollte.

Am 3. September 1856 füllte sich die Kirche mit allerlei Leu-

ten, darunter auch hochgestellten Eingeladenen. Der Oberst der Bergschotten, dem Hebich zu diesem Behuf seine Aufwartung machte, sagte ihm: Ich weiß, was sie wollen, Sie möchten meine Soldaten in Ihre Kapelle kriegen. — Nein, war die Antwort, diese lasse ich für sich selbst sorgen; ich möchte Sie einladen. — Zu was? Geben Sie Champagner oder nur gutes Bier? Was krieg ich? — Bei mir gibts nur für die Ohren etwas; dennoch lade ich Sie ein, es wird Sie nicht reuen. — Der Oberst versprach nichts, kam aber doch. Noch ein anderer Oberst, der wohlwollende C. fand sich ein; ebenso der Brigadier P. Thompson, ein frommer Plymouthbruder, der aus dem 39 N. J. hervorgewachsen war und schon darum an Hebich ein besonderes Interesse hatte. Außerdem viele andere Christen von fern und nah, während die Veranda sich mit Heiden, Katholiken und Muselmanen füllte, bis im Ganzen wohl 800 Personen beisammen waren. Nachdem schon der Gottesdienst begonnen hatte, lärmte auch noch der Palankin des Radscha von Tschirakal heran, dessen goldverbrämtes rothes Seidenkleid aller Augen auf sich zog, als Hebich ihn an seinen Ehrensitz in der Kapelle führte. Der gute Philosoph war am 3. Februar 1851 durch den Tod seines Oheims erster Radscha geworden und hatte den seinen Königssohn von Kotschin, obgleich dieser Christ geworden war, immer lieb gehabt. Etwas verlegen saß er da und besah sich die gemischte Versammlung, die er durch sein — den reichen Hindu bezeichnendes — Aufstoßen wiederholt etwas störte.

Hebich warf zunächst einen Rückblick auf die 22 Jahre der Missionsarbeit auf dieser Küste und auf die Früchte, die sie bis jetzt gezeigt habe. Schon stehe in Mangalur ein bekehrter Brahmahne im Predigtamt, ein anderer Hindu bereite sich in Basel darauf vor; hier empfange es ein Bruder, der nun 13 Jahre als Katechist gedient habe. Es lasse sich also dazu an, daß die Zukunft des Werkes gesichert werde durch den Eintritt der Bekehrten in den Dienst des seligen Evangeliums, das wir verkündigen. Daß Jesus der Herr sei über alles, müssen alle Anwesenden noch einmal bekennen zur Ehre des Vaters, ob gern oder ungern. „Hörets alle, auch du, der du dich so hartnäckig weigerst, Ihr müßt noch vor Ihm knieen und Herr Herr zu ihm sagen ꝛc. Jetzt scheint noch alle Welt gar gleichgiltig gegen das unaussprechlich große Heil, das Christus durch sein blutiges Leiden ihr erworben. Aber

schon deuten kleine Zeichen an, daß das anders werden muß. Schon müssen alle diese heidnischen Stämme A. D. 1856 schreiben. Anno Domini aber bedeutet die Zeit, die vergangen ist, seit unser Herr auf Erden kam, sein Heil herabzubringen. Vor dieser Thatsache sollten wir stille stehen und uns fragen: Hab ich das Heil vom Himmel angenommen? Bin ich erlöst? Und dann: Was habe ich für Jesum gethan? Was für die Heiligung seines Namens, für das Kommen seines Reiches? Wie viel bete, thue, leide ich für Seine heilige Reichssache? Unter diesen zwei Fragen kommen wir nicht durch ohne starke Demüthigung ꝛc. Soll ich von mir selbst reden, so schäme ich mich eben. Wie viel ist doch da noch Welt, wie viele schlechte, abscheuliche Gedanken auch noch in den besten Christen! Wie sollten wir erschrecken, wenn wir von dem Fluche hören für Alle, die Ihn nicht lieben. Doch schickt Er diese sündigen Knechte aus, ihre Brüder einzuladen: Laßt euch versöhnen mit Gott. Daher habe ich Muth, euch alle einzuladen, einem Jeden es aufs Neue zu sagen: Komm herzu, versuche, was Seine Liebe vermag ꝛc. Und ihr, die ihr Christen heißt, gedenket eurer Taufe: ein Jeder ist getauft (hier trommelte der nervöse Brigadier auf die Armlehne seines Stuhls) mit dem Gelübde, dem Teufel und der Welt abzusagen. Erfüllet endlich einmal euer Versprechen ꝛc. Und wenn ihr soviel für euch selbst zu sorgen, zu arbeiten und zu leiden habt, bedenket doch, wie wenig ihr für Sein Reich gethan, wie viel ihr schon zerstreuet und Aergerniß gegeben habt, und fanget an, mit heiligem Wandel, durch fortgesetzte Buße, durch brünstiges Gebet, durch fröhliches Aufthun der Hand mit dem Herrn zu sammeln und für die Ewigkeit zu leben. Rüstet euch, Rechenschaft abzulegen von eurem Haushalten, und bedenket, welche Verdammniß es für uns Weiße wäre, zu finden, daß ein Schwarzer, wie dieser da, uns zuvorgekommen ist! ꝛc."

Nachdem Jakob seine Lebensgeschichte — mit passenden Nutzanwendungen — erzählt hatte, ordinirte ihn Hebich nach dem Formular der würtembergischen Kirche; worauf die Zeugen — unter Handauflegung — noch ihre besonderen Segenswünsche sprachen. Mit Gebet und Gesang wurde geschlossen, worauf die Missionare ihren neuen Mitarbeiter küßten.

Der Brigadier war sehr gerührt, wenn er auch bei der Verlesung der Aufgabe, die dem Diener des Worts gestellt ist, wieder

einmal getrommelt hatte. Als Hebich dem Oberst für die unerwartete Ehre seines Besuchs dankte, äußerte dieser: Sie sagten ja, es haben noch Zwei reden sollen; wo sind denn die? Hebich zeigte ihm die zwei Missionare und meinte, drei Stunden seien doch genug für einen Theil der Hörer; der Offizier aber brummte: laß sie auf die Kanzel gehen und weiter machen! — Der Radscha suchte die Eindrücke abzuschütteln: alle Religionen kommen doch am Ende aufs Gleiche hinaus. Da seine Begleiter zum Gehen drängten, entschuldigte er sich lächelnd: weil heute der vierte Mondstag sei, müsse er nach Hause eilen, indem er ja nach Aufgang des Mondes nicht im Freien weilen dürfe; drückte Jakob die Hand, wünschte ihm Glück zu seinem Ehrentage und schied, seine Verunreinigung im Teiche abzuwaschen und sich in seinen finsteren Palast zu vergraben.

Ein Kapitän Taylor, der für den oftgenannten Freund Y. die einflußreiche Stelle des Brigademajors versah, war so befriedigt von dem Fest, daß er noch am Abend seine erste Gabe sandte: es habe ihn sehr gedemüthigt, sich sagen zu müssen, wie er für die Ausbreitung von Christi Reich noch so wenig beigetragen habe. Hebich blies diesen ersten Funken mit solchem Erfolg an, daß er bald den Offizier und seine Gattin für gewonnen achten durfte. Schon im Juni 1858 starb dieser Bruder, nachdem er kurz zuvor Hebich geschrieben hatte: Wir sind zwar noch schwache Kindlein, aber entschlossen, am Fuß des Kreuzes auszuharren bis ans Ende.

Jakobs Aufgabe bestand nunmehr darin, die Kannanur-Christen zu überwachen und zu berathen, auch die sonntägliche Katechese und andere Gottesdienste zu übernehmen, ja selbst englisch zu predigen. Doch war sein hauptsächliches Augenmerk auf die fünf Schulen gerichtet, die er in zusehends bessere Aufnahme brachte; und von einer derselben sollte er noch eine lebendige Frucht sehen, ehe sein kurzer Amtslauf zu Ende gieng.

Nachdem Hebich am 14. September 14 Personen getauft hatte, die zum Theil schon länger in der Vorhalle gestanden waren, gab er sich sehr viel Mühe, etliche Excommunicirte, die Buße thaten, fürs Abendmahl vorzubereiten. Einer tiefgefallenen Mangalur-Christin, die er in besondere Behandlung genommen hatte, that damals der HErr das Herz auf. Hebich schrieb darüber: „An den neuen Seelen, die getauft wurden, wie an den meisten von denen, die so lang draußen (vor der Kirchthüre) saßen, hat der HErr eine große Gnade gethan. Der M. Buße war schrecklich anzusehen und herzbrechend; es ist kein Zweifel: Er hat sich ihrer erbarmt. Dem HErrn gebührt die Ehre; Er ist ein großer und gnädiger Gott, wer ist ihm gleich in seiner Barmherzigkeit! Es ist etwas über alle Maßen schönes, den HErrn der Herrlichkeit in solchen Sündern einkehren zu sehen. Ihm ist keines zu schlecht; o wie gut, wie freundlich und heilig ist der Sünderfreund! Ich meine,

sie könnte nun wieder mit ihrem Manne leben, berathet euch, was zu thun ist, ich bin erbötig auf irgend eine Weise mitzuhelfen. Auch der Brigadier mit seiner Frau war zum erstenmal bei unserm Abendmahl (24. September), und sonst ist noch manches Dankens werthe vorgekommen."

Nachdem am 25. Oktober der längstersehnte neue Mitarbeiter J. Strobel gelandet war, der nun freilich erst die Sprache erlernen mußte, jedoch in der englischen Schule bereits eine Lektion übernehmen konnte, trieb es Hebich, wieder nach Palghat zu gehen (26. Oktober bis 12. Dezember), um dort herum auf allen Märkten zu predigen. Damit verband er einen kurzen Besuch in Ottakamund, wo er erst an einem eisigen Morgen sich von Freund Y. auf den höchsten Gipfel Südindiens, den Snowdon oder Doddabetta, führen ließ und dann (3. Dezember) die Zionskapelle eröffnete, welche die Freunde für ihn gebaut hatten. Von Palghat brachte er seinen unzertrennlichen Begleiter Joseph so schwach zurück, daß er schon meinte, es werde dessen letzte Reise gewesen sein; es war aber ein anderer Gehilfe, dessen Lebensfaden nun rasch abgeschitten werden sollte.

Jakob hatte sich bei den Jünglingen der englischen Schule ordentlich verhaßt gemacht, weil er den biblischen Unterricht so treulich besorgte; sie meinten, zum Lernen seien sie da, und nicht, sich das Gewissen wecken zu lassen. Einer aber, aus einer wohlhäbigen Tijer-Familie, schlug in sich und schämte sich seines Hasses; zugleich wurde einem Nayer-Jüngling von Tschirakal, dem Jakob schon länger nachgegangen war, das Herz erweicht. Am 27. Dezember kamen beide ins Missionshaus, frisch entschlossen, Christum offen zu bekennen; es war für Hebich eine große Freude, sie aufzunehmen und ihnen die Haarlocken abzuschneiden. Einen unauslöschlichen Eindruck aber machte es auf den gefühlvollen Rekruten Strobel, wie nun die Mutter des Nayers kam, diesen anflehte, beschwor und bedrohte, sich auf den Boden warf und den Kopf gegen Steine stieß, während der Sohn gegen allen Sturm der Herzensgefühle mit dem Worte Stand hielt: Ich kann doch den HErrn nicht verlassen!

Noch weitere große Aufgaben fielen an demselben Tage mit Centnerlast auf die Missionare; von ihnen muß besonders gehandelt werden. Auch an ihnen trug Jakob noch mit. Doch im Januar 1857 wurde er unvorsichtiger Weise zu einem Pockenkranken geschickt (nicht von Hebich, der das geheime Grauen des zarten Menschen vor dieser schrecklichen Seuche kannte); er besorgte den Auftrag treulich, wurde aber durch die Ausdünstung angesteckt. Vom Anfang an äußerte er: „ich komme wohl nicht durch diese Krankheit, bin aber bereit zu gehen oder zu bleiben; ich freue mich auf die selige Ewigkeit." Am 11. Februar entschlief er unter der treuen Pflege seiner unzertrennlichen Gattin. „Ach," schrieb einer seiner Freunde, „möge

Gott die arme Wittwe trösten, denn wie haben die einander so lieb gehabt, ganz wie ein Taubenpärchen." Alles vereinte sich, ihm die letzte Ehre anzuthun, auch die Offiziere, die den Leichenwagen des Cantonments anboten und ihm auf den Gottesacker folgten.

Für Hebich war es ein überaus empfindlicher Schlag: „Ein Schatz ist mir verloren gegangen, den ich Andern schwer begreiflich machen kann; denn diese 14—15 Jahre her war er ja mein Mund in Kannanur, auf den Heidenfesten, da er immer hart zu meiner Rechten stand, und im Lande herum; und ich habe mit dankbarem Herzen wahrnehmen dürfen, daß der l. Ramawarma seit seiner Ordination noch viel ernster und gesalzener wurde in seinen Ermahnungen. Dem HErrn der Herrlichkeit sei Dank und Anbetung für Alles, was er an und durch meinen l. Jakob gethan hat. Amen."

Man mißte diese freundliche und friedliche Erscheinung allenthalben; Jakob war, so klein er aussah, in mancher Beziehung eine Ergänzung Hebichs gewesen, mildernd, mäßigend, dem Frieden zusteuernd, der Stetigkeit und Methode in der Gemeindeleitung ergeben, und darum dem richtigen Fortschritt bei aller Schmiegsamkeit sehr förderlich.

Die beiden Jünglinge aber, die er noch hatte gewinnen dürfen, wurden am Karfreitag getauft, und später (September) der neuen Katechistenschule in Talatscheri zur Ausbildung anvertraut. In dem Nayer Jakob Tschammentscheri hat der sel. Jakob Ramawarma einen Ersatzmann hinterlassen, der emsig fortwirkt, während der gleichaltrige Samuel schon 1861 zu seiner Ruhe eingieng.

Eigenthümlicherweise begab sichs, daß der Radscha, der an Jakobs Ehrentage freundlich theilgenommen hatte, ihm an derselben Krankheit schnell im Tode nachfolgte. Er hat in den drei Tagen seines Siechthums Zuckerwasser auf den Straßen austheilen lassen, was ihn täglich 90 Rupies gekostet haben soll, ohne daß sich das Verhängniß ändern ließ; und weil an den Pocken gestorben, wurde seinem Leichnam die übliche Verbrennung unter Böllerschüssen nicht zu Theil. Nachher sagte man sich, sein Bruder habe den brahmanischen Koch des Verstorbenen bestochen, um ihn bei dieser Gelegenheit aus dem Wege zu schaffen, und dem gewissenlosen Nachfolger selbst, der schon nach anderthalb Jahren starb, soll es nicht besser ergangen sein. Die treue Geduldsarbeit Jakobs und Hebichs war an diesem armen Königshause wirkungslos geblieben.

Zunächst erhielt Hebich zur Aushilfe einen weiteren jungen Missionar, den er am Ostertag traute; doch blieb es ein bloßer Versuch, der für Jakob keinen Ersatz schaffte und schon nach einem Jahre zu Ende gieng, da das kränkelnde Paar in die heiße, durch ein besonderes Ereigniß fast fieberisch gesteigerte Arbeitssphäre der Station nicht hereinpaßte.

Das Missionsgehöfte in Kannanur.

Die Pariser Mission unter den Basutos.

In die ersten Schrecken des Kriegs hinein ist den evangelischen Christen Frankreichs aus Südafrika ein Wort zugerufen worden, das der jetzige Inspektor des Missionshauses zu Paris, Casalis, am 12. August tief bewegt an die Spitze seiner Mittheilungen stellte. Kam es doch von seinem früheren, heißgeliebten Arbeitsfelde zu einer Zeit und unter Umständen, daß es fast schien, als wollte der HErr durch diese Unmündigsten Seiner Kinder deren geistlichen Vätern eine Mahnung geben, in welchem Sinne sie die schmerzlichen Schläge Seiner Ruthe aufzunehmen haben. Ohne die leiseste Ahnung von dem, was in Europa sich vorbereitete, schrieben die gläubigen Basutos im Rückblick auf ihre eigenen Erlebnisse der letztverflossenen Jahre: „Wir haben erfahren, wie wahr die Worte des Apostels sind, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Freilich dünkt uns alle Züchtigung, wenn sie da ist, nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Wir verstehen jetzt, was das heißt, weil die Schläge, die uns trafen, uns Segnungen eingebracht haben, die nun unsre Herzen mit Freude erfüllen. Möge das auch Euch eine Ermuthigung sein! Laßt uns, obgleich wir einander dem Fleische nach nicht kennen, denselben Glauben, dieselbe Zuversicht haben!"

„Gewiß," fügte Casalis hinzu, „nehmen unsre Gemeinden diese Ermunterung, die ihnen so unerwartet aus dem Innern Afrikas kommt, als ihnen vom Herrn selbst gesandt an, und fassen zugleich den Entschluß, inmitten aller sie jetzt bestürmenden Sorgen der fernen Brüder nicht zu vergessen, die ihrer Handreichung noch nicht entbehren können. Der Herr wird in dem Maße für uns

sorgen, in dem wir uns der Aufgaben erinnern, die er uns anvertraut hat."

Das südafrikanische Arbeitsfeld der Pariser Missionare, wo unter dasselbe Panier geschaart nicht weit von ihnen Londoner und Berliner Sendboten am Kommen des Einen großen Friedensreiches arbeiten, dessen König, Jesus Christus, ihr gemeinsames Haupt ist, ist in diesen Blättern früher schon ausführlich geschildert worden (Miss. Mag. 1861 und 1863). Auch die Drangsale, die in den letzten Jahren mit dem ganzen unter dem König Moschesch vereinigten Volk der Süd-Basutos insbesondere die Mission betrafen, und in deren Folge der alternde Häuptling neuerlich seinen Sohn Tsekelo als Fürsprecher nach Europa sandte, wurden bereits erzählt (Miss. Mag. 1866, S. 115 ff.). Ein kurzer Ueberblick über das ganze Werk unserer französischen Brüder, eine Vergleichung des einstigen und jetzigen Zustandes der Süd-Basutos aber dürfte jetzt dennoch gerechtfertigt sein, da Tsekelos Besuch in Frankreich unwillkürlich dazu einlädt.

Als im Sommer 1830 die ersten Pariser Missionare, Rolland und Lemue, auf der Londoner Station Kuruman im Betschuanenlande anlangten, um sich da auf eine weiter ins Innere gerichtete Mission vorzubereiten, dachten sie zunächst mehr daran, sich nordwärts zu wenden; unverkennbar aber wies der HErr selbst ihnen den Weg nach Osten, wo König Moschesch angefangen hatte, die durch eine Reihe blutiger Kriege mit räuberischen Nachbarn aufs äußerste verwilderten, ja zu Menschenfressern herabgesunkenen Basuto-Stämme unter sein Scepter zu sammeln und zu milderen Sitten zurückzuführen. Es war in diesem Manne ein solches Streben erwacht, daß er kurz vor der Ankunft der französischen Brüder einige seiner Diener mit 200 Ochsen ausgesandt hatte, um den „Großmeister der Weißen" aufzusuchen und von ihm gegen diese Heerde Männer zu bekommen, die sein Volk unterrichten könnten. Die Boten erreichten ihr Ziel natürlich nicht, aber Moscheschs Wunsch nach Lehrern wurde bekannt, und freudig machten die Pariser Missionare sich auf den Weg zu ihm.

Er nahm sie mit offenen Armen auf; wie aber sein Volk sie empfieng, schilderte kürzlich Tsekelo mit großer Lebendigkeit vor einer zahlreichen Versammlung in Versailles. „Ich war noch nicht geboren, als die ersten Missionare ins Land kamen," hob er an.

„Als ich anfieng die Augen zu öffnen, fielen sie mir auf, und ich sah wohl, daß sie nicht waren wie die andern Menschen, aber ich bildete mir ein, sie seien mit Moschesch, meinem Vater, geboren und immer da gewesen. Er hat mir dann erzählt, wie sie in sein Land kamen. Man fragte sich damals, ob es wirklich Menschen seien. Man betastete ihre Haare und sagte: 'Sie sind wie Affenhaare.' Man bat sie, ihre Schuhe auszuziehen, um zu sehen, ob sie auch Zehen haben. Sie mußten sich gegen die wilden Thiere vertheidigen und sich Häuser bauen. Man konnte nicht begreifen, was sie da wollten. Lange hatten sie an der Sprache zu lernen. Wenn sie nach dem Namen von etwas fragten, meinte man, sie sehen das zum erstenmal und lachte über ihre Unwissenheit. Sie waren wie vom Regen überfallene Reisende, die sich darein ergeben müssen zu warten, bis sie ihren Weg fortsetzen können. Sie luden uns ein, ihnen zuzuhören; wir hatten dazu aber nicht die geringste Lust. Wenn sie uns zu sich riefen, nahmen sich die Einen vor, zu singen und zu tanzen, die Andern brachten ihre Mäntel mit, um zu schlafen. Es war eine Zeit der Finsterniß und des Todes, in der unaufhörlich Krieg herrschte. Aber mein Vater Moschesch suchte ohne Unterlaß den Frieden und sagte immer: 'Vielleicht kommt er uns durch diese Fremden.' Und sie haben den Kriegen, die unter uns im Schwange giengen, ein Ende gemacht. Es waren ihrer Anfangs nur vier, und doch haben sie uns überwunden. Nicht durch ihre Kraft geschah das, sie sind nicht mit einem Kriegsheer gekommen, sondern die Wahrheit Gottes war stärker als unsre Irrthümer. Sie haben uns unterrichtet und groß gemacht. Das Evangelium ist ein Segen für uns geworden, nicht nur, weil es die Seelen rettet, sondern auch, weil es uns hienieden auf jede Weise bereichert hat."

Die Missionare siedelten sich nicht sogleich in Thaba Bosigu, Moscheschs Hauptstadt und natürlicher Felsenburg am Eingang in das wilde Maluti-Gebirge, an, weil sich ihnen die Lage dieses Orts nicht zur Anlegung von Gärten und Feldern zu eignen schien. Zwölf Stunden davon gründeten sie 1833 in einem lieblichen Thal ihre erste Niederlassung, die sie Morija nannten. Vier Jahre darauf aber wurde auch jenes Felsennest besetzt, das einst lange Zeit der Mittelpunkt war, an welchen sich Erinnerungen, Gesetze und Glaube eines ganzen Stammes knüpften. Auf der Spitze

jenes Berges wurden die greuelvollsten Gebräuche des Heidenthums vollbracht, dort auch die Raub- und Mordplane geschmiedet, deren Ausführung so viele Unglückliche das Leben kostete. Schneller, als die Missionare es zu hoffen gewagt hatten, wurde das Evangelium hier eine das Volksleben wenigstens theilweise umgestaltende Macht. Nach drei Jahren schon wurde der Glaube an Zauberei für Thorheit gehalten; die früher so hochgeachteten Wahrsager und Regenmacher hatten ihren Kredit verloren, die wilden Tänze und Kriegsgesänge aufgehört. Jeden Morgen dagegen sah man in dem großen Hof bei der Hütte des Häuptlings eine Volksmenge versammelt, die ihr Tagewerk nicht beginnen wollte, ohne dem lebendigen Gott ihren Dank für die ruhig durchschlafene Nacht dargebracht und seinen Segen zur Tagesarbeit erbeten zu haben. Abends erneute sich dasselbe Schauspiel; Sonntags versammelte sich ein großer Theil der Bevölkerung in der Kirche. Die Gewissen waren erweckt, die Sitten verbessert, das Laster fieng an, das Licht des Tages zu scheuen. Neben diesen allgemeinen Früchten des ausgestreuten Samens liefen auch einige gründliche Bekehrungen her; besondere Freude machte den Missionaren die von Moscheschs altem Waffengefährten Makoniane. 'Ich habe,' sagte dieser, 'Moscheschs durch meine verderbenbringenden Rathschläge und meine Schmeicheleien so viel Aergerniß gegeben, daß ich zeitlebens darauf bedacht sein werde, ihn durch meine Reden und meine Gebete zu Gott zu ziehen.'

Man kann sich in der That einer gewissen Wehmuth nicht enthalten, daß trotz vieler solcher treuen Freundesstimmen und aller Gebete, die für ihn aufstiegen, der reichbegabte Basutofürst, dem es so ernstlich darum zu thun war, daß seine Unterthanen das Evangelium annehmen möchten, sein eigenes Herz fast bis zur letzten Stunde dem sanften Zug des Vaters zum Sohne verschloß. — Als er im August 1843 eine Reise in entfernte Dörfer zu machen hatte, um Getreide einzukaufen und über einige Angelegenheiten zu richten, lud er Miss. Casalis ein, ihn zu begleiten. Der Weg führte über das majestätische Maluti-Gebirge; einen grausen Kontrast zu der im ersten Frühlingsschmuck prangenden Natur bildeten die Erzählungen der Führer. „Hier," sagte der Eine, „wurden von den Kannibalenhorden Schlingen gelegt, worin sich die unkundigen Füße des Wanderers fiengen. „Seht ihr diesen Baum?" rief ein Anderer. „An seinen Zweigen hiengen die Menschenfresser

die Haut der Unglücklichen auf, die sie in ihren Fallstricken gefangen hatten. — „Da unten, in jener Felshöhle," sagte ein Dritter, „haben sie mehr als Ein Schlachtopfer verschlungen." — Man nahte sich den Dörfern. „Der Mann, der dort kommt, war einer der ärgsten von Allen," rief jetzt einer der Führer, so oft einer der Eingebornen vorübergieng. Und es war so. Die Reisenden befanden sich wirklich unter Leuten, die ganze Jahre lang sich nur mit Menschenfleisch genährt hatten.

Am Morgen versammelte sich das Volk auf Moscheschs Befehl. Dieser erhob sich zuerst und redete von einer natürlichen Plattform herab die aus verschiedenen Dörfern herbeigerufenen Leute an: „Ich bin mit meinem Missionar gekommen; das ist ein Mensch, der auf einem Baum um euretwillen über das Meer gekommen ist. Ich bin gekommen, von euch Samen zu verlangen, aber er hat Samen mitgebracht. Er ist mit seiner Egge, die sein Mund ist, gekommen, um den Samen in eure Herzen zu säen. Wenn ihr ein Feld für den Häuptling besäen müßt, so ist es eure Gewohnheit, euch Alle zu versammeln, und das ganze Feld wird in einem Tage besäet. Ihr hättet heute dasselbe thun sollen, und ich bin ärgerlich, daß ihr so wenig zahlreich hier seid. Ihr habt von Fortschritten reden hören, die das Evangelium in meiner Vaterstadt gemacht hat; ihr wißt, daß meine Söhne Molapo und Maschupa es angenommen haben; Makoniane, er, der immer mein Arm gewesen ist, hat es auch angenommen. Ich selbst höre auf das Evangelium, und ihr solltet es alle auch hören. Das Evangelium allein ist die Quelle des Glücks und des Friedens, die ihr genießt, und ich bin vollkommen überzeugt, daß jedes Volk verloren ist, das nicht die Lehren der Religion besitzt. Ihr habt gehört, daß wir nach dem Worte Gottes der Vielweiberei entsagen müssen, was, nach Allem, der Natur gemäß ist, denn wir haben nicht die Macht, mehr Frauen als Männer zu schaffen. Aber über diesen Punkt, weiß ich, hört ihr mich nicht gerne. Indessen sage ich es euch, höret, und wenn der Missionar kommt, es sei in der Woche oder am Sonntag, so versammelt euch, um seine Unterweisung zu empfangen."

So predigte Moscheseh Andern. Er selbst aber vermochte es nicht, sich aus dem Bann der Vielweiberei loszureißen, und trotz seiner aufrichtigen Liebe zu den Missionaren und deren ernsten, eindringlichen Vorstellungen verstrich ein Jahr ums andre, ohne daß aus

ihm etwas anderes wurde, als ein bloßer Hörer des Worts, ein von der Wahrheit überzeugter Mensch.

Inzwischen breitete jedoch das Werk sich fröhlich aus, und bald zählten die Seelen, die Jesus wirklich als den Fels ihres Heils ergriffen und sich Ihm zum Eigenthum ergeben hatten, nach Hunderten. Ohne Kampf und Anfechtung wurden diese Siege natürlich nicht errungen; auch hier erneuerten sich gegen die Missionare die schon an so manchen Orten wiederholten Verläumdungen, die einst gegen die erste Kirche aufgebracht wurden. Man beschuldigte die Brüder, bei ihren Liebesmahlen Menschenfleisch zu essen und sich heimlich gegen die Nation zu verschwören; man schrieb ihre Einigkeit unter sich verbrecherischen Ursachen zu; redliche Seelen fanden aber doch schnell das Unwahre dieser Anklagen heraus, und oft wurden durch eine plötzliche Umwandlung gerade die bittersten Feinde die eifrigsten Förderer der Mission. Von außen jedoch erwarteten diese noch manche harte Schläge, nachdem sie bereits tiefe Wurzeln im Herzen des Volks geschlagen hatte.

Der erste derselben kam von der unerwartetsten Seite, vom heimatlichen Frankreich her. Schon seit 1845 hatte die 1824 gegründete Pariser Missionsgesellschaft mit drückendem Geldmangel zu kämpfen gehabt, und alle ihre Anstrengungen, alle ihre dringenden Hilferufe waren erfolglos geblieben. Da glaubte sie sich unter dem Brausen der Revolutionswogen im Februar 1848 in die Nothwendigkeit versetzt, das Missionshaus zu schließen, die Zöglinge in ihre Heimat zu entlassen, bis auf weiteres keine Missionare mehr auszusenden und die bereits ausgesendeten auf dem afrikanischen Arbeitsfeld anzuweisen, mehrere ihrer neugegründeten Stationen wieder aufzugeben, sich aller kostspieligen Unternehmungen zu enthalten und nur noch auf spärlichen Zuschuß Seitens der Gesellschaft zu rechnen. Doch Casalis eilte im Namen sämmtlicher Brüder nach der Kapstadt, wo in kurzer Zeit 900 Pf. St. für das Werk unter den Basutos zusammengebracht waren, und von dort nach Europa. Sein Besuch in Paris und seine Rundreise durch Frankreich war von solcher Wirkung, daß nicht nur die Mission in Afrika in ihrem ganzen Umfang wieder aufgenommen, sondern auch die Wiedereröffnung des Seminars in der Heimat beschlossen wurde. — Andere, tiefer greifende Störungen reihten sich jedoch bald an die vorübergehende finanzielle Noth.

Einmal lagen Moscheschs Leute mit Sekoniela, dem Häuptling der Mantatis, in längerem Streit, was sehr nachtheilig auf die Gemeinden wirkte; dazu kamen mehrjährige Dürre, Mangel an Lebensmitteln und große Unzufriedenheit der Eingebornen gegen die englische Regierung wegen Schmälerung ihres Landes und andrer Beschränkungen, die endlich sogar zu einem für Moschesch glücklichen Krieg mit den Engländern führte. Unter diesen fortwährenden Unruhen fiengen die heidnischen Gebräuche wieder an, ihr Haupt zu erheben und mit ihrem unermeßlichen Gewicht die junge Saat zu Boden zu drücken. Ein beklagenswerther Rückschritt war auf den meisten Stationen fühlbar. Nachdem jedoch am 9. Januar 1853 der Friede geschlossen war, ließ Moschesch einen Bet- und Danktag feiern und fragte die Missionare um Rath, wie er den Zustand seines Volks nachhaltig verbessern könne. Im November 1854 untersagte er sogar die Einführung geistiger Getränke durch ein Gesetz, und zu dieser äußeren Befestigung der Ordnung gesellte sich 1856 auf den meisten Stationen ein fühlbares Wehen des Geistes. Viele der Zurückgefallenen thaten ernstlich Buße; ungemein liebliche Erweckungen fanden unter den Heiden statt; die Gemeinden wuchsen nach außen und innen.

Nur zu bald aber zog eine neue Wetterwolke herauf. Viele mit der englischen Herrschaft unzufriedene Bauern waren von der Mitte der dreißiger Jahre an aus der Kap-Kolonie in die Gegenden am Oranje- und Vaal-Fluß ausgewandert. Gleich Anfangs war es jenseits des Vaal zu einem blutigen Zusammenstoß mit dem Matebelen-Häuptling Moselekatsi gekommen; überhaupt bestand die von den Bauern gewünschte Freiheit hauptsächlich darin, ihren Uebermuth nach Herzenslust an den Eingebornen kühlen zu können. Vergebens riefen die Londoner Missionare jenseits des Oranje-Flusses die Hilfe der englischen Behörden in der nahen Kap-Kolonie an. Man versprach Schutz, man erklärte nachdrücklich, die Bauern seien auch dort englische Unterthanen, die nach der ganzen Strenge der Gesetze behandelt werden würden, wenn sie in ihren Ungerechtigkeiten fortfahren sollten; aber man that nichts Nachdrückliches, diesen Drohungen Folge zu geben. Drei Jahre lang sahen sich die Bauern als die Herren zwischen dem Oranje- und Vaalfluß an und spotteten der wenigen englischen Truppen, die zu ihrer Beobachtung aufgestellt waren, wie der Eingebornen und ihrer Missionare. „Ihr

könnt eher die Heuschrecken vertreiben als uns," sagte ein Bauer auf der Berliner Station Bethanien, als man ihm die Ungerechtigkeit vorhielt, die er unablässig gegen dieselbe verübte. Endlich aber gieng den englischen Behörden doch die Geduld aus, und bei Gelegenheit eines Kriegs, den die Bauern 1845 gegen den Stamm der Griqua führten, sandten sie den Letzteren Hilfe. Die Bauern leisteten wenig Widerstand und es wurde nun ein englischer Magistrat in ihrer Hauptstadt Bloemfontain eingesetzt, der die Streitigkeiten der Eingebornen und der Bauern schlichten sollte. Als Kolonie wurde indeß das Land nicht erklärt; es war nur eine polizeiliche Ueberwachung englischer Unterthanen außerhalb des englischen Gebiets. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Bauern war damit wohl zufrieden und fügte sich der neuen Ordnung der Dinge; doch verließen auch viele diese Gegenden und giengen nordwärts über den Vaal, wohin schon früher der Strom der Auswanderung begonnen hatte, um in dem schönen, fruchtbaren Land jenseits desselben den lange ersehnten unabhängigen Staat zu gründen.

Anfangs hatten die dort wohnenden friedlichen Betschuanen diese Einwanderer freudig willkommen geheißen, da sie der Herrschaft ihrer Unterdrücker, der Matebelen, ein Ende machten. Bald aber bekamen sie zu fühlen, daß sie damit nur ihre Herren gewechselt hatten. „Wir lassen die Leute für uns arbeiten zum Ersatz dafür, daß wir ihnen erlauben, in unsrem Lande zu wohnen," war die herrschende Bauerntheorie. Sie ließ sich bei den Betschuanen viel leichter durchführen als bei den Kaffern und Basutos; von ihnen hätte es ja keiner gewagt, die Bauern anzugreifen. So kostete es die Letzteren nicht viel, die Eingebornen zu allen ihren Feldarbeiten zu nöthigen, ohne ihnen dafür Lohn und Brod zu geben. In wenigen Jahren waren allein im Westen die Stämme der Bakatla, der Batlokua, der Bakuheng, der Bamotsela und einige Bakuenastämme dienstbar gemacht. Livingstone, der unter den Bakuena dicht an der Westgrenze der Republik in Kolobeng seine Station hatte, suchte unter diesen unterworfenen Stämmen auf verschiedenen Punkten eingeborne Lehrer anzustellen, mußte aber viel von ihrem Argwohn leiden. „Ihr müßt die Schwarzen lehren, daß sie uns nicht gleich seien," sagte Hendrik Potgieter, einer der Anführer der Bauern, die in steter Furcht schwebten, es mit der weit überlegenen Zahl der Eingebornen nicht aufnehmen zu können, wenn diese ein-

mal durch Feuerwaffen unterstützt gegen sie losbrechen sollten. Daher auch ihre lästige Ueberwachung der englischen Händler, Reisenden und Missionare unter den Betschuanen.

Im Gedräng des Kaffernkriegs, der 1851 ärger denn je wüthete, und während dessen wie auf ein verabredetes Zeichen sich weithin an den Grenzen der Kap-Kolonie die Schwarzen unter einander und gegen die Weißen regten, ließ der damalige Gouverneur, Sir George Cathcart, sich zu einer Unterhandlung mit den Transvaalbauern herbei, die 1852 einen für diesen ungemein günstigen Friedensvertrag zur Folge hatte; 1854 erlangten auch die Bauern am Oranje die von Vielen gewünschte, von Manchen mehr gefürchtete Freiheit vom Verband mit der englischen Regierung.

Mächtig wuchs nun das Selbstgefühl und der Uebermuth der beiden Freistaaten. In der Transvaal-Republik verwüsteten die Bauern noch im J. 1852 fünf Londoner Missionsstationen, darunter auch Kolobeng, bei dessen Vernichtung ein nicht unbedeutender Stamm der Bakuena unterjocht wurde. Eben hatten sie wieder einen Betschuanenstamm von 2000 Köpfen aufgerieben, als im März 1858 auch der Oranje-Freistaat sich zu einem Krieg gegen die Eingebornen rüstete, zu dem er alle Kräfte aufbot, denn er galt dem Basuto-König Moschesch, dessen Leute kräftiger und besser mit Pferden und Munition versehen waren, als irgend eine andre südafrikanische Nation. Als Gründe für die Kriegserklärung führten der Präsident Boshof und der Volksrath die streitige Grenze und die Diebereien der Basutos an. Der Kampf begann zum Vortheil des Freistaats. Nie waren die Basutos so geschlagen worden, wie dießmal am Anfang. Greulich wütheten die Bauern. Die Station Beerseba wurde zerstört und die Häuser der geflüchteten Eingebornen niedergebrannt. Morija, dessen Missionar Arbousset in die Drackenberge und von da nach Bethesda flüchten mußte, hatte dasselbe Schicksal. Wie eine Räuberheerde schalteten die Bauern-Kommandos weit und breit im Lande; als sie aber im Mai vor Thaba Bosigo gerückt waren und nur ein unbedeutendes Gefecht geliefert hatten, kehrten sie plötzlich um, niemand wußte warum. Es war als hätte Gott selbst einen Schrecken über sie geschickt. Die Basutos hätten nun in den Freistaat einfallen können, Moschesch aber begnügte sich mit einem Briefe, in dem er, der Heide, den sogenannten Christen die bittersten Wahrheiten sagte. Im September kam es dann durch

Vermittlung des neuen Gouverneurs der Kap-Kolonie, Sir George Grey, zum förmlichen Friedensschluß, wobei die Bauern fünf bis sechs Plätze abgeben mußten, dagegen aber Beerseba erhielten.

Die nun folgenden Jahre der Ruhe waren eine Zeit fröhlichen Gedeihens. Zwölf blühende Stationen zogen sich als weit hinausscheinende Lichter fast durchs ganze Land hin. In Verbindung mit ihnen standen zahlreiche Dörfer, in denen wackere Evangelisten angestellt waren. Es bestand eine Presse, ein Seminar und eine Menge von Schulen; von allen Seiten wurden so viele neue Wünsche nach Lehrern laut, daß die europäischen Missionare unmöglich allen Bitten nachkommen konnten und die Basuto-Gemeinden selbst schon verschiedene Filiale in Angriff nahmen. Das Wort Gottes hatte in dem ungeschlachten Volke eine wirklich wunderbare Veränderung bewirkt, als 1865 ein noch weit schwererer Krieg ausbrach, denn alle seitherigen.

Die Bauern des Oranje-Freistaats konnten es nicht lassen, nach nochmaliger „Berichtigung" ihrer Grenzen zu streben. Das erregte viel Bitterkeit unter den Basutos, und einige Häuptlinge machten den Streit dadurch noch giftiger, daß sie mit ihren Leuten kleine Raubzüge auf das von den Holländern in Besitz genommene Gebiet unternahmen. Der Präsident des Freistaats forderte dafür eine Entschädigungssumme; die Basutos wollten diese nicht zahlen, und so entbrannte der Kampf. Siegreich rückten die Bauern in drei Heeresmassen gegen Thaba Bosigu vor; die Basutos flohen und zogen sich in ihre wilden, öden Malutiberge zurück. Zwei Drittheile des Landes wurden dem Freistaate einverleibt, nur die unwirthlichsten Gebirgsgegenden Moschesch und den Seinen gelassen. Gegen seine eigene bessere Ueberzeugung gab Präsident Brand den Stimmen derer nach, welche aus den eroberten Gebieten die französischen Missionare vertrieben wissen wollten, deren ganzes Verbrechen darin bestand, das Volk, unter dem sie arbeiteten, zu lieben. Ja selbst ihre Gemeinden wurden des Landes verwiesen.

Ueber sieben Stationen war damit die Vernichtung ausgesprochen. Einige Missionare reisten darauf nach Bloemfontain, um dem Präsidenten zu erklären, sie seien sich keines Unrechts bewußt, er möge sie in Anklagestand versetzen und ihr Verhalten genau untersuchen lassen, ehe er eine so harte und unbillige Maßregel gegen sie gestatte. Ihr ruhiges, festes, offenes Auftreten und ihre ganze Er-

scheinung machte einen solchen Eindruck, daß die amtliche Zeitung des Freistaats bekennen mußte, die Thatsache, daß ihre Bitte um eine Untersuchung nicht gewährt worden sei, komme einer völligen Freisprechung gleich; dennoch aber erlangten sie kaum eine wesentliche Milderung des gefällten Urtheils. Als Privateigenthum wollte man ihnen die von ihnen erbauten Missionshäuser und einige der dazu gehörigen Ländereien lassen; aber ihre Gemeinden wieder um sich zu versammeln, wurde ihnen rundweg abgeschlagen.

Nur die Stationen Berea, Beersеba, Mabulele und Thaba Bosigu waren hiemit von dem ganzen blühenden Kranz noch übrig, und auch sie drohte der Kriegssturm zu entblättern. So lange Moschesch selbst in seiner natürlichen Felsenburg sich nicht für besiegt achtete, sahen auch die Bauern den Krieg nicht als beendet an, sondern fuhren fort, den alten Häuptling wieder und wieder durch nächtliche Ueberfälle zu beunruhigen. Gar oft weckte auf Moscheschs Berg die Alarmtrompete die Schläfer, damit Jeder sich auf seinen Posten begebe. Miss. Jousse wurde daran allmählich so gewöhnt, daß er, müde von seiner Tagesarbeit, sich Abends dem treuen Schutze des Hüters Israels befahl, und dann unbekümmert um die Bauern sorglos fortschlief. Aber es war vorauszusehen, daß falls sich dieser Zustand noch in die Länge zöge, die besten Leute unter den Basutos, wie bereits Viele es gethan hatten, in der Kap- oder Natal-Kolonie Schutz und einen ehrbaren, friedlichen Unterhalt suchen, die andern aber, zur Verzweiflung getrieben, in ihren unfruchtbaren Bergen einem wilden Räuberleben verfallen würden.

Diese Betrachtung, verbunden mit einer Bittschrift, welche die geachtetsten englischen Kolonisten von Natal zu Gunsten der mit so empörender Ungerechtigkeit vertriebenen Missionare an ihren Gouverneur richteten, bewog endlich die englische Regierung, sich in die Sache zu mischen. Der Gouverneur der Kap-Kolonie wurde beauftragt, als Friedensstifter zwischen die streitenden Parteien zu treten. Dankbar nahmen die bedrängten Basutos die angebotene Vermittlung an; übermüthig wiesen die Bauern sie anfänglich zurück. Indessen gewannen die Basutos wieder bedeutend an Boden, und so kam es am Anfang des Jahrs 1869 doch zu einem Vergleich.

Für die Basutos und die Missionare fiel derselbe freilich nicht aus, wie sie's gewünscht und gehofft hatten; ein schöner, fruchtbarer

Landstrich zwischen dem Caledon- und Oranje-Fluß kam dadurch in die Hände der Bauern. Tausende von Basutos hatten denselben bisher fleißig bebaut, und die Missionare die Stationen Hebron und Neu-Beerseba, die sie nun verlieren sollten, darauf gegründet. Zwei andere Stationen, Mekuatling und Mabulele, am rechten Ufer des Caledon, blieben ihnen zwar, jedoch nur als kleine, von holländischem Gebiet eng umschlossene Plätze, während Mekuatling bis dahin als ein Sammelplatz für die rings umher wohnenden Bataungs, einen den Basutos nahe verwandten Stamm, von großer Bedeutung gewesen war. Verglichen mit den Grenzen allerdings, die die Holländer nach der Belagerung von Thaba Bosigu selbst gezogen hatten, waren die jetzigen immer noch sehr dankenswerth; aber jene hätten die Basutos sich auch nie gefallen lassen, wie es ihre muthige und in der Folge glücklichere Fortsetzung des Kampfes bereits bewiesen hatte.

Um wo möglich wenigstens die beiden verlorenen Stationen noch zu retten, eilte nun auf den Rath der Freunde in Natal Miss. Daumas selbst nach England, wo der Kolonial-Minister ihm freundlich Gehör schenkte. Als Vertreter der Basutos folgte ihm dahin, wie schon bemerkt worden, Moscheschs Sohn Tsekelo in Begleitung eines Rechtsgelehrten von Natal, der ein warmes Herz hat für die Eingebornen. Die Erscheinung des jungen, noch unbekehrten Häuptlings war überall von der günstigsten Wirkung für die Sache seines Volks, wie für die der Mission. Ein 32jähriger Mann von schönem, kräftigem Wuchs und ausdrucksvollen, lebendigen Zügen, zeigte er nicht die leiseste Spur von der Befangenheit und dem linkischen Wesen, das man bei einem aus Südafrika plötzlich in die glänzendsten Hauptstädte Europas verschlagenen Fremdling billig erwartet hätte; am besten gefiel es ihm unter den Schweizern. Der Entscheidung seines Anliegens aber harrte er lange, bis sie endlich gegen alle Erwartung trübselig auslief. Nach zehnmonatlichem Aufenthalt in Europa mußte er mit dem Bescheid zurückkehren, daß England nichts für sein Volk thun könne. Seine letzte Beschäftigung war, sich wissenschaftliche Bücher auszuwählen, vornehmlich geschichtlichen und biographischen Inhalts, und ein besonders glücklicher Fund schien ihm ein Werk über die Märtyrer der Reformation.

Was die Missionare während des Kampfes gelitten haben, können wir ihnen jetzt wohl noch tiefer nachfühlen, als wirs vermocht hätten, ehe wir die Schrecken, die der Krieg schon unter civi-

lisirten Völkern mit sich führt, in unsrer Nähe sahen. Wie mußten sie sich steigern unter einem Stamm von Wilden, von dem nur wenige erst ganz für das Evangelium gewonnen waren, und der nun von habgierigen weißen Christen gereizt wurde! Der Präsident des Freistaats hatte zwar dießmal strengen Befehl gegeben, die Missionare und ihr Eigenthum zu schonen, daher blieben die Kirchen stehen; die Christendörflein aber wurden wie die Wohnungen der Heiden niedergebrannt. Umsonst suchte Miss. Daumas mit der äußersten Vorsicht den Argwohn der Bauern zu vermeiden, um mit seiner Familie bei seiner Gemeinde in Mekuatling ausharren zu können. Umsonst boten ihm die Häuptlinge hiezu die Hand, indem sie keinen Bewaffneten die Friedensstätte betreten ließen und sich selbst alles Verkehrs mit dem Missionar enthielten, um diesen nicht dem Verdacht auszusetzen, als nähme er in irgend einer Weise an ihren Kriegsplänen Theil. Mekuatling wurde nicht weniger als achtzehn Mal vom Feind überfallen. Die ersten Truppendurchzüge verliefen ziemlich friedlich, und die Missionsfamilie konnte fortfahren, der Greise, der Kranken, der Wöchnerinnen und der Krüppel zu warten, die sich um sie versammelt hatten; später aber drängte wöchentlich eine Schreckensscene die andere. Einige junge Leute, die sich in den Missionsgarten flüchten wollten, sanken dort getroffen nieder; Kugeln umschwirrten die Füße des Missionars, als er den feindlichen Befehlshaber um Schonung für die Hütten hilfloser Weiber bitten wollte. Alles, was er erlangen konnte, war eine achttägige Frist, innerhalb deren die Armen sich nach einer andern Unterkunft umsehen und ihre Hütten selbst zerstören mußten. Ihm selbst wurde feierlich eröffnet, er habe sich reisefertig zu machen, und es würden Wägen kommen, um sein Gepäck fortzuschaffen. Mit blutendem Herzen riß die Missionsfamilie sich von der theuren Stätte so vieler Freuden und Leiden los und trat unter militärischer Bedeckung die Reise in den Freistaat an. Fünfzehn Wägen führten das Missionseigenthum bis auf die Kirchbänke, den Abendmahlstisch und die Glocke hinaus über die Grenze. Die Wächter machten den Reisenden den Weg so sauer als möglich; einige Gemeindeglieder, die ihrem Lehrer in die Verbannung folgten, wurden kurz darauf gezwungen, ihn zu verlassen. — Aehnliche Schmerzensberichte ließen sich von mehreren der durch den Krieg verödeten Stationen und den Reisen der vertriebenen Missionare erzählen. So zwang z. B. die sonst nicht unfreundliche

Reiterei-Abtheilung, die Miss. Coillard und seine Gattin über die Grenze zu schaffen hatte, dieselben zu so unausgesetzter Fahrt bei Tag und Nacht, daß sie mehr todt als lebendig im Freistaat ankamen. Und dann wollte es doch was heißen, Gemeinden, die zusammen 1676 Abendmahlsgenossen und 535 Taufbewerber zählten, mit einem Schlage verlassen zu müssen! Mit Schmerz sahen die Missionare auch, wie es ja fast nicht anders sein konnte, in vielen der noch Unbekehrten den alten Geist der Barbarei wieder aufleben. Gleich Anfangs kam es vor, daß gefangene Bauern von den Basutos ohne Barmherzigkeit niedergemetzelt wurden, was ihnen die Weißen dann mit Zinsen heimbezahlten.

Es war eine Niederlage, die fast alle Hoffnung abzuschneiden schien. Aber doch nur für das Fleischesauge; der Glaube konnte mitten im Kampfe schon merken, worauf Gottes wunderbare Absicht zielte und nach überstandener Noth Ihn fröhlich preisen. „Wie haben wir uns doch geirrt," schrieben im Sommer 1868 die Missionare aus Berea, „wenn wir einen Augenblick fürchten konnten, die Stürme, die über das Land der Basutos hereinbrachen, werden den Lauf des Evangeliums hemmen! Nie hat dasselbe in christlicher Beziehung einen erfreulicheren Anblick gewährt, als gerade jetzt. Hier in Berea faßt die Kapelle unsre Zuhörer nicht mehr, so daß wir uns entschlossen haben, künftig an zwei Plätzen zugleich Gottesdienst zu halten. Wohl weiß ich, daß Thränen und Seufzer noch kein sichrer Beweis von Bekehrung sind; wenn aber in einer Versammlung von etwa 500 Personen die Zeichen innerer Bewegung den Prediger trotz aller Mühe, die er sich gegeben hat, die Ruhe aufrecht zu erhalten, zu einer Pause zwingen, darf man doch annehmen, daß etwas Reelles vorgeht. Von allen Seiten strömen heilsbegierige Seelen herbei; namentlich unter den Bataungs ist die Wirkung des Geistes spürbar. Es scheint fast, als sei diesem Stamm ein besonderer Gnadentag angebrochen. Auch die Schulkinder, deren jetzt 144 regelmäßig kommen, sind theilweise von dieser Bewegung mit ergriffen. Die Hitze der Trübsal hat die Gefilde des Basutolandes gebleicht. Die Zeit der Ernte ist gekommen, und wenn einige von uns mit Thränen säeten, so dürfen wir nun mit Jauchzen unsre Garben bringen."

In Thaba Bosigu war schon etwas früher eine Eeweckung entstanden. Ein besonders lieblicher Tag war dort im Dezember

1867 die Einweihung der in kümmerlicher Zeit wieder aufgebauten Kapelle. Wie die Israeliten, in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert, hatten die Christen oft daran arbeiten müssen. Welche Freude dann aber auch, als sie statt unter den heißen Sonnenstrahlen sich wieder im Gotteshaus versammeln konnten! Ein stiller Segen gieng auch im neuen Jahre in der Hauptstadt fort, obgleich alles wieder in ein ruhigeres Geleise getreten war. Tiefe, feierliche Stille herrschte in der Gemeinde, als am 23. Sept. 1868 in der neuen Kapelle drei eingeborne Prediger mit ihren Familien und drei Lehrer von Missionar Jousse verabschiedet wurden, um im Dienst des Evangeliums weiter zu ziehen, und jeder von ihnen dann noch selbst das Wort ergriff. Ein großer Sieg des Evangeliums war dort auch die Bekehrung der heidnischen Prophetin Manschupa, die in Kriegs- und Friedenszeiten von allen ihren noch nicht zum Glauben gekommenen Landsleuten befragt und mit Geschenken überhäuft worden war.

Nicht minder lieblich klangen die Berichte von Miss. Coillards verlassener Station Leribe. Zuerst zwar fühlte das Häuflein der dortigen Gläubigen sich verwaist, nachdem man ihren Lehrer unter militärischer Bedeckung abgeführt hatte, und vermochte den Spott der Heiden kaum zu ertragen; bald aber faßten sie sich und merkten, daß sie etwas anderes zu thun haben, als nur zu jammern und zu klagen. „Sollten unsre Dränger mit unsrem Lehrer uns auch unsern Gott, unsern Heiland, unsern Glauben, unsre Liebe rauben können?“ fragten sie sich. „Nein,“ hieß die Antwort, und mit diesem kindlich einfältigen Glauben theilten sie sich in die Arbeit. Als sie zum ersten Mal in der Schlucht in der Nähe ihrer seitherigen Wohnungen, in der sie sich neu ansiedeln sollten, sich am Sonntag zu gemeinsamer Erbauung vereinigten, war die ganze Versammlung so ergriffen, daß Keiner das Wort nehmen konnte, den Andern zu ermahnen, sondern man die ganze Zeit über nur weinen und beten hörte. Zwei Jahre waren es schon, daß Coillard als Flüchtling in Natal weilte, als eines Tages ein Bote von Leribe in sein Zimmer trat und ihm und seiner Gattin zum Gruß entgegenrief: „Vater und Mutter, freuet euch, alle eure Kinder sind bekehrt!“ Aus den Briefen, die er überbrachte, gieng hervor, daß fünf Frauen des Häuptlings und zweiundzwanzig andre Personen zum Glauben gekommen waren und von den Gemeindeältesten in einer besondern

Klasse unterrichtet wurden. Einige weitere Seelen erkannten ihr Sündenelend, etliche Abgefallene suchten reuig wieder den Herrn. Auch junge Leute und Kinder fiengen an, ernstlich zu fragen, was sie thun sollen, um selig zu werden. — Wie oft hatte nicht Coillard gerade über die Jugend getrauert, wenn er sie in den Stricken heidnischer Ceremonien sah! Und jetzt sollte ohne jeden europäischen Einfluß für sie eine Gnadenstunde schlagen, damit dem Herrn allein die Ehre bliebe!

Was Coillard hier gemeldet wurde, durfte bald darauf Miss. Jousse mit eigenen Augen sehen, als er im April 1868 mit dem Gouverneur der Kapkolonie eine Reise durchs Basutoland machte. Er schied mit dem Eindruck, daß durch den Segen Gottes diese Gemeinde unter Umständen grüne und blühe, in denen jedes menschliche Werk hätte untergehen müssen. Im Juli wurde dann Coillard selbst die Freude, einen kurzen Besuch in Leribe machen zu können. So groß und tief, wie er sie in Wirklichkeit fand, hatte er sich die Arbeit des h. Geistes trotz der empfangenen Nachrichten nicht gedacht. Nicht nur erquickten einzelne herrliche Bekehrungen sein Herz; auch die Gemeinde im Ganzen hatte, obgleich sich selbst überlassen, keinen einzigen gröberen Sündenfall zu betrauern. Jeder hatte die Nothwendigkeit gefühlt, nicht bloß für seine eigene Person fest zu stehen, sondern auch zu wirken. Die Schwierigkeiten auf ihrem Wege hatten die Seelen einander näher gebracht, und die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit sie getrieben, im Gefühl der eigenen Schwäche um so mehr den Umgang mit Gott zu suchen.

Das Erste, was sich überhaupt den Missionaren fast allenthalben bei der Rückkehr auf ihre verlassenen Stationen aufdrängte und ihre Herzen mit Dank und Anbetung erfüllte, war die Wahrnehmung, wie der gute Hirte den zerstreuten Schafen so treulich nachgegangen war und durch die schwere Trübsalszeit in manchen bis dahin unempfänglichen Herzen seinem Worte den Boden bereitet hatte. Die eingebornen Lehrer haben sich in der Prüfung bewährt und verkünden das Evangelium klar und eindringlich. Auf manchen Außenstationen ists, als wehe ein geistlicher Frühlingshauch über die Gefilde hin. Die Höhle Matisisi, in die sich Missionar Ellenberger während den Kriegsunruhen mit einem Theil seiner von Haus und Hof vertriebenen Gemeindeglieder zurückzog, ist ein Lichtpunkt für die umwohnenden Heiden geworden, und es wird darum

dieser reichgesegnete Platz durch einen wackern Eingebornen besetzt bleiben, obgleich der Friede den Vertriebenen die Rückkehr in die Heimat nun wieder gestattet hat. —

Sichtbar nahte inzwischen der alternde Moschesch dem Rand der Ewigkeit. Was ihn niederbeugte, war weniger das Gewicht der Jahre, als der Kummer über sein Unglück. „Ich bin nicht krank," sagte er zu einer von ihm einberufenen Versammlung, „aber ich kann das Unglück meines Volks nicht überleben. Seit man uns droht, uns durch eine Urkunde die Hälfte unsres Vaterlandes zu entreißen, verzehrt mich der Kummer. Es wird mein Tod sein, wenn ich höre, daß die Anstrengungen meines Sohnes und meiner Freunde umsonst sind." Und wirklich wurde er von Tag zu Tag schwächer. Heiße Gebete stiegen da von den Missionaren auf, daß er, unter dessen Augen das Evangelium so große Wunder wirkte, doch dieser süßen Friedensbotschaft sein Herz noch ganz öffnen möge. Zu ihrer unbeschreiblichen Freude ließ es sich auch dazu an. Auf sein Lager hingestreckt, hörte er von nichts so gerne sprechen, wie von göttlichen Dingen. Beständig hatte er einige Christen um sich, und von diesen erfuhren die Missionare, daß er Nachts in seinem Bette oft hinzuknieen und zu beten pflege. Er hatte zu verschiedenen Zeiten seines Lebens schon mit so viel Verständniß und Gefühl von den Lehren der heiligen Schrift gesprochen, daß die Missionare kaum begreifen konnten, wie ein Mensch das thun könne, ohne daß der Herr ihm wirklich das Herz aufgethan habe; er selbst aber bekannte frei, daß er noch nichts wie eine innere Umwandlung erfahren habe. Die Wiedergeburt war überhaupt die ihm am wenigsten einleuchtende und faßliche Schriftlehre. So oft man ihm die Bekehrung eines seiner Bekannten meldete, pflegte er diese Nachricht mit unglaubigem Lächeln aufzunehmen. Alle christlichen Tugenden schienen ihm die natürliche Wirkung der Erziehung in einem Lande, dessen Zustand äußerlich mit den Vorschriften der Bibel übereinstimme. Wenn die Missionare ihm sagten, ihre eigenen Kinder müssen sich ebenso gut bekehren, wie die Basutos, konnte er ganz ärgerlich werden und entgegnen: „Eure Kinder werden, was ihr seid, wie wir geworden sind, was unsre Väter waren. Wenn man einmal über ein gewisses Alter hinaus ist, kann man zwar noch allerlei Neues lernen, aber sein Herz nicht mehr anders machen. Dank dem Licht,

das ihr in unser Land gebracht habt, werden die Kinder unsrer Kinder einmal sein, wie die euren."

Nun aber kam für den Greisen dennoch die Stunde, da er etwas von dem seligen, ihm so lang verschlossenen Geheimniß erfuhr. Als Miss. Jousse ihm Ende Januar 1870 die erste Hälfte des 14. Kapitels aus dem Evangelium Johannis vorlas, wiederholte Moschesch die Worte: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Jousse sprach eine Weile darüber und ebenso über die andern: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Es war, als hörte er jetzt zum erstenmal in seinem Leben die Heilsbotschaft, die sein leibliches Ohr doch schon so unzählige Male vernommen hatte. Die zwei Gedanken: ein für Sünder geöffneter Himmel, und ein Heiland, ihnen denselben zum Erbe zu geben, ergriffen ihn so, daß er, nachdem der Missionar weggegangen war, sich die betreffenden Verse nochmals lesen ließ und den Christen vorwarf, sie haben bis dahin den Weg des Lebens vor ihm verborgen. Ein wenig später, vor Einbruch der Nacht, ließ er Jousse sagen, er habe sich Jesu Christo übergeben, und bat ihn, dieß seinen ersten Lehrern Casalis und Arbousset mitzutheilen. Darauf fragte ihn Jousse, ob er nicht die Taufe wünsche. Er sei nur ein Kind, erwiederte Moschesch; er möchte, daß die Missionare zusammen berathen, was zu thun sei. Diese hofften, Gott werde seinem Leben noch zulegen, damit er im Stande sei, den Namen Jesu öffentlich zu bekennen, und setzten den 12. März, an dem sie alle sich zu ihrer jährlichen Konferenz in Thaba Bosigu vereinigen wollten, für seine Taufe fest. Der Gedanke gefiel ihm. Er ließ sofort sein Haus frisch anstreichen und einen freien Platz hinter demselben herrichten, auf dem die Volksversammlung stattfinden sollte. Dann schrieb er nicht nur allen seinen Verwandten, sondern auch dem Gouverneur der Kapkolonie über seine Sinnesänderung, und wie er sich freue, bald inmitten seines Volks und aller seiner Kinder Christum zu bekennen.

Im Februar erhielt er einen Besuch von der nun zu einer demüthigen Magd ihres Heilandes gewordenen Exprophetin Manschupa. Sie faßten sich gegenseitig die Hände, und der alte Häuptling rief: „Meine Schwester, meine Schwester, wir kommen aus weiter Ferne; künftighin wollen wir auf dem schmalen Wege wandeln." — Trotz der allmählichen Abnahme seiner Körperkräfte sprach er jetzt gerne und viel; besonders Nachts schüttete er oft seinen Freunden sein

Herz aus. Einmal, als er hörte, wie viel der König David für Gottes Ehre gethan habe, beklagte er bitterlich, sich so spät erst unter Christi Joch gebeugt zu haben. Vor allem hörte er wieder und wieder gern das Wort, daß Jesus in den Himmel gegangen sei, uns eine Stätte zu bereiten.

Ungefähr um dieselbe Zeit trat im Süden des Landes Moscheschs Freund und Verbündeter Moletsane mit dem Bekenntniß hervor: „Am letzten Christfest hat der Geist Gottes die Härtigkeit meines Herzens gebrochen. Mein Gewissen ist unruhig geworden; ich habe meiner vielen Sünden, meiner Mordthaten, Räubereien und Ehebrüche gedacht. Vor langen Jahren, als ich noch in Beerseba war, habe ich einmal etwas Aehnliches empfunden; Gott rief mir damals, mich zu bekehren. Warum bin ich nicht im Krieg umgekommen? Warum hat der Tod mich verschont? Weil Gott Mitleid mit mir hatte! Jetzt bin ich bekehrt, ich glaube, daß Jesus mein Heiland ist. Ich weiß aber noch nicht, wie ich es angreifen soll, Gott zu dienen. Helft mir dazu und rathet mir, denn ich möchte es lernen." Er hat seither seine Frauen entlassen und die heidnische Beschneidung innerhalb seines Gebietes verboten, was die Anhänger des Alten nöthigt, sich zur Ausübung solcher Ceremonien in die Grenzen der Bauernrepublik zurückzuziehen.

Am 6. März besuchte Miss. Germond den sterbenden Moscheschs und sagte ihm, daß auch Moletsane den Herrn gefunden habe und ihn, seinen alten Freund, darum zu sehen und zu sprechen wünsche. „Laß ihn kommen, daß wir einander aufmuntern und auch unsre Kinder ermahnen," erwiederte Moscheschs. „Wie süß wird es mir sein, nicht von Moletsane getrennt zu werden." Von jenem Tag an sehnte er sich sehr nach Ruhe, und als ihm gesagt wurde, Miss. Jousse habe den Brüdern geschrieben, früher zu seiner Taufe zu kommen, bat er seine Freunde, sie möchten doch nicht mehr um die Verlängerung seines Lebens bitten: „Lasset mich zu meinem Vater gehen, ich bin schon ganz bereit dazu!" Am 10. März machte Jousse mit Germond und Duvoisin noch einen Besuch bei ihm — den letzten. Darauf hatte er eine recht gute Nacht und sanften Schlaf; um 9 Uhr Morgens aber stieß er einen tiefen Seufzer aus, und die am Bett stehenden Freunde bemerkten, daß seine Seele schon zur ewigen Ruhe eingegangen war. Noch ehe die Meldung

davon zu den Missionaren kam, verkündete ihnen das Schluchzen der Basutos, was geschehen war.

Auf den folgenden Abend wurde die Beerdigung bestellt. Acht Missionare waren zugegen. Die jungen Leute aus der höhern Schule führten den Zug an, dann kam der Sarg, von Verwandten getragen; die Volksmasse war ungeheuer.

Die Missionare hatten viel von dem offenen Uebertritt des einflußreichen Mannes gehofft. Es hatte ihnen fast scheinen wollen, als könnte er dadurch gewissermaßen wieder gut machen, was sein bedauerliches Beispiel in der langen Zeit seiner Unentschiedenheit geschadet hatte. Statt seines eigenen Bekenntnisses hörten die Versammelten nun mit gespannter Aufmerksamkeit und tiefer Andacht nur aus Miss. Jousse's Munde die Geschichte seiner Bekehrung und seines Wachsthums im Glauben bis zum Tod. Aber wer weiß, ob nicht Gott mit dieser starken Predigt über die Gefahr des langen Zögerns mehr bewirkte, als Moschesch mit dem feierlichsten Zeugniß hätte thun können? —.

Die Pariser Missionsgesellschaft sieht mit Betrübniß auf die verengerten Grenzen, innerhalb welcher der leidige Krieg ihre Arbeit im Basutokriege zusammengedrängt hat. „Wir haben Stationen verloren; als durch die Vermittlung der britischen Regierung die Basutos endlich den Frieden erlangten, fand sich ihr Land bedeutend geschmälert, und so sehr die Missionare die damit geschaffene ungünstige Sachlage bedauerten, mußten sie doch dieselbe annehmen und das ihnen angethane Unrecht geduldig ertragen. Aber uns tröstet die starke religiöse Bewegung, die nun schon etliche Jahre anhält und sich noch immer weiter verbreitet, so daß die Gemeinden bereits ein beträchtliches Wachsthum erfahren haben, die Taufcandidaten herbeiströmen, und sehr geräumige Kirchen die jetzt sich herzudrängenden Massen der Zuhörer nicht mehr fassen können. In einem einzigen Jahre zählte man auf 5 Stationen (von 8) über 400 Bekehrungen. Diese Bewegung ist beinahe eine allgemeine im ganzen Basutolande; besonders regt sich unter dem jungen Volk ein großes Verlangen nach Unterricht." —

Möchte diese tröstliche Erfahrung der Missionsfreunde in Frankreich ihre vorbildliche Bedeutung haben für die evangelische Kirche unseres hartgezüchtigten Nachbarlandes! Wir hörten vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges von treuen Zeugen, daß es ihr

gar sehr an Leben fehle. „Ach!“ klagt einer, „daß wir mehr Männer hätten, voll vom Geiste Christi, die sich selbst verleugnend, ihr Kreuz auf sich nähmen, und Gottes Liebe verkündigten! Protestantische Kirchen vegetiren und protestantische Gemeinden sterben aus; protestantische Prediger nehmen ab an geistlichem Leben und protestantische Lehren verschwimmen ins matteste Licht durch Mangel an Kraft. Selten hört man Evangelium predigen, noch seltener es mit Gottesmacht verkündigen, und wer ists am Ende, der kommt, es zu hören?“ Und andere Stimmen berichten, wie beim ersten Kriegslärm der Durst nach Schlachtenruhm auch die geistlich Geweckten erfaßt, berauscht und für alles Wort Gottes unzugänglich gemacht habe, bis die unerwarteten Niederlagen den Sinn der Besseren ernüchterten und ihnen wieder das Ohr für die Stimme des Vaters öffneten. Wir sprechen das nach ohne alle pharisäische Selbstgefälligkeit; finden wir doch genug zu beklagen von Schäden unseres eigenen Volkes, und wissen das Maaß der eigenen und der fremden Schuld (nach Luc. 12, 48) so wenig zu bestimmen, daß es uns nicht befremdet hätte, wenn Gottes Gerichte zuerst auf uns gefallen wären; daher wir mit vollem Herzen in das Wort des Dichters einstimmen:

Wir sind ja zu geringe,
Sind ihrer gar nicht werth,
Der unerhörten Dinge,
Die uns sein Arm bescheert.
Gibts doch bei uns des Aases
Für Adler auch genug,
Und Zündstoff reichsten Maaßes
Für seiner Blitze Flug.

Und wenn uns klein erfindet
Die riesengroße Zeit,
Wenn unter uns nicht zündet
All die Barmherzigkeit:
So müßt uns ja verzehren
Ein Feuer seiner Zeit,
Vor welchem klein noch wären
Des Nachbars Noth und Leid!

Von Herzen wünschen wir den Brüdern über dem Rhein, daß die schwere Heimsuchung, die über sie gekommen ist, so friedsame Früchte der Gerechtigkeit reifen möge, wie im Basuto-Lande, und daß die Verminderung der äußeren Mittel, welche ihr Missionswerk

bedroht, aufgewogen werde durch einen reichen Zufluß geistiger Kräfte und Segnungen. Wie ergreifend, und doch schon hoffnungsvoll lautet, was Dr. Fisch unter dem 3. September aus Paris an schottische Freunde schreibt: „Ja wir sind furchtbar niedergeschmettert. Unsere Nation stützte den päpstlichen Stuhl, als das Concil einen Menschen zum Gott machte, und sobald diese Lästerung ausgesprochen war, da donnerte Gott und zerschlug und zerschmiß, damit man sehe, daß Er noch herrsche. Diese schrecklichen Leiden werden uns gesegnet werden. Beten Sie, daß Gott uns in geistlichen Segen alles das erstatte, was Er von uns genommen hat an Ehre, an Gütern und an unsrer Söhne Blut!"

Miss. Hebich in Kannanur.

(Schluß.)

25. Uebersiedlung einer Gemeinde.

Mit dem Beginn des Jahres 1856 war der Eigenthümer der Andscharakandi-Pflanzung nach fast 19jähriger Abwesenheit aus Europa zurückgekehrt; damit lief eine lange Wartezeit der dortigen Gemeinde zu Ende. Hatte bisher der Geduldsfaden der Arbeiter manchmal brechen wollen, so hieß es immer wieder: der große Saheb will ja bald wieder zu uns kommen, er wird Abhilfe schaffen. Nun traf er, die er als Kinder verlassen hatte, als Männer, die Männer fast alle als Christen; und während sein Gebot und Einfluß früher allein gegolten hatte, war den demüthigen Sklaven mittlerweile der Blick erweitert, das Gewissen geschärft, die Abhängigkeit von Einem Manne gemildert worden durch den Eingang, den Katechisten und Missionare mit Gottes Wort bei ihnen gefunden hatten. Eine solche Umwandlung des patriarchalischen Verhältnisses führte zweifelsohne ihre Unbequemlichkeiten im Gefolge, doch waren sie für einen einsichtsvollen Leiter durchaus nicht von bedenklicher Art, da demselben das größte Zu-

trauen, durch die lange Trennung fast zu schwärmerischer Verehrung und Erwartung gesteigert, von allen Seiten entgegenkam.

Im weiteren Verlauf wurden diese Hoffnungen sehr geschwächt. Anerkennenswerth war der Umstand, daß der Herr selbst auch zuweilen in den Gottesdienst seiner Arbeiter kam; noch neuer und erfreulicher das Interesse, welches seine Töchter am weiblichen Theil der Gemeinde nahmen, indem sie unter den Mädchen eine Nähschule in Gang brachten. Allein es zeigte sich je länger je deutlicher, daß die Ansichten von der Art der christlichen Bildung, welche den Arbeitern beigebracht werden sollte, bei dem Pflanzer und dem Missionar weit auseinander giengen, während im täglichen Geschäft der Pflanzung neue Anforderungen zu den alten traten und der wiederholt ertheilte Bescheid: Wer nicht bleiben will, kann gehen! allen die Lust zum Remonstriren benahm, und die längst bestehende Unzufriedenheit nur steigerte. Die Krisis kam zum Ausbruch, als der Pflanzer sich über die Predigtweise des Katechisten mißfällig äußerte, das Opfern für die Mission (mittelst eines am Sonntag aufgestellten Tellers) verbot, und endlich den Katechisten im Morgengottesdienst, den er ihn nicht mehr halten ließ, feierlich entsetzte und entließ.

Als Joseph hinausgeschickt wurde, die Stelle des abgedankten Timotheus einstweilen zu versehen (23. Dec. 1856), berieth er mit den Kirchenältesten, was zu thun wäre. Diese erklärten sich dahin: wenn ihnen der angemessene Lohn bezahlt werde, die Sonntagsarbeit aufhöre, und Zumuthungen, welche sie am Schaffen ihrer Seligkeit hindern, wegfallen, wollen sie gerne bleiben. Wenn nicht, so möge der Herr thun, was er wolle; ihre Entlassung verlangen sie nicht. Darauf wurden die 14 Familienväter, welche diese Erklärung abgaben, „wegen grundloser Klagen" entlassen. Es waren im Ganzen 60 Leute, die unter dem Weinen und Schluchzen der Zurückbleibenden (27. Dec.) mit Sack und Pack von der Pflanzung abzogen, und am Abend des Wandertages gegen Tschowwa heranrückten, wo Hebich sie mit Gesang und Gebet empfieng. Die Alten waren wie Träumende, die Jungen fühlten sich leicht und frei.

Zum feierlichen Jahresschlusse kam aber nun (31. Dec.) auch der Rest der Gemeinde, einer früher ausgewirkten Erlaubniß gemäß, nach Kannanur. Ihnen voraus war ein Schreiben des Pflanzers eingelaufen, welches ankündigte, daß derselbe hinfort die Verbindung

seiner Arbeiter mit der Kannanur Kirche abbreche, weil dieselben dadurch sichtlich verschlechtert worden seien.

Hebich mußte sich nun entscheiden, ob er das fast 18jährige Band, welches diese Gemeinde mit der Mission verknüpfte, abreißen oder dieselbe mit allen ihren irdischen Sorgen auf seine Schultern nehmen solle. Er wählte mit gepreßter Seele das Letztere, obwohl er gern bei dieser Gelegenheit eine Scheidung vorgenommen und sich der minderversprechenden, ja sehr zweifelhaften Elemente, die sie enthielt, entledigt hätte. Allein es gieng nicht. Er beschreibt den folgereichen Schritt dieses Neujahrfestes 1857 also:

„Da außer den 60, von Andscharakandi bereits weggeschickten Christen, auch der ganze Rest der Gemeinde erklärt hatte, in Kannanur bleiben zu wollen, veranstaltete ich nach dem Morgengottesdienste, daß die Männer und Weiber, die Knaben und Mädchen, die Ordentlichen und die Unordentlichen, sich in langen Reihen aufstellten und meine an jedes Einzelne gerichtete Frage, ob er oder sie bleiben wolle oder nicht, beantworteten. Den Trinkern ꝛc. nahm ich das Versprechen ab, sich künftig aller gewohnten Sünden zu enthalten. Alle sagten Ja, es sind ihrer 177 Seelen, darunter auch halbherzige, verwahrloste und verkümmerte. Mit schwerem Herzen, aber im Blick auf den Herrn nahm ich sie in Gottes Namen auf."

Sie hatten nun eine Woche hin und her zu gehen, um ihre kleine Habe zu holen, und sich in Tschowwa anzusiedeln, wo nun je 3—4 Familien in einer kleinen Hütte zusammengepfercht waren, bis neue Wohnungen hergestellt werden konnten. Eine Woche lang mußte Hebich sie jetzt schon freihalten; dann galt es, lohnende Arbeit für sie zu beschaffen! Aber wenn er auch unter der großen Last seufzte, und sich nicht verhehlte, ein großer Theil der Leute sei den geistlich Geweckteren „fast instinctmäßig" nachgefolgt, freute er sich doch kindlich; denn „daß diese Gemeinde so ganz ohne unser Zuthun aus diesem Egypten erlöst, mit Einem Herzen zu uns kam, ist vom Herrn und wunderbar vor unsern Augen."

Wenig rührten Hebich die herben Vorwürfe, die ihm nun gemacht wurden, — und zwar nicht ganz ohne Grund, da im Einzelnen natürlich manch Ungeschicktes mit unterlief, wie z. B. der Pflanzer gerade in der Pfefferernte seiner Arbeitskräfte beraubt wurde; wenig focht ihn auch die Ausstellung seiner Brüder, der Malabar-Missionare, an: er hätte sich nicht mit dem ganzen Haufen befassen,

namentlich niemand einladen, nur die Weggejagten aufnehmen sollen: war er sich doch bewußt, die Krisis nicht herbeigeführt, sondern nur dem Rufe des Herrn sich nicht entzogen zu haben. Aber was mit diesem Sklaven-Volke nun beginnen? Am liebsten hätte er sie auf irgend einem unbebauten Lande, etwa einer ferneren Flußinsel angesiedelt, (die aber schließlich nicht zu bekommen war); gegen die Vertheilung auf den verschiedenen Malabarstationen aber, welche dem ganzen Vorgehen den tumultuarischen Anstrich genommen und die Einzelnen mit gebildeteren Volkstheilen zusammen geführt hätte, so wie gegen die Versetzung des Gesammthaufens nach Tschombala, welche die Committee wünschte, erhoben sich allerhand Bedenken. Mittlerweile waren sie da, zusammengedrängt in fast unleidlicher Enge, wollten beschäftigt sein und zu essen haben. Da gieng es denn zu Zeiten sehr knapp her, ihrer zwanzig zogen allmählich wieder nach Andscharakandi (und damit ins Heidenthum) zurück; und die da blieben, machten theilweise viele Noth, so daß der Geldaufwand, „der sich höher beläuft, als wir bisher zu sagen wagten," nicht einmal die schwerste der übernommenen Lasten ausmachte.

Indessen starb ihm sein Ramawarma weg (S. 431), gerade als er sich auf seine Festreise nach Payawur rüstete; ein europäischer Lehrer mußte für die englische Schule gesucht und, als er gefunden war, durch Lokalbeiträge erhalten werden; und Mangalur, aufs Neue verwaist, forderte so dringend seine Gegenwart, daß er (April und Mai) sich irgendwie losreißen und die dortige Gemeinde versehen mußte. „Zwei, dreimal des Jahrs muß ich wohl auf den Wunsch der Brüder mich nach Mangalur begeben und dort je einen Monat zubringen; aber Kannanur ganz zu verlassen, in einer Zeit wie diese ist, könnte ich mich nicht entschließen. Hatte immer gedacht, ich werde freier werden, das Evangelium hin und her predigen zu können, und siehe da! ich werde immer fester angebunden!"

In solchem Gedränge tröstete ihn immer eine und die andere fröhliche Erfahrung, wie die Taufe von 23 Seelen (10. April, S. 432) oder ein segensreiches Abendmahl wie im Mai. „Wenn es zu Zeiten aussieht, als arbeiteten wir vergeblich und seien Narren, uns mit so verblendeten und leicht verführten Seelen zu beladen, wie erfrischend und beschämend ist es dann, wo der Herr ihnen Gnade gibt, mit ihren Werken der Finsterniß ans Licht zu kommen und sich der Schande des Bekennens nicht zu entziehen. Verraucht auch Vieles

wieder und bleibt das Thun hinter dem Wollen weit zurück, so müssen wir eben Geduld mit ihnen haben. Durch welch große Gefahren, wissend und unwissend, bringt Er uns doch in Gnaden von Zeit zu Zeit hindurch! Wohl uns, daß Er unser sich nicht schämt."

Am 27. Mai, da schon die Regenzeit angebrochen war, wollte er es denn doch forciren, wieder eine seiner längeren Rundreisen anzutreten, die ihm die sehr benöthigte Erfrischung verschaffen sollte; er eilte vorerst unter Regengüssen nach Palghat. Von hier aber rief ihn ein Telegramm plötzlich zurück. Sein Diez, der sich unsägliche Mühe mit der Ansiedlung und Beschäftigung der Andscharakandi Einwanderer gegeben hatte, und doch nirgends fertig wurde, war so gefährlich von der Ruhr befallen worden, daß er dem Tod nahe schien. Der treue Major Y. nahm ihn in sein Haus auf und verpflegte ihn wie ein Vater, war aber nicht wenig bestürzt, daß sein Patient, auch da ihn die Aerzte aufgegeben hatten, immer nur von Rechnungen, Bauten und dergleichen redete, und nicht daran dachte, sein eigenes Haus zu bestellen. Der Major vereinigte sich mit dem Brigadier und anderen englischen Brüdern, für den Kranken eifrig zu beten, Strobel ordnete dasselbe in allen Gemeinden an, und — es half.

Schon am 12. Juni war Hebich wieder in Kannanur und fand den Bruder gerettet, doch todesschwach. Man mußte ihn aus dem Getümmel der Station fortschaffen, um anderswo die Erholung zu suchen, deren sein Geist so sehr wie der Leib benöthigt war. Hebich aber opferte mit Freuden seine eigene, wenn auch wirklich nöthige Ausspannung, und nahm seinen Bruder „aus den Todten wieder aufgeweckt als ein Gnadengeschenk" vom Herrn an. „Wunderbar! Den Tag nach meiner Ankunft wurde der l. Dr. Crocker, der den Kranken behandelt hatte, in einer Unterhaltung von 4—8 Uhr für den Herrn gewonnen; nach langer Zeit wieder die erste Bekehrung eines Gentleman in Kannanur. Er hat sich gleich völlig von der Welt losgemacht, und ist jetzt nach Calicut versetzt. Ach wenn nur mehr Glaube bei mir wäre! Ach wenn nur mehr Liebe bei mir wäre! Bei mir ist nichts als Sünde und Elend, bei Ihm Alles, Alles. Wann werde ich Ihn sehen und ewig bei Ihm sein dürfen!"

Unter dem Druck jener Pfingsttage schloß sich auch der bisher nur nebenher erwähnte Mitarbeiter Strobel inniger an Hebich an. Nachdem allerhand Bedenklichkeiten und Anstände, wie sie während

des Sprachelernens die Missionsrekruten heimsuchen, ihn von dem alten Papa ferne gehalten hatten, ward es ihm nun auf einmal: „als ob Hebich, seit er heimgekommen, nur für mich, für mich armen Menschen betete und predigte, so daß ich vor Freude kaum schlafen konnte."

Noch ein besonderer „göttlicher Grund" für die Vereitelung seines Reiseplans wurde Hebich erst nach und nach entdeckt. Es war der Sommer der Komplotte, da ganz Indien seit dem verhängnißvollen 10. Mai durch ein paar Telegramme erschreckt, nach Kunde von Mirath und Dehli schmachtete und lange vergeblich schmachtete. Auch in nächster Nähe war eine Intrigue geschmiedet worden, die freilich nicht, wie die Sipahiverschwörung, die Existenz der Europäer in Indien, aber doch den Bestand der neugewonnenen Gemeinde bedrohte. Diez hatte, schon um der überall fühlbaren Geldklemme willen, sehr streng unter den Leuten gewaltet, daher sie bereits Schulden machten; dazu lastete auf ihnen die theure Zeit, welche den Lohn in Reis, wie er auf Pflanzungen gereicht wird, vortheilhafter für die Arbeiter erschienen ließ, als den in Geld ausbezahlten. „Unter solchen Umständen war des Hin- und Herlaufens kein Ende und der Teufel hinten und vorn. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr und wie oft ich schon dieser lieben Leute halber vom Teufel angefochten worden bin." Doch vereitelte Hebichs Rückkehr den Plan, sie mit der Lockung anglikanischer Kirchengemeinschaft von der deutschen Mission wegzuziehen.

In diesem Gedränge hielt es Hebich fürs Gerathenste, den früher angeregten Gedanken jetzt auszuführen, und an Ch. Müller (S. 413) einen erfahrenen Leiter für die neue Gemeinde zu gewinnen, während dessen Stelle in Tschombala unter einer kleineren und schon geordneten Christenschaar durch seinen Diez gerade passend ausgefüllt werden konnte. Die Missionare des Distrikts sahen dies als die beste Lösung der schwierigen Frage an, wie für Hebich, falls er weggenommen würde, der richtige Ersatz zu beschaffen wäre; sie meinten auch, damit den Sinn der Kommittee am besten zu treffen. Im September wurde die Umsiedlung vollzogen; Müller führte erst Diez in alle Verhältnisse seiner Station ein, dann zog er selbst aus dem in 13 Jahren liebgewonnenen stillen Tschombala ins geräuschvolle, dornenreiche Kannanur.

Seine erste Aufgabe war, nach vollendeter Regenzeit in Tschow-

wa 21 Wohnungen zu bauen, was den Muth der neuen Leute bedeutend hob; dann hatte er für den Unterricht der Jugend und die Beschäftigung und Erbauung der Erwachsenen zu sorgen und durfte finden, daß unter allerhand grobgeschnitzten Naturen, die wenn ihnen etwas Unangenehmes begegnet, gleich mit dem Davonlaufen drohen, „doch auch viele recht liebe Seelen sind, an denen Gottes Barmherzigkeit sich zu verherrlichen weiß."

Auf Hebich aber lastete die Sorge für die Beschaffung der Geldmittel, nachdem seine Bitte um einen wirklich unerschwinglichen Zuschuß zum Behuf der Uebersiedlung der Leute von der Kommittee abgewiesen war. Man hatte von ihm genau bemessene Einzelvorschläge verlangt, die er nach Vermögen zu liefern versprach. Die Sorge ward je länger je schwerer, da ihm für die Arbeit unter den Europäern die Zeit fast nicht mehr zureichte, die aufregenden Revolutionszustände aber, welche das halbe Indien in Athem hielten, gar viele Hilfsquellen ins Stocken brachten. Um diese Zeit wurde der treuste Freund, der seit eilf Jahren in Kannanur einen einflußreichen Posten bekleidet und jede Sorge und Freude mit dem Missionar getheilt hatte, ihm entrissen. Schon länger her hatte man im Bazar davon geredet, wie die beiden Unzertrennlichen so verschieden aussehen, der Major werde immer dünner, der Padre, dem jener Alles gebe, immer dicker; da sollte die Regierung ein Einsehen haben, sonst verliere sie einen ihrer besten Offiziere. Plötzlich brach (im Juli) die Gesundheit des starken Mannes dergestalt zusammen, daß er eiligst nach Europa geschickt werden mußte. Hebich fand sich nun sehr einsam; er schreibt: „So geht ein Freund nach dem andern, aber der Herr Jesus bleibt, ja bleibt im Tode, der beste, der einzige Freund!"

Ueber dem täglichen Getreibe aber hatte Hebich dermaßen vergessen, die außerordentlichen Geldbewilligungen, deren er unumgänglich bedurfte, durch gehörige Motivirung vor der Kommittee zur rechten Zeit zu erzielen, daß er die Demüthigung erlebte, seine Jahresrechnung nicht anerkannt, und sich zur Rückzahlung der Ueberschreitungen verurtheilt zu sehen. Die Sache ließ sich freilich durch Nachholung des Versäumten wieder ins Reine bringen; dennoch traf sie ihn wie ein herber Schlag, der ihn zu dem Ausruf veranlaßte: die Station Kannanur ist faktisch insolvent! Wie viel Mühe und Noth die Ansiedlung dieser Tschowwa Gemeinde über ihn brachte,

konnte er ihr freilich nie sagen. Er hat auch gegen andere sich nicht darüber ausgesprochen; doch gab er nun auch die Stationsrechnung und die Generalagentur ab, um mit officiellen Rechnereien nicht mehr behelligt zu sein, und nachdem er das letztere Geschäft vor dem Gerichtshof bereinigt hatte (Mai 1858), schrieb er der Kommittee: „Wie froh bin ich, daß die Sache geordnet ist. Ach wie selig wird es einst sein, wenn wir endlich alle unsere Arbeiten niederlegen und als arme begnadigte Sünder in sein ewiges Reich der Ruhe und des Friedens eingehen dürfen!"

---

26. Die Revolutionszeit.

Es war eine schwüle Zeit für die Europäer in Indien, als am 11. Mai der Telegraph nach allen Seiten hin den Anfang des Gemetzels in Delhi, den Ausbruch der lange drohenden Verschwörung von Muselmanen und Brahmanen ankündigte und dann plötzliche Stille eintrat. Man wußte, daß der Abfall der Sipahi-Armee, die Schlächtereien unter den zerstreuten Häuflein von Weißen massenhaften Fortgang hatten; aber genauere Kunde fehlte. Doch auch in die abgelegensten Hütten drangen die Gerüchte aus den Bazars, daß die Herrschaft der Kompagnie jetzt mit dem hundertsten Jahre ihr Ende erreicht habe und ein neuer König von Norden vordringe; die Muhammedaner insbesondere trugen allerwärts ihr Haupt höher. Ein alter Nayer kam damals aus der Ferne zu Hebichs Leuten und erkundigte sich: wie es sich denn mit dem König aus Norden verhalte, ob er ein Nachkommenschaftskönig sei? Gefragt, was er damit meine, antwortete er: in den Zeiten der alten Radschas hatte einer zehn Kinder und brachte vielleicht kaum eines davon, so grausig wütheten Krieg und Hunger und Seuchen; unter der Kompagnie wurde es anders, die meisten Nachkommen blieben am Leben; jetzt da sie aufhören soll, möchte ich nur wissen, ob die neue Regierung auch so ein Nachkommenschaftskönig ist. Der Mann war wie die meisten bejahrten Hindus der Mittelklasse mit der englischen Herrschaft zufrieden, hätte sich aber doch mit der fatalistischen Denkweise seines Volks, ob auch seufzend, in jeden Wechsel gefunden.

Immer näher wälzte sich der Madras-Präsidentschaft die Fluthwelle des Aufstandes, immer drohender wurden die Berichte über

die Stimmung in einzelnen Militärstationen, immer niederschlagender die Briefe von Freunden aus verschiedenen Gegenden. Miss. Lacroix in Calcutta, der längst einen besonderen Zug zu Hebich verspürte, schrieb ihm Einzelheiten von der Auflösung der nordindischen Missionen, der Hinmetzelung von Missionaren und Kaplanen, der Zerstreuung der kleinen Heerden. In Kannanur herrschte noch völlige Ruhe, aber Palghat war bereits im August von den abenteuerlichsten Gerüchten beunruhigt; bald hieß es, die Weißen auf den blauen Bergen seien schon alle getödtet, bald wieder: nein! die Entronnenen von andern Stationen flüchten dahin. Eiligst legten die Weiber fast allen Schmuck ab und vergruben ihre Habseligkeiten; man fieng auch Spionen und Agenten der Rebellen ab, z. B. einen Muselman mit 1500 Rup. in Gold. Doch konnte Obrien schreiben, sie haben den Buß- und Bettag (20. August) mit herzlichem Dank und heißem Flehen gefeiert. „Die Bösen fliehen, wenn Niemand ihnen nachjagt; unter uns dagegen ist lauter Frieden. Was auch kommen mag, wir überwinden weit in Dem, der uns geliebet hat; der Herr ist auch im Sturm. Der gefürchtete Tag, vor dem Alles gezittert hatte (28. August), gieng ohne Aufregung vorüber; und unser Regiment (das 21. N. J.) wird nun abziehen, ohne daß ein anderes an seine Stelle treten wird. Ich gehe hinaus und predige frei auf allen Märkten."

In Kannanur war es der Anfang des Septembermonats, da das Muharram-Fest zu Ende lief, an welchem man allgemein einen Ausbruch der Muhammedaner erwartete. Hebich bemerkte, daß auch sein lieber Brigadier dieser Zeit nicht ohne Bangen entgegensehe; man redete schon davon, die Damen in die Kaserne der europäischen Soldaten ziehen zu lassen. Doch unterblieb diese Vorsichtsmaßregel, damit nicht ein Zeichen von Furcht die Unruhestifter ermuthige. Indessen wurden die Kanonen des Forts aufgefahren, und dem Palast der muselmanischen Fürstin deutliche Winke gegeben von dem, was ihm bevorstehe, falls der Friede unterbrochen würde. Oft hat in dieser stürmischen Zeit der Brigadier im Gebet mit Hebich neue Ruhe und Heiterkeit gesucht und gefunden. Wie froh war man, als endlich die trübe Regenzeit zu Ende lief, die Erstürmung von Delhi den Muth der Weißen neu belebte und die frischen Regimenter von England landeten.

Eines der vielen aufregenden Ereignisse dieser Tage war die

Ermordung des greisen Generals Kennett in Cunnur (S. 322), eines Mannes, der schon bei der Einnahme von Seringapatam im Jahr 1799 als Fähnrich mitgefochten hatte. Einer seiner muhammedanischen Knechte wollte ihn bestehlen, als der General erwachte und sich zur Wehr setzte; von zwei Stichen getroffen, starb er nach etlichen Tagen, wie er selbst sagte, als einer, der noch in der letzten Stunde vom Herrn angenommen worden sei, und seinem Mörder von Herzen vergeben habe. Sein steter Freund Metz durfte rühmen, daß sein neunjähriges Gebet erhört sei; und Hebichs Dienst an seiner Seele war auch nicht fruchtlos geblieben.

Als eine neue Gnadenerfahrung erzählt Hebich in dieser Zeit die Bekehrung eines ganzen Hauses. Ein Artillerielieutenant R. hielt sich gerade in Kannanur auf, der im Ganzen kirchlich gesinnt war, aber doch Zweifel über die Kindertaufe hatte, daher er seine Kinder ungetauft heranwachsen ließ. „Da wurden zuerst er und seine Frau gründlich bekehrt, dann wurde er nach einem weiteren heißen Kampfe so weit gewonnen, daß er auch die fünf Kinder (25. October) taufen ließ. Die Kinder wachten nun auf, und auch die heidnischen Knechte wollten jetzt Christen werden; der Hauptknecht und seine Frau, der Koch und die Köchin gaben alles daran und ließen sich (8. November) taufen und christlich trauen. So was hatte ich noch nie erlebt.“ Noch lange nachher haben diese Kinder täglich auch Hebichs in ihren Gebeten gedacht.

Dem guten baptistischen Brigadier machte diese Kindertaufe keine Freude, so warmen Antheil er an allen Bekehrungen von Erwachsenen genommen hatte. Er war in Folge der großen Anstrengung der Revolutionsmonate erkrankt und zog sich jetzt nach Merkara zurück, wo er unerwartet schnell seinen Leiden erlag (2. December). „Das war ein schöner Mann, wie wir in der Reihe unserer Brigadiere noch keinen hatten!“ ruft Hebich ihm mit Wehmuth nach.

Die Furcht vor der Ausbreitung der Rebellion war vorüber; die Madras-Armee hatte sich nicht nur unempfänglich für die Lockungen der nordindischen Sipahis erwiesen, sie leistete nun auch ihrerseits Dienste in Bekämpfung der Empörer. Unter den in den Norden ausgesandten Streitkräften waren vorzüglich zwei Corps, denen Hebichs Seele nachfolgte, einmal ein Jägerregiment, das sein Freund Major C. von Mangalur nach Bengalen führte, sodann die Berg-

schotten des 74 H. M., die von Kannanur und den Nilagiris nach Dharwar berufen wurden. Von den letzteren nahm er noch einen bewegten Abschied, und durfte ihnen sogar einen Besuch in Aussicht stellen, da er den Auftrag hatte, zu gelegener Zeit das Südmahratha Land wieder einmal zu durchstreifen und einen dortigen Laienmissionar zu ordiniren. Der Plan zerschlug sich, aber die Korrespondenz mit den Soldatenbrüdern wurde fleißig unterhalten.

Im März 1858 hatte einer der Dharwar Missionare die Residenz des Radschah von Nargund besucht, die am Fuße eines starkbefestigten Felshügels liegt. Auf besonderen Befehl des Fürsten hatte man dem Padre noch ausgezeichnete Ehre erwiesen; als aber etliche Wochen später der politische Agent Manson hin kam, wurde er in der Nacht überfallen und sammt seiner Escorte getödtet. Das geschah in Folge einer Verschwörung, in die der gedankenlose Fürst durch einen schlauen, englisch gebildeten, durchaus skeptischen Nachbar hineingezogen war. Capitän F., der in Dharwar kommandirte, sandte seine Bergschotten mit zwei Kanonen und irregulärer Kavallerie, da dann Stadt und Festung im Fluge genommen wurden. Hören wir unsern alten Freund Floyd (S. 416) darüber, der nach ermüdender Rebellenjagd in den Ghatwäldern endlich sein letztes Ruheplätzchen gefunden hat.

„Es wird mir die Zeit lang, bis ich von Ihnen höre, aber hier kann ich nun nach unserem langen Marsch auf Briefe von Ihnen warten. Unterwegs errichteten wir einen Altar im Wald oder Feld, gerade wie's kam, und der Herr war bei uns; ich freute mich oft königlich auf den großen Hochzeittag, einstweilen leitet Er mich mit seinen Augen und hält alle seine Verheißungen genau. Weiß nicht, ob Sie schon dies Fort (mit sehr weiter Aussicht) gesehen haben, aber am 1. Juni nahmen wirs mit Verlust von nur 14 Verwundeten; d. h. nicht wir nahmens, sondern Gott gab es in unsere Hände. Der Feind hatte völlig den Kopf verloren, und unsere Hochländer, gewöhnlich kühn; waren dießmal kühner, als ich sie je sah. Gewiß liegt ein Fluch auf der Stadt mit ihren vielen Götzenhäusern, wo nun überall zerbrochene Bildsäulen umherliegen. Denn unsere Leute haben aus Neugierde und Plünderungssucht alles zerschlagen, so daß nur Scherben, Scheiter und Steinsplitter in den Tempeln zu finden sind, während Gold, Silber und Kupfer flink genug in Rupien umgewechselt wurden. Ich nahm keinen Theil

daran, sondern brachte nur einen kupfernen Affen in betender Stellung mit ins Zelt, für welchen mir dann ein Offizier, der ihn gern heimsenden möchte, seinen herzlichen Dank gab. — Wir fanden Herrn Mansons Kopf, der auf einem Speer durch die Dörfer getragen worden war, unter dem Ruf: So mache mans jedem Franken! Zuletzt hatte man ihn in einen Brunnen geworfen, während der zerhackte Rumpf verbrannt ward. Dem Kopf erwiesen wir die letzte Ehre.

„Der Fürst wird in Belgam gehenkt werden; einen andern Gefangenen hat man von der Kanone geblasen; 19 hatten wir zu erschießen, eine schauerliche Scene, so viele Männer vor einem frischen Grab knieen zu sehen, und eine schmerzliche Pflicht, Nachrichtersdienste an ihnen verrichten zu müssen. Auch mir ist sie zugefallen. O schreiben Sie mir doch; es ist eine furchtbare Zeit, aber der Herr ist bei mir; wenn ich Ihn durch Sünde von mir wegtriebe, dann erst wäre sie wirklich furchtbar. Wenn ich zu Ihm schreie, läßt Er mich immer wieder hören: Der Engel des HErrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus; und wie um Jerusalem her Berge sind, ist der Herr um sein Volk her. So bekomme ich neue Kraft in jeder Zeit der Noth. Die Brüder sind wohl und grüßen Sie; A. allein liegt noch, ein Stein, auf dem er stand, löste sich ab, so daß er eine bedeutende Tiefe in Cactusbüsche hinabfiel, ohne daß ihm der Stein die Füße zerschmettern durfte. Die Wunde heilt bereits. Vergessen Sie mich Armen nicht, und gedenken Sie auch Malapurams; L. ist dort unter Wölfen! Ich werde Sie nie vergessen. Wie würde michs erfrischen, wenn ich einmal plötzlich einen Graubart auf weißem Pony über die Ebene traben sähe! Kapitän F. meinte schon, Sie würden uns vielleicht einen Besuch abstatten."

Die Soldatenbrüder vereinigten sich täglich zum Gebet in einem früheren Siwatempel von Nargund, und freuten sich der hergestellten Ruhe; aber bald berichtet ein Sergeant, wie Floyd an der Ruhr leide, immer schwächer im Fleisch werde und so stark im Herrn sei. „Sein Vertrauen steht allein in Christo, und sein Verlangen geht darauf hin, bei Ihm zu sein; er läßt den Fels unserer Zuversicht keinen Augenblick los. Ach beten Sie doch, daß Gott, wenn es Sein Wille ist, ihn uns noch länger erhalte!"

Es sollte nicht sein. Bis zum letzten Athemzug ermahnte Floyd

seine Kameraden, sich doch ungetheilt an den Heiland zu halten. Man hörte ihn einmal Wasser! rufen, und brachte ihm welches. „Nicht das, lebendiges Wasser!“ war die Antwort. Auch Wein wurde ihm geboten: „Nein,“ flüsterte er, „Wein des Himmelreichs! Herr, ich warte auf dein Heil.“ Er hatte viel zu leiden, wenn man ihm aber von Besserwerden sagte, sprach er sehr bestimmt: „Hier unten werde ich doch nie besser; Jesus, thy blood and righteousness my beauty are, my glorious dress. O wie ist mein Herr so gut und treu!“ — Am Morgen des 11. Juli (es war ein Sonntag) drückte er dem Sergeant die Hand und sagte: „Mein lieber Ellery, ehe dieser Tag endet, werde ich bei Christo sein, welches viel besser ist.“ Am Abend entschlief er in vollem Gottesfrieden, angestaunt und beneidet von vielen Kameraden, die mit Thränen bekannten: es sei etwas, so sterben zu können. Sein frommer Hauptmann aber, Hebichs „Sohn im Evangelium“, beweinte bitterlich den unersetzlichen Verlust, den er selbst und das Regiment erlitten haben, während sein Herz aus dem Kriegslärm nach den überglücklichen Stunden in der Missionskirche sich zurücksehnte, die ihm einigen Begriff davon beigebracht haben, „wie es im Himmel sein müsse.“

Noch Monate lang weilte dieser Hauptmann F. mit seinen Soldaten in Dharwar, wo ihrer 70 und mehr sich an die Missionskapelle anschlossen: „Wie dankbar bin ich doch,“ schreibt er an Hebich, „nach so vielen Predigten über Kirche, Sacramente und Heilige hier wieder Christum verkündigt zu hören!“

Um Hebich selbst ward es nun ziemlich einsam. Seine Bergschotten waren fort, und „von H. M. 66. kamen nur wenige in die Kapelle“. Ein Musikant dieses Regiments schrieb ihm jedoch später noch nach Europa, wie dankbar er sei, daß Hebich ihm so oft ans Herz gesprochen, obgleich er es damals verachtet habe. Die Freunde aus den höheren Kreisen eilten gerade jetzt in Masse Europa zu; es war, wie wenn plötzlich ein neues Geschlecht Hebich umgäbe, das seiner Dienste nicht bedürfte. Einer der Scheidenden, der sich um Indiens Wohlfahrt in hohen Aemtern redlich gemüht hatte, schrieb ihm noch den Schlußeindruck, den die Revolution auf ihn gemacht hatte: „Die letzten Ereignisse haben mich vollends überzeugt, daß das Evangelium allein diesem Lande wirkliches Heil bringen kann; bleibende Wohlthaten hat Indien nur von der Mission zu erwarten. Der Herr erhalte Sie ihr noch lange!“

Hebich äußerte damals: „Gerade da ich viele Hilfe brauchen könnte, gehen mir die Freunde davon. Aber wenn wir auf den Herrn Jesum sehen, dann lebt und freut sich Alles."

---

27. Letzte Arbeit in Kanara.

Es ist schon erwähnt, wie vielfach Hebich in seinen letzten Jahren auch mit den Gemeinden in Kanara sich zu beschäftigen hatte, wo Krankheiten und andere Veränderungen einen beständigen Nothstand erzeugten, bis 1858 eine namhafte Schaar neuer Arbeiter aus Europa eintreten konnte. Von dieser Thätigkeit muß noch einiges mitgetheilt werden.

Im April 1857 bereiste er alle Gemeinden des Tulu-Landes, da denn die von Udapi ihm am besten gefiel. „Da gibts rechte Leute."*) In anderen waltete zum Theil ein weltlicher Geist, der nach seiner Ansicht vom Katechisten ausgieng, wieder in anderen gährte es durch die Parteisucht der einflußreicheren Glieder; dennoch

---

*) In dieser Gemeinde ereignete sich damals, was 11 Jahre später der greise Evangelist Suwartappa, ein bekehrter Brahmane, bei der Nachricht von Hebichs Heimgang als die lebendigste Erinnerung von seinem Wirken unter ihnen erzählte. So einfach der Vorfall ist, so bezeichnend für den Alten.

„In Udapi habe ich einmal Hebich Kinderlehre halten hören. In derselben wandte er sich an mich mit der Frage: 'Suwartappa, wann brauchen wir die Gnade Gottes?' Darauf gab ich zur Antwort: 'Allezeit, bis wir sterben.' Als ich aber merkte, daß die Antwort Hebich nicht zufrieden stellte, versuchte ich eine bessere zu geben und sagte: 'Allezeit, nicht nur bis wir sterben, sondern in alle Ewigkeit.' Aber auch mit dieser Antwort war Hebich nicht zufrieden; und da ich nicht fassen konnte, warum meine Antwort nicht richtig sein sollte, so schwieg ich. Darauf wandte sich Hebich an meinen Buben (der jetzt Lehrer am Predigerseminar in Mangalur ist) und fragte ihn: 'Christanudscha, wann brauchen wir die Gnade Gottes?' Dieser antwortete: 'Jetzt'; und diese Antwort war recht. Drei-, viermal wiederholte Hebich: 'Ja, jetzt, jetzt brauchen wir die Gnade Gottes, jetzt!' Da mußte ich mich dann sehr schämen vor Hebich und allen Anwesenden, ja vor meinem eigenen Buben, der freilich hernach zu Hause mir gestand, er habe Angst gehabt, und da sei ihm diese Antwort in den Sinn gekommen und er habe sie eben herausgesagt in heller Verlegenheit und Angst. Das 'Jetzt brauchen wir die Gnade Gottes' ist mir aber von da an tief eindrücklich geblieben bis in mein Alter."

war überall unter den Heiden ein Forschungsgeist angeregt, der, wie Hebich hoffte, bei lebendiger Arbeit Austritte zur Folge haben müßte. In Mangalur selbst gelang es ihm, die Schläfrigen gehörig aufzurütteln, so daß er mit 200 Kommunikanten ein fröhliches Abendmahl feiern konnte.

Ein Ereigniß griff ihn hier im Innersten an. Die Hoffnung der Mission concentrirte sich im Katechistenseminar, zu dem auch Hebich seine begabtesten Jünglinge gegeben hatte. Nun war unter ihnen auf einer Vakanzreise im Kurgland die Cholera ausgebrochen und hatte die zwei tüchtigsten Zöglinge weggerafft; andere waren entmuthigt und verlangten in die Heimat zurückzugehen. Er hielt es fürs Beste, am 2. Mai auf Suspendirung der Anstalt anzutragen, da sowohl der Mangel an Lehrkräften als die gesunkene Schülerzahl eine gedeihliche Fortführung im Augenblicke zur Unmöglichkeit zu machen schien. Der Sachverhalt empfahl diese Maaßregel auch den übrigen Brüdern, und da in Kanara selbst gerade jetzt keine jungen Leute für die Aufnahme ins Institut gehörig vorbereitet waren, während Malabar noch einige hatte, ergab sich daraus der Versuch, in Talatscheri mittlerweile die Anstalt mit letzteren fortzuführen. Derselbe ließ sich um so leichter ins Werk setzen, da den Jünglingen damit der Uebergang in ein anderes Sprachgebiet erspart ward. Er hat auch seine Früchte getragen, bis im Jahr 1863 nach weiterem Wachsthum der Kräfte die Vereinigung der beiden getrennten Anstalten zu einem Predigerseminar in Mangalur rathsam erschien.

Eine besondere Freude hatte Hebich an dem immer innigeren Zusammenwachsen seines Gompertz mit der vielgeprüften Mangalurmission. In Krankheiten und Todesfällen war er der stets bereite Pfleger und Tröster der jungen Missionare; keiner so bereit wie er mitzuleiden und mitzubeten, oder lieber den Bruder gleich ins Haus aufzunehmen und Mutterstelle zu vertreten, bis derselbe gekräftigt an Leib und Seele zu seiner Arbeit zurückkehren konnte. Unter den Engländern und Indobriten aber drang seine einfältige Verkündigung des Heils besonders in den Angsttagen der Empörung immer gewaltiger durch, was auf die Missionare ebenso beschämend als erfrischend wirkte. Er schrieb einmal an Hebich: „der Artillerielieutenant M. heißt jetzt schon ein Hebichite, ohne daß er Sie je gesehen hätte. Wenn Ihr Name einigermaßen synonym ist

mit der Schmach des Namens Jesu, so danken Sie dem Herrn dafür! Zwei andere kommen täglich näher; da kann ich denn wohl mit Freuden von Jesu reden, der mich so sehr geliebt hat, fühle mich aber so jung und unerfahren. Wie froh wäre ich, wenn Sie bald wieder hieher kämen. Welch ein gesegnetes Ding ist es doch um das Zeugniß von Jesu; allemal eine Ernte für die eigene Seele. Kommen Sie doch möglichst bald!"

Eine Folge dieser fruchtreichen Thätigkeit war es, daß nun bald ein Ingenieur, bald ein Seeoffizier bei Hebich in Kannanur sich als „Enkel" vorstellen konnten, und daß der Alte von Einzelnen, Weißen wie Braunen, sich halbbesinnend sagen durfte: „der ist etwa Kind oder Kindeskind von mir." Denn Vater und Kinder arbeiteten einander beständig in die Hand, so daß oft, was der Eine begonnen hatte, durch den Andern zur Vollendung kam, und der Antheil, den Jedes am gelungenen Werke hatte, sich nicht mehr näher bestimmen ließ. Wozu auch?

Im December 1857 wurde Hebich wieder eingeladen, anstatt des schwererkrankten Präses in Kanara etliche Monate nach Herzenslust zu schalten und zu walten, da die Brüder alle mit vollstem Vertrauen ihm entgegenkommen und seine Anwesenheit absolut nöthig sei durch die lang fortgesetzte Widerspenstigkeit einer ganzen Gemeinde. Sobald er es möglich machen konnte, riß er sich los, um wenigstens etliche Wochen mit Anstrengung aller Kräfte an dem lange schwärenden Uebel zu heilen.

Aus der Gemeinde Mulki waren zwei Brüder zu Katechisten herangewachsen, die allmählich großen Einfluß auf ihre weitverzweigte Familie und die übrigen Christen gewannen und ihn im Ganzen nach ihrer Erkenntniß zum Guten verwendeten. Allein die leidige Erfahrung, daß auch Missionare in schwere Sündenfälle stürzen können, hatte sie nicht gedemüthigt, sondern im Gegentheil ihnen ein übermäßiges Gefühl von ihrer eigenen Rechtschaffenheit und von der Entbehrlichkeit ausländischer Leiter beigebracht, ein Gefühl, das von dem kränklichen Missionar der Station mit unendlicher Langmuth getragen, sich endlich zur offenen Widersetzlichkeit steigerte. Daraufhin wurden sie entlassen, fuhren aber mit der dem Tulustamme eigenen Hartnäckigkeit fort, ihr Lehrerrecht zu behaupten, was die Lossagung fast der ganzen Gemeinde vom Missionsverband zur

Folge hatte. Sie verstiegen sich zuletzt so weit, jeden, der zu den Weißen gieng, zu excommuniciren.

Hebich erzählt: „Gleich nach meiner Ankunft in Mangalur sandte ich erst meinen Joseph und Sebastian, die Getrennten zu gewinnen; nach etlichen Tagen gieng ich selbst nach Mulki und ließ die Christen zu einer Besprechung zusammenkommen, da sie mich denn lange warten ließen. Ich reichte den Getrennten die Hand, den Rädelsführer allein ausgenommen, der sie mir dreimal geben wollte. Sie brachten aber ein solches Heer von Teufeln mit, daß ich des Qualms halber kaum unter ihnen sein konnte. Darauf wollte ich beten. Sie ließen mich beten und blieben ruhig sitzen, während ich natürlich kniete. Dann giengs los. Ich erzählte ihnen, wie ich aus Liebe zu ihnen käme und wie ihr elender Zustand mir zu Herzen gienge; endlich forderte ich sie auf, einzeln zu reden. Sie hatten sich aber verbunden, nur zusammen zu reden, daher ich ihnen erklären mußte, sie haben so zu sagen mit dem Teufel einen Bund gemacht, zwei Buben nachzulaufen, nachdem sie ihren Seelsorger verlassen haben ꝛc. Sieben Stunden währte die Verhandlung, welche doch die Meisten ziemlich erschütterte.

„Es wurde jetzt nach dem abwesenden N. gesandt, der auf drei Tage verreist sein sollte, nun aber sich einfand. Als er hereintrat, schrie ich ihn weinend an: Du verführst alle diese Leute; mußt du denn dem Herrn nicht Rechenschaft dafür geben? — Dann wandte ich mich an die Versammlung: 'Wer will zur Gemeinde zurückkehren?' — Antwort: Wir sind schon bei der Gemeinde. — Ich: 'Beim Teufel seid Ihr, und wer von Euch jetzt in diesem Zustande stirbt, der fährt in die Hölle. Wer will wieder zur Gemeinde Gottes zurückkehren?' — Die Meisten sagten nach und nach: Ich, ich! — Dann brachten aber die Hauptfeinde ihre Bedenken vor: sie hätten an die Kommittee geschrieben und wollten die Antwort abwarten. Dies drang am Ende durch; keiner trat aus.

„Sie versprachen nun auch mir noch eine gemeinsame Antwort; ich sagte ihnen aber: Eure Gesammtstimme will ich nicht, sondern nur einzelne Stimmen. Was Euch so verderbt hat, ist gerade Euer Zusammenhalten. Wer Lust hat, der breche durch und komme; wer zu Jesu kommen will, muß einzeln kommen. — Darauf hielten sie wieder Tag und Nacht Berathungen, in denen die Worte fielen: Du hast uns verführt! während die Hauptleute in den

Häusern herumgiengen und Vorstellungen machten, wie: 'Die Padres haben gewiß Antwort von der Kommittee, und wollen uns nur jetzt fangen.' Es blieb am Ende dabei, sie wollen noch einmal an die Kommittee schreiben, was den Buben drei weitere Monate Frist gibt. Ich habe also durch die siebenstündige Arbeit nichts erreicht, außer daß ich klar erkannte, wir dürfen sie nicht als Gemeinde, sondern nur Einzelne aufnehmen, also Jeden, der als armer Sünder kommt. Gewiß muß jeder für sich Buße thun, sonst ist dieser Korporationsgeist nicht zu zerstören." —

Nachdem Hebich das Neujahr 1858 in Kannanur gefeiert hatte, eilte er wieder nach Mangalur, wo ihm die angenehme Aufgabe zu Theil wurde, die kaum gelandeten neuen Missionare (17. Januar) der Gemeinde vorzustellen. „Seine Art sich in dieser zu bewegen, ist ähnlich der von Harms, sehr ergreifend und hinreißend in einladender Liebe und erschütterndem Ernst." Er genoß dießmal mit dankbarer Freude das Gefühl, seiner ersten Gemeinde durch treue Handreichung über eine trübe Sichtungszeit hinübergeholfen zu haben, bis ihnen neue Seelsorger zugesandt werden konnten. Seine Freude wurde vermehrt durch zwei Tauftage (24. und 30. Januar), da er vierzehn Erwachsene in die Gemeinde aufnehmen durfte.

In Mulki fand er die Leute im Innersten beunruhigt und erweicht; etliche entschlossen sich, als Bußesuchende vor der Kirchenthüre zu sitzen, andere folgten ihnen allmählich nach, unter dem Bekenntniß, sie haben in großer Gefahr geschwebt, ja seien dem Sterben nahe gewesen; ein Gefühl, zu dessen Vertiefung ein plötzlicher Todesfall das Seine beitrug. Als sodann Ammann (3. März) das ernste Schreiben der Kommittee vorlas, begann Allen das Herz zu brechen; weinend baten sie ab und wurden mit Absolution wieder in die Gemeinde aufgenommen, welcher am 14. März das seit einem vollen Jahre entbehrte heilige Abendmahl zum erstenmal wieder gereicht wurde.

Hebich war dabei nicht mehr zugegen. Doch stattete er (im April) den Gemeinden Kanara's noch einen letzten Besuch ab, auf dem er sie tüchtig schüttelte. Ihm fehlte noch was bei dieser Gnadenheimsuchung; ihren ganzen verzweifelten Schaden, meint er, sehen die wohlmeinenden Leute noch nicht ein, doch freute er sich, die Ordnung überall hergestellt zu sehen und ein trauliches Verhältniß zu den Missionaren vorzufinden.

Am 1. Mai schied er von den letzteren und von seinem Gompertz, den er nicht mehr sehen sollte, und fuhr mit einer Reisladung, die er für den Monsun zum Besten seiner Gemeinde eingekauft hatte, wohlgemuth Kannanur zu. Auf dieser Küstenfahrt überfiel ihn ein solcher Sturm, daß die Bootleute alle in ihn drangen, ihnen Erlaubniß zum Ueberbordwerfen der Reisballen zu geben. Aber das war zu viel gefordert. Er erklärte ihnen, sein Gott, den er beständig anrufe, werde ihnen durchhelfen. Mit Mühe erreichten sie das Vorgebirg Eli, wo sie durchaus nach altem Brauche Kokosnüsse opfern wollten. Er verbot es. Sie heulten und jammerten, fragten auch zuletzt, ob denn sein Gott allein da sei? Kaum hatte er geantwortet: Ja freilich, nur Er ist da; Eure sämmtlichen Götter sind Lüge! als ein gewaltiger Blitz mit schrecklichem Donnerschlag Alle betroffen machte. Die ganze Nacht hindurch schöpften sie nun das Wasser aus, und als er ihnen am Morgen das Evangelium verkündigte, hörten sie, obwohl Muhammedaner, ihm mit aller Achtung zu.

---

28. Das letzte Jahr.

So vieles auch unterlassen werden mußte, um für Kanara die nöthige Zeit heraus zuschlagen, das eine Opfer, seine Heidenfeste unbesucht zu lassen, wäre für Hebich unerschwinglich gewesen. So erscholl denn auch in dieser stürmischen Zeit (Februar 1858) seine Weckstimme noch einmal in den Wäldern von Payawur, wo die Festgäste sich insgesammt über sein Erscheinen wunderten, meinend, die Regierung müsse doch um der Rebellion willen alle Beunruhigung der Heiden verboten haben. Auch in Taliparambu (März) betrieb er die Predigt mit unverminderter Kraft und Freudigkeit, und fand die Haufen sogar ruhiger und geneigter zum Hören, als in friedlicheren Tagen. Er bemerkt: „Dieß ist nun das fünfzehnte Mal, daß wir unter diesem Volke standen, um die Macht des Fürsten der Finsterniß durch das Wort der Wahrheit zu durchbrechen. Wir haben ihnen um die Wette den Heiland angepriesen; o daß sie zu Ihm kämen, so lange es noch heute heißt.“ Es war das letztemal, und wir könnten uns versucht fühlen, eine längere Beschreibung dieser Festpredigt zu geben, deren Verlauf glücklicher Weise einen

jungen Theilnehmer zu einer begeisterten Schilderung veranlaßt hat, wenn diese nicht im Miss. Mag. (1860. S. 125 ff.) bereits eine Stelle gefunden hätte.

Eben diesen jungen Mitarbeiter, seinen J. Strobel, sollte Hebich jetzt verlieren, nachdem sich derselbe mit Freuden vom Lebensstrom in Kannanur hatte ergreifen und mitfortreißen lassen. Palghat war endlich zu einer vollen Missionsstation erhoben worden, und Strobel hatte ihre Führung zu übernehmen. Also mußte Hebich ihn abziehen lassen, so schwer es ihm fiel, mit Müller allein den vielen Aufgaben, die Kannanur nun darbot, gerecht zu werden; er trat ihm noch seinen Paul ab, wogegen Obrien, sobald die neuen Einrichtungen getroffen wären, nach Kannanur zurückkehren sollte. Am 10. Mai entließ er sie mit herzlichem Gebete.

Er schreibt bei dieser Gelegenheit: „Es ist wahr, daß ich in der letzten Zeit, an Kannanur und Mangalur gebunden, Palghat vernachlässigt habe. Je älter ich werde, desto mehr scheine ich mir ein besonders privilegirter Mann. Die verehrte Kommittee gibt mirs zur Rechten und zur Linken, und meine Brüder haben doch auch eine besondere Freude daran, wenn sie mir eines auswischen können; allein beides ist wohl besser als Lob. Der Herr erbarme sich meiner! Meine Palghat-Arbeit ist also vollendet, nachdem doch viel herrlichen Samens gesäet worden ist, der aufgehen und Früchte tragen wird."

Hebich war nun sehr angespannt; daher bat er dringend um Verstärkung der eigenen Station, besonders um der englischen Schulen willen, die, wenn nicht von der Gesellschaft unterhalten, zu Boden fallen müßten. „Ich habe mich bisher hart durchgeschlagen, um diese hoffnungsvollen Schulen zu erretten. Namentlich brauchte auch Taliparambu einen guten englischen Meister, und ich muß mich anklagen, dieß gar zu lange versäumt zu haben; denn welche prächtige Jungens laufen dem dortigen Lehrer zu!" Er spielte damit auf einen Portugiesen an, welcher als Leiter einer englischen Schule vom eingebornen Richter in Taliparambu angestellt, mit den dortigen Katechisten in näheren Verkehr getreten war, und allmählich Gottes Wort so lieb gewonnen hatte, daß er mit den Seinigen von der römischen Kirche austrat. Hebichs eigene Schule in Taliparambu leerte sich gerade durch einen plötzlichen Schrecken, den die

Bekehrung eines Briefträgers verursachte. Dieser wurde am 26. September mit neun andern Erwachsenen getauft.

Doch nahte nun das Ende seines Wirkens in Kannanur. Nach langem Hin- und Herdenken schrieb er (September): „Durch die Palghat-Reisen und durch das 39. N. J. Regiment wurde ich häufig veranlaßt, meine Predigtreisen nach Osten auszudehnen; die Einladungen waren so befriedigend und der Arbeiten an den einzelnen Orten so viele, daß Niemand was einzuwenden hatte, obgleich ich oft selbst fühlen mußte: Du bleibst zu lange von deiner Station weg. Doch waren sie mir auch doppelt lieb, weil sie wirklich mehr Nutzen brachten und meine Amtsbrüder dadurch Gelegenheit erhielten, sich mit allen Arbeiten der Station bekannt zu machen.

„Jetzt aber kommt die Anfrage an mich, ob ich eine Einladung, in Bangalur und Madras zu predigen, annehme (24. Juni). Ich fürchtete mich, aus mir selbst etwas zu thun, jedoch die Aufforderungen mehrten sich und die Malabar-Brüder stimmen zu. Es ist das unzweifelhaft was Neues; in Hauptstädten wie Madras und vollends Calcutta kommt man nicht so schnell weg, da sollte ich freie Hand haben. Meine Arbeit hier fahren zu lassen, kommt mich aber schwer an; also meine ich, das wünschenswertheste wäre, einen Versuch zu machen, so daß mir der Rücktritt auf meinen alten Posten offen stünde. Nachdem ich seit 20 Monaten von aller Arbeit unter den Engländern weggenöthigt worden bin, fühle ich mich geneigt, dem Ruf in dieser Weise zu folgen. Und das:

1. Weil der Wirkungskreis unstreitig größer scheint;
2. Ich bereits alle öffentlichen Aemter abgegeben habe;
3. Die Kannanur Stationsangelegenheiten geordnet sind und Müllers Gesundheit sich neu befestigt hat;
4. Ich in Mangalur (wo ich angefragt habe) nicht mehr nöthig bin;
5. Müller bereit ist, mich ziehen zu lassen, falls ihm Hanhart beigegeben wird;
6. Eine Luftveränderung im 56. Lebensjahre nach 24jähriger Arbeit mir gut thun mag. Endlich
7. Hat mich der Herr durch ungewöhnlich harte Dinge geführt, die mir solche Reisen unmöglich machten. Nun diese Schwierigkeiten in Gnaden abgewendet sind, fühle ich mich bereit, dem Rufe zu folgen."

Ehe diese Anfrage nach Basel kam, gelangte von dorther die

Aufforderung an ihn, die Stationsgeschäfte abzugeben und einmal alle Gebiete der Mission, vorerst den Südmahratta-Distrikt der Länge und Breite nach als Reiseprediger zu durchziehen und dort seine Gabe der Belebung zu üben. Ein späterer Bescheid ermächtigte ihn, nach eigenem Ermessen die Reihenfolge der zu besuchenden Orte zu bestimmen.

Nun hatte er die gewünschte Freiheit, und doch hielt ihn Kannanur mit tausend Banden fest. Wir schweigen davon, daß die liebsten seiner schwarzen Kinder ihn fragten: ob er denn nicht seinem Entschluß treu bleiben wolle, in ihrer Mitte zu leben und zu sterben? Es blieb doch noch gar vieles zu ordnen übrig. Gerade jetzt sandte ihm Gompertz, der nun (November) mit seinem Regiment Mangalur verlassen sollte, ein Häuflein Soldaten zu, die er um sich gesammelt und beim Abschied ermahnt hatte, was man ihnen auch einreden möge, doch zu Hebich zu gehen, und sollten sie es blos um seinetwillen thun. An Hebich schrieb er, so nette Leute wie diese habe er noch selten getroffen; der Papa werde sich ihrer doch väterlich annehmen? Nun war wenigstens Obrien zur Hand, der sich mit Lust der Arbeit unter den europäischen Soldaten widmete.

Für die schwarze Gemeinde blieb aber auch noch gar vieles zu thun übrig. So mußte in Tschowwa noch immer gebaut werden, unter anderem ein Betsaal, für den höchstens 900 Rup. bewilligt waren, während derselbe 2300 kostete. Und dann machte sich überall eine solche Vertheurung der Lebensmittel bemerklich, daß einem Vater, wie Hebich war, daß Herz brechen mußte, wenn er hörte, wie seine Leute vom altgewöhnten Taglohn (2 anna = 9 kr.) leben mußten, während der Reis doppelt so theuer geworden war. Die Samstage brachte er, wie einst in Tayi, so jetzt regelmäßig in Tschowwa zu, um die Gemeinde geistlich zu berathen; dabei gieng es aber nie so ausschließlich geistlich zu, daß Hebich nicht auch ein gutes Theil der zeitlichen Sorgen hätte mitzutragen bekommen.

Die Kommittee war indeß in Erwägung aller Umstände zu dem Entschluß gekommen, jedes Geldgeschäft den Missionaren abzunehmen und Laien als Oekonomieverwalter für den Erwerb und Betrieb von Gütern und Werkstätten zu bestellen, die sofort darauf hin arbeiten sollten, die Gemeindeglieder möglichst bald zur Selbständigkeit heranzuziehen, während die ordinirten Missionare von aller Sorge fürs zeitliche Durchkommen ihrer Pflegbefohlenen ent-

bunden würden. Die Berathungen auf der Generalconferenz in Mangalur (18—26. Januar 1859) berührten Hebich in eigenthümlicher Weise, sofern er es zu fühlen bekam, daß die Mission in ein neues Stadium eintrete, in welches, so berechtigt und nothwendig es war, seine eigene patriarchalische Thätigkeit kaum mehr passen würde. Mit gemischten Empfindungen begrüßte er daher den Laienbruder, Kaufmann Schlunk, der den Uebergang der Kannanur-Station in diese neue Zeit durchzuführen bestellt war, und legte ihm beweglich ans Herz, mit den bisher etwas verwöhnten Gemeindegliedern doch barmherzig zu fahren.

Eine andere Sorge bewegte ihn um dieselbe Zeit. Nach der Beendigung der Rebellion war die ostindische Kompagnie beseitigt und die Herrschaft der Königin (1. November) durch eine Proklamation angekündigt worden, welche dem Volke eine neue Aera des Friedens und der Ordnung verhieß. Sie war aber theils ungenau übersetzt, theils vielfach mißverstanden worden, als ob nämlich die Königin für ihre Person die Segnungen des Christenthums wohl hochschätze, dieselben aber ihren indischen Unterthanen nicht aufdringen lassen wolle, was ja — nach der Deutung der Missionsfeinde — wohl bedeuten konnte: man habe dem Volke bisher mit dem Evangelium allzuhart zugesetzt, in Zukunft solle nicht mehr missionirt werden dürfen. Hebich bangte um seine Heidenfestpredigt und machte sich darum nach Kalikut auf den Weg, um von dem wohlgesinnten Collector die Zusage zu erhalten, daß für die Erhaltung der Ordnung in Payawur und Taliparambu wie früher so auch dießmal gesorgt werden solle. Es gelang nach Wunsche; der Befehl an den Amtmann wurde ausgefertigt. Indessen bereiste ein ungläubiger Unterbeamter den Norden des Distrikts und verstritt sich bei dieser Gelegenheit auch mit dem Katechisten in Taliparambu zu Gunsten des Heidenthums. Zurückgekehrt gab er einen amtlichen Bericht ein, welcher die Stimmung des Volkes als so ungünstig schilderte, daß befürchtet werden müsse, wenn Hebich die Feste besuchen würde, werde ein Friedensbruch nicht ausbleiben. Gebunden durch diese officielle Anzeige eröffnete der Oberbeamte (3. Februar) dem Missionar in einem amtlichen Schreiben, derselbe habe sich dießmal des Festbesuches zu enthalten.

Hebich schreibt darüber einem englischen Freunde: „Die Proklamation der Königin hat den Leuten kuriose Ideen in den Kopf

gesetzt. Ich that mein Bestes, um wieder auf meine Feste in Payawur und Taliparambu zu gehen, reiste darum selbst nach Kalikut, und brachte mit Collector G. scheinbar alles in Richtigkeit. Wie ich aber Nachts auf dem Fluß im Boot zurückkehrte, befiel mich — zum erstenmal in meinem Leben — das Fieber, und siehe da — nach allem wurde mir verboten, dießmal mit meinen lieben Leuten Jesum unter den Tausenden zu verkündigen. Dieß brach mir das Herz."

Der Katechist in Taliparambu berichtete vom dortigen Feste: „Wir gehen jeden Morgen, das Wort zu verkündigen, zwar nicht auf dem Marktplatz, aber auf den Straßen. Einige Schlauköpfe behaupteten, die Proklamation verbiete uns die Predigt, worauf ich erwiederte, das sei nicht der Fall, die Königin erlaube einem jeden ihrer Unterthanen, ungestört seines Glaubens zu leben; zu unserem Glauben aber gehöre, daß wir aller Welt das Evangelium verkündigen. Sie meinten dann, der beste Beweis, daß ihre Ansicht die richtige sei, liege in dem Umstand, daß der Padre weder in Payawur noch hier sich eingefunden habe; ich entgegnete, Sie seien dießmal krank, das Volk werde aber noch sehen, daß unsere Arbeit ihren ungestörten Fortgang habe. Uebrigens weiß man auf dem Amt, daß Herr N. sich gegen die Gewährung Ihrer Bitte erklärt hat. Doch hören uns Tausende in großer Ruhe an."

Es hatte seine Richtigkeit mit der Krankheit. Was erst eine bloße Erkältung schien, die auf angestrengte Bewegung in der Sonnenhitze folgte, erwies sich als der Anfang eines tieferen Leidens. Hebich erzählt: „Ich kam irgendwie nicht wieder ins alte Geleise und mußte nun ernstlich an eine Erholungsreise denken, ja ich sehnte mich nicht wenig nach der ewigen Ruhe."

Doch raffte er sich noch zu einigen Dienstleistungen auf, die seine Arbeit in Kannanur abschließen sollten. Am 20. Februar traute er seinen Bruder Strobel mit der eben gelandeten Braut; dann taufte er (13. März) noch eine Familie aus dem einst so feindlichen Tscherukunnu. „Besonders aber war der 19. März," schreibt Schlunk, „einer der großen Tage, die Hebich so prächtig zu arrangiren verstand. Die Tschowwa-Kapelle, die ihm so viel Mühe gemacht hatte, sollte eingeweiht werden; von englischen Freunden waren nur zwei gegenwärtig. Hebich las den 118. Psalm und erinnerte an die schwere Zeit vor zwei Jahren, da die Flüchtlinge zuerst hier sich

eingefunden, und durch welche Gnadenführungen es nun so weit gekommen, daß die Kolonie in schönen gesunden Wohnungen, mit einer stattlichen Kapelle in der Mitte, untergebracht sei: da können sie nun ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Aber so weh es ihm thue, müsse er doch auch ihre Sünden und manchfache Undankbarkeit rügen, durch die sie Gottes Gerichte schon herausgefordert haben. Er habe an seinen Samstagen doch schon über manche von ihnen zu seufzen gehabt; möge Seine Güte sie nun zur Buße leiten, damit die neue Zeit, in die sie jetzt eintreten, sie auch für neue Prüfungen gerüstet finde. Müller, Hanhart und drei Katechisten folgten mit längeren Reden, so daß sich die Feier zu einem lieblichen Missionsfest im Heidenland gestaltete."

Die heiße Jahreszeit war nun da; Hebich mußte eilen, um auf den blauen Bergen Erholung zu suchen. Mit fast versagender Stimme verabschiedete er sich von den weinenden Gemeindegliedern, von denen manche bereits ahnten, daß sie ihn nicht mehr sehen würden, während er sie mit dem letzten Händedruck seiner Hoffnung versicherte, der Herr werde sie gewiß noch einmal zusammenführen. Es waren ihrer 243 schwarze Kommunikanten, 40 vom Abendmahl suspendirte Erwachsene und 139 Kinder. Die Gemeinde trat mit seinem Abschied in ein schweres Uebergangsstadium ein, daher nach eilf Jahren ihre Gesammtzahl sich nicht vermehrt hat (sie betrug am 1. Januar 1870 430 Seelen).

„Am 23. März 1859 trat ich mit meinem l. Joseph die Reise nach den Bergen an, die ich über Kalikut und Malapuram am 1. April erreichte. Vor einem Vierteljahrhundert, am 23. März 1834, hatte ich Basel verlassen, um nach Indien zu gehen. Hallelujah!"

Missions-Zeitung.

Im Juni haben die Sandwich-Insulaner ein merkwürdiges Jubiläum gefeiert. Fünfzig Jahre waren verflossen, seit (4. April 1820) die ersten Missionare im Hafen von Kailua gelandet und unter einem, seiner Götter müden Volke das Evangelium zu verkündigen angefangen

hatten, und wie große Wechsel waren seither über die Inselgruppe ergangen! In der großen Kirche von Honolulu legte das Pfr. Kuaea wohl 3000 Zuhörern ans Herz, er selbst nicht blos wie so viele Hawaiier ein geborner Redner, sondern durch umfassende Bildung das sprechendste Zeugniß des durchgreifenden Umschwungs, welchen er als das Ergebniß einer halbhundertjährigen Missionsarbeit auf jenen Inseln seiner Gemeinde zu schildern bemüht war. Von den ersten Missionsfamilien lebt nur noch ein Glied, die Wittwe Thurston, welche eines Abends in derselben Kirche ihre Erlebnisse seit der Landung erzählte, und zur Erläuterung eine Anzahl roher Götzenbilder, den meisten gegenwärtigen Bewohner der Insel gar fremdartige Artikel, mit auf die Rednerbühne gebracht hatte. Das Hauptfest fiel auf den Mittwoch, da nicht nur die Regierungsbehörden und Parlamentsglieder sich der Procession anschlossen, sondern auch der König sammt der verwittweten Königin Emma dem Gottesdienste anwohnte. Die Ansprache des amerikanischen Gesandten drückte unter anderem seine feste Ueberzeugung aus, daß ohne die Dienste, welche seine Landsleute, die Missionare, dem Inselvolk gewidmet haben, dasselbe längst von der Erde verschwunden wäre.

Der Aufstand in Tientsin.

Ueber die mehrfache Erbitterung der Chinesen gegen die Fremden konnte schon längerher kein Zweifel obwalten, dennoch war ihr Ausbruch in Tientsin (S. 347) für die meisten Europäer ein unerwarteter Schlag. Schon drei Wochen lang hatte dort große Aufregung unter dem Pöbel geherrscht; mit Aerger schaute er das Kreuz und den hohen Thurm der Kathedrale im Mittelpunkt der Stadt, wo drei Ströme zusammenlaufen. Aufläufe vor derselben und vor dem nahen französischen Konsulat, das früher ein Regierungsgebäude gewesen war, sowie vor dem Spital der barmherzigen Schwestern fanden fast täglich statt. Unheimliche Gestalten traten auch oft in die protestantischen Kapellen; man fragte die eingebornen Christen: „Betet und singt ihr denn immer noch? Wisset ihr nicht, daß man euch tödten wird?“ Alle Welt redete von den Arzneien, die man aus Augen und Herzen todter Chinesen bereite; die ungesunde Jahreszeit hatte viele Findelkinder und aufgekaufte Zöglinge der Schwestern weggerafft: ihre Särge wurden ausgegraben und die Leichen untersucht. Die Konsuln suchten von den Behörden beruhigende Proklamationen zu erzielen. Der Stadtpräfekt that das Gegentheil, er verkündigte, schon habe er zwei Kinderräuber

enthaupten lassen und werde alle aufgegriffenen, zu deren Einfangen er auffordere, ebenso strafen; er fühle tief mit dem Volk und dessen gerechter Entrüstung. Der Handelsinspektor Tschunghau galt für einen Freund der Fremden; aber auch er that keinen Schritt zur Beruhigung des Volks. Am 21. Juni nun soll der französische Konsul Fontanier sich zu Tschunghau aufs Amthaus begeben und die Zerstreuung des Pöbels gefordert, dann aber auf den Mandarinen geschossen haben, wahrscheinlich nachdem er selbst von einem Soldaten ins Bein gestochen worden war. Augenblicklich wurde Fontanier sammt seinen Begleitern in Stücke gehauen; der laute Ton der Gongs gab das Zeichen, die Kathedrale in Brand zu stecken, und sofort wurden alle Franzosen, auch drei Russen, die für solche galten, ermordet. Im Spital wurden nicht nur die 7—9 barmherzigen Schwestern Opfer der Volkswuth, auch 30 chinesische Kinder ihrer Schule erstickten in einem Gewölbe, darin sie Zuflucht gesucht hatten. Noch andere chinesische Christen (40—50) wurden umgebracht, vielleicht auch drei Protestanten, die spurlos verschwunden sind. Andere chinesische Christen der englischen und amerikanischen Missionen wurden beraubt und eingekerkert, die Missionskapellen zerstört oder wenigstens gründlich ausgeleert. Wohl 48 Stunden lang wurde auf die Christen Jagd gemacht; doch erfreuten sich die Protestanten im Ganzen milderer Behandlung, nicht ohne daß auch etliche im Kerker gefoltert worden wären, ehe sie endlich losgegeben wurden. Die Militz und die Feuerwehr der Stadt scheinen an allen diesen Greuelthaten sich in erster Linie betheiligt zu haben.

Gestraft war noch am 20. August kein Chinese. Erst vom Ende September verlautet, daß zwei Mandarinen transportirt, 15 Hauptschuldige geköpft worden seien. Mit der von Burlingame begünstigten Politik des Vertrauens ist es übrigens vor der Hand völlig zu Ende. In Nanking wurde nämlich der Vicekönig von einem Studenten ermordet, weil er einen Volksaufstand gegen die Fremden entschieden niederhielt; und in Peking werden viele Tausende von Fächern mit Abbildungen des Blutbades vom 21. Juni verkauft und alle Truppen im Gebrauch der englischen (Enfield-) Büchsen geübt. Erfreulich aber ist einmal die Festigkeit, welche die chinesischen Bekehrten in diesen Angstzeiten bewiesen, und die Freudigkeit, mit welcher Erwachsene noch immer um die Taufe bitten, trotz aller Drohungen der Feinde und der unverhehlten Ungunst ihrer Regierung.

„Joh. 17, 3. Samuel Hebich.“

Lith. Anst. v. W. Mengis, Stuttgart

Hebichs letzte Zeit.

1. Abschied von Indien.

Noch einen Sommer arbeitete Hebich auf den blauen Bergen, wo ihn diesmal ein neues Gottesgeschenk erfreute, indem seit einem Jahre die lang erharrte Bekehrung von Badagas ihren Anfang genommen hatte. Mit Herzenslust bewegte er sich unter den Neugetauften und Angefaßten; doch seine meiste Zeit verwendete er auf die englisch sprechende Bevölkerung von Ottakamand. Mörike schreibt einmal: „Morgens geht er aus und sucht Europäer und Mischlinge in ihren Häusern auf, da bringt er wohl drei bis vier Stunden in einer Familie zu, in welcher Zeit es oft zu einer Entscheidung zum Leben oder zum Tode kommt. Abends predigt er in der für seinen Gebrauch hauptsächlich erbauten Zionskapelle, am Sonntag auch Morgens, und die Zahl seiner Zuhörer wird fast täglich größer. Obwohl geschwächt im Leibe, ist er im Geiste so frisch und kräftig als je. Wir freuen uns mit vielen über seinen segensreichen Dienst; der Bischof wie der Kaplan wünschen ihm Gottes Segen."

Der letztere war der alte Freund Lugard, dessen weites Herz Hebich seit zwanzig Jahren genau bekannt war. Aus Rücksicht auf ihn setzte er seine Predigten aus, so oft Lugard einen Abendgottesdienst hielt, und gieng selbst ihn zu hören. Was er einem Obersten, der aus dem Feldzug gegen die Rebellen zurückkehrte, über sein Thun und Treiben schreibt, ist fast der einzige Bericht aus dieser Zeit:

„29. Juli 1859. Eben fragte ich, wo Sie wohl zu finden wären, und da kommt Ihr Brief aus Dschabalpur. Gepriesen sei der Herr, der Sie in allen Gefahren behütet und jetzt wieder an

einen sichern Ort, in gesunde Gegend, und vor Allem unter Kinder Gottes gebracht hat. Wir alle, auch das junge Volk und die Gemeinde, haben viel für Sie gebetet; wüßten sie, daß ich schreibe, sie würden alle auch Grüße aufgeben. Ein Fieber und der Schmerz, von den Heidenfesten abgehalten zu werden, nachdem alles schon im Reinen schien, hatten mich sehr heruntergebracht. Dann hatte ich auch seit Ihrem Abmarsch ungewöhnlich schwere Arbeit unter den Schwarzen in Kannanur und Mangalur, so daß ich alles Reisen unter die Weißen aufstecken mußte. Jetzt hieltens meine Brüder fürs Beste, daß ich hieher gehe, und seit dem 1. April treibe ich mich in Ooty um. Der l. Joseph reiste mit mir, aber sein Gesundheitszustand nöthigte mich im Mai, ihn wieder nach Kannanur zu schicken, wo er nun Gott sei Dank sich besser befindet. Ich predige sechs Mal in der Woche, und vierzehntäglich am Donnerstag feiern wir das heilige Abendmahl zu Fünfundzwanzig bis Vierzig, alles in der netten Zionskapelle. Einige Seelen scheinen gewonnen, darunter einer Ihrer alten Kameraden, Hauptmann G. und seine Gattin, in deren Hause ich dies schreibe.

„Als ich heraufkam, machten mir Leber und Galle viel zu schaffen, war oft seekrank, wurde immer dünner; jetzt gehts besser. Doch will ich noch etwa zwei Monate hier bleiben, ehe ich ins Oberland reise, wo ich Br. L. ordiniren soll; das bringt mich dann wohl auch zu Gompertz nach Harihar.

„Ihre Liebesgaben waren und sind sehr willkommen. Ich schrieb ja im letzten Jahr über meine Schuldennoth, die mir aber der Herr wunderbar abnahm; doch auch in diesem Jahr gerieth ich wieder in große Bedrängniß, welche mir um so mehr aufliegt, da ich nicht in Kannanur sein kann. Ich baute nämlich eine Kapelle in Tschowwa, und etliche Häuslein für die eingebornen Brüder. Und nun sind der Reis, der Gram ꝛc., die ich einst für 1½ Rupies bekam, bis auf 4 Rupies gestiegen, während Familienväter noch ihren alten Taglohn (⅛ Rup.) erhalten. Damit läßt sich einmal nicht leben; und dann brauchen sie doch auch Kleider. Das nöthigte mich, vor der Regenzeit einen Vorrath einzuthun, was ich auch durch Gottes Gnade bewerkstelligte; doch muß ich noch 1000 Rupies zusammenbringen, damit die Jahresrechnung (am 31. October) abgeschlossen werden kann. Daraus können Sie sehen, wie froh ich an Ihrer Gabe war. Gott sei gelobt! Wenn aber diese meine Schuld berei-

nigt ist, hoffe ich nie mehr in solche Klemme zu gerathen, da meine Arbeit jetzt eine andere geworden. Immerhin wird etwas Unterstützung von Zeit zu Zeit sehr angebracht bleiben, da ich für meine lieben Leute Vorsorge treffen muß; denn was die Kommittee gibt, reicht einmal nicht aus.

„Jetzt stehen doch an vierzig Hütten in Tschowwa, und oben die Kapelle; unter Gottes Segen wirds da noch ein rechtes Wesen geben. Auch in Kannanur ist durch neue Weberhäuser und dgl. die Umgegend des Missionshofs sehr verändert worden, seit Sie uns zuletzt besucht haben; die Gemeinde zählt an 500 Seelen, und würde Ihr Herz erfreuen durch den stattlichen Anblick am Sonntag und den volltönenden Gesang.

„Und nun behüte Sie Gott und setze Sie zum Segen. Nachdem Er so Großes für Sie gethan, werden Sie doch immer vorsichtiger, wachsamer, gebetreicher, dem alten Menschen aufsäßiger sein, besonders aber voller an Glauben und Vertrauen zu Jesus, der allein der rechte Mann ist, für uns von Gott bestellt! Denken Sie nur, Oberst O. vor drei Jahren hier durch mich bekehrt, fiel in B. in die schreckliche (Mormonen-)Ketzerei; ich schrieb ihm nach S. und warnte ihn treulich, daß dieser Weg zur Hölle führe. O sprechen Sie Ihm doch ans Herz! Er ist eine gute Seele, aber leicht verleitet, und liegt mir sehr an. Ich arbeite eben an seiner Frau, die hier wohnt. Nicht wahr, Sie gehen zu ihm und stellen ihm Jesus vor Augen, bringen ihn von diesen Irrwegen ab, nehmen seine Bücher weg und verbrennen sie. Sie müssen mich von ihm hören lassen, auch wie Sie sich unter einander erbauen."

Während Hebich so auf den Bergstationen arbeitete, fröhlich über die freiere Stellung, die ihm geworden, und doch stets noch bemüht, seinen schwarzen Christen ihre Existenz zu erleichtern, freilich nicht immer in der fürs Ganze zuträglichsten Weise, wurde der befreundete Arzt täglich zweifelhafter über seine Aussichten auf längere Wirksamkeit im indischen Klima. Nachdem er ihm zuerst mitgetheilt hatte, von einer Rückkehr nach der westlichen Küste könne kaum mehr die Rede sein, mußte er ihm (29. August) erklären, der Zustand seiner Leber erfordere eine Heimreise, und zwar rathe er ihm noch vor dem Winter in Europa zu landen, sonst könne ein Schlag plötzlich seinem Leben ein Ende machen.

So schwer ihm die Trennung wurde, entschied er sich doch für

augenblickliche Befolgung des Raths. Fast noch am gleichen Tage begann er die Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Er schrieb seinen Entschluß an Müller: „Die Verantwortlichkeit der Station liegt jetzt auf dir; der Herr gebe dir aus Gnaden die nöthigen Kräfte dafür zu seiner Ehre und zu seinem großen Preis!“ — Der Gemeinde kündigte er an, der Herr Jesus habe es für gut befunden, ihn nach Europa zu senden, er hoffe, nur auf kurze Zeit. „Ihr erinnert Euch wohl meiner Arbeit unter Euch, und Ihr Lieben in Tschowwa besonders wißt, wie viel Mühe mir Euer leiblicher Unterhalt verursacht hat, jetzt aber ist meine Gesundheit zusammengebrochen. O sehet zu, daß Ihr dem Herrn lebet und seinen Knechten, die an Euch arbeiten, Freude bereitet. Der Herr wird Euch nie verlassen, hoffet auf Ihn und verlasset Ihn niemals. Seid versichert, ich trage Euch alle auf meinem Herzen. Bedenkt, welche saure Arbeit ihr den Herrn Jesu gekostet habt, werdet also doch sein völliges Eigenthum; hat Er euch ja mit seinem Blut erkauft. Betet für mich. Der Herr segne Euch mit seinen ewigen Segen und setze Euch zum Segen. Amen.“ Ein besonders herzlicher Brief gieng noch an die Katechisten ab.

Den schwarzen Brüdern war die Nachricht ein Donnerschlag; nur schwer konnten sie sich an den Gedanken gewöhnen, hinfort ohne den siegesmuthigen Anführer und väterlich besorgten Tröster den befohlenen Lauf fortzusetzen. Vornehmlich war dies in Kannanur der Fall; aber auf allen Stationen hatte der Einfluß seiner Persönlichkeit sich so ausgebreitet und festgesetzt, daß sein Weggang den Eindruck machte, als sei die gesammte Mission mit ihm des besten Halts verlustig geworden. Selbst viele Heiden vermißten ihn mehr als sie recht ausdrücken konnten; die Götzenfeste insbesondere schienen ihnen gar nicht mehr so unterhaltend, seit der Bartherr sie nicht mehr besuchte, und das mildere Auftreten seiner Nachfolger wollte ihnen für die Augen- und Wortblitze des „großen Sahebs“ keinen rechten Ersatz bieten.

Ein neuer Kirchenhistoriker hat sich das Urtheil über Hebichs Wirksamkeit leicht gemacht, indem er zu dem Schlusse kam, derselbe habe sich mit dem Fluch der Lächerlichkeit bedeckt, womit jede Nothwendigkeit für das Verweilen bei einer so geringfügigen Person wegfiel. Gesetzt auch, dies Urtheil gälte in seinem vollen Umfang für die hochgebildete Welt der abendländischen Christenheit, den Hindus,

und zwar nicht blos den Angehörigen der niedrigen Klassen, sondern auch den Unterrichteten und Hochgestellten, war er ein höchst bedeutsames Zeichen geworden, eine Mahnstimme, welche ihnen geradezu Alles vorhielt, was ihnen mangelt: Mannhaftigkeit des Glaubens, Entschiedenheit des Willens, Unbekümmertheit um Menschenlob oder -Tadel, beharrlicher Fortschritt auf dem einmal erwählten Wege, heldenmüthige Kampfbereitheit auch zur schlimmsten Stunde, fröhliche Siegeszuversicht selbst im scheinbaren Unterliegen. Mit dem feinen Sinn für alles Ungewöhnliche, Groteske oder Lächerliche, der auch die Indier auszeichnet, daher es ihnen gelegentlich viel Spaß machte, Hebich nachzuahmen oder zu carrikiren, verbindet sich bei ihnen doch ein scharfes Auge für jede wirkliche Kraft, und der unwillkührliche Drang, einer solchen zu huldigen. So hat sich denn in vielen Herzen Hebichs Bild tief eingegraben; allerhand Anekdoten, auch Mythen woben sich um verschiedene Erlebnisse, und Christen wie Heiden mochten manchmal seinen Reden und Thaten eine Bedeutung beimessen, an die er nicht gedacht hatte. Einmal begab es sich, daß er einen unartigen Katechistenzögling züchtigen wollte. Dieser aber wehrte sich, indem er zwischen den Beinen des Missionars durchzurennen suchte, ungeschreckt durch den Warnruf: Böser Bube, das bringt dir Fluch! Der Junge verließ die Anstalt und kehrte in seine Heimat, Hubli, zurück; Jahre vergiengen, aber im Stillen behielt er den unheimlichen Eindruck, Hebichs Fluch ruhe noch auf ihm. Er starb am Ende plötzlich durch die ungeschickte Entladung eines Gewehrs. Konnte Hebich in solcher Weise manchem Halbchristen blos als eine alttestamentliche Heldengestalt oder gar als ein altindischer Rischi, dessen Segen und Fluch gleich unabwendbar treffen, sich ins Herz eindrücken, so trugen die Edleren ein unauslöschliches Bild von seiner glühenden Liebe zum Heiland und zu den Brüdern mit sich herum, wie es in irgend einer besonderen Weihestunde sich ihnen geoffenbart und mit Flammenschrift eingeprägt hatte.

Aber nicht minder tief war der Eindruck, den Hebich bei den europäischen Hörern seines Worts zurückließ. Ein indisches Blatt schreibt (Miss. Mag. 1860, S. 149): „Wir haben unzählige Anekdoten vernommen über das Erstaunen, die Verwirrung und Aufregung, welche seine bolzgeraden Fragen bei Personen hervorriefen, mit denen er das erste Mal zusammentraf; und in wie vielen Fällen

haben sich jene Anwandlungen in die aufrichtigste Dankbarkeit und Liebe verwandelt, wenn dieselben Personen sich als seine Schuldner erkannten, welche die ersten Anfänge ihres Glaubenslebens der schonungslosen Freundlichkeit dieses Knechtes Gottes verdanken. Wir haben von Europäern gehört, welche ihrer Dienerschaft aufs schärfste befahlen, ihn nicht einzulassen, und der Befehl wurde nicht befolgt, so fest stand sein Entschluß, ihnen wohlzuthun; und dieselben Herrschaften haben es zuletzt für einen hohen Genuß gehalten, den Missionar in ihren Häusern zu haben und seinen Lehren zuzuhören. Wir haben von Andern vernommen, welche ihr Aeußerstes thaten, ihn durch Grobheiten zu entfernen, und haben sie später Gott preisen hören für die Gnade, die er seinem Knechte gegeben hat." Wie weit sich bei dem Wanderleben der Angloindier sein Einfluß erstreckte, und wie fruchtbar derselbe für die besten Interessen der Eingebornen gemacht wurde, läßt sich nicht leicht berechnen. Ein älterer Kaplan, den Hebich selbst als Puseyit betrachtete, hat einmal die Aeußerung gethan: „Ich glaube, daß dieser eine Deutsche für das Beste der Briten in Indien mehr gethan hat, als ein Duzend der Tüchtigsten von uns Kaplanen." Und als die Nachricht von seinem Heimgang Indien erreichte, sprach sich eine dortige Zeitung (Times of India) in ihrem Nachruf dahin aus: „Der Eindruck, den Hebich bei denen hinterließ, die ihn näher kennen lernen durften, war nicht leicht ausgelöscht, und wir zweifeln, ob die Neuzeit einen Mann hervorgebracht hat, der ihm in apostolischem Charakter gleich kam."

Von keinem seiner Kinder erhielt er einen fröhlicheren Händedruck zum Abschied als von seinem Gompertz. Dieser schreibt (12. Sept.): „Es freut mich sehr für Sie, daß Sie gehen, da Ihnen dies zum Besten ausschlagen wird. Der Herr sei gepriesen, daß Sie so lange erhalten wurden, in seinem Weinberg in diesem finstern Lande zu arbeiten; Er lasse Sie mit frischer Kraft auf den Schauplatz Ihrer Freuden und Leiden zurückkehren! Ich hoffe, schon auf der Heimreise werden Sie ein rechter Segen werden, hineingeworfen unter Leute aller möglichen „Kasten", wie sie ein Suezdampfer gewöhnlich umschließt. In M. sehen Sie doch auch gewiß den l. B., der wohl etwas Ermuthigung bedarf. Ich lege einen Wechsel für 30 Rupies bei; das ist leider Alles, was ich jetzt geben kann, aber es ist ja nicht der Betrag der Gabe, sondern das willige Herz, was der Herr lieb hat; und wenn Ers erlaubt, so folgt noch

mehr nach. Der Herr segne Sie überschwenglich! dies ist das immerwährende Gebet Ihres ewig dankbaren W. G."

Es war das letzte Schreiben, das von diesem glücklichen Sohne einlief. Im Januar 1859 war er mit seinem Regiment im einsamen Harihar eingetroffen, und hatte alsbald die große Aufgabe, in einer schrecklichen Choleraseuche von einem Kranken- und Todtenbett zum andern zu eilen, überall zu helfen, zu trösten und Friede in Christo zu verkündigen. „Eine größere Freude," schreibt er am 18. Januar, „hatte ich doch nie, als heute, da die arme hinkende Trommlerfrau W. von der Cholera befallen, mit selig strahlendem Gesichte allen Anwesenden ihr Glück verkündigte, daß sie zu Jesu gehen dürfe. Katholiken und Protestanten knieten zusammen, als ich mit ihr betete, und sie ließ sichs nicht nehmen, auch noch mitzuknien. Gestern starben acht vom Regiment, heute mehr! Ich fühle mich aber sehr glücklich und wünsche nur, daß ich es in solchen heißen Tagen Allen zeigen könne, welche Wonne es ist, in Jesu solch einen gegenwärtigen und lebendigen Gott zu haben." Er war jetzt anerkanntermaßen „der schwarze und der weiße Padre" im Regiment, richtete Schulen ein, und lehrte Alte und Junge. Wie fröhlich klang es ihm dann, wenn ein Mägdlein, zum Tode erkrankt, ihren Eltern sagen konnte: „Weinet nicht um mich, Herr G. hat mir Jesum verkündigt (in der Sonntagsschule); zu Ihm darf ich jetzt gehen." — Endlich trifft seinen Obersten S. ein Schlag. Natürlich wurde Gompertz zuerst gerufen. Der begann: „Nun sehen Sie, wie der Herr Sie demüthigt; Sie waren so ein stattlicher, stolzer Mann und liegen jetzt machtlos da, das ist von Gott." S. antwortete: Ja Gott hat mich geschlagen; schön, daß Sie mirs sagen, Sie sind ein Mann, hier haben Sie meine Hand. Und nun war das Eis gebrochen, und der Adjutant durfte seinem Obern nicht blos das Evangelium verkündigen, sondern ihn noch zum vollen Frieden der Versöhnung gelangen sehen, ehe derselbe entschlief (3. Oct.). Die Wittwe geleitete er nach Mangalur und führte sie in den Missionszirkel ein, worin es ihm selbst so wohl war, ehe sie sich nach Europa einschiffte. Durch einen Unfall aufgehalten, brachte er einen ganzen Monat unter den Missionsbrüdern zu, stets bemüht, neue Wege zu den kalten Herzen zu finden und die warmen immer inniger zu verschmelzen. „Nicht nur hat er," schreibt ein Missionar, „die Engländer erfolgreich bearbeitet, sondern auch bei uns einen

größern Eifer angezündet, das Verlorene zu suchen und die Gemeinschaft unter uns selbst durch Gebet enger zu schließen. Auch zur Tulugemeinde hat er mit großer Liebe und Demuth gesprochen, ihr erzählt, wie er durch diese Mission zum Glauben an den Herrn Jesum gekommen sei, und nun den Drang verspüre, die Liebe, die ihm widerfahren, weiter mitzutheilen; wenn er den Missionaren durch sein Zeugniß auch nur ein wenig helfen könne, so sei er ihnen diese Dienstleistung schuldig. Wie herzlich und freundlich er dann über die Sünden und Schwächen der Gemeinde redete und alle zum Heiland wies, läßt sich in der Kürze nicht beschreiben. Er sagte noch öfters: ach ich bin fast zu glücklich, es ist solch ein Ueberschwang der Seligkeit in Christo Jesu; ich kann es ja kaum fassen, daß ich so geliebt sein soll." — An einem Sonntag (27. Nov.) kam er wieder in Harihar an, mit Kopfweh, aber da zwanzig hungrige Seelen seiner warteten, hielt er ihnen eine Versammlung und warf sich mit aller Macht ins Geschirr: „Für was auch ists der Mühe werth zu leben, als für den Heiland, und Seelen zu Christo zu bringen, und doch bin ich so schwach und sehe nichts als Sünde in allem meinem Thun. Ich spüre, das Leben ist so kurz. Ein zweites Mal bin ich nach Harihar zurückgebracht und wozu? Um für Jesus zu leben. So selig ich nun auch in eurer Gemeinschaft war, so stark ich getröstet wurde, möchte ich doch nicht mehr bei euch sein, sondern wünsche, vorwärts zu machen, höher zu schweben, und o wie werde ich mich an der Liebe Jesu in der ewigen Herrlichkeit laben. Kurz ich bin so glücklich, daß ich nur Eines fürchte, kühler und sorgloser zu werden. Zwei Sipahis forschen ernstlich und wünschen getauft zu werden; und die alte treue Nancy, des Trommlers Mutter, thut viel in aller Stille. Was gäbe ich nicht darum, wenn nur Eine Seele sich gründlich bekehrte!" Rastlos im Dienen und Wohlthun schonte er die schwache Leibeshülle zu wenig; ein Fieber befiel ihn am Anfang des Jahres 1860, und schon am 3. Februar schied er von dieser Erde, um daheim zu sein beim Herrn.

Kaum ist je ein Lieutenant von Hohen und Geringen so tief betrauert worden wie diese lautere Seele! Eine ähnliche, Frau Y., die ihm nach wenig Monaten in die Ewigkeit nachfolgte, brach bei der Nachricht in die Worte aus: „Gompertz todt! Welch ein Verlust! Aber für ihn welch ein Gewinn! Wie Wenige sind doch so reich gesegnet worden, Verlorene für Christum zu gewinnen! Da

will es einem leicht scheinen, als wären solche Werkzeuge unentbehrlich; ich muß aber dabei denken, daß Manche, zu denen er die Gnade hatte von Jesu zu reden, ohne daß sie ihm viel Aufmerksamkeit schenkten, jetzt an seine Worte und an sein leuchtendes Vorbild erinnert werden und nun erst den Heiland suchen werden, auf den er sie so unabläßig gewiesen hat."

Die Schreiberin hatte bei allem Glauben sich oft wegen ihrer Todesfurcht geschämt. Als aber in Madras (3. Sept. 1860) ihr Stündlein kam, konnte auch die Cholera ihre Freude nicht dämpfen, sie bat noch den Arzt, doch zu Jesu zu kommen, und trug ihrem Gatten auf: „Sage Herrn Hebich, ich schicke ihm tausendfachen Dank, daß er mich zum Heiland geführt, ich werde ihm zur rechten Hand Gottes begegnen."

Auch das „eigene Regiment" sollte rasch seine beste Zierde verlieren. Als Hauptmann Hart im November 1858 an der Seite seiner Schwester durchs Thor der Festung Welur einfuhr, schoß ihn ein betrunkener Sipahi nieder.*) Die andern Glieder der Gemeinde im Regiment verlebten drei reichgesegnete Jahre in Barma, wo sie am Ende regelmäßige Versammlungen von 70—80 Seelen hatten, denen der begabte Kerr das Wort Gottes mit Kraft verkündigte. Im Juni 1860 kehrten sie nach Tritschinapalli zurück; hier fand Kerr sein letztes Arbeitsfeld; mitten im gedeihlichsten Wachsen und Wirken raffte ihn (3. Juli 1861) die Cholera hinweg.

Wir könnten noch auf manche der Stationen einen Blick werfen, von welchen Hebich sich nun im Geiste letzte, während er doch fortfuhr, sie auf dem Herzen zu tragen, bis allmählich die Zeit ihre Rechte geltend machte und der lebendige Wechselverkehr erlahmte; aber es galt jetzt, sich loszureißen. Warum also noch länger bei den vereinzelten Häuflein verweilen, unter die er den guten Samen hatte ausstreuen dürfen? Am Morgen des 13. September brach er von den Nilagiris auf und reiste über Palhalli und Bangalur nach Madras, wo er unter alten und neuen Freunden noch eine Woche verweilte, ehe er (28. Sept. 1859) den Dampfer bestieg, der ihn nach Suez bringen sollte. Einem Freunde schreibt er: „Eben ist

*) „Muselmanische Sipahis erschossen neulich meinen Sohn, Kap. Hart, und bald darauf den frommen Kap. Hare ohne irgend eine Ursache. Sie denken, Gott einen Gefallen damit zu thun, wenn sie Christen todtschlagen, als ob der liebe Gott es nicht selbst thun könnte."

das Schiff eingelaufen, das mich aus diesem Lande fortnehmen soll, in welchem ich so viele liebe Seelen habe. Aber der Herr, der sie durch das Wort der Wahrheit berufen hat, wird sie bewahren zum ewigen Leben. Ich hoffte noch, dein liebes Gesicht sehen zu dürfen, es sollte nicht sein. Herzlichen Dank für die letzte Liebesgabe, die ich wohl brauchen konnte, denn meine schwarzen Kinder sehen noch immer nach mir aus! Und jetzt, mein lieber Mann, laufe nach der Krone des Lebens, welche der Herr Jesus dir umsonst schenkt. Stille nur dein Herz in Ihm und bete auch für mich."

2. Der Lebensabend.

Obwohl Hebich noch volle acht Jahre lebte und wirkte, muß doch, was von ihm zu sagen übrig ist, kürzer gefaßt werden, als seine Thätigkeit im Heidenlande. Er hat sich zwar nicht zur Ruhe gesetzt, vielmehr gearbeitet, so lange es ihm möglich war, und zwar treu und reichlich gearbeitet, dabei auch manchen Rumor gemacht; dennoch eignet sich nur Weniges für die Seiten einer Missionsschrift.

Am 28. October 1859 landete er in Marseille „mit ordentlicher Gesundheit, doch immer von Erkältungen bedroht," daher er sich bei der vorgerückten Jahreszeit nicht gleich entschließen konnte, weiter nördlich zu ziehen. Er findet alsbald: „es ist dies wieder eine ganz neue Welt für mich." Das Erste war, daß er seinem Verwandtenkreis durch Correspondenz wieder näher trat; in Indien waren oft Jahre vergangen, bis er wieder einmal die Feder nahm, um den Liebsten nach dem Fleisch zu schreiben. Dann lautete der Brief etwa so: „Es ist erstaunlich, wie die Zeit dahin geht, 17 Jahre habe ich dich nicht mehr gesehen! So lange hat der treue Herr, dem ich diene, mich in diesem Lande des Todes erhalten. Was meinst du wohl? Schon zehn Jahre trinke ich weder Bier noch Wein, nur Wasser; habe auch das Rauchen aufgegeben; ich bin jetzt gesünder als je und fange an, ganz stark zu werden. Nun bin ich durch Gottes Gnade 30 Jahre bekehrt, das ist nach Apstg. 26, 18 bekehrt von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott. Von einer solchen Geburt kann noch Keines von allen meiner Familie etwas sagen; ich glaube, das ist die Ursache, daß es mit dem Schreiben nicht mehr gehen will. Du bist jetzt ein Sechziger; das geht aber doch hinauf, nicht wahr? Ich denke mir,

daß du von Zeit zu Zeit etwas von mir aus den Missionsblättern erfährst, daher es mir schwer fällt, dir außerdem Neues von mir zu erzählen; denn ich lebe ja nicht mir, sondern meinem Herrn, und da gehts Tag für Tag eben gerade so, wie es in der Bibel steht. Mir gehts schrecklich glücklich, habe Gesundheit, arbeite allewege, esse vergnügt und schlafe ganz ruhig, Weib und Kinder stören mich nicht ꝛc." In Marseille erst erfuhr er, daß sein ältester Bruder schon ein Jahr im Grabe lag, nachdem der zweite (Dec. 1857) ihm im Tode vorangegangen. Die Mutter war am 9. Januar 1858 entschlafen, in ihrem 86sten Jahre, nachdem sie noch am Sylvesterabend die Kirche besucht hatte. Zu Zeiten fragte er sich jetzt, ob er wohl auch bald zu seinen Vätern gesammelt werde.

Indessen drang es ihn, den Deutschen in Marseille die Missionssache ans Herz zu legen, daher er ihnen etliche Abende widmete. Dann riefen ihn indische Freunde nach Cannes, wo er bald in seine frühere Arbeitsweise verfiel und allerhand interessante Leute sah, auch den Ritter Bunsen. Er wurde noch nach Nizza in einen weiteren Kreis geladen, wo ihm erst die ganze frühere Lebens- und Wirkenslust wieder aufgieng, indem Hohe und Geringe an seinem einfältigen Zeugniß sich labten. Nachdem er noch mit den Deutschen in Lyon Weihnachten gefeiert, traf er am 27. December im Basler Missionshaus ein.

Natürlich war da innerhalb 25 Jahren Manches anders geworden und wenige der alten Freunde mehr am Leben. Doch zum Ausruhen und Einleben in die neue Welt nahm er sich kaum Zeit, er machte Besuche von früh bis spät und wurde aufgefordert, erst im Missionshause Vorträge zu halten, bald auch in den Kirchen der Stadt und der Landschaft. Der Zudrang steigerte sich ungeheuer, als die Zeitblätter mit der ungewohnten Erscheinung sich zu beschäftigen anfingen, und Worte, die er z. B. an Metzgerknechte im Schlachthause richtete, das allgemeine Stadtgespräch wurden. Wie er aber am 24. Januar die Bußpredigt des Täufers behandelte, entstand in der Kirche ein dumpfes Gebrüll, aus dem man die Worte verstehen konnte: Abe mit em! Use mit em! ꝛc. Hebich ließ singen und fuhr dann fort: Es ist schon den Bäumen die Art an die Wurzel gelegt, worauf wieder eine wilde Stimme ertönte und die zunehmende Unruhe ihn veranlaßte, die Bibel zu schließen und kurz zu beten. Es wurde dann viel verhandelt, die Kirche jedoch nach fünftägiger Unter-

brechung dem unerschrockenen Zeugen wieder geöffnet, was endlich zu einem Antrag beim großen Rathe führte, die Regierung möge sorgen, daß die Kanzel in der öffentlichen Kirche nicht ferner mißbraucht werde, wie es in den jüngsten Tagen geschehen. In der Debatte (7. Febr.) wurde geklagt, der Anstand sei verletzt, gar Mancher schwer geärgert worden; auch die Exegese sei nicht in der Ordnung. „Hebich hat auch Indisch lernen müssen, ehe er den Indianern predigte, und so lerne er jetzt Deutsch und denke sich in unsere Sitten hinein, ehe er auftritt." Dagegen fielen starke Zeugnisse für den Segen, welchen die ungewohnte Predigt wirke, wenn man auch einige äußerliche Eigenheiten und ungeschickte Ausdrücke wegwünschen möchte. Der Bürgermeister hielt es für kein Unglück, wenn einmal Jemand heraustrete aus der conventionellen Predigtweise; wen die alten Sprachformen kalt lassen, der könne von neuen getroffen werden. Mit 44 Stimmen gegen 42 wurde der Antrag abgewiesen. So brachte denn Hebich seine Vorträge vollends ungestört zum Schlusse.

Er war damit ein öffentlicher Name geworden, dem fortan stilles Wirken fast unmöglich war. Von dem großen Haufen verurtheilt und verworfen, von andern als eine Merkwürdigkeit angestaunt, von vielen Jüngern überschätzt, ja fast angebetet, hatte er einige Mühe, die rechte Straße innezuhalten. Ein alter Freund, über diese Vorgänge benachrichtigt, schrieb aus Indien: „Die Kommittee sollte dafür sorgen, daß ihm nirgends das Gras unter den Füßen wächst. In ein paar Wochen kann der liebe Alte seine beste Arbeit an irgend einem Orte ausrichten, dann sollte er weiter ziehen, ehe er den Pfarrern in die Haare geräth. Seine Erweckungsgabe ist eine ungewöhnliche; zu einer Fixture aber taugt er nicht, glaube ich, es wäre ihm auch nicht wohl dabei. Die l. Kommittee hat sich sehr treu und tapfer zu ihm gehalten. Es ist eine eigene Sache mit Hebich. Ist eines ganz einfältig im guten Sinne des Worts und ohne kritisches Temperament, so kann man sich des l. Alten, ihn ganz nehmend wie er ist, mit Haut und Haar, herzlich freuen. Ergibt man sich aber dem Kritisiren, so nimmts kein Ende. Denn er ist eine gar zu seltsame Erscheinung und ich kann mir gut vorstellen, daß Manche, sonst tüchtige und gläubige Männer, besonders Leute von feinem Geschmack, eine Art Antipathie gegen ihn fühlen können. Nun, der Herr wolle Alles, was Ihm nicht gefällt, ab-

thun oder zudecken und seinen reichen Segen geben zu der hellen Posaune des l. Alten, daß manche Schlafende und Todte aufwachen!"

Er reiste weiter, wohin man ihn verlangte, zunächst in die Schweiz, nach Neuchâtel (März), Bern (April), Zürich (August), Schaffhausen (Sept.) ꝛc. Merkwürdig aber war ihm selbst, welchen Verlauf es mit dem in Basel angefachten Feuer nahm; die Methodisten errichteten daselbst alsbald eine Station und sammelten die Erweckten in ihre Gemeinschaft.

Hören wir einen erfahrenen Seelsorger der Schweiz über seine Wirksamkeit in einer ihrer Städte: „Hebichs Redeweise war etwas anders in der Kirche als im Haus. Obwohl auch in jener hie und da Ausdrücke vorkamen, welche die Grenze des auf der Kanzel Erlaubten nahezu überschritten, so hörte ihm doch beinahe Jedermann mit Erbauung und Vergnügen zu; im Hause ließ er sich dagegen in seiner Eigenthümlichkeit ungenirter gehen, brauchte gegen männiglich das „Du", nannte Vieles dumm und in der Katechese schalt er, wenn man ihm nicht gerade mit den Worten antwortete, die er hören wollte. Machtsprüche, die er nicht beweisen kann, kamen auch hie und da vor; ebenso Sprachfehler, schiefe Ausdrücke, irrige Urtheile. Unangenehm berührte es, wenn er ohne alle Vermittlung die Wissenschaft verwarf. Aber ungeachtet dieser einzelnen Menschlichkeiten mußte man an seinem ganzen Auftreten den Gottesmann, den Bewährten und in den Wegen Gottes Erfahrenen, einen Helden in Israel, erkennen. Wir fühlten uns innig zu ihm hingezogen; er hat uns das Herz gestohlen. In einer Versammlung fieng er an, den 22. Psalm auszulegen; ich wollte erschrecken, weil ich schon gehört hatte, diese Auslegung sei unerbaulich. Allein wie freudig war ich überrascht, als ich alle diese Ausstellungen unbegründet fand; eine Untersuchung über die Messianität dieses Psalms gab er freilich nicht zum Besten; er fand ohne weiteres den Messias darin Wort für Wort redend, aber dabei schilderte er die Leiden des Heilandes so tiefergreifend, daß ich durch und durch erbaut war. Seine Hauptkraft liegt in dem reichen Maaß des Geistes mit dem Gnadenbewußtsein und dem unerschütterlichen Ernste, in der eigenthümlichen Gabe der Darstellung des Gerichts über die Sünde und des vollen Reichthums der Gnade. Und diesem Geiste bereitete so tiefen Eindruck die Lauterkeit seines Grundsinnes, die unermüdet aufopfernde, hingebende Liebe, die sich stundenlang mit einzelnen Seelen abmühte,

seine große Freundlichkeit und bei aller Derbheit doch unverkennbare Demuth. So wunderte mich, daß seine oft grellen Anglicismen in Sprache und Verhalten nicht mehr Anstoß gaben; die Liebe und Einfalt des Herzens macht eben Vieles gut. Wie freundlich war er nicht! Wie herablassend gegen die Kinder! Er nahm sie auf den Schooß und liebkoste sie, so daß sie, trotz seines Bartes, ihm zugethan wurden. Wenn ihm Jemand Grobheiten machte, so wurde er nicht böse, sondern schwieg, und wenn er ein zu hartes Wort geredet hatte, so bat er um Verzeihung und machte es wieder gut durch verdoppelte Freundlichkeit. Dabei unterwarf er sich willig unsern Anordnungen, bewies sich gefügig, bescheiden, ehrerbietig. Nie hörte man ein unehrerbietiges Wort gegen die Diener der Kirche, er empfahl sie angelegentlich und betete herzlich für sie und die Kirche. So nachdrücklich er gegen das blos äußerliche Kirchenthum sprach, ebenso nachdrücklich zeugte er gegen die Secten. Besonders eindringlich mahnte er zum fleißigen Abendmahlsgenuß.

„Soll ich nun auch etwas von den Früchten der Arbeit dieses seltenen Mannes berichten? Der ausgestreute Same muß natürlich erst wurzeln und reifen, und manche Blüthe wird vielleicht als eine taube abfallen. Aber von einigen Früchten darf man doch berichten. Die erste ist die, daß vieler Herzen Gedanken offenbar worden sind. 'Die Stadt spaltete sich in zwei Theile.' Apg. 14, 4. Es hat sich gewissermaßen hier Alles neu constituirt. Viele sind feindseliger und bitterer, viele vorher Gleichgültige günstiger, viele Gläubige neu belebt worden. Hebich hat Leute erreicht, an die wir Geistliche bisher nicht gelangt sind. Bei der Absolutheit, mit der er auftrat, bei den Machtsprüchen, die er in die Menge schleuderte, wurden die redlichen Seelen von dem, was darin aus Gott war, angezogen, das Menschliche nahmen sie mit in den Kauf, während die Unredlichen oder noch in Unwissenheit Befangenen sich nur an dem letzteren stießen. Eine zweite Frucht ist, daß der Gottesdienst theilweise zahlreicher besucht wird, Manche neue Lust am Worte Gottes gewannen, entschiedener geworden sind, die engeren christlichen Vereine neue Mitglieder bekommen, wohl auch neue Gemeinschaften sich gebildet haben. Erst heute habe ich bei einem Krankenbesuch in einer gedrückten und armen Haushaltung erfahren, wie trostreich diesen Leuten Hebichs Vorträge gewesen sind. Eine angesehene Familie hat seitdem ihren Saal zu den Bibel- und Missionsstunden

anerboten. Ein weiterer Segen ist, daß einzelne Separatisten wieder entschieden zur Kirche zurückgekehrt sind. Auch sind keine Störungen vorgekommen; die öffentlichen Blätter enthielten sich des Schimpfens, wenn auch die Stimmung einmal etwas schwierig werden wollte.

„Daß Einzelne ein zu großes Wesen aus Hebich machten, als ob er allein die Seelen auf den rechten Weg leiten könne, daß manche eifrige Anhänger etwas zudringlich gegen die Geistlichen waren und die Vorsichtsmaßregeln als eine Art von Neid betrachteten, das sind Erscheinungen, die bei all' solchen ungewöhnlichen Anlässen hervortreten. Ebenso fanden sich auf der andern Seite christlichgesinnte Männer, die sich mit Hebichs Art und Weise nicht befreunden konnten, sondern ihm fremd blieben, weil sie für die Kirche nicht viel Heil davon erwarteten, — auch dies wird anderwärts vorgekommen sein. Immerhin hat er überwiegend mehr Segen als Nachtheil gestiftet, so daß wir dem Herrn danken müssen, ihn eine Weile unter uns gehabt zu haben. Zu einem stationären Prediger glauben wir, wäre Hebich bei uns nicht geeignet; er würde bei seinem unvermittelten Absolutismus vielleicht manches auseinandersprengen in Kirche, Schule und Gemeindewesen, was der Herr noch duldet; aber zum Aufrütteln und Aufwecken, zum Grundlegen, zur Predigt vom menschlichen Verderben und von der Gnade, zum Pflanzen der Lust an Gottes Wort, des Verständnisses dafür, vor Allem zur Verherrlichung unseres hochgelobten Herrn und Heilandes — dazu ist er ein auserwähltes Rüstzeug. An uns Geistlichen liegt es nun zunächst, auf dem neugelegten Grund weiter zu bauen, und der Herr verhüte, daß nicht durch unsere Trägheit die angefaßten Seelen wieder einschlafen oder in sectirerische Hände gerathen."

Im October 1860 kehrte er endlich in seine Vaterstadt Ulm und in seine Heimat zurück, wo sich der israelitische Spruch von der Geltung des Propheten bei den Landsleuten so ziemlich bewährte, wenn es auch nicht an Ausnahmen fehlte in Städten wie in Dörfern. Die würtembergische Kirchenbehörde erklärte (Febr. 1861), daß Missionare nicht ermächtigt seien, die ordentlichen Gottesdienste für die Geistlichen zu versehen, nach Umständen aber können sie zu außerordentlichen Gottesdiensten auf die Kanzel gelassen werden. Man hielt für möglich, daß Hebich unter Landleuten vortrefflich wirken möge, während die Form oder Formlosigkeit seines Vortrags Gebil-

deten anstößig werden müsse. Dennoch hielt er auch in Stuttgart 15 Vorträge in einer Kirche, welche mit solcher Aufmerksamkeit gehört wurden, daß die meisten dienstthuenden Personen ihre Bezahlung zurückgaben, weil sie an den Vorträgen sich satt gegessen haben. In einem Tagblatt wurde geklagt, daß auch Damen seiner Predigt zufallen; „die junge tanzende Männerwelt sollte ein Veto einlegen." Ein Dorfpfarrer aber bekannte: „Was Hebich von Sünde und Gnade predigte, hat mehr gewirkt, als ich in Jahrzehnten auszurichten vermochte."

Nachdem er den Sommer im Bade Dizenbach sich erholt hatte, reiste er im September nach Norddeutschland, namentlich um die Seestädte und darunter seine geistliche Heimat, zugleich die Wohnstätte von zwei jüngeren Brüdern, wieder zu sehen. Ihm ließ besonders die Arbeit in Kiel einen befriedigenden Eindruck zurück, obwohl sie ihm unter den Studenten schwerer wurde als in den Hansestädten. Manche äußerten sich sehr dankbar, daß endlich der faule Friede wieder durch eine Weckstimme unterbrochen werde. Vom Wupperthal verlautete: „Im Allgemeinen hat man seine drastische und derbe Weise gern ertragen und vielfach sein Talent bewundert, womit er ohne Ansehen der Person das Eine, was noth ist zur Seligkeit, mit Liebe und Hingebung anzubringen wußte."

Einer besonderen Einladung, während der Londoner Ausstellung (Mai und Juni 1862) den dortigen Deutschen zu predigen, konnte er sich nicht entziehen; doch war die Arbeit durch mangelhafte Organisation bei den ungeheuren Ortsentfernungen eine seine Kräfte fast übersteigende. Uebrigens gieng ihm wiederholt das Herz auf beim Wiedersehen so vieler alten Freunde, vornehmlich derer aus Indien. „Es ist," schien ihm, „viel Geistesleben in London, aber auch viel Großthun, Eitelkeit und Sectengeist im Werk des Herrn." Er war froh, sich endlich in die Stille begeben zu können, um im Bade Dizenbach von einer schweren Erkältung zu genesen, die er sich einmal in Exeterhall zugezogen hatte.

Der ärztliche Berather so vieler Missionare, Dr. Z. in W., erklärte ihm nun bestimmt (Sept.), daß von einer Rückkehr nach Indien nicht mehr die Rede sein könne, ein Ausspruch, den sein eigenes Gefühl bestätigte. Wohl zogen an ihm seine Kinder in Kannanur, die schrieben: „Wie wünschten wir, Sie kämen wieder, wo möglich in der alten Kraft! Wenn aber nicht zu vieler Arbeit, doch, daß Sie

sich in die Gemeinde tragen ließen, wie jener greise Knecht des Herrn, und unter uns hineinriefen: Kindlein, liebet euch unter einander! Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern! um dann bei uns zu sterben." Man fühlte nun in Basel, daß sein Verhältniß zur Kommittee in ein bestimmteres Geleise zu bringen sei, nachdem man ihn nahezu drei Jahre lang nach eigenem Ermessen hatte schalten lassen.*) Es wurde ihm vorgeschlagen, entweder Repräsentant der Missionsgesellschaft in England zu werden, und daneben in einer größeren Stadt des Inselreichs eine deutsche Gemeinde zu sammeln, oder aber sich pensioniren zu lassen.

Da Hebich sich der Arbeit unter Deutschen in England wegen des vielen Gehens, das sie erforderte, nicht mehr gewachsen fühlte, erklärte er (2. Oktober 1862), er ziehe die Pensionirung sammt der daraus erwachsenden freieren Stellung vor, und sei für diesen An=

*) Den Anstoß dazu gab ein charakteristischer Brief, dat. Mergentheim 18. Juli 1862. „Ich habe mit Gottes Gnade in meiner jetzigen Badzeit aufs Neue die 5 Bücher Mosis gelesen. Nach meiner Bekehrung hatte ich schon über 40 Jahre den lieben Mann Gottes, Jakob, welcher ist Israel! wunderlich beurtheilt in meinem Herzen über seinem Gelübde: 'So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, so soll der Herr mein Gott sein ꝛc.' Und am Ende seiner Wallfahrt gibt er Gott die Ehre, 1. Mos. 48, 15: 'Gott, der mich mein Lebenlang ernähret hat bis auf diesen Tag ꝛc.' Ich sage, ich stockdummer Mensch war schon vor 40 Jahren weit über diese Jakobs=Herzensbewegung hinweg! und jetzt, nachdem Er mich bereits 40 Jahre wunderbarlich ernähret (denn als ich in die Heidenwelt hinauskam, dachte ich, ich werde nichts mehr zu essen kriegen) und aus wie vielen Todesgefahren erlöset hat, jetzt erst, nun anderthalb Jahre, seit ich merke, daß meine Gesundheit wohl nicht mehr für die Heidenwelt hinaus paßt, plage ich mich — nach allen diesen huldreichen Erfahrungen meines Gottes, — mit dem Gedanken: Ob der Herr mich auch wohl noch im Alter ernähren könne!? Was wird aus dir werden, wenn du nicht mehr arbeiten kannst? Und muß erst jetzt im Alter meinen Vorwitz erfahren und sagen: ich habe nicht verstanden, was Jakob derzeit sagte. Ah, der Unglaube, der abscheuliche Unglaube ist doch groß in meinem Herzen! Und wie viele andere Dinge sind seit diesen anderthalb Jahren in meinem Herzen aufgestiegen — ja, als wäre kein Ende zu diesem Leben! Irdische Gedanken! Sorge auf Sorge! — So lange ich in Indien war, dachte ich an alle diese Sachen nicht, ja sie kamen mir gar nicht in Sinn, sondern dachte, bald mit Seiner Barmherzigkeit in Seine ewige Ruhe einzugehen! Das ist Samuel Hebich, der stockdumme Mensch! Der Herr erbarme sich über mich armen Sünder und helfe mir aus Gnaden aus, ins Leben, ins ewige Leben um Seines heiligen Namens willen, Amen! — Tragen auch Sie mit mir; das Herz ist warm geworden, so kams heraus! Was nicht drin ist, kommt nicht heraus."

trag sehr dankbar; von selbst verstehe sich, daß das Wohlergehen des Missionswerks stets sein Streben und seine Freude sein werde. Der innigste Dank für alle während einer langen thatenreichen Missionslaufbahn geleisteten Dienste begleitete den Pensionirungsbeschluß.

Wie sehr er sich auch fernerhin die Missionssache angelegen sein ließ, bethätigte er auf der Stelle. Hatte man früher wohl geklagt, er erzähle zu wenig, so hielt er nun in Bern eine Reihe von anziehenden Missionsstunden, da schon am ersten Abend über 1100 Fr. Opfer fielen, wie er auch bis zum Ende fortfuhr, sich als einen der thätigsten Sammler für die Mission zu erweisen.

Dagegen machte er nun auch an mehreren Orten den Eindruck, als habe er sich überlebt, verknöchere sich in seinen Einseitigkeiten in demselben Maaße, als ihm eine schroffere Opposition entgegentrete; er mache plumpere Ausfälle gegen die Kirche und ihre Diener und gebe sich weniger Mühe, Aufregung und Spaltung zu vermeiden. Von Sch. z. B. heißt es (März 1863): „Hebich wirkt auch diesmal im Segen: Liebe zum Wort, größerer Ernst im Schaffen der Seligkeit, entschiedeneres Abtreten von der Welt wird eine Frucht seiner Arbeit sein. Die Kirche aber wurde ihm nicht eingeräumt; ein Blatt schmäht ihn und seine Zuhörer auf rohe und bissige Weise. Am Aschermittwoch wurde ein Aufzug von Vermummten vorgestellt, in welchem er selbst täuschend ähnlich voranschritt; Tags darauf warf man die Fenster des Versammlungssaals ein." Hebich selbst aber geht nun mehr auf separatistische Gedanken ein, und wünscht, daß man allenthalben „Säle" baue: „Der Herr gebe uns, die wir Ihn meinen, Gnade, immermehr von dem halbirten Wesen uns zu reinigen und den Fürsten des Lebens frei öffentlich zu verkündigen! Der Mischmasch von Frommen und Welt, das antichristliche Auftreten der Massen und dem gegenüber die außerordentliche Furchtsamkeit der sogenannten (?) Gläubigen sind auffallende Zeichen der letzten Zeit, wo alles sich vorbereitet, auch unter dem Schein von Wissenschaften, Frömmigkeiten, und wie die Sachen alle einen guten Namen tragen, zum Abfall von Ihm, der uns mit seinem Blut erkauft hat."

Indessen sehnte er sich auch nach einem „Ruhepünktchen" und fieng an, dasselbe in Stuttgart zu suchen, wo er (August 1863 bis Februar 1864) täglich im Vereinssaal oder sonst predigte und

viele Besuche in Seelenangelegenheiten erhielt. Nach einer arbeitsvollen Expedition in die Rheinprovinz (März bis Mai) suchte er Ruhe im Mergentheimer Bad und in der Schweiz, wo ihn ein Auflauf des Schaffhauser Pöbels (19. September) in wirkliche Gefahr brachte und sehr lebhaft an die Kampftage indischer Götzenfeste erinnerte.

Gewarnt durch diese Mahnung, entschloß er sich nun zu einem stilleren Leben und siedelte sich (Oktober 1864) in Stuttgart an, mit dem Versprechen, hinfort „recht zahm" zu sein. Im Gefühl seiner abnehmenden Kraft machte er sein Testament; da er kein elterliches Erbe angetreten hatte, hielt er fürs Richtige, alles was er besitze, dem Werke des Herrn in der Heidenmission zu überlassen. Für dieses mühte er sich auch bis in seine letzten Tage, um noch eine Stiftung zum Unterhalt von Reiseprediger in den verschiedenen indischen und afrikanischen Sprachgebieten zu Stande zu bringen. Unermüdet aber fuhr er fort, in Sälen und Privathäusern Christum zu verkündigen, und wenn eine schöne Gelegenheit sich darbot, auch wieder die Reisepredigt zu treiben. So trat er gegen das Ende des Jahres 1866 nach einander in 51 badischen Kirchen auf und erweckte an vielen Orten neues Interesse für die Mission auf dem allein richtigen Grunde eines regen Interesses fürs Heil der eigenen Seele.

Am 16. April 1868 schrieb er den letzten Brief nach Basel:

„Gnade und Friede!

„Nach inliegender Liste habe ich dießmal wieder die Gnade, Ihnen beifolgend fl. 368 für die liebwerthe Mission zu senden. Mehr hoffe ich bald selbst zu bringen; es ist alles für die eingebornen Reiseprediger, und vielleicht langt es für einen fünften, am liebsten nach Palghat, wo ich sieben Jahre hart mit meinen Leuten gearbeitet habe und jetzt sich doch Leben zeigt. Der Herr segne und heilige Sein Eigen Werk und diese Liebesgaben und nehme Alles in Gnaden an, Amen. Sie sehen, ich habe viel gepredigt, und dem Herrn sei Lob und Dank, es sind auch wieder manche Seelen für Ihn gewonnen worden durch das Wort Seiner Gnade.

„Mit meiner Gesundheit geht es zum Preise und Lobe Seiner herrlichen Gnade ziemlich ordentlich, doch fühle ich, daß ich alt werde, und mein Vorträge greifen mich jetzt mehr an, wie früher. Wenn es dem Herrn gefällt, so gedenke ich am 7. Mai nach Karls-

ruhe abzureisen, um dort meine letzte Arbeit für diese Jahreszeit zu thun, und dann weiter am 11. Mai in Basel einzutreffen, um auch, wie früher, daselbst etwa vierzehn Tage mein Wesen zu treiben, — Alles so der Herr will und es Ihnen angenehm ist."

Der Herr wollte anders; am 6. Mai mußte Hebich sich mit Leberschmerzen legen und fühlte bald, daß „seine Sache am Ende sei". Da war er denn voll Danks, daß seine Schmerzen nur das Fleisch treffen, der Geist aber sich seines Heilandes freuen könne, der ihn 66 Jahre langmüthig getragen und 47 Jahre herrlich geführt habe. In den Phantasien der Nacht predigte er noch den Heiden, und dachte bis zum letzten Athemzug viel an sein liebes Indien und Malabar. Am Morgen des Himmelfahrtsfestes (21. Mai) entschlief er. Eine ungeheure Menschenmenge folgte (24. Mai) seiner Leiche nach Kornthal, wo sie seinem Wunsche gemäß mit einem kurzen Gebet bestattet wurde.

Reordination eines deutschen Missionars.

Die Thatsache, auf welche die Ueberschrift dieses Artikels hinweist, ist leider keine vereinzelte. Kann schon überhaupt nicht geläugnet werden, daß der Deutsche mit der Uebersiedelung in fremde Länder leichter als andere Volksgenossen dem fatalen Proceß der Entnationalisirung verfällt, so ist auch zuzugestehen, daß das kirchliche Bewußtsein unserer in Kolonialgebiete verpflanzten Gemeindeglieder, der Missionare, vielfach einer festen Wurzel ermangelt, daher ihnen der Uebertritt in andere kirchliche Kreise weniger zu schaffen macht, als Gliedern von kräftiger konstituirten Gemeinschaften. Auf den Einzelnen soll damit kein Stein geworfen werden, am wenigsten auf den anerkannt treuen und gesegneten Knecht des Herrn, dessen Geschichte im Folgenden mitgetheilt wird, so weit sie uns in den Missionsberichten vorliegt. Immerhin mag dieses Beispiel deutschen Missionsfreunden einen Spiegel vorhalten, dessen Betrachtung ihnen lehrreich werden kann.

Im Mai 1856 begab sich der Lausitzer Wilhelm Illing auf das Hermannsburger Missionsschiff Candace, um mit Barmer und Hermannsburger Sendlingen nach Südafrika zu fahren. Nach

langer Fahrt am Kap gelandet, eilt er sofort weiter zu den Berliner Missionaren im Kafferlande, wo er als ein lebendiger Brief aus der Heimat freudigst empfangen wurde und mit rastlosem Eifer der Erlernung der Kaffersprache oblag. Sobald er ihrer mächtig war, wucherte er fleißig mit seinem Pfund in Wartburg, Bethel und Greytown. Aber noch ehe diese Posaune einen ganz deutlichen Ton gab, hat er an Festen den Kirchengesang mit der Clarinette oder dem Cornet begleitet und dadurch manchem wilden Kaffer eine Thräne entlockt.

Frühe drang es ihn, eine eigene Station zu errichten; er fand sie in Martinsthal bei dem Häuptling Anta, wo sich (Nov. 1857) ein schönes Arbeitsfeld unter zahlreicher Bevölkerung aufzuschließen schien, er auch bald einen Erstling taufen durfte. „Indeß war der Platz so ungünstig gewählt, und Illing fühlte sich dort so unglücklich, daß er die Station schon nach anderthalb Jahren wieder aufgab."

Als seine Stellung zu dem rohen Kafferstamme Anta's immer hoffnungsloser wurde, forderte ihn seine Gesellschaft auf, nach Natal überzusiedeln, um in Gemeinschaft mit einem jüngeren Bruder eine neue Station anzulegen. Zu gemeinschaftlicher Arbeit aber schien er keinen starken Zug zu haben; auf einer Konferenz ließ er sich einmal in fleischlichem Eifer zu solchen Excessen hinreißen, daß die andern Brüder es für unmöglich erklärten, ferner mit ihm zu tagen. Solche Einspänner gibt es nun einmal im Reiche Gottes; man dürfte noch froh sein, wenn alle ihre Ungefügigkeit selbst einsähen und bekennten, wie das Illing ehrlich gethan hat.

Er begab sich zwar (1859) in die Natalkolonie, zeigte aber zugleich seiner Gesellschaft an, daß er die lutherische Lehre vom Abendmahl nicht mehr für richtig halte und deßhalb vermuthe, nicht länger in der bisherigen Verbindung bleiben zu können, auch bereits einem anglikanischen Bischofe seine Dienste für die Mission der englischen Kirche angeboten habe.

Darüber erklärte sich die Gesellschaft folgendermaßen:

„Da uns Illings besonderer Eifer für die lutherische Lehre von früher her bekannt war und angenommen werden konnte, daß seine Zweifel über die Abendmahlslehre durch die gedrückte Lage, in welcher er sich bei Anta befunden, hervorgerufen seien, so glaubten wir den beabsichtigten Austritt aus unserem Dienste nicht mit der Strenge behandeln zu dürfen, welche unter andern Umständen ge-

boten gewesen wäre, und hofften nach der Liebe, daß der Bruder unter günstigeren Verhältnissen sich wieder zurechtfinden und unserer Gesellschaft erhalten werden würde. Wir haben uns aber in unserer Hoffnung getäuscht. Nachdem sich Illing eine Zeitlang in Natal aufgehalten, hat er weder von seiner Auffassung der Abendsmahlslehre zurückzutreten sich geneigt gezeigt, noch hat er sich mit den dortigen Brüdern in Frieden vertragen können, so daß es zu übeln Auftritten gekommen ist, in deren Folge er seinen Entschluß, in die Dienste des Bischofs von Natal zu treten, sofort in Ausführung gebracht hat. Wir sehen daher Illings Verbindung mit uns als aufgehoben an."

In Bischof Colenso's Dienste zu treten, schien der Missionar zuerst entschlossen; irgend etwas aber muß den Plan durchschnitten haben, denn wir finden nun Illing etliche Jahre lang in unabhängiger Stellung, mit Erfolg bemüht, eine Kaffergemeinde um sich zu sammeln. Eine der anschaulichsten aus den vielen lebensvollen Schilderungen, welche Dr. Wangemann's interessantes Reisewerk durchziehen, führt uns den Freimissionar in seinem Thun und Leiden so treugezeichnet vor Augen, daß sie unsere lebhaften Sympathieen für ihn in Anspruch nimmt. Wir rücken sie fast unverkürzt ein.

„Am 6. August 1867 erreichten wir Ladismith (in Natal), welches tief unten in dem breiten Thal des Kliprivier liegt; ein reizender Anblick!

„Zunächst zu unsern Füßen lag das native village, die Station von Illing, welcher, etwa 20 Minuten vom Dorf entfernt, 140 Getaufte aus den Kaffern, meist orlamsche (solche die als Dienstkaffern unter den Bauern geschult sind) um sich versammelt hat. Er hat dazu neun Erben gekauft, eine Missionswohnung und eine Kirche gebaut. Die Kaffern aber haben sich um die Kirche her auch Land gekauft und bilden eine kleine Gemeinde, deren kleine Häuser um die Kirche herum wie die Kinder um die Mutter herliegen.

„Als wir den Berghügel hinab, direkt in das native village fuhren, sahen wir, wie es sich auf demselben zu regen begann. Die Leute liefen aus den Häusern und schwärmten wie die Ameisen; Kinder und Erwachsene strömten aus der Kirche. Als wir nun aber näher herankamen, wnrde es mir schwer, meine Bewegung zu bemeistern, als ich aus dem Munde von 80 Kaffern, Kindern und Erwachsenen, vierstimmig in ganz reinen Tönen mit lieblicher Stimme

in deutscher Sprache das Lied: 'Ein' feste Burg ist unser Gott' hörte. Mitten im Kreise stand ein Mann, mit tief gefurchten Gesichtszügen, den fast kahlen Scheitel mit einem schwarzen Käppi bedeckt, mit langem Bart, in einem abgetragenen Mantel, der mit lebhaften Bewegungen und Geberden den Gesang leitete. Es war Illing, unser früherer Missionar, der mit vielen, zum Theil lateinischen und griechischen Worten und bewegter Stimme mir eine Anrede hielt, in welcher er mir sagte, es sei seit Wochen sein täglich Gebet gewesen, daß der Herr meine Reise doch über Ladismith lenken möchte, und daß er nun glücklich sei, die Erhörung dieses Gebets mit seinen Augen zu sehen. Zugleich erzählte er mir, daß seine Frau in dieser Nacht vor wenigen Stunden eines Söhnleins genesen sei; er habe sich aber nicht die Zeit gegönnt, bei ihr zu bleiben, sondern sei seiner Gewohnheit entsprechend, schon vor Sonnenaufgang in die Kirche gegangen, um dort seine Kaffern zu unterrichten.

„Mit großer Erregung breitete er hierauf seine Geschichte vor uns aus. Er habe doch alles verlassen, um dem Herrn für den Missionsdienst sein Leben darzubieten, und sehe sich jetzt auf dem Punkt angelangt, wo er die größte Gefahr für seine künftige Existenz, sowie die Möglichkeit, ganz aus dem Missionsdienst scheiden zu müssen, vor Augen sehe. Er habe nach und nach neun Erben gekauft, à 14 Pf. St. jedes, habe mit seinen Kaffern die Kirche und das Wohnhaus erbaut und sei durch Gottes Gnade, weil er lieber hungre als Geld schulde, mit dem allen ohne Schulden. Aber seine Gemeinde sei nun durch die gegenwärtige Krisis von Natal verarmt und könne ihn nicht ferner unterstützen, und lasse ihn im Stich. Während sie früher bis zu zwei Pf. St. monatlich für ihn aufgebracht habe, komme er gegenwärtig kaum auf 16—18 Schilling, und selbst diejenigen, die begütert genug seien, um zu bezahlen, stellten sich, seitdem sie Landeigenthum besäßen, permantig gegen ihn, und verweigerten selbst auf seine inständigsten Bitten die nöthigen Dienstleistungen zu den Bauten und Geldbeiträge. Mit Ernst sie dazu anzuhalten, sei er außer Stande, weil die Wesleyaner in der Stadt nur darauf warteten, um sie alle in ihre Pflege zu bekommen, und mit deren Geldmitteln könne er nicht konkurriren. Von dem Gouvernement beziehe er für seine Schule einen Grant von jährlich 50 Pf. St.; aber diese Unterstützung sei auch ganz unsicher,

da man schon öfters in Aussicht gestellt habe, dieselbe zurückzuziehen. Deßhalb müsse er von früh bis spät unausgesetzt Schule halten, damit bei vorkommender Schulprüfung die Schulinspicienten nicht etwa den Eindruck bekämen, als leiste die Schule nicht genug, und sie dann den Grant entzögen. Früher habe er geglaubt, die Stellung eines Independenten-Missionars sei köstlich, nun aber habe er es kennen gelernt, daß sie unerträglich sei. Er habe daher auch schon alle Versuche gemacht, herauszukommen, um sich an irgend eine Gesellschaft wieder anzuschließen; an den Bischof von Kapstadt habe er geschrieben und folgende Antwort erhalten (er zeigte mir einen in allgemeinen freundlichen Ausdrücken sich bewegenden Brief). Auch bei den Wesleyanern habe er es versucht; aber der Wesleyaner habe ihm nach abgelegtem Examen gesagt, die englische Weise sei eine andere als die deutsche, und es würde für ihn wohl besser sein, wenn er allein weiter arbeite. Dazu haben ihm deutsche Brüder gesagt, daß die Zeiten, wo man leicht bei einer andern Gesellschaft ankommen könne, jetzt vorbei seien. Er aber fühle bei jeder Gelegenheit, was doch für ein Unterschied sei, einer festen Gesellschaft anzugehören; unsere Missionare seien geachtet und geehrt überall, weil sie nicht allein ständen, sondern die höchst ehrenvolle, allerrespectabelste und noble Berliner Gesellschaft als Stützpunkt hätten.

„Die hohen Potentaten des Landes, so sehr sie auch ihre Zufriedenheit mit dem vorgefundenen Werke bezeugt hätten, könnten sie doch nichts für ihn thun, weil sie grundsätzlich nur anerkannte Missionsgesellschaften, nicht aber einzelne Missionare unterstützten. Es sei deßhalb sein sehnlichster Wunsch, wenn er doch wieder ein Glied von der venerablen, allerväterlichsten und generösesten Berliner Gesellschaft werden könnte.

„Als ich ihm vorhielt, daß seine ausdrückliche Lossagung vom lutherischen Bekenntniß und Uebertritt zur reformirten Kirche ein unübersteigliches Hinderniß sei, berief er sich auf das Beispiel anderer Brüder, die doch noch lange nicht so lutherisch seien als er, der alle tief in der Schrift gegründeten Lehren des lutherischen Bekenntnisses ja stets bereitwilligst unterschreiben werde, auch gewiß glaube, daß im heil. Abendmahl der wahre Leib und Blut des Herrn ausgetheilt werde, und der nur in dem einen Punkt noch nicht zur vollen Klarheit gekommen sei, wie die Ungläubigen auch den Leib des Herrn empfangen könnten. Ich erwiederte ihm, daß

dieser Punkt allein unsererseits zu seiner Entlassung aus unserm Verbande nicht geführt haben würde, daß man aber von einem Reformirtgewordenen, der wieder kommen wolle, andere Garantien und eine klare Zustimmung zur lutherischen Lehre verlangen müsse. Er antwortete, daß ihm jetzt der allerletzte Zweifel an der Wahrheit des lutherischen Lehrbegriffs geschwunden sei. Ich machte es ihm, den ich für einen wahrhaftigen Mann zu halten Grund hatte, zur ernsten Pflicht, sein Urtheil nicht von dem Wunsch der Wiederaufnahme abhängig zu machen, sondern als ein ehrlicher Mann bei seiner Ueberzeugung zu bleiben, bis er wirklich sich im Gewissen durch die Schrift gezwungen sähe, dieselbe zu ändern. Das versprach er. In der That befand ich bei näherer Prüfung, daß Illing viel lutherischer war als mancher andere unserer Missionare, und daß der Abendmahlsgenuß der Ungläubigen wirklich sein einziger Zweifel sei.

„Auf seine wiederholte Bitte um Aufnahme in die Berliner Gesellschaft mußte ich ihm antworten, daß mir die Sache noch nicht reif zu sein scheine. Seine Antecedenzien sprächen zu entschieden gegen die Bewilligung seines Wunsches; indeß wollten wir nicht vergessen, daß er unser Kind sei, und ich wollte, falls unsere Kassenverhältnisse dieß gestatteten, von Zeit zu Zeit eine Unterstützung für ihn erbitten, falls er in Noth wäre, wie jetzt. Er seinerseits könne uns einen wesentlichen Dienst leisten; es läge in unserm Interesse, in Ladismith, als einem wichtigen Knotenpunkt der Verkehrslinie zwischen Natal und Transvaal eine Station zu haben, und in unserm Missionar einen Beförderer der Transporte, die gerade in Ladismith zu lagern hätten. Nun solle er auf unsere Kosten ein klein Lagerstübchen herrichten, woselbst unsere Kisten geborgen wären, bis sie von transvaalschen Bauern abgeholt würden. Diesen Dienst solle er uns aus Dankbarkeit für die von uns ihm gespendeten Wohlthaten unentgeldlich thun, und nicht etwa die eventualiter zu gewährenden Gratifikationen als Bezahlung dafür ansehen. Dazu solle er an uns über den Erfolg seiner Missionsthätigkeit von Zeit zu Zeit berichten, und dann abwarten, ob mit der Zeit sich sein Verhältniß zu uns vielleicht wieder zu einem näheren gestalten könne, so daß, wenn wir seine Wirksamkeit mit Befriedigung ansehen könnten, er vielleicht wieder aufgenommen werden könne. Aber dann müßte ich ihn bitten, für den Fall, daß er, wie davon ei-

nige Andeutungen gefallen waren, seine Station einst aufgeben sollte, dieselbe nicht einem andern, sondern uns überlassen möchte, weil es uns von Wichtigkeit sei, gerade in Ladismith eine Station zu haben. Er war zunächst völlig bereit, die Spedition der Sachen zu übernehmen; denn er habe das Stübchen, in welchem ich logirte, eigens nur für mich angebaut, und darin könnten die Kisten dann untergebracht werden; auch wolle er uns, im Fall seines Abgangs von Ladismith, seinen dortigen Grundbesitz für den Einkaufspreis und die dazu gehörigen Gebäude für 50 Pf. St. überlassen; nur zu einem könne er sich nicht verpflichten: falls er genöthigt sein solle, an eine andere Gesellschaft sich anzuschließen, welche vielleicht die Bedingung stellte, ihr diese Missionsstation zu übergeben, so könne er sich nicht binden, dieselbe unter allen Umständen für uns zu reserviren. Das fand ich billig und selbstverständlich.

„In der Stadt besuchte ich den reformirten Prediger, einen Schotten, welcher sich über Illings Thätigkeit sehr anerkennend aussprach und nur wünschte, daß er eine feste Leitung haben möchte. Aehnlich sprach der Wesleyaner-Prediger.

„Am Abend produzirte mir Illing seine Schule in einem Examen, das er mit Erwachsenen und Kindern anstellte. Da wurde das Unglaubliche geleistet; die sechs Sprachen: Deutsch, Zulu, Englisch, Holländisch, Griechisch und Hebräisch im bunteſten Gewirre durch einander, — alles auswendig gelernt; auf Fragen aus der biblischen Geschichte, dem Katechismus und der Glaubenslehre wurden die Antworten mit derselben Promptitude ertheilt. Wie groß muß doch die Macht des Wortes Gottes und des Taufsakramentes sein, daß selbst, trotz aller dieser geistigen Dressur eines solchen Unterrichts, die um Illing geschaarte Gemeinde innerlich gewachsen und konsolidirt ist, und daß selbst feindliche Weltmenschen die Anerkennung nicht versagen können, daß seit Illings Arbeit aus dem rohen, diebischen, trunkenen Haufen ganz ehrbare Leute geworden seien.

„Ergreifend für mich war Illings seelenvolles Blasen auf der Trompete, mit welcher er, nachdem er einen Choral vorgetragen, durch ein Signal seine Gemeinde zusammenruft. Als ich am Abend noch den Leuten eine Predigt hielt, waren viele von ihnen recht ergriffen und weinten.“ Es wurde dann noch ein Plan besprochen, Illing als reformirten Pastor nach Leidenburg zu bringen,

wozu derselbe jedoch kein rechtes Herz hatte, „weil er lieber Missionar bleibe". Dr. Wangemann reiste Tags darauf weiter dem Tugela zu.

Den folgenden Verlauf der Verhandlungen Illings mit den Berlinern kennen wir nicht. Im Jahr 1869 aber landete der anglikanische Bischof, Macrorie, aus England gesandt, um gegen den vom Schriftzlauben abgefallenen, von der Regierung aber getragenen Dr. Colenso die Interessen der strengkirchlichen Partei in Natal zu wahren. Je mehr dem neuen Bischof von Seiten der englischen Städter widerstanden wurde, desto angelegentlicher bemühte er sich, auf den Missionsposten festen Fuß zu fassen. Bald trat er mit Illing in eine Correspondenz, welche rasch zum Abschluß kam. Hören wir den Bischof selbst!

„Zwei Tage starken Reitens brachten mich nach Ladismith, wo Herr Illing mich sehr herzlich bewillkommte. Den Dienstag Abend (23. November) brachte ich in seiner Schule zu, die von Kaffern beider Geschlechter und jeglichen Alters angefüllt war. Er prüfte sie vor mir in verschiedenen Fächern, und ich mußte mich nur wundern über ihre Kenntnisse in Geographie, englischer Geschichte und Arithmetik. Ich prüfte sodann selbst die Kandidaten für die Confirmation und hatte meine Freude an ihren Antworten. Schließlich redete ich die ganze Versammlung durch Hrn. Illing an.

„Am folgenden Morgen (24. November) hatte ich den Taufgottesdienst, bei welchem er mir als Dolmetscher diente. Sein eigenes Kindlein wurde sammt 14 kafirschen von mir getauft. Vormittags kamen wir wieder in der Schulkapelle zusammen, die mehr als 200 Personen hält und ganz gefüllt war, da ich denn Herr Illing nebst seiner Gattin und 42 Eingebornen konfirmirte, vor und nach der Handauflegung Ansprachen hielt und endlich allen Neukonfirmirten das h. Abendmahl austheilte. Es war ein höchst feierlicher Gottesdienst, und das Benehmen der ganzen Gemeinde überaus andächtig; am auffallendsten war mir der gelungene Gesang englischer Hymmen. Mit großer Befriedigung hörte ich nachträglich, daß mehrere der vorgeschrittensten Glieder der Gemeinde bezeugten, sie haben meine Ansprache auch ohne Uebertragung verstehen können. Als ich die Station verließ, sammelte sich eine Anzahl derselben unter einem Baume, mir ein Abschiedslied zu singen, und der eingeborene Gemeindepfleger hielt eine kleine Rede

an mich, die den feinsten Takt verrieth. So ist denn diese wichtige Station zu unserer Kirche herübergebracht, ein Ereigniß, wofür ich Gott nicht genug danken kann, weil Sein Segen ganz augenscheinlich auf Herrn Illings Arbeit geruht hat, und der Einfluß desselben auf die um ihn gesammelten Eingebornen allgemein als gut und kräftig wirkend anerkannt wird.

„Nach 14 Tagen stellte sich mir Herr Illing als Kandidat für die Ordination vor, und nachdem ich unter Beihilfe des Dekans und der Erzdiakone ihn examinirt hatte, nahm ich ihn am 4. Adventstag (19. Dezember) vor einer sehr großen Versammlung in die Zahl der Diakone auf. Nachmittags hielt er eine Rede an unsere eingebornen Schüler, wie er auch in einer Versammlung, welche das Missionsinteresse unter unseren Leuten zu wecken bestimmt war, sehr interessante Mittheilungen von seiner Arbeit unter den Eingebornen machte."

Wir wollen hoffen, daß die Arbeit des fleißigen Missionars auch unter der neuen Aegide der Hochkirche ihren gesegneten Fortgang haben wird. Aber welcher Landsmann kann umhin, die Verkettung von Umständen zu beklagen, durch welche so manche Frucht deutschen Schweißes am Ende ohne Mühe den mit reicheren Geldmitteln ausgestatteten fremden Kirchen in den Schooß fällt? Und im vorliegenden Falle muß doch ein Punkt hervorgehoben werden, der den Uebertritt zur englischen Kirche derzeit bedenklicher macht, als er früheren Geschlechtern erscheinen mochte. Die äußerste Rechte der hochkirchlichen Partei läugnet im Grunde nicht blos die Ordination der unbischöflichen Gemeinschaften, sondern die Aechtheit ihres ganzen Christenthums, daher sie es nachgerade für nöthig hält, den aufzunehmenden Missionar vor der Zulassung vom Abendmahl sogar noch zu konfirmiren; denn wie sollte er ohne die Handauflegung des Bischofs den Segen des Abendmahls empfangen können! Sie stellt sich damit auf den Boden der orientalischen Kirche, welche zwar nicht die Taufe an den neuaufzunehmenden Evangelischen wiederholt (wie das so oft von römisch-katholischen Priestern geschieht), aber doch das Sacrament der Salbung und Confirmation mit Abschwörung der protestantischen Irrthümer ihnen auferlegt. Wer bedauert nicht den guten Lausitzer, der sich inmitten seiner Bekehrten noch vor dem Abendmahl muß einsegnen lassen, nachdem er selbst es ihnen oft gereicht und durch ihre Sammlung sich gehörig aus-

gewiesen hatte als von Gott zum Lehramt berufen und ausgerüstet? der nun als Diakon sich der Abendmahlsaustheilung enthalten muß, bis er auch noch die Priesterweihe empfangen hat? Hoffen wir, daß mit der Kräftigung unseres deutschen Nationalgefühls auch eine Stärkung des evangelischen Kirchenbewußtseins sich bei uns einstelle, welche den Uebertritt treuer Sendboten zu engherzigeren Kirchengemeinschaften, die da und dort nach den Saaten deutschen Fleißes lüsterne Blicke werfen, immer seltener mache!

Der Opiumscandal.

In der letzten Sitzung des britischen Parlaments suchte Sir Wilfrid Lawson vergebens vom Unterhause zu erwirken, daß dasselbe „jenes System verdamme, durch welches ein großer Theil des ostindischen Staatseinkommens aus der Opiumkultur erzielt wird". So lange dieses Einkommen vom Opium noch ein zartes Pflänzchen war, protestirten die erfahrensten Staatsmänner des indobritischen Reiches gegen sein tieferes Einwurzeln; aber, hieß es damals, was wollen auch 4000 Opiumkisten im Jahr für die 400 Millionen Chinesen bedeuten? So durfte denn das Pflänzchen wachsen, bis derzeit 75,000—90,000 Kisten, d. h. 5300 Tonnen dieses Giftes, alljährlich von Calcutta und Bombay nach China verschifft werden. Bis zum Jahre 1842 war die Waare in China verboten, so daß die britische Regierung nur mit Hilfe von Schmugglerbanden dieselbe an den Mann bringen konnte. Die chinesischen Behörden giengen so weit, einen Vorrath von Opium, der zwei Millionen Pfd. St. werth war, ins Meer zu versenken, weil gegen die Landesgesetze eingeführt; England aber nahm die Schmach auf sich, China wegen dieser Heilighaltung seiner Gesetze zu bekriegen und erkaufte zuletzt (1860) mit Feuer und Schwert das Vorrecht, China mit soviel Opium, als ihm beliebt, zu vergiften und zu entsittlichen. Und der Handel hat sich wunderbar entwickelt, bis jetzt die Frage sich aufthürmt, was sollte auch aus Indien werden, wenn es seine jährlich vom Opiumverkauf eingehenden 6 oder 7 Millionen Pfd. St. verlöre? China muß untergehen, damit Indien leben könne!

Ein mächtig zwingender Grund zu Gunsten dieses Einkommens besteht freilich in der Annahme, daß die Leute in China bereits „ein solches Verlangen nach dem Gifte haben, daß sie es irgend wie sich verschaffen müssen; also nehmen sie es von uns, so lange sie es nicht selbst bereiten!" Ein Herr Grant Duff kanzelte Sir Wilfrid Lawson wegen der Tollkühnheit, die ihm einen solchen Vorschlag diktirte, mit strenger Salbung ab. „Sein ehrenwerther Freund habe das Haus aufgefordert, einen überaus bedenklichen Schritt zu thun, einen der bedenklichsten für unsere Stellung in Asien. Er könne nicht glauben, daß der ehrenwerthe Freund die erschütternde Eigenschaft — er brauche dieses Beiwort mit allem Bedacht, — die sein Vorschlag an sich trage, völlig erkenne." Und so weiter, bis bewiesen war, daß nicht die Regierung, sondern ihr Ankläger tadelnswerth sei, und sich am Schlusse zu allseitiger Herzenserleichterung ergab, daß das Opium den Chinesen gar nichts schade. Wäre diese Behauptung richtig, wozu eine solche Kette von Beweisen, um darzuthun, wie nöthig das besprochene Einkommen für Indien sei? Die Missionare wenigstens klagen schon lange, daß nichts dem britischen Namen in chinesischen Augen einen tieferen Makel anhänge, als die Aufdringung dieses Giftes.

Einer der Redner erkannte an, daß freilich manche Chinesen die werthvolle Waare schauerlich mißbrauchen; aber konnte er nicht seine Rede schönstens abrunden mit dem Nachweis, daß auch in England der Branntwein von Manchen schauerlich mißbraucht werde, während man doch von ihm eine bedeutende Accise erhebe? — Ein Herr Fowler unterstützte den Vorschlag, indem er zeigte, daß die Opiumcultur in China selbst entschieden zunehme, daher man irgendwie sich auf den Tag gefaßt halten müsse, da die indischen Einkünfte aus dem Opium abnehmen und allmählich aufhören würden. Der Verlust dieser sieben Millionen Pfd. St. ist also eine bloße Frage der Zeit und er mag zuletzt nur um so verderblicher ausfallen, je weniger Geneigtheit das Parlament zeigt, mit dem Suchen nach einem Ersatzmittel sich jetzt schon abzugeben. Herr Kinnaird sprach gleichfalls für den Vorschlag. Aber 150 Stimmen gegen 46 verwarfen ihn. —

Wir wundern uns darüber nicht. Wo der Handelsgeist den Vorsitz hat, gilt von den Millionen, die irgend eine Waare (seis

Branntwein, Opium oder Waffen- und Patronenvorräthe) einbringt, das Kaiserwort: Es stinkt nicht.

Indessen nimmt der Opiumverbrauch in Indien selbst einen beängstigenden Aufschwung. Namentlich die Märkte des heiligen Benares bezeugen, daß ganze Klassen der dortigen Bevölkerung sich durch diesen Genuß vergiften und jeglicher ernsten Beschäftigung sich entwöhnen; Unzucht jeder Art, Wetten und Glücksspiele, mit der Zugabe von etwas Diebstahl und Raub, füllen das Leben der Opiumsklaven aus, wie warnende Stimmen in indischen Zeitschriften es bereits schildern. Anderseits aber haben verheerende, Millionen hinraffende Hungersnöthen manchen Staatsmann zu der Erkenntniß gebracht, daß die Ausdehnung der Opiumcultur sowohl als des Baumwollenbaus in Indien nicht ins Unendliche darf betrieben werden, ja daß das Glück Indiens schon jetzt eine bedeutende Beschränkung des Mohnbaus in Malwa ꝛc. gebieterisch fordert.

Dr. Dudgeon, Missionsarzt in Peking, hatte reichliche Gelegenheit, die schauerlichen Zerstörungen, welche dieses Gift unter den Chinesen anrichtet, zu beobachten. Keiner der Sklaven dieses Lasters entschuldigt oder beschönigt dasselbe; jeder fühlt sich darunter verkauft, sittlich erniedrigt, gesellschaftlich gesunken. Niemand traut einem Opiumraucher: Lüge, Betrug, Verrath und Grausamkeit bezeichnen seinen Gang abwärts. Dudgeon fand, daß unter den niederen Beamten 40% Opium rauchen; von Kaufleuten, Soldaten und Gelehrten 20%; vom männlichen Gefolge der Mandarinen 70—80%, vom weiblichen etwa halbsoviele. „Die Hälfte der Eunuchen im Palast besteht aus Opiumrauchern, sie haben sich sogar in dessen Gemächern eine Opiumbude eingerichtet, worin neulich eine Feuersbrunst ausbrach, die das Reichsarchiv erreichte. In jeder Gasse von Peking besteht eine Opiumbude, in den größeren zwei bis drei. Noch sind die Bauern im Ganzen freigeblieben, 4—5% mögen Opiumraucher sein, dagegen in Schansi und andern Gegenden, wo Mohn gebaut wird, schon 40—60%." Nach Medhurst scheinen über drei Millionen Chinesen für Opiumknechte zu gelten.

In den christlichen Missionen wird der Grundsatz beobachtet, keinen, der dieser bedauerlichen Klasse angehört, in die kirchliche Gemeinschaft aufzunehmen; die Rückfälligen werden ohne Gnade ausgeschlossen. Miss. Muirhead bemerkt über diesen Punkt: „Die Verbindung mit solchen Leuten würde für andere eine Schlinge

werden, und müßte der Kirche die Verachtung aller ehrlichen Leute zuziehen. Das Christenthum verlangt, daß das Böse aufgegeben werde. Das kündigen wir als unumgängliche Bedingung der Jüngerschaft an, während wir auf allen Seiten sehen müssen, wie der Lauf des Evangeliums durch die Herrschaft dieses Lasters aufgehalten wird. Die Raucher werfen uns selbst vor, wir haben die Waare eingeführt und sie zu deren Gebrauch verleitet: 'Behaltet das Opium bei euch, so werden wir nichts mehr damit zu thun haben.' Ihre Angehörigen, die unter den Folgen des Giftes mitleiden müssen, überhäufen uns mit Anklagen, und alle Patrioten stimmen ihnen bei. Wie oft wird uns gesagt, wir sollten doch zuerst unsere eigenen Leute bekehren, daß sie sich des Opiumhandels enthalten, so werde China auch ohne Mission aus seinem Elend sich schon wieder aufraffen. Das nun ist es, was wir als Boten des Kreuzes täglich vernehmen müssen, und die Klemme, in welche wir dadurch versetzt sind, läßt sich eher fühlen als beschreiben. Unsere Landsleute mittlerweilen spotten über unsere erfolglose Arbeit oder über die völlige Widersinnigkeit, gemeinen Chinesen unseren heiligen Glauben eingießen zu wollen, ohne zu bedenken, welche Schranke ihr Handel dem Fortschritt des Evangeliums entgegenthürmt.

„Und wie schmählich nimmt sich das Verfahren unserer Regierung, verglichen mit dem der chinesischen aus! Auch nach dem Opiumkrieg, der uns den Zugang ins Land öffnete, blieb der Kaiser entschlossen, die Zulassung des Opiums zu verbieten; doch war durch die Friedensbedingungen die Einfuhr der Schmuggelwaare natürlich vielfach erleichtert worden. Nun folgte der zweite Krieg im Jahr 1860, und der Friedensvertrag bestimmte ausdrücklich — der Sieger bestand darauf, — der Opiumhandel müsse für einen gesetzlichen erklärt werden. Das verlangte unsere fortschrittliche Nationalökonomie; und die widerstrebenden Staatsmänner Chinas mußten sich fügen. Dennoch fahren sie fort, das ganze System als eine Schmach fürs Land zu verdammen, die Unterbeamten werden scharf bedroht, sich an diesem Fluchhandel nicht zu betheiligen, und dem Volk wird die Enthaltung von demselben auf jede Weise angerathen. Wie sehr auch die Aufrichtigkeit vieler derartiger Erlasse mag angezweifelt werden, so viel steht fest, daß die Mehrzahl des Volks, die in dieser Hinsicht alle Besserdenkenden einschließt, über nichts so sehr jauchzen würde, als über das Aufhören des Opiumhandels. Wir

Europäer würden dadurch um viele Grade in ihrer Achtung steigen, und der Widerwille, den man gegen uns hegt, würde um ein Gutes geringer werden.

„Freilich würde der internationale Handel die Entziehung von 60 Millionen Dollars empfindlich spüren! und wie schwer würden die indischen Finanzen unter diesem Schlage leiden! ꝛc. Was Christen in der Sache zu thun haben, ist jedoch klar genug. Wir kennen edle Handlungshäuser, die ihre Hände nie mit Opium befleckt haben, und dafür von Gott und Menschen geehrt werden. Wir kennen andere, welche das Uebel erst später einsehen lernten, und sich auf alle Gefahr hin straks von jeder Betheiligung an demselben los machten. Wie schmählich bleibt für England die Betrachtung, daß es von China diejenige Waare bezieht, die mehr als irgend eine andere sänftigend und hebend auf das ganze gesellschaftliche Leben eingewirkt hat, den Thee, während es als Gegengabe nur ein Leib und Seele vernichtendes Gift einführt!"

Es liegt nach der Katastrophe von Tientsin im Bereich der Möglichkeit, daß der Haß gegen die Fremden einen neuen Krieg Chinas gegen die Westmächte hervorruft; bereits vereinigen sich die britischen Missionsfreunde zu besonderen Betstunden, um Abwendung einer so entsetzlichen Prüfung von jenem weit ausgedehnten, reichlich gesegneten Missionsfelde Gott anzurufen. Möge England nicht zu spät lernen, daß die ewigen Gesetze, auf welche das Weltall gegründet ist, nicht blos den Individuen, sondern ebenso den Völkern und Staaten gelten, und daß auch heidnische Nationen nicht außerhalb des Weltrechts stehen. Für das, was es an China verfehlt, kann es sowohl dort als in Indien noch zur Rechenschaft gezogen werden. Es bleibt doch am Ende bei dem alten Sprüchlein: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute (Nationen) Verderben."

Register.

Abe, Miss., 141 ff.
Addis, Miss., 267, 406.
Adriambelo, madag. Prediger, 285, 295.
Adschmir, ind. Stadt, 51 ff.
Alcock, Kaplan, 322.
Alterthümer, druidische, in Indien, 12 f.
Anderson J., Miss., 163 ff., 323, 422.
Andscharakandi, ind. Pflanzung, 21 ff., 200 ff., 254 ff., 368, 454 ff.
Antananariwo, madag. Stadt, 283.
Appler, Miss., 5, 8.
Arbousset, Miss., 441.
Atger, Miss., 180 ff.

Bartels, Miss., 5, 8.
Basutos, afr. Volksstamm, 443 ff.
Beynon, engl. Major, 63.
Bhills, ind. Volksstamm, 5.
Braidwood, Miss., 164.
Brand, Präsident der Boirs, 442.
Borckgrewink, Dr., 300.
Brooke, James, engl. Offizier, 130 ff.
Bührer, Miss., 128, 267.

Casalis, Miss.-Inspektor, 433.
Cathcart, Gouverneur, 441.
Chambers, Miss., 138 ff.
Christenverfolgung in China, 45 ff., 347 f., 479 f.
Clark, Miss., 106 ff., 356 ff.
—, Collector, 415.
Colenso, Bischof, 507.
Conolly, H. B., Collector, 76, 413.
Cooper, Miss., 8.
Cousins, G., Miss., 287.
Croßland, Miss., 142.
Crowther, Bischof, 226 ff.

Dajaken, Volksstamm auf Borneo, 130 ff.
Daumas, Miss., 445.
Davidson, Missionsarzt, 280, 300.
Dealtry, Bischof, 214.
Dendy, Miss., 330.
Diez, Ernst, Miss., 248 ff., 370, 381, 401, 413, 458 ff.
Diron, Ingenieur, 420.
Dobbie, Rob, engl. Offizier, 317 ff.
Dschaipur, ind. Stadt, 63 ff.
Dudgeon, Missionsarzt, 511.
Duff, Parlamentsmitglied, 510.

Eimeo, Australinsel, 179.
Ellenberger, Miss., 448.
Elmslie, Miss., Dr., 110 ff.
Ensor, Miss., 39.
Eyre, Gouverneur, 329.

Floyd, W., engl. Soldat, 416 f., 464 f.
Fritz, Miss., 76.

Germond, Miss., 451.
Gomez, Miss., 137 ff.
Gompertz, William, engl. Offizier, 213 ff., 306 ff., 468, 482.
Gonds, ind. Volksstamm, 5.
Götzenverbrennung a. Madagaskar, 209.
Grant, Sir J. P., Gouverneur, 330.
Green, Miss., 177.
Greiner, Miss., 79.
Grey, Sir Georg, Gouverneur, 442.
Gundert, Miss., 163, 242, 370, 411.

Handcock, Miss., 108 ff.
Hanspach, Dr., 169.
Hebich, Miss., 14 ff., 69 ff., 113 ff., 143 ff., 200 ff., 240 ff., 257 ff., 305 ff., 367 ff., 397 ff., 454 ff., 481 ff.
Hepburn, Dr., 169.
Hill, General, 4.
Hislop, Stephan, Miss., 1 ff., 481 ff.
Hoch, Miss., 251, 411.
Houghton, Lord, 351.
Howes, Miss., 178.
Huber, J., Miss., 79 ff.

Hughes, Miss., 366.
Hunter, Miss., 8, 10.

Jamaika nach dem Aufstand, 329 ff.
Jesuiten auf Madagaskar, 300 ff.
Illing, Wilh., Miss., 500 ff.
Josenhans, Inspektor, 247 f., 257 ff.,
Jouens, Pater, 301.
Jousse, Miss., 451.
Irion, Ch., Miss., 77 ff., 257 ff.
Jukes, Miss., 283.

Kader, ind. Volksstamm, 272.
Kalikut, ind. Missionsstation 35 ff., 76 ff., 260 ff.
Kannanur, ind. Missionsstation, 14 ff., 69 ff., 113 ff., 143 ff., 305—477.
Katholiken-Verfolgung in Japan, 166 ff.
Kaundinja, Miss., 144 ff., 252.
Kegel, Marie, Lehrerin, 263.
Kesab Tschandra Sen, Brahma, 336, 349 f.
Kennett, General, 322, 463.
Keti, ind. Missionsstation, 267.
Koimbatur, ind. Missionsstation, 266.
Kols-Mission, die deutsche, 383 f.
Krieg auf der Goldküste, 44 ff.
Kuruman, afr. Missionsstation, 434.
Kühne, Miss., 44.

Laborde, franz. Konsul, 280, 301.
Ladismith, afr. Missionsstation, 501 ff.
Lavigerie, Erzbischof, 387.
Lawrence, Lord J., 349.
Lawson, Sir, William, Parlamentsmitglied, 509.
Lehner, Miss., 155 ff.
Lemue, Miss., 434.
Livingstone, Dr., 440.
Lohr, Miss., 9.

Mac Carty, Miss., 359.
Mac Dougall, Miss., 136 ff.
Mac Gilvary, Miss., 170.
Macrorie, Bischof, 507.
Malapuram, ind. Missionsstation, 305 ff.
Malayen, Volksstamm auf Borneo, 130 ff.
Maltzan, Freiherr von, 366.
Mapillas, ind. Volksstamm, 16 ff., 254, 305.
Mangalur, ind. Missionsstation, 79 ff., 422 ff.
Marks, Dr., 350.
Mawiler, ind. Volksstamm, 277.
Märtyrer in Laos, 170 ff.
Mission, die, unter den Basutos, 433 ff.
— auf Hawaii, 173 ff.
— in Japan, 36 ff.
— in Kaschmir, 97 ff.
— in Longuong (China), 45 f.
— auf Madagaskar, 96, 278 ff., 342 ff.
— in Nagpur (Indien), 6 ff.
— in Radschputana, 49 ff.
— auf den Sandwichinseln, 478 f.
— in Sarawak, 129 ff.
— auf Tahiti, 177 ff.
— im Yorubaland, 229 ff.
Missionskinder, erste Einschiffung nach Basel, 397.
Moffat, Miss., 92 ff.
Mögling, Miss., 83, 156, 241, 379, 424.
Mörike, Miss., 268, 481.
Morris, Miss., 180.
Moschesch, Basutohäuptling, 433 ff.
Mullens, Dr., 350.
Müller, Ch., Miss., 80 ff., 413, 459.
—, Fr., Miss., 80 ff., 259, 415.

Nagasaki, japan. Stadt, 167.
Nagpur, ind. Stadt, 5 ff.
Niger-Mission, die, 226 ff.

Obrien, Georg, Katechist, 147 ff. 270 ff., 405.
Opiumhandel in China, 509 ff.

Palghat, ind. Missionsstation, 208 ff., 266 ff.
Parkes, Sir Harry, englischer Gesandter, 168.
Papawur, ind. Tempelort, 123, 143.
Perkins, Miss. Dr., 224.
Pfander, Miss. Dr., 304, 358.
Pfleiderer, G., Kaufmann, 370.
Polenz, G., Miss., 384.
Prediger-Conferenz auf Tahiti, 184

Radama II, König von Madagaskar, 278 ff.
Ramawarma, Miss., 87 ff., 154 ff., 276, 427 f., 457.
Ramseyer, Miss., 44.
Ranawalona, Königin von Madagaskar, 281 ff.
Randon, Marschall, 386.
Rasalama, Märtyrerin auf Madagaskar, 284.
Rasoherina, Königin von Madagaskar, 278 ff.
Robb, Miss., 50.
Robinson, Collector, 208.

Robson, Miss., 49 ff.
Rochechouart, franz. Geschäftsträger, 347.
Rolland, Miss., 434.

Sandeman, A., Collector, 271, 401.
Sanderson, Dr., 351.
Searle, Catechist, 147 ff., 402.
Sewell, Quäker, 290.
Shoolbred, Miss., 54 ff.
Schlunk, Kaufmann, 476 f.
Sibree, Architekt, 283, 293.
Sipahi-Aufstand in Indien, 461 f.
Sitabaldi, ind. Militärstation, 5 ff.
Smith, W., Miss., 104.
Srinagar, Hauptstadt in Kaschmir, 99.
Staley, Bischof Dr., 173.
Stanley, Decan, 349.
Steele, Miss., 54 ff.
Street, Quäker, 290.
Strobel, J., Miss., 431 ff., 458 ff.
Stocking, Charles, Catechist, 273.

Tabaa, Austral-Insel, 177.
Tahiti, Austral-Insel, 177 ff.
Tai, ind. Fischerdorf, 85 ff.
Talatscheri, ind. Missionsstat., 15 ff., 77 f.
Taliparambu, ind. Tempelort, 122 ff., 263, 273 ff.
Teall, Miss., 333.
Thabia Bosigu, afr. Missionsstation 435.
Thompson, Frau, 174 f.
Toy, Miss., 286.
Tsekelo, Basuto, 434.
Tschandren, Paul, Diakon, 84 ff.
Tscherukunnu, ind. Tempelort, 125.
Tschirakal, ind. Missionsstation, 16 ff., 67 f. 200 ff.
Turkos, afr. Soldaten, 385 ff.
Tiyer, ind. Volksstamm, 16 ff.

Udapi, ind. Missionsstation, 127 f., 467.

Valentin, Arzt, 54 ff.
van Valkenburg, amerik. Gesandter, 39.
Vaughan, Miss., 339.
Venn, Henry, Sekretär der kirchlichen Missionsgesellsch., 344.
Vernier, Miss., 179.
Vienot, Miss., 179.

Wangemann, Dr., 502 ff.
Wardlaw, Miss., 268.
Wecks, Bischof, 228.
Weigle, G., Miss., 75, 404.
Wheler, Oberst, 356 ff.
Wilson, Miss., 170.
Wolfe, Miss., 45.
Wright, Miss., 136 ff.
Würth, Miss., 128, 242.

Zenana-Mission, die, 336 ff.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. Inhalt: Spanien und die Bibel. 1870.

Spanien und die Bibel.

Wenn Jemand in diesen unsern Tagen von Spanien zu reden unternimmt, so drängen sich ihm unwillkührlich so viele und vielerlei Erinnerungen an eine große und inhaltschwere Vergangenheit, so ernste Erwägungen über die Gegenwart, und so viele sich durchkreuzende Hoffnungen und Besorgnisse in Betreff der Zukunft auf, daß es ihm schwer werden muß, aus der Masse des Stoffes das Zweckmäßige und Passende herauszugreifen, um es zu einem klaren, übersichtlichen, harmonischen Bilde zu gruppiren. Wir werden aber am sichersten gehen, wenn wir nach unserer bisherigen Weise zuerst mit Land und Leuten uns bekannt machen, dann einen raschen Gang thun durch die politische und kirchliche Geschichte des spanischen Volkes, daran die Geschichte der Uebersetzung der Bibel ins Spanische knüpfen und schließlich einen Blick werfen auf die merkwürdige religiöse Bewegung, die gegenwärtig die schöne Halbinsel durchzuckt, und für welche die Revolution des Jahres 1868 die Bahn brach. Daß wir dabei Vieles, was einer eingehenderen Schilderung werth wäre, auf der Seite müssen liegen lassen, ist zu bedauern, aber nicht zu vermeiden.

Von dem wunderlich gestalteten und vielgegliederten Leibe des europäischen Festlandes bildet Spanien, wie man zu sagen pflegt,

den „Kopf". Es wird auf drei Seiten von den blauen Wellen des Oceans umspült, nemlich vom biscayischen, atlantischen und mittelländischen Meere, und hängt nur auf der Nordostseite mittelst des von ewigem Schnee strahlenden Scheidegebirgs der Pyrenäen mit dem übrigen Europa zusammen. Diese pyrenäische Halbinsel, wie sie um ihrer Gestalt willen genannt wird, ist ein für sich bestehendes, wohlgegliedertes, und von allen übrigen Gebirgssystemen Europas getrenntes Hoch- oder Tafelland, das zwei große Hochebenen bildet und fast ringsum von mächtigen Randgebirgen umwallt wird. Von den letzteren aus verbreiten sich, wie knorrige, zu Tag liegende Wurzeln eines Eichstamms, langgestreckte Gebirgszüge über das Mittelland, — Gebirgszüge, zwischen welchen herrliche Ströme, wie der Duero, Tajo, Guadiana, Guadalquivir ꝛc. dahinwallen und das Land befruchten. Eigentliche größere Tiefebenen hat Spanien nur zwei, und auch diese sind nicht von Bedeutung, nemlich die von Aragonien, welche vom Ebro durchströmt und bewässert ist, und die von Andalusien, welche vom mittleren und unteren Guadalquivir befruchtet wird. Kleinere Tiefebenen liegen an der Ostküste (gegen das mittelländische Meer zu), besonders in Valencia, wo sich die paradiesische „Huerta (Garten) von Valencia" befindet.

Vielleicht in keinem andern Lande Europas sind so verschiedenartige Klimate zusammengedrängt, wie in Spanien. Seiner geographischen Lage nach würde es, wenn es eben wäre, durchaus ein mildes Klima haben; allein seine eigenthümliche, vielgestaltige Bodenerhebung verändert die Temperaturverhältnisse dermaßen, daß daselbst die Klimate von fünf verschiedenen Zonen, — der eigentlich tropischen, der warmen gemäßigten, der kalten gemäßigten, der kalten und der Polarzone — im buntesten Wechsel nebeneinander liegen. Schon die prächtige Kette der Pyrenäen, welche Spanien von Frankreich scheidet, läßt auf ihren unteren Terrassen die Rebe, den Mais und die Kastanie üppig gedeihen; etwas höher empor liegt die Region des Getreidebaus, der Eichen und Buchen; dann folgen die Nadelwälder, welche allmählig den Zwergtannen und Kiefern Platz machen und endlich in der Region des ewigen Schnees gänzlich verschwinden. Im mittleren Tafelland aber, auf welchem die Hauptstadt Madrid liegt, herrscht ein überaus schneller und scharfer Wechsel zwischen Tages- und Nachttemperatur, sowie zwischen Sommerhitze und

Winterkälte. Kurze Frühlinge und kurze Herbste trennen den brennend heißen Sommer von dem rauhen, frostigen Winter. In Madrid selbst kann die Hitze bis auf 40 Grad Reaumur, die Kälte bis auf 8 Grad unter Eis steigen. Die Luft ist dort fast das ganze Jahr hindurch trocken; kein Wölkchen trübt vom Juni bis September den Himmel, und Alles würde unter den sengenden Strahlen der Sonne verschmachten, wenn nicht der allnächtliche starke Thau den Regen einigermaßen ersetzte. Alle Winter friert es in Madrid heftig und schneit auch oft sehr viel, während die umliegenden Gebirge häufig bis zum Juni, und schon wieder im Oktober mit Schnee bedeckt sind. Die große Trockenheit dieses mittleren Tafellandes, die mit der Wasserarmuth seiner Flüsse zusammenhängt, verursacht zugleich eine Vegetationsarmuth, eine Einförmigkeit des Pflanzenwuchses, ja nicht selten eine Dürre, die von der Ueppigkeit der Küstenlandschaften grell absticht. Der Ertrag der Ernten hängt deshalb vorzugsweise dort von der Anwendung künstlicher Bewässerung ab, ohne welche sehr oft Mißwachs und Theurung eintritt. — Wie ganz anders dagegen ist das Südgestade von Granada! Hier sind Frost und Schnee ganz unbekannt; ein mildes, fast frühlingshaftes Klima waltet fast das ganze Jahr hindurch, während die Pflanzenwelt einen wahrhaft tropischen Charakter zeigt. Neben dem Waizen, Reis und Mais, neben Pfirsichen, Feigen und den edelsten Weinreben, neben den reichen Orangen- und Citronengärten, neben dem Oelbaum und den feinsten Gemüsearten, gedeiht die Baumwollpflanze, das Zuckerrohr, der Cactus und die Aloe; die Dattelpalme erhebt ihre stolze Krone und die Zwergpalme überdeckt ganze Landstriche. Kurz, dieses Spanien bietet eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation, eine solchen Wechsel aller Klimate, eine solche Pracht und Schönheit landschaftlicher Scenerie dar, wie kaum ein anderes Land der Erde. Was Wunder, daß schon im frühesten Alterthum ein Volk ums andere sich dorthin gezogen fühlte, Kolonien an ihren Küsten und Flüssen gründete, eine neue Heimath unter diesem milden Himmel suchte oder mit den Waffen in der Hand die herrliche Halbinsel sich zu unterwerfen trachtete?

Dort wo der Guadalquivir die Ebenen von Sevilla zu einem Garten Gottes voll Schönheit und Fruchtbarkeit umwandelt, um dann nicht ferne von Cadix ins atlantische Meer sich zu ergießen, lag die uralte phönizische Stadt und Landschaft Tarsis (oder

Tarteſſus), eine der reichſten Kolonien der fürſtlichen Handelsſtadt Tyrus, — dieſes Tarſis, von dem ſchon der 72 Pſalm weisſagt: „Die Könige von Tarſis werden dem Meſſias Geſchenke bringen,“ und wovon Jeſajas (66, 19) verkündet, daß der Herr Glaubensboten „zu den Heiden in Tarſis“ ſenden werde. Die erſten Einwanderer aber, die das herrliche Land beſetzten, waren die ſogenannten Iberer, denen etwas ſpäter eine Abtheilung jenes mächtigen, weit ſich verzweigenden Geſchlechtes der Kelten folgte, um ſich mit den Ureinwohnern nach und nach zu Einem Volksganzen, den Keltiberern, zu verſchmelzen. Etwa ſeit dem Jahre 600 vor Chriſto legten die obengenannten Phönizier im Süden Spaniens ihre blühenden Kolonieen an und brachten durch ihren ſchwunghaften Tauſchhandel und durch allerlei ſammt ihren Waaren eingeführte Bildungselemente eine Art Kultur ins Land, durch welche die rohen Ureinwohner um eine nicht geringe Stufe höher gehoben wurden. Die phöniziſchen Kolonieen aber mit dem ganzen ſüdlichen Theil der Halbinſel wurden im Jahr 238 vor Chriſto von den hochſtrebenden Karthagern (von Nordafrika aus) erobert, aber ſchon im Jahr 201 gieng dieſer koſtbare Beſitz wieder an die welterobernden Römer verloren, welche von nun an volle ſechs Jahrhunderte ganz Spanien beherrſchten. Sie aber waren es, welche nicht nur harte römiſche Steuern, Abgaben und Frohnen, nicht blos römiſche Sprache und römiſches Geſetz, ſondern auch wohlthätige Ordnung, höhere Bildung, und vor Allem den Segen des Chriſtenthums ins Land einführten. Was das letztere betrifft, ſo hatte ja ſchon der Apoſtel Paulus im Sinn, nach „Hispania“ das Evangelium zu tragen, und viele alte und neue Geſchichtſchreiber behaupten, es ſei ihm dieß auch gelungen. Jedenfalls aber kam die Kunde von Chriſto ſchon ſehr frühe durch einzelne chriſtliche Soldaten und Beamte nach Spanien, und zu der Zeit, wo Conſtantin der Große den blutigen Verfolgungen der Chriſten im ganzen römiſchen Reiche ein Ziel ſetzte, war faſt die ganze Bevölkerung Spaniens — wenigſtens äußerlich — chriſtianiſirt. Wie tief aber die römiſche (oder lateiniſche) Sprache im Volksleben ſich feſtwurzelte, das zeigt ſich darin, daß in keiner andern ehemaligen Provinz des römiſchen Reichs, ſelbſt kaum in Italien, ſich bis auf den heutigen Tag ſo viele lateiniſche Sprachreſte erhalten haben, als in Spanien, ungeachtet ſo manche andere Sprachen (das Gothiſche, Arabiſche,

Fränkische ꝛc.) dieselben zu verdrängen bemüht waren. Es ist dieß um so mehr zu verwundern, als im Jahr 409 nach Christo die Herrschaft der Römer über die schöne Halbinsel ihr Ende fand, indem die Heere Roms vor den siegreichen Einbrüchen der germanischen Völker (der Alanen, Vandalen, Sueven und Westgothen) weichen mußten. Diese Germanen setzten sich, wie Heuschreckenschwärme, auf den üppigen Gefilden Spaniens fest und herrschten drei Jahrhunderte lang (409—711). Da kam über die Meerenge von Gibraltar herüber ein neues ländereroberndes Volk, die muhamedanischen Mauren, und gründete für nahezu acht Jahrhunderte (711—1492) die arabische Herrschaft. In Bezug auf die Verbreitung weltlicher Kunst und Wissenschaft, sowie auf den Anbau des Landes und Wohlstand des Volkes, war dieß eine der blühendsten und glanzreichsten Zeiten Spaniens; aber freilich herrschte statt des Kreuzes mit seinem Himmelsglanz und Himmelsfrieden der Halbmond mit seinem schwachen Dämmerlicht und seinem blutigen Schwert. Oft erhoben sich die unterdrückten christlichen Völkerschaften Spaniens in furchtbarem Aufruhr wider ihre muhamedanischen Herren; aber erst als die innere Kraft der arabischen Kalifen und Emire durch Schwelgerei und Sinnlichkeit gebrochen ward, schrumpfte auch ihre äußere Macht enger und enger zusammen, bis ihnen nur noch Granada übrig blieb. Aber auch dieses letzte Bollwerk fiel 1492 vor der vereinigten Macht Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Castilien. Unter diesem berühmten Königspaare kehrte ganz Spanien unter christliche Herrschaft zurück, und ihr Scepter streckte sich noch weit über die Gränzen der Halbinsel hinaus, über das Königreich Navarra in Frankreich, über die Niederlande, Neapel, Sicilien, Sardinien, Malta und die Balearen. Dazu kamen bald die Kolonieen auf der Nord- und Westküste von Afrika und die ungemessenen Besitzungen im neuentdeckten Amerika, — Meriko, Peru, Chili ꝛc. mit ihren unerschöpflichen Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen. Unter Karl V. (1516—1556), dem Enkel des deutschen Kaisers Maximilian, dem erbitterten Feinde der Reformation, besonders aber unter seinem finstern Sohne Philipp II (1556—1598), erreichte Spanien den höchsten Gipfel seiner Macht, so daß man von diesem Fürsten, wie heutzutage von der brittischen Königin Viktoria, sagen konnte: in seinem Reiche gehe die Sonne nie unter.

Freilich gieng es, nachdem dieser Höhepunkt der Macht und

Größe erreicht war, nach dem Gesetz aller menschlichen Dinge schnell wieder abwärts, und es ist seitdem fort und fort bis auf den heutigen Tag abwärts gegangen. Welche Zerrüttungen hat nur unser Jahrhundert über das arme Land gebracht! Die Eroberung durch Napoleon I, das Regiment Josephs Bonaparte (1808—1813), der englisch-spanische Krieg gegen Napoleon, die Wiedereinsetzung des unfähigen Bourbonen Ferdinand VII ins Königthum (1814—1833), die Revolutionen, die in Folge davon das Land zerrütteten, endlich Ferdinands Tod (1833) und die Thronfolge seiner unmündigen Tochter Isabella II (geb. 1830), die Regentschaft ihrer intriganten Mutter Christine, der Kampf des Prätendenten Don Karlos um den Thron, und endlich Isabella's ruhmloser Sturz (im September 1868), — welch' eine Kette trauriger Zerrüttungen! Doch wir kommen später darauf zurück.

Welches Gepräge nun hat unter allen diesen geschichtlichen Entwicklungen der spanische Nationalcharakter erhalten? Erinnern wir uns nochmals daran, daß nach einander fünf oder sechs verschiedene Nationalitäten (die Iberer, Kelten, Phönizier, Römer, Gothen und Mauren) auf spanischem Boden sich ansiedelten und jede von ihnen Jahrhunderte lang das Feld behauptete. Welche von ihnen drückte nun dem Spanier das tiefste und dauerndste Gepräge auf? Wenn wir uns nicht täuschen, so ist es das national römische Element, durch welches das iberisch-keltische Volkswesen gewissermaßen verschlungen und aufgesaugt wurde, vor welchem auch das später eindringende germanisch-gothische Element fast spurlos wieder verschwand, ja das selbst die siebenhundertjährige maurisch-arabische Zeit mit siegreicher Kraft überdauerte. Zwar hinterließ die lange maurische Herrschaft tiefe und unverkennbare Eindrücke in dem spanischen Nationalcharakter, aber — wie uns scheint — doch nur so weit, als maurisches und römisches Wesen mit einander verwandt ist, während, wo beide sich bekämpfen und ausschließen, das römische den Sieg behielt. Aus dieser Mischung homogener römischer und arabischer Elemente heraus (wir lassen dabei den Einfluß des Christenthums noch bei Seite) bildete sich der spanische Nationalcharakter, wie die spanische Sprache. Kein Volk, selbst das italienische nicht, hat in seinem natürlichen Charakter so sehr einerseits

die ernste Würde des antiken Römers, anderseits die stolze Ritterlichkeit des mittelalterlichen Mauren bewahrt, als der Spanier. Ist doch der Ausdruck „spanische Grandezza" sprichwörtlich geworden zur Bezeichnung ernster feierlicher Würde. Daneben spiegelt sich im spanischen Volk — bei Männern wie bei Frauen — einestheils jene orientalische Ruhe und unnachahmliche Anmuth, anderntheils jene leidenschaftliche Glut des Hasses und der Liebe wieder, wie sie dem Araber eigen ist. — Was aber die Sprache des Landes betrifft, so hat wohl kein europäischer Dialekt (wie schon oben erwähnt) so überwiegend vorherrschende Ueberreste des Lateinischen in sich aufgenommen und bewahrt, als das Spanische. Wer lateinisch kann, versteht das Spanische in kürzester Zeit. Ein einziges kurzes Beispiel wird dieß deutlich machen. Wir stellen die spanische Uebersetzung einiger Verse von Joh. 1 der lateinischen gegenüber.

Spanisch.	Lateinisch (Vulgata).
En el principio era el Verbo, y el Verbo era con Dios, y el Verbo era Dios. Este era en el principio con Dios. Todas las cosas fuéron hechas por él... En él estaba la vida, y la vida era la luz de los hombres.	In principio erat Verbum, et Verbum erat apud Deum, et Deus erat Verbum. Hoc erat in principio apud Deum. Omnia per ipsum facta sunt... In ipso vita erat, et vita erat lux hominum.

Man sieht, daß hier fast Alles lateinisch ist. Auch in den meisten bei uns einheimisch gewordenen spanischen Worten erkennen wir den lateinischen Ursprung, wie z. B. sierra (Gebirge) vom lateinischen serra = die Säge oder die zackigte, geschlängelte Linie; sierra leone (Löwengebirge); auto da fé (Glaubenshandlung), lateinisch: actus fidei; matadoros (Stiertödter im Stiergefecht) vom lateinischen mactare = dem Tode weihen, tödten, und taurus = Stier. Daher auch der bekannte Name Matamoros = der Maurentödter (Maure = Araber). Daß aber neben dem Lateinischen auch das Arabische einen schönen Beitrag zu dem Wörterschatz der spanischen Sprache geliefert hat, namentlich in wissenschaftlichen, geographischen, politischen und ähnlichen Dingen, bezeugen die bekannten Namen Algebra, Alchymie, Almanach, Alkalde (von Kadi = Richter), Alhambra (arabisch: das rothe Haus) und eine Menge spanischer Städtenamen ꝛc.

Uebrigens finden sich im Lande neben den ungefähr 14 Millionen eigentlichen Spaniern einestheils noch merkwürdige Ueberreste der keltiberischen Ureinwohner in den sogenannten Basken, welche, etwa 500,000 an der Zahl, in den unwirthlichen baskischen Provinzen des Nordens von Spanien sich mit ihrer alt-iberischen Sitte und Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben und gewissermaßen ein Völklein für sich bilden; anderntheils noch etwa 60,000 Moriscken (Modejares) d. h. unvermischte Reste der maurisch-arabischen Bevölkerung, die sich in einigen Thälern der Sierra Morena (des Maurengebirgs) mit eigener Sitte und Sprache bis heute erhalten haben. Daß Spanien auch zahlreiche umherziehende Zigeuner (Gitanos, sprich: Tschitanos, woher auch unser deutscher Name „Zigeuner"), etwa 45,000 an der Zahl, beherbergt, ist bekannt, während das Gesetz bis jetzt keine Juden duldet.

Vergleicht man nun aber mit der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, mit der reichen Mannigfaltigkeit des Klimas und der herrlichen Begabung des spanischen Volkscharakters den wirklichen Zustand des Volkes in unserer Zeit, so wird man unwillkührlich mit Schmerz und tiefer Trauer erfüllt. Schon die Zahl der Bevölkerung muß uns stutzig machen. Während z. B. das angränzende Frankreich auf (in runden Zahlen) etwa 10,000 Quadratmeilen ungefähr 38 Millionen Einwohner beherbergt, zählt Spanien auf 8500 Quadratmeilen nur etwa 14 Millionen! Der Kanton Bern mit seinen vielen unbewohnbaren Gebirgsmassen zählt dennoch im Durchschnitt auf einer Quadratmeile etwa 3800 Seelen, Spanien nur 1600! — Von dem reichen spanischen Boden ist kaum mehr als die Hälfte angebautes Land; die Viehzucht ist vernachläßigt, die andalusischen Stiere ausgenommen, welche zu den rohen blutigen Stiergefechten gezogen werden. Auch für die vorzüglichen Pferderassen von Andalusien wird viel zu wenig gethan. Die Schafzucht (namentlich der trefflichen Merinos) liegt im Argen. Von Industrie und schwunghaftem Gewerbe, das einst unter den Arabern in höchster Blüthe stand, ist kaum ernstlich die Rede, außer was in den Händen von Engländern und Deutschen ist. Der Handel, für den es nicht nur an nationalem Fleiß, sondern auch an guten Straßen, Kanälen, schiffbaren Flüssen und Eisenbahnen fehlt, ist schwach

und unbedeutend, während der Schmuggel systematisch ins Große und Schwunghafte getrieben wird. Die Waarenausfuhr im Jahr 1849 betrug 58 Millionen Gulden, die Einfuhr 71 Millionen. Der Volksunterricht ist jämmerlich vernachläßigt. Kaum der vierte Theil der schulbedürftigen Jugend genießt einen Unterricht. Trotz der zehn Universitäten des Landes und der vielen Akademien und Collegien liegt Wissenschaft, Kunst und Bildung aller Orten im Argen. Verarmung, Trägheit, Unwissenheit, fanatischer Aberglaube, blinde Bigotterie, — das sind die Mächte, die das edle spanische Volk heutzutage in Fesseln geschlagen haben. Wie ist das so gekommen?

Es fällt uns nicht ein, hier in diesen wenigen und anspruchslosen Blättern die Ursachen des tiefen Verfalls des spanischen Volkes auch nur in annähernd erschöpfender Weise darlegen zu wollen. Wir heben vielmehr nur zwei dieser Ursachen — freilich die bedeutendsten und zugleich die lehrreichsten — heraus. Die eine ist mehr national-ökonomischer Natur, die andere mehr religiöser Art.

Als Spanien durch die Entdeckung der „neuen Welt" und durch die Besitznahme der an Gold und Silber unerschöpflich reichen Länder Mittel- und Südamerikas (Meriko, Peru, Chili ꝛc.) fast mühelos, obwohl unter unsäglichen Ungerechtigkeiten, zu ungeheuren Reichthümern gelangte und ein Schiff ums andere unermeßliche Ladungen kostbarer Metalle ins Land brachte, da hörte Regierung und Volk bald auf, das mühevollere, aber freilich sicherere Werk des Feldbaus, des großen und kleinen Gewerbs ꝛc. zu betreiben oder zu begünstigen. Alles stürzte sich auf die Schiffe und nach den zahlreichen Kolonien, um dort schnell reich zu werden, und kehrte nur nach Spanien heim, um das leicht Gewonnene in trägem Luxus zu genießen. Da nun zu gleicher Zeit die spanische Herrschaft auch in Europa sich über die reichsten und blühendsten Länder ausbreitete, so öffnete sich da eine zweite Quelle unerschöpflichen Reichthums für Volk und Regierung. Denn man saugte die eroberten Länder mit unerhörter Härte aus und verpraßte den Schweiß der unterdrückten Völker in Wollust und erschlaffendem Luxus. Die zahllosen Heere aber, welche die Könige Spaniens zur Niederhaltung der gewonnenen Lande zu halten genöthigt waren, wurden eine Schule des Müssigganges, grausamer Ungerechtigkeit und stolzen Uebermuths,

während dem Landbau und dem Gewerbe im eigenen Lande immer mehr Hände entzogen, und die Neigungen der spanischen Bevölkerung jeder friedlichen und nützlichen Beschäftigung immer mehr entfremdet wurden. Hierin liegt eine der wichtigsten Ursachen des Verfalls der spanischen Nation.

Aber freilich dazu kam ein zweites Uebel von noch folgenreicherer, noch zerstörenderer Wirkung. In keinem Lande nemlich war die Macht des römischen Papstes und der Fanatismus der Priester und Mönche schon seit dem Mittelalter größer als in Spanien. Was dem Gebot der päpstlichen Kirche nicht unbedingt und schweigend sich unterwarf, was der Gewissenstyrannei und der Menschensatzung des Papstthums gegenüber noch eine eigene freie Meinung zu haben oder gar zu äußern wagte, das wurde mit Gefängniß und Folter, mit Schwert und Scheiterhaufen verfolgt und wo möglich vernichtet. Die trefflichsten Dienste hiezu leistete die in der Hölle erfundene Inquisition, das heißt das von Dominikaner-Mönchen geleitete Glaubensgericht, das von Papst und Kaiser die Vollmacht hatte, Klagen gegen alle der Ketzerei Verdächtige ohne weiteres anzunehmen, sie ohne Nennung von Kläger oder Zeugen zu verhaften, durch Folter und alle Marter sie zum Geständniß zu zwingen und je nach Gutdünken zu ewiger Gefangenschaft, oder zu ungeheuren Geld- und Vermögensbußen, oder zum Feuertod zu verurtheilen. Wie gräßlich die Dominikaner in vielen Ländern, namentlich aber in Spanien, mittelst der Inquisition hausten und aufräumten, das vermag keine Feder zu schildern. Auch brachten sie es durch ihre unerbittliche Grausamkeit wirklich dahin, daß die Priesterherrschaft in Spanien eine völlig unbeschränkte wurde, und daß das ganze Land wie ein todtenstilles Leichenfeld dalag, auf dem kein Zeichen selbstständigen, freien Glaubenslebens sich kundzuthun wagte.

Als nun in den Tagen der Reformation halb Europa von dem neuen Lebenshauch des Evangeliums in unerhörte Bewegung gesetzt wurde, und ein Land ums andere der neuen Lehre sich öffnete, da schien Spanien wie von einer dreifachen unübersteiglichen Schutzmauer wider die „lutherische Ketzerei“ gesichert zu sein, und die Priesterschaft schien für den Bestand ihrer absoluten Macht über die Gewissen nichts fürchten zu dürfen. Und dennoch, — gerade der Mann, der außerhalb Spaniens die Reformation so bitter und ruhelos bekämpfte, der Kaiser Karl V, gerade er mußte nach

Gottes Rath zum Werkzeug dienen, um den Lehren der Reformation den Weg nach Spanien zu bahnen. Er war König von Spanien und zugleich deutscher Kaiser. In seiner letzteren Eigenschaft mußte er, um der großen Sache der Reformation willen, wiederholt nach Deutschland reisen, wobei er nicht blos seine Beichtväter und Hofgeistlichen, sondern auch viele andere angesehene spanische Theologen mit sich nahm, damit sie mit Luther und seinen Freunden disputiren und sie womöglich von ihren „Irrthümern" zurückbringen möchten. Allein viele von diesen spanischen Theologen giengen, statt als triumphirende Ueberwinder der Reformatoren, vielmehr als Ueberwundene und völlig überzeugt von der Wahrheit der evangelischen Lehre in ihr Vaterland zurück. In Sevilla und andern großen Städten bildeten sich insgeheim Vereine zur Ausbreitung der reinen evangelischen Lehre, und zahlreiche evangelische Gemeinden sammelten sich um das Wort Gottes, ja seit 1550 stieg trotz der Wachsamkeit der Priester und trotz der Inquisition die Zahl der Lutherischen so sehr, daß ganz Spanien evangelisch zu werden drohte. Ja Kaiser Karl V selbst scheint in seinen letzten Lebenstagen der evangelischen Wahrheit sein Herz geöffnet zu haben. Seit 1556 nemlich lebte er zurückgezogen in stillem Ernst in einem spanischen Kloster, brachte viele Zeit mit Gebet, Betrachtung und Lesen der heiligen Schrift zu, und starb dort (21. September 1558) „allein sich verlassend auf Gottes Barmherzigkeit in Christo, ohne eines Heiligen Verdienst". Da war es Zeit, daß die Inquisition wieder mit neuer Energie ihr Werk that, wenn nicht Spanien der evangelischen Lehre anheimfallen sollte. Zunächst wurden zehn von den kaiserlichen Bedienten, welche Zeugen von des Kaisers frommen Aeußerungen gewesen waren, verbrannt. Dann wurde der kaiserliche Hofgeistliche Cazalla mit seiner ganzen Familie eingezogen und dem Scheiterhaufen übergeben (dreizehn Personen aus Einer Familie). Ein gleiches Loos stand dem kaiserlichen Beichtvater de la Fuente bevor, er starb aber im Gefängniß, so das man nur sein strohernes Bild verbrennen konnte. Und so giengs nun fort. Karls V Sohn und Nachfolger, Philipp II, schwur, die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten; lieber wolle er sterben, als mit Wissen Einen Lutherischen in Spanien übrig lassen. Und er hielt Wort. Das Evangelium in Spanien wurde mit Blut und Feuer fast bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Inquisit hatte dort allmählich (nur

von 1481 bis 1820) nicht weniger als 36,168 Personen lebendig verbrannt, 18,049 Andere, welche noch entfliehen konnten, im Bilde verbrannt, und 281,250 auf die Galeeren und in die Gefängnisse geschleppt!

Und nun, was war die Frucht und Wirkung dieses Verfahrens? Die edelsten Bürger Spaniens wurden gemordet oder aus dem Lande getrieben; mit ihnen gieng das Salz und Licht der Nation zu Grunde; es konnte nur die Fäulniß eintreten! Ferner wurde mit der politischen und religiösen Freiheit zugleich alles wahre Leben der Nation erstickt, alle Kraft gelähmt, und Land und Volk mußte auf die tiefste Stufe politischer und religiöser Entartung und Verkommenheit herabsinken. Das ist das unabänderliche Gesetz sittlicher Weltordnung. Endlich aber müssen wir hinzufügen: wo die Blutschuld gegen Christum und seine Bekenner in einem Lande so furchtbar groß und schwer geworden, wie in Spanien, da ist wenig Hoffnung für eine noch zu erwartende nationale Wiedergeburt. Es mögen einzelne Glieder dieses unglücklichen Volkes sittlich erneuert und gerettet, ja als herrliche Denkmäler der rettenden und neuschaffenden Kraft des Evangeliums hingestellt werden; es mögen einzelne religiöse Gemeinschaften sich zusammenthun, die in Mitten des allgemeinen Zerfalls wie Lichter weithin leuchten; — aber ob eine nationale Reformation in Kirche und Staat dort zu hoffen sei, das dürfte sehr zu bezweifeln sein. Jedenfalls gibt es auch für das bescheidenste Maaß sittlicher, religiöser und politischer Erneuerung des spanischen Volks nur Ein Mittel, und das besteht nicht in allerlei neuen Verfassungsformen, nicht in Monarchie oder Republik und anderem politischen Flickwerk, sondern einzig und allein im Evangelium. Man lasse diesem himmlischen Lebenswasser freien Zutritt ins Land, öffne ihm den Weg in die Kirchen, in die Unterrichtsanstalten, in die Familien und in alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens, so wird bald was noch nicht gar erstorben ist, neu aufleben, und die Erneuerungs- und Wiedergeburtskraft des Wortes von der freien Gnade in Christo wird in Spanien, wie überall, ihre Wunder thun.

Wie steht es aber mit der Bibel in Spanien? Zunächst: wie ist sie ins Spanische übersetzt worden?

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Bibel schon sehr frühe ins Spanische übertragen wurde, aber leider hat man so wenig genauere Nachricht darüber, daß man nur auf Vermuthungen angewiesen ist, die wir füglich übergehen können. Nur so viel scheint gewiß, daß von der antipäpstlichen Sekte der Albigenser, welche gegen Ende des zwölften Jahrhunderts im südlichen Frankreich massenhaft auftrat und dann durch einen mörderischen päpstlichen Kreuzzug (1209—1229) grausam vernichtet wurde, viele Flüchtlinge sich über die Pyrenäen nach Spanien retteten und dort das Wort Gottes in Abschriften verbreiteten. Die erste förmliche und uns bekannte Uebersetzung der heiligen Schrift ins Spanische erschien 1478 im Druck; es war aber der katalonische Dialekt, in welchem sie ausgefertigt war, und dieser wurde im übrigen Spanien zwar verstanden, aber nicht geliebt. Erst im Jahr 1543 erschien das Neue Testament in rein kastilischem Dialekt, und zwar zu Antwerpen. Der Uebersetzer war Enzina, ein geborener Spanier, der aber einen großen Theil seines Lebens in Deutschland zugebracht, die Lehre und Grundsätze der Reformation angenommen und mit Melanchthon innige Freundschaft geschlossen hatte. Er widmete seine Uebersetzung dem Kaiser Karl V, und wagte es sogar, selbst ein Exemplar davon dem Monarchen zu überreichen. Diese Kühnheit aber zog ihm die Verhaftung in Brüssel zu, und ohne Zweifel hätte die Inquisition ihn den Flammen überliefert, wenn es ihm nicht gelungen wäre, aus dem Gefängniß zu entkommen. Enzina hatte bei seiner Uebersetzung den griechischen Grundtext zu Grunde gelegt und ist ziemlich wortgetreu, jedoch in der Handhabung der Sprache schwerfällig und oft undeutlich. Ein gewisser Spanier Perez in Venedig fügte deshalb bei einer neuen Ausgabe dieses Neuen Testaments, die er 1556 veranstaltete, erläuternde Noten hinzu, ließ auch 1557 die Psalmen in spanischer Uebersetzung drucken und dedicirte dieselben der Königin Maria von Oestreich, Ungarn und Böhmen.

Die erste vollständige spanische Bibel erschien 1569 zu Basel. Hier hatte der Spanier Cassiodore de Reyna zwölf Jahre mit der Uebersetzung der heiligen Schrift in seine Muttersprache zugebracht, und mehrere Geistliche der Stadt sollen ihm dabei hülfreiche Hand geboten haben. Ob de Reyna von Herzen Protestant gewesen, läßt sich nicht gewiß sagen; wenigstens erwecken manche Aeußerungen, die er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung fallen läßt, allerlei Zweifel.

Um so willkommener war eine Ueberarbeitung und Berichtigung, welche der entschieden evangelisch gesinnte und gelehrte Spanier Cyprian de Valera mit Reyna's Werk vornahm, und die (das Neue Testament 1602, die ganze Bibel 1625) zu Amsterdam erschien. De Valera hatte zwanzig Jahre lang an diesem großen Werke gearbeitet.

Fast ein Jahrhundert lang wurde in Spanien für diese wichtige Angelegenheit nichts weiteres gethan. Erst 1793 erschien eine neue Uebersetzung der heiligen Schrift, aber leider in streng katholischem Sinn und in einer Gestalt, welche sie für das Volk ganz unzugänglich machte. Ein gewisser gelehrter Mönch nemlich, Namens Philipe Scio de San Miguel, gewöhnlich nur als „Pater Scio" bekannt, führte den Entschluß, die ganze Bibel frisch zu übersetzen, und zwar nicht aus dem Grundtext, sondern aus der vielfach unrichtigen Uebertragung der Vulgata, mit großer Ausdauer durch und ließ dann dieselbe, mit 300 Abbildungen geschmückt, 1793 in Valencia drucken. Zwischen 1795—1797 erschien eine zweite Auflage in Madrid, und zwar in neunzehn Bänden, eine dritte zwischen 1806—1808 in sechzehn Bänden! In diesen beiden letzteren Ausgaben war der spanischen Uebersetzung nicht nur die lateinische Vulgata, sondern auch eine ausführliche Auslegung der heiligen Schrift beigefügt. Eine vierte Ausgabe erschien ohne die Vulgata, aber mit den erklärenden Anmerkungen. Alle vier Auflagen zusammen aber umfaßten nicht mehr als 6500 Exemplare, und diese waren so umfangreich und kostspielig, daß nur die Reichen sich ein Exemplar anzuschaffen im Stande waren.

In den Jahren 1823 und 1824 erschien zu Madrid eine neue Uebersetzung in zwei Quartbänden, und zwar von Don Felice Torres Amat, Bischof von Barcellona. Sie war nicht nach dem Grundtext, sondern nach der lateinischen Vulgata gearbeitet und gleichfalls mit Noten versehen. Sie ist weniger textgetreu, als die von Pater Scio, und gibt mehr eine Umschreibung, als eine Uebersetzung des Textes, weshalb sie auch nicht in besonderem Ansehen steht. Dennoch wählte die englische „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß" gerade diese Uebersetzung, — freilich nach einer gründlichen Korrektur durch einen spanischen Geistlichen Lucena, — um sie für die Protestanten auf Gibraltar zu drucken.

Endlich müssen wir noch einer merkwürdigen Erscheinung ge-

denken. In den Jahren 1831—1833 nemlich veröffentlichte ein unternehmender Buchhändler in Mexiko, Namens Ribera, in Verbindung mit acht gelehrten Priestern eine neue Bibelübersetzung, — die erste, die in spanisch Amerika im Druck erschien; aber das Werk war so umfangreich, daß es nicht weniger als 25 Bände in Quart umfaßte, wozu noch ein Folioband mit Karten und Abbildungen kam. Das Werk enthält außer der neuen spanischen Uebersetzung noch die lateinische Vulgata, ferner Vorreden und Einleitungen zu jedem Buch der heil. Schrift, Kommentare zu jeder biblischen Schrift und ganze lange Aufsätze über wichtigere biblische Fragen. Daß ein solches Werk nicht fürs Volk berechnet war, leuchtet ein.

Mittlerweile war die brittische und ausländische Bibelgesellschaft in London entstanden, und es war natürlich, daß sie auch auf Spanien, das arme bibellose Spanien, ihre Theilnahme lenkte. Zwar von freier Einfuhr der heiligen Schrift in das festverschlossene, streng katholische Land konnte ja keine Rede sein; allein Gott führte eine ganz unerwartete Gelegenheit herbei, um tausende und aber tausende von N. Testamenten in die Hände von Spaniern zu bringen. Napoleon I. nemlich hatte sich 1808 der pyrenäischen Halbinsel bemächtigt und seinen Bruder Joseph zum König eingesetzt. Ein Jahr darauf landeten die englischen Heere unter Wellesley, dem nachmaligen Herzog Wellington, und der große Kampf zwischen England und Napoleon wurde auf spanischem Boden ausgefochten. Damals geschah es, daß Tausende von kriegsgefangenen Spaniern nach Großbrittanien übergeschifft und in den festen Plätzen untergebracht wurden. Aber eben diese Kriegsgefangenen waren es, unter denen nun die Bibelgesellschaft das Wort von der freimachenden Wahrheit in Christo auszubreiten versuchte. Rasch wurde eine bequeme Ausgabe des spanischen N. Testaments gedruckt und jenen Spaniern angeboten. Mit unerhörter Begierde griffen diese darnach, und es mußten immer neue Auflagen veranstaltet werden. Und als endlich der Krieg beendet war und die Gefangenen in ihr Vaterland frei heimkehren durften, da wollte Jeder auch für seine Freunde und Verwandten ein Exemplar des kostbaren Buches gerne mitnehmen, und die Bitte kam aus Aller Mund: „Sendet uns hunderttausende dieses Buches ins Land, — sie werden mit Dank und Freude aufgenommen werden!“ Von da an war die brittische, sowie auch die nordamerikanische Bibelgesellschaft unabläßig bemüht, die

heil. Schrift in Spanien zu verbreiten. Aber freilich nur zu schnell wurde das unglückliche Land diesem einzigen Rettungsmittel, aus welchem es Kräfte der Erneuerung schöpfen konnte, wieder verschlossen. Wie weit es namentlich die elende Königin Isabella in dem fanatischen und tödtlichen Haß gegen die Bibel und die Bibelchristen gebracht hatte, ist noch in Aller frischem Gedächtniß. Während sie selbst in ehebrecherischer Verworfenheit ihre Liebhaber wechselte, in zügelloser Genußsucht die Einkünfte des Staats vergeudete, die gräulichste Korruption durch ihr eigenes Beispiel förderte und daneben in unglaublichem Aberglauben von einer schlauen Nonne sich beherrschen ließ, — Eigenschaften, wofür ihr der heilige Vater Pius IX in Rom die geweihte goldene Rose als höchsten Preis der Unschuld, Frömmigkeit und Tugend zusandte, — mußten edle Männer wie Matamoros, Trigo, Alhama und Andere, bloß darum weil sie das N. Testament für sich und mit einigen Andern gelesen, in jahrelangem Gefängniß schmachten, und nur der Vermittlung mächtiger Fürsten war es zu danken, daß denselben die Galeerenstrafe in lebenslängliche Verbannung verwandelt wurde. Nun — die göttliche Vergeltung hat auch dieses gekrönte Haupt erreicht. Matamoros zwar sollte den Tag seiner Heimkehr ins irdische Vaterland nicht erleben; aber während Isabella ihrerseits nun das Loos schmachvoller Verbannung von Thron und Reich zu kosten hat, sind die verbannten spanischen Christen triumphirend in ihr geliebtes Vaterland heimgekehrt, ziehen frei und ungehindert mit dem Worte Gottes durchs Land, halten unter dem Schutz des Gesetzes evangelischen Gottesdienst und bauen Kirchen und Bethäuser in allen Städten hin und her, selbst mitten in der Hauptstadt Madrid.

Nicht nur die christlichen Blätter, sondern auch die politischen Zeitungen berichten uns ausführlich den Gang der Dinge in Spanien. Großes und Herrliches geht dort in unsern Tagen vor, und wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes ein Herz hat, kann sich des freudigsten Dankes gegen Gott nicht erwehren. Aber auch Furcht und Sorge ergreift das Herz beim Blick auf die politischen Leidenschaften, die das Land durchwühlen, beim Blick auf die große Macht der Priesterschaft über die Gewissen des unwissenden, lange vernachläßigten Volks, — eine Macht, die wahrlich nicht zu unterschätzen ist, — und endlich beim Blick auf die leidige Uneinigkeit, die unter den evangelischen Parteien selbst herrscht, welche gegenwärtig

von England, Nordamerika, Frankreich und Deutschland her unter den Spaniern zu arbeiten bemüht sind. Gott der Herr sehe in Gnaden drein!

Wir können bei dem engen Raum, der uns zugemessen ist, und bei dem rasch drängenden Wellenschlag der Ereignisse, die von Woche zu Woche sich ändern, auf die Einzelnheiten dieser Vorgänge nicht eingehen. Wir werfen nur noch zum Schluß einen Blick auf die Bibelausgabe, welche die beiden größten Bibelgesellschaften, die in London und Newyork, unter den Spaniern zu verbreiten suchen, und auf den Umfang, den die Bibelverbreitung in Spanien neuerdings genommen hat.

Wie oben berichtet worden, so existiren vier oder fünf verschiedene spanische Uebersetzungen der Bibel. Zwei derselben — die von Enzina und Valera — sind durch spanische Protestanten aus der Reformationszeit, drei von streng katholischen Spaniern der neuern Zeit — von Reyna, Pater Scio und Bischof Amat — ausgeführt worden. Die letzteren sind in vielen Stücken genauer dem Grundtext angepaßt und in der Sprache reiner und deutlicher, als die älteren protestantischen Uebertragungen, doch finden sich auch viele Grundirrthümer darin, welche offenbar dazu dienen sollen, die römisch-katholische Lehre zu stützen und zu verbreiten. Nun hat die brittische und ausländische Bibelgesellschaft von Anfang ihrer Thätigkeit an den Grundsatz aufgestellt, nur protestantische Bibelübersetzungen zu drucken und zu verbreiten, und so war es natürlich, daß sie des alten Enzina Werk für ihre spanischen Bibelausgaben wählte und wieder abdruckte. Allein theils die veraltete Sprache, theils der Widerwille des spanischen Volkes und Klerus gegen alles Protestantische, und endlich der Umstand, daß die Bibelausgaben von Pater Scio oder Bischof Amat die päpstliche Approbation hatten, — dieß Alles wirkte zusammen, die englische Bibelgesellschaft zu bewegen, daß sie — ihrem alten Grundsatz zuwider — die Uebersetzung von Pater Scio (natürlich ohne seine Anmerkungen und Erklärungen) zu drucken und zu verbreiten anfieng. Hatte doch auch die amerikanische Bibelgesellschaft in Newyork dasselbe gethan. Allein es kamen in Scio's Bibel doch hin und wieder gar zu bedenkliche Stellen vor, — Stellen, wo in der Uebersetzung Worte und Wendungen gebraucht werden, die geradezu den römischen Irrlehren zum Anhaltspunkt dienen können und müssen. Eifrige Freunde der Bibelgesellschaft protestirten gegen die Scio-Bibel, und am Ende mußte man doch wieder zu einer protestantischen Uebersetzung zurückkehren, aber jetzt nicht mehr zu Enzina, sondern zu der wesentlich besseren von Valera, welche nunmehr (so viel wir wissen) allgemein im Brauche ist.

Ueberaus lehrreich aber ist die Art und Weise, wie die eng-

lische Bibelgesellschaft ihre Bibeln und Testamente auf der spanischen Halbinsel einzuführen und zu verbreiten wußte. Schon 1855, — zu einer Zeit, wo unter dem wechselvollen Gang der Ereignisse sich im Innern Spaniens momentan etwas mehr Freiheit einstellen zu wollen schien, — versuchten es die brittischen Bibelfreunde, das Wort Gottes in Madrid selbst drucken zu lassen. Das Gesetz war nicht dagegen, während die Einfuhr der Bibel vom Ausland her streng verboten war. Es fand sich auch wirklich ein vertrauenswürdiger Geschäftsmann in der spanischen Hauptstadt, der auf Kosten der englischen Freunde und genau nach ihrer Vorschrift 10,000 Ex. der heil. Schrift (Bibeln und N. Test.) drucken ließ. So weit gieng Alles gut; aber nun folgte die Kreuzprobe. Die Censur war noch in voller Blüthe, und kein Buch durfte in Umlauf gesetzt werden, ohne dieselbe passirt zu haben. Das Amt eines Censors aber lag damals in den Händen eines bigotten Geistlichen. Das war nicht eben tröstlich. Und wirklich erfolgte ein Verbot, mit beigefügter ausdrücklicher Erklärung, daß, wenn auch nur ein einziges Exemplar ausgegeben würde, sofort alle 10,000 Ex. von der Regierung confiscirt werden sollten. Was war da zu machen? Mit Argusaugen überwachten die Späher der Geistlichkeit das Magazin, wo die Bücher lagen. Umsonst bat die englische Bibelgesellschaft um die Erlaubniß, die Bücher wenigstens außer Lands schaffen und nach London übersiedeln zu dürfen. Zwölf volle Jahre lagen die Vorräthe, in Kisten verpackt und vernagelt, in feuchten Kellern oder staubigen Magazinen. Erst im Juni 1867 gestattete die Regierung, freilich unter den strengsten Vorsichts- und Ueberwachungsmaßregeln, die Entfernung der Bücher aus dem Lande. Sie wurden in die französische Gränzstadt Bayonne gebracht, wo der evangelische Pastor Nogaret sie unter seine Verwahrung nahm, in der Hoffnung, daß diese verbannten heiligen Schriften früher oder später doch wieder nach Spanien zurückkehren dürften.

Inzwischen waren noch an zwei andern Punkten — nemlich in der brittischen Festung Gibraltar im Süden, und in der portugiesischen Hauptstadt Lissabon im Westen — große Vorräthe spanischer heiliger Schriften angesammelt, um jeden Augenblick, wenn die Thore sich dem Evangelium öffnen sollten, als eine reiche Saat über das ganze Land ausgestreut zu werden. Und siehe, die längst erwartete Zeit kam schnell und unverhofft.

Als im Sept. 1868 die neueste Revolution ausbrach, da benützten die englischen Freunde mit seltener Energie die erste Verwirrung, wo auch an den Gränzzollämtern die Strenge der Gesetze für einige Zeit aufhörte, um ganze Wagenladungen mit heiligen Schriften ins Land ohne Schwierigkeit und Hinderung einzuführen. Aber siehe da, kaum hatten sich die Wogen der Aufregung einigermaßen gelegt, so wurde auch gleich von der provisorischen Regierung

das alte Gesetz wieder eingeschärft und zur Geltung gebracht, daß die Einfuhr der heiligen Schrift in Spanien — nicht etwa einem hohen Zoll unterworfen, sondern — absolut verboten sei. Was war zu machen? Man beschloß, sich mit einer Petition persönlich an General Prim, das Haupt der provisorischen Regierung, zu wenden. Dieser einflußreiche Mann hatte lange als Verbannter in England gelebt und englische Gastfreundschaft genossen. Mehr als einmal hatte er auch gegen englische Bibelfreunde erklärt, daß, wenn er jemals zur Gewalt in Spanien kommen sollte, die Bibel freien und ungehinderten Lauf im Lande erhalten werde. An ihn wandte sich nun die Bibelgesellschaft mit einer ehrerbietigen Mahnung an sein Versprechen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Die Sache der Bibelverbreitung, versicherte General Prim, liege ihm aufrichtig am Herzen, und das Ziel, dem er und die englischen Bibelfreunde zustreben, werde gewiß erreicht werden; allein er dürfe den Cortes (Landes-Abgeordneten) nicht vorgreifen, welche demnächst sich versammeln werden, um über die neue spanische Verfassung zu berathen und zu beschließen. Also hieß es abermals: warten! Doch englische Christen können nicht unthätig sein. Man wollte wenigstens die 10,000 Bibeln und N. Testamente, welche zu Bayonne brach lagen, wieder zurück nach Madrid zu bringen suchen, wozu man sich auf den Umstand berief, daß die Bücher ja in der spanischen Hauptstadt selbst gedruckt worden seien. Diese Rückeinfuhr ward auch wirklich gestattet; allein man gab die Bücher nach ihrer Ankunft in Madrid dennoch nicht heraus, und als dieß nach unendlichen Plackereien endlich doch geschah, wurde nicht weniger als Fr. 3000 Eingangszoll verlangt. Diese Summe wurde zwar sofort wieder zurückerstattet, sobald man gehörigen Orts Vorstellungen gegen dieses ungerechte Verfahren eingereicht hatte; aber man war eben durch diese Erfahrung aufs Neue überzeugt worden, was für Schwierigkeiten in Spanien auf allen Seiten zu überwinden seien, bis das Wort Gottes völlig freien Lauf erhält.

Die brittische Bibelgesellschaft säumte nun nicht, zwei ausgezeichnete und energische Männer, den Pastor Curie, bisher Kaplan bei der preußischen Gesandtschaft in Madrid, und den engl. Prediger Roughton, als Bibelagenten für Spanien anzustellen und durch sie ein Netz von Bibeldepots über das ganze Land auszubreiten. Verkaufslokale wurden geöffnet, Bibelkolporteure angestellt, Bibelleser herumgeschickt und behutsame Anfänge mit gottesdienstlichen Zusammenkünften gemacht. Aber noch immer bestand das Verbot der Einfuhr auswärts gedruckter heiliger Schriften, weshalb nur die oben erwähnten 10,000 Exemplare, die zum Theil von der langen Verschleppung übel zugerichtet waren, zur Verfügung standen. Es was aber zu hoffen, daß in der neuen Verfassung, welche die konstituirenden Cortes entwerfen sollten, die alten Hindernisse weg-

fallen würden, und so lag es der englischen Bibelgesellschaft um so mehr an, für den Zeitpunkt, wo Spanien für die Bibel gesetzmäßig geöffnet würde, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Auf den Vorschlag einiger Bibelfreunde beschloß die Gesellschaft, eine Million spanischer heiliger Schriften zu drucken und sie um den niedrigsten Preis zu verkaufen oder ganz zu verschenken. Für die Kosten dieses großen Unternehmens ward ein besonderer Fonds eröffnet, in welchem bald reiche Mittel von allen Seiten zusammenflossen. Und so rasch gieng die Arbeit voran, daß bis zum 31. März 1869 in Madrid bereits 200,000 einzelne Evangelien, 40,000 einzelne andere Theile des N. Testaments, 10,000 Bibeln in Oktav, 25,000 in Taschenformat, 10,000 N. Test. in Duodez, 25,000 N. Test. in kleinstem Taschenformat (32°), — zusammen 310,000 Ex., — in Valera's Uebersetzung gedruckt waren. „Das Verlangen nach dem Evangelium", heißt es im letzten englischen Bibelbericht von 1869, „ist stärker und dringender, als man zuvor ahnen konnte. Der Hunger nach dem Worte Gottes hat Massen ergriffen, die zuvor gegen alles Höhere gleichgültig waren, und es ist zu hoffen, daß die Pflugschar der göttlichen Wahrheit bereits tiefe Furchen in die Herzen der spanischen Nation gezogen hat. Doch darf man nicht vergessen, daß von den 14 Millionen, welche die Bevölkerung Spaniens ausmachen, nur drei Viertheile des Lesens kundig sind."

Daß in der neuen Constitution, welche sich Spanien gegeben hat, Religions- und Kultusfreiheit, wenn auch in sehr bescheidenem Maaße, garantirt wurde, ist bekannt, und seitdem haben sich, wie in der Hauptstadt, so auch in allen größern Städten des Landes kleine, aber stets wachsende Gemeinden evangelischer Spanier zu bilden angefangen. Das Wort Gottes hat freien Lauf; die Thätigkeit der auswärtigen Freunde des Reiches Gottes, wie der gläubig gewordenen Eingeborenen selbst, für die Evangelisation Spaniens ist fast eine fieberhaft erregte; ein neuer Tag des Heils scheint über die lang geknechtete Halbinsel angebrochen zu sein. Wir preisen Gott dafür von ganzer Seele und flehen zu Ihm, daß es — nicht ein leuchtendes Abendroth, sondern eine frohe Morgenröthe sei, die bis zum vollen Mittagsglanz fortschreite. So lange aber Rom und der päpstliche Stuhl und die dämonische Macht des Jesuitismus noch fortbesteht, ist es nicht wohlgethan, sich in allzu sanguinische Hoffnungen einzuwiegen; vielmehr gilt hier mehr als sonst irgendwo das Mahnwort: „Wirket so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!"

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. Inhalt: Die Industrie unter dem Auskehricht und die Bibel. — Was ist Glaube? 1870.

Die Industrie unter dem Auskehricht und die Bibel.

Der Anblick einer armen Frau, die mit großer Emsigkeit ihr Haus kehrt und dann das zusammengewischte Auskehricht aufs sorgfältigste durchsucht, um ein verlorenes Geldstück wieder zu finden, gab unsrem Heiland Anlaß zu dem herrlichen, trostreichen Gleichniß vom verlorenen und wiedergefundenen Groschen. Wir wissen, wie unter dem Weibe die vom Herrn gestiftete Kirche, unter dem Auskehricht der Schmutz und das Elend des Weltwesens, und unter dem Groschen die in Gottes Augen so werth und theuer geachtete Menschenseele abgebildet ist. Wenn wir nun aber heute unsre Leser zu einem Gang unter das „Auskehricht" einladen, so meinen wir letzteres nicht bildlich, sondern ganz äußerlich und buchstäblich.

Es ist mit dem Auskehricht eine ganz eigene Sache. Auf Dörfern oder in kleineren Städten hält man dasselbe kaum der Beachtung werth. Der Landmann wirft es zusammen auf einen Haufen hinters Haus, wo es vielleicht ein Jahr lang liegt und den Hühnern, Hunden und Schweinen zu einem Weideplatz und Lustrevier dient, und zuletzt führt man es zu gelegener Zeit auf den Acker, wo es als gutes Dungmittel verwendet wird. In den

Städten erfordert die Sache schon mehr Rücksicht und Aufmerksamkeit. Schon um des allgemeinen Gesundheitsstandes willen muß die Masse des Auskehrichts, das durch seine gefährliche Ausdünstung oft wahre Brutstätten von Seuche und Krankheit bildet, weggeführt und an entferntere Plätze verbracht werden. Man füllt damit Gräben aus, die man gerne ebnen möchte, oder wirft es in einen stark strömenden Fluß, der es rasch weiter führt. Aber wie ist es in großen Städten, — in Weltstädten, wie Paris, London, Newyork? Es ist ein geringes Häuflein Auskehricht, was in einem Tage oder im Lauf einer Woche in einem einzelnen Hause sich sammelt, und der Dienstbote trägt es bequem in einem Fäßchen oder Kistchen zur bestimmten Stunde auf die Straße, damit der von der städtischen Behörde bestellte Wagen es mitnehme und wegführe. Aber man denke sich eine Stadt von 500,000 Häusern und Haushaltungen, mit mehr als 3 Millionen Einwohnern, wie z. B. London, und mache sich eine Vorstellung von den Massen von Auskehricht, die da allwöchentlich sich ansammeln und wegzuschaffen sind!

Nun sollte man meinen, einestheils daß diese Schuttmassen in kurzer Zeit zu wahren Bergen, ja zu Gebirgen anwachsen müssen, und daß zu deren Unterbringung in der Nähe der Stadt, zumal bei der Kostspieligkeit des Grund und Bodens, es bald genug an Raum gebrechen werde; anderntheils daß der städtischen Behörde aus dieser Mühe des Wegschaffens ꝛc. ungeheure Kosten erwachsen müßten. Aber keines von beiden ist der Fall. Merkwürdigerweise bringt dieses Geschäft in der Regel der Stadtkasse keinen Verlust, sondern großen Gewinn, und anderntheils verschwinden die Berge von Auskehricht fast eben so schnell wieder als sie entstehen. Wie ist das möglich? fragst du. Dies führt uns auf einen Zweig von Industrie, von dem wir gewöhnlich in kleineren und mittleren Städten kaum eine Ahnung haben. Wir wollen der Sache etwas näher treten, und zwar zunächst einmal sehen, wie es damit in einer Stadt wie London gehalten wird.

Vor Allem ist zu bemerken, daß die städtische Behörde die tägliche Hinwegschaffung alles Auskehrichts an bestimmte Unternehmer verakkordirt, welche bereitwilligst dafür große Summen an die städtische Kasse zahlen. Für einen recht stattlichen Haufen wird nicht selten die unglaubliche Summe von Fr. 100,000 bis 125,000 (4000 bis 5000 Pf. Sterl.) geboten. Diese Unternehmer lassen

durch eigens dazu eingerichtete Karren, welche alle Straßen und Gassen der Weltstadt durchziehen, sämmtlichen Auskehricht nach einem bestimmten durch Pallisaden abgeschlossenen Platze außerhalb der Stadt abführen. Dem Karrenführer zahlt jede Haushaltung von Zeit zu Zeit eine kleine Summe für seine Mühe, und außerdem erhält er am Abladeplatz für jeden Karren einen Schilling (Fr. 1. 25). Hier bilden sich nun einzelne regelrecht aufgeschichtete Schutthügel. Kaum sind sie aufgeworfen und haben eine gewisse Höhe und Umfang erreicht, so wird derselbe von einer Schaar Männer, Weiber und Kinder umringt, die mit Körben, Sieben, Säcken oder auch nur Schürzen u. s. w. den Hügel in Angriff nehmen. Und nun geht es an ein Wühlen, Sortiren, Sammeln, Sichten und Sieben, in Folge dessen rings um den Hauptschutthügel her, der aber rasch zusammenschmilzt, sich kleinere Haufen bilden, jeder mit besonderen, aus dem Schutt gewonnenen Artikeln.

Sehen wir uns zuerst die Sortirer von Kohle und Asche an, — Stoffe, welche bei weitem die Hauptmasse des Schutthaufens ausmachen. In London wird bekanntlich nur Steinkohle zur Feuerung gebraucht. Wie verschwenderisch damit oft von nachläßigen Dienstboten verfahren wird, weiß Jedermann. Da finden sich nun im Auskehricht noch Massen von ganzen Steinkohlenstücken, noch größere Massen von halbverbranntem Kohlenstaub (dem sogenannten „Grus" oder Glutasche), und endlich eine Fülle von eigentlicher Kohlenasche. Die gesunden Stücke werden besonders gelegt und um guten Preis verkauft; die besonders aufgehäufte Asche wird gleichfalls verkauft als Dungmittel; am wichtigsten und ergiebigsten aber ist der halbverbrannte, durch Sieben gewonnene Grus, der von den Unternehmern, welche fast immer zugleich Baumeister sind, entweder selbst verwendet oder an die Ziegelbrennereien verkauft wird. In London nemlich, wo die Mauersteine so rar und kostspielig sind, wird vorzugsweise mit Backsteinen aus dem berühmten Londoner Lehm gebaut. Dieser Lehm wird in Formen gepreßt und dann in große künstliche Lagerungen aufgeschichtet, wo er mittelst des in Brand gesetzten und langsam verbrennenden Grus innerhalb weniger Wochen so fest und hart gebrannt wird, daß er zum trefflichsten Baumaterial dient. Das gesammte moderne London ist von Backsteinen erbaut, die mit solchem Grus aus dem Auskehricht gebrannt sind.

Doch wir gehen weiter. Dort sammelt eine Gruppe ausschließlich die Knochen aus dem Schutthügel, — wiederum ein einträglicher Handelsartikel. Diese Knochen gehen sofort in die Siedereien, wo der letzte Gran von Fett und Gallert (Gelatine) denselben entzogen wird. Das Fett geht zum Seifensieder, die Gelatine wird als Leim oder sonst zu hunderterlei andern Zwecken verwendet. Diejenigen Knochen aber, welche nach Gestalt und Konsistenz für den Dreher brauchbar sind, werden zu Messerheften, Falzbeinen, Spiel- und Nippsachen aller Art verarbeitet, und vielleicht kehrt manches Hühnerbein, das du bei der Mahlzeit mit Appetit abgenagt hast, als Zahnstocher in deine Hände zurück, während die kleineren Knöchlein, calcinirt und zerstoßen, als Zahnpulver deinem Munde noch einmal einen Besuch abstatten. Die große Masse der kleineren Knochen ist für den fruchttragenden Erdboden bestimmt. Wer kennt nicht den großen Nutzen des Knochenmehls, das nach gehöriger chemischer Zubereitung eines der besten Düngermittel ist? Das Alles liefern uns die Schutthaufen des Auskehrichts. Und wer sollte es meinen, daß die Phosphorzündhölzchen, die uns so unentbehrlich geworden sind, ihren Phosphor den Knochen verdanken? Welch eine Mannigfaltigkeit von nutzbaren, ja unentbehrlich gewordenen Stoffen enthält unser verachteter Auskehricht!

Dort sammelt eine andere Gruppe die Papierschnitzel aus dem Schutt und sortirt sie sorgfältig in weiße, farbige und gedruckte. Das weiße und farbige geht, jedes besonders, in die Papiermühlen und verwandelt sich dort in schönes neues Papier; auch das gedruckte wird theilweise durch chemische Mittel von der Druckerschwärze gereinigt und der Papiermühle übergeben. Der unbrauchbare Abfall aber wird zu niedlichen Sachen von Papiermaché, zu Puppenköpfen, zu Pappendeckel ꝛc. verarbeitet.

Und nun die alten Lumpen oder „Hadern"! Sorgfältigst wird Linnen, Baumwolle und Wollenzeug von einander geschieden. Linnene und baumwollene Lappen werden gewaschen, von Fett gereinigt und gehen so an den Papiermüller. Aus den wollenen Hadern aber wurden bisher entweder, wenn sie scharlach gefärbt waren, durch chemische Mittel die Scharlachfarbe (Cochenille) ausgezogen, um sie dem Färber zu verkaufen, oder man zermalmte die Lumpen zu Staub und brauchte sie als Dünger. Anders ist es neuerdings. Die Wollenlappen werden chemisch gereinigt, dann zerpflückt und

zuletzt, vermischt mit neuer ganzer Wolle, neu gesponnen und gewoben. Die so gewonnenen Wollentücher sind freilich weder so dauerhaft noch so solid, wie die ächten Tuche; aber unsre raschlebende Generation will wohlfeile Artikel, auf glänzenden Schein berechnet, — und das bietet man ihr in dieser neuen Art von Wollentüchern! Schon im Jahr 1858 wurden nur in England nicht weniger als 38 Millionen Pfund solcher wollenen Hadern zu Tuch verarbeitet; heutzutage mag es jährlich aufs Doppelte steigen. Da nun gegenwärtig auch viele Tücher halb aus Wolle, halb aus Baumwolle verfertigt werden, so hat man bei solchen gemischten Stoffen, wenn sie als Hadern zur Wiederverarbeitung in den Handel kommen, einen chemischen Proceß anzuwenden verstanden, durch welchen einer der beiden Stoffe, — entweder die Wolle oder die Baumwolle, je nach Belieben, — zerstört wird, während der andere Stoff unversehrt bleibt. Merkwürdiges Erfindungstalent, das unsrer Zeit innewohnt!

Und wie vielerlei wird in diesen Auskehrichthaufen sonst noch gefunden und aus ihnen herausgefördert! Der Artikel: altes Eisen, liefert in der That keinen geringen Beitrag zu der Ausbeute, die hier gewonnen wird. Da werden zerbrochene Pfannen und Pfannenstiele, verrostete Reife, Schlüssel, Hacken, alte Hufeisen, zahllose Nägel ꝛc. zu Tage gefördert. Gelöthete Stücke werden besonders gethan und das Löthmetall, welches werthvoller ist als altes Eisen, durch Schmelzen herausgezogen. Das Eisen selbst wird dann in die Eisenschmelze verkauft. Gleicherweise werden die alten Hufnägel aus den Hufeisen aufs sorgfältigste gesammelt und um gutes Geld an die Büchsenschmiede verkauft, welche daraus die gezogenen Flintenläufe verfertigen; denn diese getragenen und ausgetretenen Hufnägel, die von den Füßen der Pferde auf dem Granitpflaster Londons hartgehämmert wurden, sollen besonders zähes und festes Eisen enthalten.

Zerbrochenes Glas aller Art findet sich natürlich gleichfalls in Menge. Dieser zerbrechlichste Artikel unsrer Haushaltungen ist dennoch zugleich einer der dauerhaftesten und unzerstörbarsten, so daß die Gläser, Flaschen und Fensterscheiben, die wir heute zerbrechen, vielleicht schon vor Jahrhunderten zu ähnlichen Zwecken gedient haben, nur daß sie seitdem zwanzigmal zerbrochen wurden und in verjüngter Gestalt zum einundzwanzigsten Mal auferstanden. Wie

mancher empfängt vielleicht seine letzte Arznei aus einem Apothekerfläschchen, das ihm etliche Jahre früher als Trinkglas bei lustigen Gelegenheiten gedient hat!

Altes Leder, Schuhe und Stiefel, wandern, wenn sie nicht in gar zu hoffnungslosem Zustande sind, zu den Winkelschustern, werden da noch einmal künstlich in neue Schuhe und Stiefel umgewandelt, und beginnen ihren Lebenslauf von neuem, freilich diesmal von viel kürzerer Dauer. Alte Galoschen und andere Artikel von Kautschuk werden eingeschmolzen und als Rohmaterial gut verkauft.

Doch wer will alle die Gegenstände aufzählen, die in solchen Schutthügeln sich oft finden mögen? Messer, Scheeren, Fingerhüte, Stecknadeln, Broschen, Ringe, dazu Kupfermünzen, ja nicht selten Silber- und Goldstücke, — kurz alles, was durch Zufall oder Nachlässigkeit in einem Hause verloren gehen kann. Im Jahre 1847 wurde sogar eine Banknote von mehreren tausend Pf. Sterl. darin gefunden, und fiel dem glücklichen Finder als Eigenthum zu. Nur zweier Artikel müssen wir noch kurz gedenken: der Masse von zerbrochenem irdenem Geschirr, und der halbverfaulten Abfälle von Kartoffeln, Gemüse und ähnlichen schnell verweslichen Stoffen. Ersteres, die irdenen Scherben, wird als bestes Material zur Anlegung makadamisirter Straßen sehr hoch geschätzt und sorgfältig ausgesondert; von den Gemüseabfällen aber wird das Brauchbare an die Landwirthe als Schweinefutter, das Uebrige als guter Compost verkauft. So verschwinden jene kleinen Berge von Auskehricht fast eben so schnell wieder, als sie entstanden sind, und was als nutzloser Unrath für immer aus der Nähe des Menschen entfernt zu sein schien, kehrt als werthvoller, nutzbringender Stoff in den menschlichen Haushalt zurück.

Doch wir wenden uns zu den menschlichen Wesen, die zu diesem schmutzigen, zum Theil so ekelhaften Geschäft verwendet werden. Hören wir eine christliche Dame von London, die über dem ihr von Gott bescheerten Wohlstand die Noth der Armen nicht vergaß, — hören wir, wie sie uns Gruppen solcher Weiber schildert, die gegen Abend vom Kehrichthaufen und von der Arbeit daselbst heimkehrten. „Oft," schreibt sie, „wenn ich Abends am Fenster meines Wohnzimmers saß, sah ich solche Frauen von ihrer mühevollen und ekeln Tagesarbeit in einem fast halbwilden Aufzug heim-

kehren, heim in ihre elenden, ganz vernachläßigten Wohnstätten. Kohlenstaub und Asche füllte jede Vertiefung, jede Runzel ihres Gesichts; alles an ihnen war mit einer dünnen Aschenschicht überzogen. In ihren Schürzen trugen sie — vielleicht auf dem Kopf — eine Last halbverbrannter Kohlenstückchen, während sie im aufgeschlagenen Kleid eine zweite Last von aufgefundenen, etwa noch brauchbaren Kartoffeln, Gemüsetheilen, Knochen und Aehnliches schleppten. Manchmal konnte man ihre Füße, welche in schweren, aschebedeckten Mannsstiefeln staken, und ihre von Kohlenstaub überzogenen Hände und Arme kaum noch unterscheiden von dem einer Aschenwolke gleichenden alten Teppichstück, das sie um sich geworfen hatten. Und von welcher Art sind die Heimstätten, denen sie ihre Schritte zulenken? Diese gleichen in der That oft weit eher einem Stall, als einer menschlichen Wohnung. Dort erwartet sie eine Kinderschaar, heißhungrig nach dem Abendbrod verlangend; dort setzen sie sich nieder, ungewaschen, ungereinigt, ohne die Kleider zu wechseln, und verschlingen ohne Danksagung, oft mit Zanken, Schelten und Fluchen, ihr elendes Mahl. Der Kinder Heimath und Tummelplatz war den Tag über die Straße gewesen. Natürlich werden die Fenster kaum jemals geöffnet, um frische Luft einzulassen, — eine Sache, gegen welche die meisten Armen aus Unwissenheit großen Widerwillen haben; die Stube weiß von Scheuern, Reinigen und Fegen nichts, meist auch nichts von einem freundlichen Sonnenstrahl, der bis in diese rings verbauten Jammerhöhlen zu dringen vermöchte, und so bilden sich dann, zumal bei dem Mangel an passender Nahrung, allerlei Krankheiten und Fieber, die das häusliche Elend noch zehnfach vermehren."

So schreibt jene Dame, von der wir bald noch mehr hören werden. Wir können uns übrigens trotz aller solcher Schilderungen kaum eine richtige Vorstellung machen von dem Leben, das diese Klasse von Menschen in London führt. Der Taglohn beträgt einen Schilling (Fr. 1. 25). Dafür haben sie einen ganzen langen Tag mit geringer Unterbrechung in Schmutz und einer Wolke von Asche und Staub zu stehen und hart, sehr hart zu arbeiten. Die Weiber halten gewöhnlich die großen eisernen Siebe, in welche von den Männern mit Schaufeln der Schutt geworfen wird. Diese Siebe müssen stets geschüttelt werden und lassen bei gröberem Geflecht Asche und Grus durch, während die feineren Siebe auch die Asche

vom Grus scheiden. Von den größeren Kohlenstückchen, sowie von den aufgefundenen Holzresten, Kartoffeln, Gemüseabfällen ꝛc. darf jede Arbeiterin am Abend so viel mit nach Hause nehmen, als sie tragen kann. Daß dabei insgeheim auch Werthvolles oft in die großen Taschen der Frauen wandert, ist nicht zu verwundern. Und welches Elend findet sich dann daheim! Ein Stadtmissionar besuchte eines Tages einen alten kranken Mann, der das Bett hüten mußte, und dessen Frau den Tag über bei den Auskehrichthaufen beschäftigt war. Er traf ihn ganz allein. Auf dem glimmenden Kohlenfeuer im Kamin stand eine kleine Pfanne. Der Kranke bat den Missionar, die Pfanne etwas zurechtzurücken und umzurühren. „Das scheint ein schmackhaftes Gericht zu sein," meinte letzterer, während er den Wunsch des alten Mannes erfüllte. „Mag sein," erwiederte dieser, „und doch würdet Ihr Euch wahrscheinlich dafür schön bedanken. Es sind etliche Knochen und etwas Kartoffeln und Zwiebeln, die meine Frau in dem Kehrichthaufen gefunden hat. Für mich ist das ganz gut und schmackhaft!"

Aber auch in diese Kreise findet der verderbliche Geist der Eitelkeit und Genußsucht reichlichen Eingang. Manche von den Frauen, die den ganzen Tag draußen beim Auskehricht in Staub und Schmutz oder Nässe zugebracht, findest du Abends und in der größeren Hälfte der Nacht beim Tanz oder in der Schnapskneipe. Der Sonntag wird regelmäßig verschlafen. An den großen Londoner Volksfesttagen, wo Alles von der Arbeit feiert und dem Vergnügen nachgeht, kann man auch die Damen des Auskehrichts in bunten Bändern und grellfarbigen Kleidern einherstolziren sehen, die natürlich nach der Rückkehr vom Tanz und Festgelage wieder ins Pfandhaus wandern, wo sie bis zu einer ähnlichen Gelegenheit bleiben. Ehemänner und Ehefrauen führen besondere Kassen; jedes behält für sich, was es verdient, und nur zufällig ist es, daß man gemeinschaftlich etwas aus der Haushaltung gebraucht, oder für dieselbe anschafft. Was für ein trauriges Loos da den Kindern zufällt, läßt sich denken. Erst wenn bei den Leuten Nüchternheit, Gottesfurcht und christlicher Sinn einkehrt, wird es anders, und dann wird meist die Frau mit der gemeinschaftlichen Kasse betraut.

Nimmt sich denn aber Niemand dieser jämmerlich verwahrlosten Klasse erbarmend an? Seitdem man in England angefangen hat,

Bibelfrauen anzustellen, — Frauen, die selbst aus den untern ärmeren Volksschichten hervorgegangen sind, dann aber den Heiland kennen und lieben gelernt, und von Ihm den Geist erbarmender selbstvergessender Liebe überkommen haben, — seitdem sind auch die Industriellen des Auskehrichts nicht mehr unbeachtet geblieben. Eben jene Dame, von der wir oben eine so beredte Schilderung jener heimkehrenden, in Schmutz und Asche gehüllten Weiber vernahmen, sie war es auch, der Gott das Herz mit Erbarmen rührte, und die nicht ruhte, bis auch für jene Unglücklichen eine geeignete Bibelfrau gefunden war. Auf welche Weise dies ihr gelang, das möge sie selbst uns erzählen.

„Deinem Wunsche," schreibt sie unter dem 17. März 1858 an eine Freundin, „entspreche ich gerne und gebe Dir hiemit einige nähere Mittheilungen über die ersten Anfänge unsres kleinen Versuchs mit einer Bibelfrau. Die Schwierigkeit, eine passende Person für diese Art christlicher Thätigkeit zu finden, ist größer, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte; gleichwohl konnte ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß mich der Herr in meiner näheren Umgebung irgend eine christliche Person werde finden lassen, die nach sorgfältiger Vorbereitung und bei wachsamer Leitung sich als brauchbare und gesegnete Arbeiterin erweisen und unter der Arbeit selbst an Tüchtigkeit und Brauchbarkeit wachsen werde.

„Ich wandte mich mit meinen Nachfragen zuerst an den trefflichen Stadtmissionar unsres Distrikts, Pearson, dessen zwölfjährige Arbeit so gesegnete Früchte getragen hat, und der so viele in ein wahres Heidenthum versunkene Bewohner unsres Distrikts in die freundliche Kapelle einzuführen verstand, welche in unsrer Nähe für die zahlreichen Bootsleute, Stallknechte, Karrenführer, Gassenkehrer, Kohlenträger, Droschkenkutscher und Dammarbeiter eröffnet wurde und eine wahre Missionskirche ist. Unter Pearsons Pflege und Leitung steht auch eine Sonntagsschule, eine Groschensparkasse, ein Armen- und Krankenverein und ein Lesezimmer, — Alles in erfreulichem Gedeihen; aber er ist längst zur Einsicht gekommen, daß weibliche Hülfe, namentlich die Thätigkeit einer eigentlichen Bibelfrau, für sein eigenes Wirken, besonders unter den Frauen, von großem Nutzen und Segen sein müßte. Nun, mit Hülfe dieses lieben Stadtmissionars gelang es, die gute Frau Martha P..... ausfindig zu machen, welche, obgleich selbst sehr arm, dennoch schon

bisher auf Pearsons jeweilige Bitte hin allezeit herzlich bereit war, bald da bald dort einer kranken Nachbarin die Stube zu reinigen und herzurichten oder das Bett zu machen. Pearson hatte die Ueberzeugung, daß sie eine Jüngerin des Herrn sei und von Herzen bereit sein würde, dem Herrn Dienste zu thun in der Rettung verlorener Seelen.

„Wir machten nun diese wackere Martha, nachdem sie sich zu dieser Aufgabe willig erklärt hatte, zuerst mit einer der längst bewährten und erfahrenen Bibelfrauen bekannt, um ihr Gelegenheit zu geben, die Art und Weise kennen zu lernen, wie das Werk am besten anzugreifen sei. Dann ließen wir sie den gewandten Bibelträger unsres Distrikts einige Tage hindurch auf seinen Gängen begleiten, um seine Methode zu beobachten, wie er unter den verkommenen Klassen, die in Martha's nächster Nachbarschaft wohnen, Subscribenten sammelt auf Bibeln oder Neue Testamente, was bekanntlich in der Weise geschieht, daß, wer die heilige Schrift gerne haben möchte, wöchentlich für so lange einen Penny (Groschen) zu zahlen sich verpflichtet, bis die ganze, immerhin sehr geringe Summe abbezahlt ist. Die Bibel selbst aber oder das Neue Testament empfängt man gleich nach Entrichtung des ersten Penny. Da nun Martha schon lange in dieser Umgebung wohnt und fast alle ihre Nachbarn und ihre Lage und Lebensweise genau kennt, sowie sie ihrerseits ihnen bekannt ist, so vertrauen sie ihr viel lieber ihre Groschen an, als einem Fremden.

„Da Martha aus eigener bitterer Erfahrung weiß, was Armuth ist, so kann sie auch aufs lebhafteste mitfühlen mit den Aermsten unter ihren Nachbarn. Stadtmissionar Pearson sagte mir, er könne nie den Tag vergessen, da er zum erstenmal sie in ihrer Wohnung besuchte. Ihr Mann befand sich eben auf dem Wege der Besserung von einem bösartigen Fieber, das in diesem Quartier furchtbar herrschend ist, und das den Kranken Schlaf, Appetit und alle Kräfte nimmt. Der arme Mann hatte überdies in Folge eines Unfalls bei seinem Beruf (er war Straßenpflästerer) Hände und Füße schwer verletzt. Jetzt aber war er, wie gesagt, auf dem Wege der Besserung, und der Stadtmissionar wünschte ihm dazu mit einigen freundlichen Worten Glück. 'Ja wohl,' erwiederte der Mann, 'ich fühle mich viel besser; jetzt habe ich wieder Appetit, ja ich habe wahren Heißhunger; ich könnte Alles essen, was mir unter

die Hände kommt.' — 'Das ist ja eine große Barmherzigkeit, nicht wahr?' meinte der Stadtmissionar. 'Freilich, freilich!' rief der Mann, 'aber ich habe nichts zu essen! — und doch,' fügte er nach einer kleinen Pause bei, 'doch ist und bleibt Gott gütig und barmherzig! Erhört Er nicht die Gebete seiner armen Kinder?' Und nun erzählte er, wie er und seine Frau zusammen Gott angelegentlichst gebeten hätten, Er möge ihnen entweder etwas zu essen schicken, oder wenigstens den armen Kindern den Hunger dämpfen; 'und diesen ganzen Vormittag,' setzte er bewegt hinzu, 'haben sie noch nicht ein einzig Mal nach Brod geschrieen!'

„Dieß geschah etwa vor sieben Jahren. Noch immer sind die Leute sehr arm, aber ihre Kinder sind nun so weit erwachsen, daß sie sich selbst etwas verdienen können. Neuerdings sind sie trotz ihrer kümmerlichen Lage durch Sparsamkeit und Selbstverläugnung im Stande gewesen, in der Regel wöchentlich einen Groschen in die Ersparnißkasse zu legen, um für schwere Zeiten des Mangels oder der Krankheit einen Sparpfennig zur Verfügung zu haben. Gerade solche selbstgemachte Erfahrungen aber sind es, durch welche Martha doppelt geeignet ist, auch Andern mit ihrer Erfahrung zu dienen. Bis dahin bewies sie sich in ihrem neuen Beruf als sehr thätig, pünktlich und besonnen, wie sie auch einen hellen Kopf und treffliches Gedächtniß beweist bei ihren Rechnungen, die sie für die Bibelsubscribenten über empfangenes Geld abzulegen hat. Bei meinen wöchentlichen Abrechnungen mit ihr bin ich noch nie durch Rechnungsfehler oder andere Irrungen hingehalten worden. Ein anderer Punkt, der mir bei ihr sehr wohlthut, ist ihre Demuth und ihr Mißtrauen in sich selbst. Sie ist gleich bereit, jeden Rath anzunehmen, den ich ihr gebe, in jeden Plan einzugehen, den ich vorschlage, und wenn sie dann an die Ausführung geht, so steht ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf glücklichen Erfolg ausschließlich auf Gott und seinem Segen. Für jetzt kann sie noch nicht schreiben, aber sie nimmt auf ihren Gängen ihren kleinen Knaben mit, der für sie in ein altes Schreibheft die empfangenen Summen einträgt, die ich dann für sie im Sammelbüchlein ins Reine schreibe. In Näharbeiten und in allen Geschäften einer praktischen Hausfrau ist sie musterhaft.

„Dieß, liebe Freundin, ist ein Bild meiner neugewonnenen Bibelfrau. Ein ander Mal schreibe ich Dir über ihre bisherige Arbeit."

Ehe wir die weiteren Mittheilungen der Dame, welche obigen Brief schrieb, hier folgen lassen, müssen wir einige Bemerkungen voranschicken. Die Thätigkeit Martha's, der neugewonnen Bibelfrau, war von Anfang an hauptsächlich berechnet auf diejenigen Weiber, welche ihr Brod bei den Auskehrichthaufen sich zu verdienen suchten, und deren es in Martha's Umgebung sehr viele gab. Natürlich aber beschränkte sich die Arbeit der suchenden Liebe nicht ausschließlich auf diese, sondern die ganze arme Nachbarschaft bildete den Wirkungskreis der Bibelfrau. Auch leuchtet von selbst ein, daß solche Personen nicht bei ihrem Geschäft selbst, d. h. nicht bei den Kehrichthaufen, sondern in ihren Wohnungen aufgesucht werden mußten, wo man ja allein die ganze Familie beisammen treffen konnte, und wo man erst die ökonomische und sittliche Lage der Leute und ihre Bedürfnisse kennen zu lernen im Stande war.

Wir werden sodann in dem nachfolgenden Briefe mancherlei Mittel und Wege erwähnt finden, durch welche die erfinderische Liebe der englischen Christen den armen und verkommenen Klassen der großen Weltstadt beizukommen und sie zu leiblicher und geistlicher Wohlfahrt zurückzuführen und zu erziehen bemüht ist. Dahin gehört die oben schon erwähnte wöchentliche Groschensubscription, um auf diesem Wege eine eigene Bibel sich anzuschaffen. Dahin gehört der sogenannte „Selbstkleidungs-Verein" (selfclothing club), bei welchem jedes Vereinsglied gegen wöchentliche Erlegung eines Groschen äußerst billigen und guten Stoff zu einem Kleid für sich oder die Ihrigen erhält, das Kleid aber in einem eigens gemietheten, Winters gut geheizten und erleuchteten Lokal selbst schneiden und nähen muß (natürlich unter Anleitung einer geschickten christlichen Aufseherin) und dasselbe erst erhält, wenn die ganze Summe abgetragen ist. Dort können auch schadhafte Kleider geflickt werden; Mütter dürfen ihre kleinen Kinder mitbringen, die dann mit Spielen beschäftigt werden, und eine christliche Dame pflegt etwas Passendes vorzulesen. Zur Ermuthigung und zur Weckung des Sinnes für stilles häusliches Leben werden je und je einfache Theeparthien veranstaltet, wo jeder Theilnehmerin eine reichliche Tasse Thee mit Brod und Butter verabreicht und der Abend mit Gesang, Ansprachen und herzerfreuenden Gesprächen gewürzt wird. Dieß und Aehnliches sind die Mittel, durch welche die christliche Liebe dort jene Armen und Elenden aus der Grube der Verkommenheit, Muthlosigkeit und oft thierischen Verwahr-

losung emporzuziehen und zu einem ächt menschlichen und christlichen Leben zu erziehen versucht. Zu solchen Werken rettender und suchender Liebe sind insonderheit die Bibelfrauen berufen. Und nun hören wir die Dame weiter von Martha erzählen.

„Ich versprach Dir," schreibt sie noch im gleichen Monat März 1858 an ihre Freundin, „über Martha's bisherige Arbeit Dir Einiges mitzutheilen. Es war am 25. Januar dieses Jahres, — jenem Tag allgemeiner nationaler Freude, an welchem unsre Prinzessin Viktoria sich mit dem Prinzen [jetzt Kronprinzen] Friedrich Wilhelm von Preußen vermählte, — daß Martha ihr Werk unter ihren Nachbarn begann. Ich fragte sie, wie es ihr zu Muthe gewesen, als sie nun zum ersten Mal allein ihre Besuche im Distrikt angetreten habe.

'Gezittert hab' ich an allen Gliedern, Madame,' erwiederte sie, 'aber es trieb mich zum Herrn, und er erhörte und stärkte mich.'

'Und wie haben im Ganzen die Leute Euch aufgenommen?' fragte ich weiter.

'Etliche wiesen mir barsch die Thüre,' antwortete Martha, 'und riefen: wir brauchen Brod, und keine Bibeln! Aber so war es doch nicht überall. Ich betete unterwegs, während ich von einem Haus zum andern gieng, und der Herr erhörte mich. Viele, sehr viele von jenen rauhen groben Weibern können nicht lesen, aber eine von ihnen kaufte doch eine Bibel und sagte: nun hoffe sie, ihr Mann werde nicht mehr jeden Abend ins Bierhaus laufen, sondern daheim bleiben und ihr aus dem Buche vorlesen. Eine andere, eine Mutter von vier Kindern, war ohne Bibel, und ihr Mann, ein Schneider, ohne Arbeit; dennoch subscribirte sie auf ein Viergroschen-Testament und zahlte gleich den ersten Groschen. Eine andere Frau, als ich sie zum Besuch des Abendgottesdienstes in unsrer Bootsmannskapelle einlud, erwiederte: sie habe keine Kleider. Oh, sagte ich, denket nicht an die Kleider. Es fehlt Euch nicht an Kleidern, um auf den Markt zu gehen und Speise zu kaufen, und so könnet Ihr auch am Abend ins Haus Gottes kommen. Er sieht Euer Herz an, und nicht was ihr auf dem Leibe traget. Darauf bat sie mich, ein wenig Platz zu nehmen und ihr etwas aus der heiligen Schrift vorzulesen. Ich las einen Theil des 14. Kap. des Evang. Johannis: Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht ꝛc. Sie hörte mit

gespannter Aufmerksamkeit zu und subscribirte dann auf eine Zehngroschenbibel, die ich ihr gezeigt hatte.'

„So erzählte Martha. Wir waren übereingekommen, daß sie im Lauf des ersten Monats zunächst nur drei Tage in der Woche, und zwar an jedem solchen Tag nur fünf Stunden, auf ihre Bibelgänge verwenden solle. Vom 25. Januar an, wo sie ihre Besuche begann, bis zum Schluß des Februars gelang es ihr, 42 Subscribenten auf Bibeln und Testamente zu gewinnen, und obschon die Zahlungen nur allmählich geschehen, — einen Groschen per Woche, — konnte sie mir doch nicht weniger als 398 solcher Groschen (oder Fr. 41. 50) einhändigen. Mancher dieser Groschen wäre ohne Zweifel ins Bier- oder Schnapshaus gewandert; wie viel kostbarere Gaben und Genüsse sind nun durch die Bibel in diese Wohnungen des Elends gekommen!

„Seit dem 22. Februar hat Martha angefangen, täglich ihre Rundgänge zu machen. Ebendamit hat auch die Zahl der Subscribenten zugenommen. Bis zum 17. März standen über 90 Namen in ihrem Sammelbüchlein. Mittwoch den 3. März hielt ich es an der Zeit, die Gründung eines Selbstkleidungsvereins in Anregung zu bringen. Es wurde auf den Abend des genannten Tages eine kleine Anzahl Frauen der allerärmsten und geringsten Klasse zu einer Theeparthie eingeladen. Man kam in Martha's Stube zusammen. Auch der liebe Stadtmissionar Pearson erschien für ein Stündchen. Während der Thee mit Brod und Butter verabreicht wurde, legten wir den guten Leuten den Zweck und die Bedeutung eines solchen Vereins dar, und nach dem Thee wurden einige Stücke des soliden und wohlfeilen Stoffs vorgezeigt, woraus gewöhnlich die Kleidungen geschnitten und verfertigt werden. Die Freude, das Entzücken dieser armen Geschöpfe über den Gedanken, sich auf eine so leichte und bequeme Weise ein warmes, anständiges Kleid verschaffen zu können, kannte keine Gränzen. Sie geberdeten sich dabei zum Theil so kindisch, daß unser lieber Stadtmissionar meinte, ein Trupp Neuseeländerinnen könne nicht kindischer seine Freude bezeugen, als diese armen Weiber von der Weltstadt London es thaten. Wahrlich, es geht Einem durchs Herz, wenn man an die Tausende und aber Tausende denkt, die in mitten unsrer großen Stadt in solchem halbwilden Zustand dahinleben, und zwar rings um uns her, die wir uns im vollen Lichte des Evangeliums sonnen!

Jede der geladenen armen Frauen legte gleich an jenem Abend mit Freuden ihren Groschen ein, um sich ein Kleid anschaffen und machen zu können. Eine derselben äußerte, sie habe schon einmal zwei Schillinge (Fr. 2. 50) erspart und auf die Seite gelegt gehabt, um zu einem neuen ordentlichen Kleid zu kommen, aber sie habe in einem Augenblick der Noth die kleine Summe für Brod ausgegeben und nie wieder so viel ersparen können. Martha selbst war ganz überwältigt von den Aeußerungen des Danks und der Freude ihrer Gäste. Vorher hatte der Gedanke sie geängstigt, ihre Nachbarinnen werden ärgerlich und argwöhnisch sein, als wolle sie sich in ihre häuslichen Angelegenheiten einmischen; aber gerade das Gegentheil ist der Fall. 'Ich meinte', sagte sie zu dem Stadtmissionar, 'Alle werden gegen mich sein; nun aber sehen Sie, daß Alle für mich sind. Das ist vom Herrn geschehen!' —

„Seitdem kamen manche rührende Scenen vor. So sprach Martha eines Tages mit einer grundarmen Frau über den neugegründeten Selbstkleidungsverein und lud sie zur Theilnahme ein. Sogleich rief die Frau aus: 'Das ist ja prächtig und ein großer Gewinn für uns!' Martha glaubte, die Frau habe die Sache so mißverstanden, als würden die Kleider geschenkt, und erwiederte: 'Ja, liebe Frau, verstehet mich recht: ihr müßt den Stoff bezahlen und überdieß das Kleid selbst machen.'— 'Ah,' rief die Frau, 'das ist noch besser; denn dadurch lernen wir uns selber helfen.'

„Martha ist auch für die armen Kranken im Distrikt zum großen Segen geworden. Es liegt etwas Beruhigendes, Wohlthuendes in ihrem freundlichen Lächeln und in dem milden Ton ihrer Stimme, und das gewinnt Aller Herzen. Ich, die ich selbst Mutter bin, kann Zeugniß geben von dem gewinnenden Zauber, der in ihrer Art zu reden liegt, selbst wenn sie zu einem unmündigen Kinde spricht. Man spürt ihr das herzliche Mitgefühl überall ab. Sie ist aber selbst einst durch tiefe Noth hindurchgegangen und kann nun Mitleid haben mit den Elenden. Gott der Herr bewahre sie vor Eigenliebe und Selbstbespiegelung. Sie ist von Natur nicht besonders begabt, aber ihre ungeheuchelte Demuth und ihre kindliche, einfältige Abhängigkeit von ihres Heilandes Kraft und Segen ist es, was sie zu ihrer Aufgabe so besonders tauglich macht." —

So weit reichen unsre Nachrichten über Martha's Arbeiten unter den Weibern des Auskehrichts. Wir wissen nicht, ob sie noch

lebt, ob sie noch in gleichem Dienste steht, oder ob sie von der Arbeit zur Ruhe abgerufen ward. Das Werk selbst aber geht fort, es gewinnt immer größern Umfang, die Liebe wird immer erfinderischer in der Aufsuchung von Mitteln und Wegen, um den Segen des Evangeliums — den leiblichen wie den geistlichen — auch den versunkensten Klassen der menschlichen Gesellschaft nahe zu bringen. Die Erfahrung aber lehrt und wird es immer durchschlagender und entscheidender lehren, daß die große „sociale Frage", wie man sie heutzutage nennt, auf keinem andern Wege gelöst werden kann, als durch die Rückkehr zu Dem, der allein alles irdischen und himmlischen Segens Urquell, aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt Spender ist, — oder mit andern Worten: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie können hie zeitlich und dort ewig glücklich und selig werden, als der Name Jesu Christi, des Sohnes Gottes, des Heilands aller Welt!

Was ist Glaube?

Willst du wissen, was Glauben heißt, so laß es dir von einem sterbenden Hindu in Indien sagen. Das war ein hochbetagter Mann, nahezu an 70 Jahren, der noch in seinem Alter die Thorheit des Götzendienstes erkannt hatte und an Jesum gläubig geworden war. Nun nahte sich sein Sterbestündlein. Auf die Frage des Missionars, ob er auch zum Sterben bereit sei, erwiederte er: „Ich stehe vor der Himmelsthür und warte. Mit dieser Welt bin ich fertig."

„Aber hast du keine Furcht," fuhr der Missionar fort, „daß der Herr Jesus dich am Ende doch nicht annehmen möchte? Und was dann?"

„Wie?" rief der Alte und richtete sich mit jugendlicher Kraft von seinem Lager auf, „mich nicht annehmen? Jesus sollte mich nicht annehmen? Ich werde ihn mit diesen Händen festhalten und ihn nicht fahren lassen. Wenn Er mich wegstoßen wollte, würd' ich seine Füße umklammern und da vor ihm liegen; aber fahren lasse ich ihn nicht. Ich werde ihm sagen: 'Bist du nicht in die Welt gekommen, mich zu suchen und selig zu machen? Auf wen sonst könnt' ich mich denn verlassen, als auf dich? Wo sollt' ich sonst mich hinwenden? Bin ich nicht ein Sünder? Und bist du nicht der Heiland der Sünder? Nein, lieber Heiland, ich lasse dich nimmermehr fahren. Du mußt mich selig machen!"

Erschöpft von dieser Aufregung sank er auf sein Lager zurück, kreuzte seine Arme über seine Brust und sagte noch einmal: „Nein, ich laß ihn nicht fahren!"

Das ist Glauben. Und „wer den Sohn Gottes siehet" — d. h. ihn mit den Augen des Geistes anschauet, wie die von Schlangen gebissenen Israeliten die eherne Schlange ansahen, — und glaubet an Ihn, der hat das ewige Leben." — Und „wer zu Mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen."

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. **Inhalt:** Einige Gedanken über den Bibeltext des Alten Testaments. — Die erste Hausandacht. 1870.

Einige Gedanken über den Bibeltext des Alten Testaments.

Die Bibelblätter haben nicht den Zweck, den Gelehrten gelehrte Dinge zu bieten, sondern sie wollen denen, welche das Wort Gottes bereits ehren und lieb haben, in aller Einfalt dasselbe noch lieber und theurer machen. Diejenigen aber, welche seine göttliche Schönheit, seine Himmelssüßigkeit und seine seligmachende Kraft noch nicht kennen, möchten wir wo möglich für dasselbe gewinnen. Was man aber wirklich lieb hat, daran interessirt uns Alles, auch das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste. Selbst die Kleidung, die ein geliebter Freund trägt, sein Gang, der Tonfall seiner Stimme, — nichts ist uns an ihm gleichgültig. Sollte nun den Freunden und Liebhabern der Bibel etwas an ihr gleichgültig sein können? Es geht uns aber mit ihr gar oft wie mit einer Blume, die an unsrem Wege blüht. Das Blümchen ist uns von Kind auf bekannt; wir sehen es zur Sommerszeit fast täglich, gehen tausendmal an ihm vorüber, und doch — wir haben es noch niemals genau betrachtet, noch nie sein wunderschönes Kleidchen, die zarten Uebergänge seiner Farben, die Lieblichkeit seiner harmonischen Gestalt ꝛc. aufmerksam angesehen. Geht es uns nicht vielfach so mit der Himmelsblume der heiligen Schrift? Nun möchten wir gerne unsre Leser dießmal einladen, mit uns den ursprünglichen Text des Alten Testaments etwas näher zu betrachten, nicht mit Aufwand von allerhand Gelehrsam-

keit, sondern mit anspruchloser Erwägung einiger Gedanken, wie sie sich eben uns gerade darbieten. Wir halten es mit diesen „Gedanken', wie ein Mägdlein mit den Feldblumen, die es auf der Wiese findet und in aller Einfalt und Kunstlosigkeit zu einem Strauße bindet.

1.

Das Alte Testament ist in hebräischer Sprache geschrieben, — einer Sprache, die zwar nicht mehr zu den „lebenden" gehört, aber ohne allen Zweifel eine der ältesten in der Welt, wo nicht die älteste ist. Manche glauben sogar, es sei die Ursprache der Menschheit gewesen, die Sprache des Paradieses. Man meint dieß z. B. aus dem Umstande schließen zu dürfen, daß die biblischen Namen für Orte, Flüsse, Personen ꝛc., wie sie vor der babylonischen Sprachverwirrung vorkommen, sämmtlich hebräisch sind. So ward der erste Mensch Adam genannt, und zwar augenscheinlich mit Beziehung darauf, daß er von der „Erde" (hebräisch: Adamah) genommen und aus ihren Elementen gebildet wurde, wie denn auch Gott der Herr zu ihm spricht: „du sollst wieder zur Erde (Adamah) kehren, von der du genommen bist." Ebenso nannte Adam sein Weib Eva, oder wie es eigentlich im hebräischen Text heißt: „Chawwah", d. h. die Lebendige, „darum daß sie ist eine Mutter aller Lebendigen." Doch wer will über die in undurchdringliches Geheimniß gehüllte Frage: welches die Ursprache der Menschheit war, Auskunft geben?

2.

Der Name „hebräische Sprache" kommt im Alten Testamente noch nicht vor; statt dessen wird (Jes. 19, 18) im Gegensatz gegen Egypten von der „Sprache Canaans" geredet, oder (Jes. 36, 11. 13 und 2 Kön. 18, 26. 28) im Gegensatz gegen das Aramäische von der „jüdischen Sprache". Erst in dem nicht-kanonischen, griechisch geschriebenen Buche des Sirach kommt (1, 6) der Ausdruck „hebräisch" vor, als von der Sprache, worin die heiligen Schriften des Alten Bundes geschrieben seien, und zwar ist es sehr merkwürdig, wie dort Sirach um Nachsicht bittet, wenn er „in etlichen für die Dollmetschung schwierigen Redensarten unkräftig erscheine". Denn eigentlich sei ja nicht er (Sirach), sondern sein Großvater Jesus der Verfasser dieses Büchleins, und zwar habe sein Großvater dasselbe in hebräischer Sprache geschrieben; wenn nun er, der Enkel,

es ins Griechische zu übersetzen versucht habe, so sei das nur unter „viel Fleiß und Bemühung“ und mit Aufwendung von „viel Wachen und Studiren“ möglich geworden. Gleichwohl komme eine Uebersetzung niemals dem Original gleich; „denn,“ sagt er, „es hat gar nicht gleiche Kraft, wenn etwas an sich selbst hebräisch gesagt wird, und wenn mans in eine andere Sprache bringet.“ Ja, fügt er noch einmal nachdrucksvoll hinzu, „das Gesetz und die Weissagungen und die übrigen Bücher haben nicht geringen Unterschied in ihrer eigenen Sprache.“ — Daß aber im Neuen Testamente von der „hebräischen Sprache“ öfters die Rede ist, z. B. bei der Kreuzesüberschrift, bei der Anrede des verherrlichten Jesus an den schnaubenden Saulus auf dem Weg nach Damaskus (Apgsch. 26, 14), bei der Ansprache Pauli an das wüthende Volk (Apgsch. 21, 40), — das ist Allen bekannt.

Der Name stammt vielleicht von Heber, dem Urenkel Sems, wie denn Sem auch (1 Mos. 10, 21), „ein Vater aller Kinder Heber“ genannt wird. Als der größte und für das Reich Gottes bedeutendste Nachkomme Hebers konnte nun Abraham (1 Mos. 14, 13) „der Hebräer“ genannt werden, und demgemäß würden Abrahams Nachkommen den Namen „Hebräer“ tragen. So wird Joseph ein hebräischer Jüngling, seine Heimath, aus der er gestohlen worden, das Land der Hebräer genannt, und da wo Mose mit Pharao von Jehova redet, nennt er den Herrn selbst „der Hebräer Gott“. Doch scheint dieser Ausdruck nur den Fremden gegenüber gebraucht worden zu sein; unter sich selbst nannte sich Abrahams Nachkommenschaft „Israeliten“, oder „Kinder Israels“, und ihren Gott den „Gott Israels“. Nach der babylonischen Gefangenschaft, wo eigentlich nur noch der Stamm Juda eine eigene nationale Existenz hatte, kam dann der Name „Juden“ auf, der fortan im Gebrauch blieb. — Andere freilich leiten den Namen „Hebräer“, wie er in 1 Mos. 14, 13 zuerst von Abraham gebraucht wird, von dem Wort eber her, was auf deutsch „jenseits“ bedeutet, d. h. „jenseits des Stroms Euphrat.“ Dann wäre der Beiname „der Hebräer“ soviel als: der Fremdling, der von jenseits des Stroms ins Land Canaan kam.

3.

Das Hebräische scheint sich im Alterthum keineswegs auf Israel beschränkt zu haben, vielmehr muß diese Sprache, wenn auch mit

mancherlei Dialektverschiedenheiten, über viele Länderstrecken und viele Volksstämme verbreitet gewesen sein. Denn als Abraham aus dem fernen Mesopotamien nach Canaan kam, da findet er nicht die geringste Schwierigkeit, mit den mancherlei Völkerschaften des Landes sofort in Handel und Wandel zu verkehren. Er unterhandelt mit den Hethitern um ein Erbbegräbniß, verkehrt mit dem König Abimelech von Gerar, selbst mit dem Pharao in Egypten; sein Knecht verhandelt mit Bethuel, Laban und Rebekka im fernen Osten ohne Dollmetscher, und daß die Philister, die Phönizier und selbst die fernen Karthager in Nordafrika einen Dialekt des Hebräischen sprachen, ist ausgemachte Thatsache. Merkwürdig aber ist, daß in Israel selbst so frühe schon sich Dialektverschiedenheiten ausbildeten; denn nach Richt. 12, 6 konnten die Angehörigen des Stammes Ephraim von andern Stämmen dadurch leicht unterschieden werden, daß sie jedes sch wie s aussprachen, also „Siboleth" statt „Schiboleth" (Kornähre) sagten. Es mochte also in Israel gegangen sein, wie in der Schweiz, wo man den Berner leicht vom Zürcher oder Basler an der Sprache unterscheiden kann. Zur Zeit des Heilandes bestand auch ein leicht erkennbarer Unterschied zwischen der Sprache der nördlich wohnenden Galiläer, und derjenigen des südlicheren jüdischen Landes. „Deine Sprache verräth dich," sagen die Knechte und Mägde in Jerusalem zu Petrus.

Freilich war damals (zur Zeit des Heilandes) das rein Hebräische bereits aus dem Volksmunde verschwunden und an dessen Stelle ein Dialekt des Aramäischen getreten. Während der 70jährigen Verbannung der Juden nach Babel scheint das gemeine Volk seine Muttersprache so verlernt zu haben, daß es nach der Rückkehr in das Land seiner Väter die hebräisch geschriebenen Bücher des mosaischen Gesetzes nicht mehr völlig verstand; und als vollends viele der heimgekehrten Juden Weiber aus den umliegenden Heidenvölkern ehlichten, wurde der Durcheinander so groß, daß die Kinder aus solchen Ehen „asdodisch", oder „ammonitisch oder moabitisch" redeten, „und konnten nicht jüdisch reden, sondern nach der Sprache eines jeglichen Volks" (Nehem. 13, 24). Als nun Esra, der große Schriftgelehrte und Reformator, öffentlich in feierlicher Volksversammlung das Gesetz Mosis vorlesen ließ, da mußten die schrift- und sprachkundigen Leviten dem Volke zum Verständniß des Gehörten erst verhelfen. Deswegen heißt es (Nehem. 8, 8): „Sie lasen im

Gesetzbuch Gottes mit Dollmetschung [was etwas Anderes ist als „Auslegung"] und gaben den Sinn an, daß man das Gelesene verstand." Dadurch entstand in Israel ein eigener gelehrter Stand, den wir im Neuen Testament unter dem Namen „Schriftgelehrte" kennen. Den Unterschied des rein Hebräischen von dem aramäischen Dialekt, den man zu des Heilands Zeit sprach, und den Er selbst zu gebrauchen pflegte, lernt man deutlich kennen an Ausdrücken, wie: „Talitha kumi" (Marc. 5, 21), an Namen, wie: Kephas, Golgatha, Abba, Bethesda ꝛc., welche sämmtlich aramäisch sind. Besonders lehrreich ist der Ausruf Jesu am Kreuz nach Psalm 22, 2, der nach der hebräischen Grundsprache lautet: Eli, Eli, lamah asabhthani." Matthäus führt ihn (27, 46) in derselben Form an, nur mit der leisen aramäischen Aenderung: „sabachthani". Markus dagegen schreibt (15, 34): „Eloi, Eloi, lamma sabachthani."

4.

Die hebräische Sprache hat 23 Buchstaben, was man z. B. an dem 119. Psalm ersehen kann, der bekanntlich auch das goldene ABC genannt wird. In diesem Psalm nemlich folgen in alphabetischer Ordnung je acht Verse auf einander, die allemal mit dem gleichen Buchstaben beginnen (nur zwei fast gleichlautende und fast gleichgeschriebene Buchstaben — שׂ und שׁ oder sch und s — sind in Einen zusammengezogen), was also 22 × 8 oder 176 Verse ergibt. Auch ist an diesem Psalm, der einen Lobpreis auf das Wort Gottes enthält, noch das bemerkenswerth, daß in jedem der 176 Verse (den 122. ausgenommen) irgend ein Ausdruck für das Wort Gottes vorkommt (Gesetz, Zeugniß, Weg des Herrn, Befehle, Rechte, Gebote ꝛc.).

Es gibt aber in unserer köstlichen Psalmensammlung noch sechs solche alphabetische Psalmen, nemlich Ps. 25, 34, 37, 111, 112 und 145; ferner das bekannte „Lob eines tugendsamen Weibes" Sprichw. 31, und die Klagelieder Jeremiä bis auf das letzte Kapitel. Durch eine solche Einrichtung wollten die heiligen Psalmdichter und Propheten wohl dasselbe erreichen, was bei uns durch Reim und Versmaß geschieht, — den Zweck nemlich, ihre Aussprüche in kunstreicher Form zu binden und unter sich zu verknüpfen, und damit zugleich dem Gedächtniß eine Hülfe zu gewähren. Während aber für den Israeliten in dieser alphabetischen Anordnung eine große Erleich-

terung fürs Behalten selbst eines so langen Psalms lag, wie der 119., so haben dagegen diese alphabetischen Psalmen für uns das Schwierige, daß darin nicht, wie z. B. Ps. 22 oder 23, Ein Grundgedanke und Ein innerer Gedankenzusammenhang das Ganze durchgeht, sondern daß nur eben einzelne Sprüche und abgerissene Gedanken, meist ohne sichtlichen inneren Zusammenhang und ohne aus Einem Guß zu bestehen, an einander gereiht sind. Sie sind gewissermaßen Perlenschnüre, wo Perle an Perle sich reiht, jede für sich bestehend, jede in sich unschätzbaren Werth tragend, ganz geeignet, uns zu rechter Stunde ein sinn- und gewichtvolles Wort in Herz und Mund zu legen. Sie sind die Vorläufer der Sprüchesammlungen eines Salomo ꝛc.

5.

Ehe wir an die hebräischen Schriftzeichen gehen, noch ein Wort über den eigenthümlichen Charakter der hebräischen Sprache. Mit allen Sprachen der Menschen auf Erden ist es, wie mit den Menschen selbst, die sie reden. Gleichwie kein Mensch, so wie er ist, Fleisch vom Fleisch geboren, zum Reiche Gottes taugt, sondern erst „wiedergeboren werden muß aus Wasser und Geist", wenn er ins Reich Gottes eingehen soll, so taugt auch keine unsrer Sprachen, so wie sie von Hause aus sind, zum reinen vollgenügenden Mittel, um die Geheimnisse des Himmelreichs richtig und angemessen auszudrücken; es muß mit jeder Sprache, soll sie hiezu geschickt werden, erst eine geistliche Umbildung und Wiedergeburt vorgehen. Eines der anschaulichsten Beispiele hiefür bietet die griechische Sprache. Sie ist nach ihrem kunstvollen herrlichen Bau, ihrer Biegsamkeit, ihrer Wortfülle, ihrer Geistigkeit ꝛc. schon von Haus aus eines der vollkommensten Kundgebungsmittel des menschlichen Geistes, und die Schriften des griechisch-klassischen Alterthums sind deshalb bis auf den heutigen Tag unerschöpfliche Quellen humaner Bildung geblieben. Gleichwohl taugte auch diese verhältnißmäßig vollkommene Sprache, so wie sie war, nicht zur Trägerin und Vermittlerin der Reichsgedanken Gottes: auch sie mußte umgegossen, mußte „wiedergeboren" werden. Dieß geschah dadurch, daß das Lebenswasser und der Lebensgeist der geoffenbarten göttlichen Wahrheit in sie übergeleitet wurde, und durchwirkt und befruchtet von diesem „Wasser und Geist" ward sie eine neue Sprache, — die sogenannte „neutestamentlich-hellenistische", welche die Evangelisten und Apostel des Neuen Testaments

für die neuen Reichsgedanken brauchen konnten und gebraucht haben: „ein neuer Schlauch für den neuen Wein."

Daß auch mit unsrer deutschen Sprache ein solcher Erneuerungs- und Wiedergeburtsproceß vorgehen mußte, ehe sie zur Trägerin und Vermittlerin der göttlichen Reichsgedanken fähig wurde, leuchtet ein, und ein feines, geistlich geweckes Ohr kann noch heute ohne Schwierigkeit in der Sprache und Redeweise der Leute den Unterschied heraus hören zwischen einem Ueberrest des alten heidnischen, unwiedergeborenen Deutsch und einem aus „Wasser und Geist" neugeborenen, geweihten und gesalbten Deutsch. Was für eine Riesenarbeit aber ist es erst für unsre Missionare, solche Heidensprachen, die noch nicht einmal die rein menschlichen und natürlichen Kräfte edlerer Humanität an sich erfahren haben, aus ihrer schlammigten Tiefe heraufzuheben und zu würdigen Trägern und Vermittlern der Gotteswahrheit umzubilden. Da handelt sichs wahrlich nicht blos um Auffindung des grammatischen Bau's solcher Sprachen, um Sammlung ihres Wortvorraths, um ihre Erhebung zur Schriftsprache ꝛc., sondern um etwas viel Höheres, um die „Wiedergeburt der ganzen Sprache aus Wasser und Geist".

Auch die hebräische Sprache, die Sprache der alttestamentlichen Gottesoffenbarung, war ursprünglich „Fleisch vom Fleische geboren", und bedurfte der Erneuerung aus dem Geiste Gottes. Wenigstens sehen wir dieß an den dem Hebräischen innigst verwandten und gleichartigen Ueberresten des Phönizischen, Karthagischen ꝛc., worin zwar der Geist eines gemeinen Krämerthums, die Niedertracht eines abscheulichen Götzenkultus und der Uebermuth eines sittenlosen Weltlebens ein passendes und genügendes Mittheilungs- und Verkehrsmittel besaß, für höhere Ideen aber fast alle Hülfsmittel und Darstellungsformen fehlten. Wo und wie aber gieng der Proceß der geistlichen Umbildung und Wiedergeburt dieser Sprache vor? Wir erhalten die Antwort durch die heilige Geschichte selbst. Abraham, der Vater des Volkes Gottes, ward aus der Gemeinschaft seines Stammes, ja selbst seiner Familie ausgesondert und möglichst vollständig isolirt. Während dieser Absonderung beginnt die Arbeit des in ihm sich offenbarenden heiligen und barmherzigen Gottes und setzt sich in aller Stille und Abgeschlossenheit innerhalb seiner Familie durch Jahrzehnte, ja durch mehrere Jahrhunderte fort, bis in dieser Familie Abrahams, Isaaks und Jakobs allmählig

unter Gottes Gnadenarbeit ein neuer Ideenkreis, eine Fülle neuer Gottesgedanken sich gebildet und festgewurzelt hatte, — Gottesgedanken, die in einer neuen heiligen Sprache ihren angemessenen Ausdruck sich schufen. Gedanken wie: Sünde und Gnade, Glaube und Gerechtigkeit, Heiligkeit und Liebe, Allmacht und Allwissenheit u. s. w., u. s. w., tauchten erleuchtend und heiligend in dem Geiste dieser Familie auf, und mit diesem „neuen Wein" schuf der Geist sich auch den „neuen Schlauch" der heiligen Sprache. Als die Familie zum Volke herangewachsen war, bedurfte es freilich einer neuen Reinigung und Weihe sowohl des Volksgeistes als der nationalen Sprache, und diese wurde dem Volke zu Theil unter Mose, und zwar abermals auf dem Wege der Isolirung (in der Wüste) und der großen, das ganze Volksleben neugestaltenden Offenbarung vom Sinai. Von da an gieng der Heiligungsproceß der hebräischen Sprache durch die Jahrhunderte fort, bis sie durch die Könige David und Salomo, und durch die nachmaligen Propheten die leuchtende Mittagshöhe der Vollendung erreichte.

So ist die hebräische Sprache das relativ vollkommenste Organ für die Mittheilung Gottes an die Menschheit, der relativ vollkommenste Leib für die Offenbarung des heiligen Geistes geworden, bis in der neutestamentlich-hellenistischen Sprache ein ebenbürtiges Organ dem Geiste Gottes sich darbot.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Hausandacht.

In einer der jungen, rasch aufblühenden Städte von Nordamerika lebte ein wackerer Familienvater, der durch Fleiß, Rechtschaffenheit und Treue sich unter Gottes Segen nicht nur zu schönem zeitlichen Wohlstand, sondern auch zur allgemeinen Achtung und Liebe unter seinen Mitbürgern emporgearbeitet hatte. Er war ein Mann, der sein eigenes Haus zu regieren verstand. Daneben zeigte er ein warmes Interesse für das öffentliche Wohl seiner Stadt und seines Landes, und Jedermann wußte, daß er alles, was etwa zur Förderung allgemeiner Bildung und zur Hebung des religiösen Lebens in seiner Umgebung geschah, thätig unterstützte. Im Hause Gottes erschien er mit seiner ganzen zahlreichen Familie regelmäßig

jeden Sonntag, obschon dieß mehr Formsache, als Herzensbedürfniß für ihn war. Er war ein guter Bürger, an dessen Ehre nicht der leiseste Makel haftete; nur um das ewige Heil seiner eigenen Seele und seiner Familie war ihm bis jetzt keine Sorge gekommen. Er schien zu glauben, daß, wenn sein guter Name in dieser Welt und unter seinen Mitbürgern ein unbefleckter und geachteter sei, auch vor Gottes Augen Alles recht und gut stehe und für die jenseitige Welt nichts zu fürchten sei.

Er war etwa 50 Jahre alt, als jene mächtig wirkenden Gebetsversammlungen, die vor etwa zehn oder zwölf Jahren die religiöse Welt von Amerika in Bewegung zu setzen anfiengen, auch in der kleinen Stadt, darin er wohnte, Eingang fanden. Viele nahmen Theil, und auch wer sie vermied, sprach wenigstens davon. Unser Freund — er hieß Arnold — wollte die Sache prüfen und besuchte eines Abends eine der Versammlungen. Zuerst wurde von einem fremden Geistlichen eine kurze Ansprache gehalten, und zwar über die apostolische Ermahnung: Betet ohne Unterlaß. Der Redner zeigte zuerst, wie heilsam und nothwendig ein solches unabläßiges Beten sei, führte dann aus, in welcher Weise es zu geschehen habe, ermunterte weiter die Anwesenden zu einem freudigen Versuch in dieser hochwichtigen Sache, und fuhr dann im Tone herzlichster Ermahnung etwa so fort: „Vielleicht ist an diesem Abend ein unbußfertiger Sünder hier gegenwärtig. Ich will ihn zu zeichnen versuchen. Am Morgen stand er auf, und betete nicht. Er rief heute seinen Gott noch nicht an um einen Segen für seine eigene Seele und für die Seelen der Seinigen. Er ist hieher gekommen, aber er hat nicht gebetet, daß diese Stunde an seinem Herzen gesegnet sein möchte. O daß es mit ihm anders werden möchte! O daß es auch von ihm, wie einst von dem bußfertigen Saulus, bald heißen möchte: Siehe, er betet!"

Einfach und schmucklos, wie die Ansprache des Predigers und sein ganzes Wesen war, — es machten seine Worte einen tiefen Eindruck auf Arnold. Es war ihm, als deute der Redner mit Fingern auf ihn, und jedes seiner Worte gelte nur ihm. Sein bisheriges gebetsloses Leben fiel ihm centnerschwer aufs Gewissen. Warum er bis heute so ohne Gebet habe dahin leben können, da doch die Bibel diese Pflicht so klar und deutlich einschärfe und die Sache im Grunde so leicht und einfach sei, — darüber konnte er

sich keine Rechenschaft geben. Aber sein Entschluß stand fest: er wollte es versuchen. Auf dem Heimweg, der ihn zwischen Gärten hindurchführte, kniete er, obwohl der Boden mit Schnee bedeckt war und ein kalter Wind blies, an einem abseits gelegenen Plätzchen nieder und versuchte, Gott um Gnade und Vergebung anzurufen.

Es war für ihn ein ganz neues, ungewohntes und fremdartiges Ding ums Beten. Schon dieser erste Versuch lehrte ihn eine unerwartete, demüthigende Wahrheit in Betreff seines Herzenszustandes. Es gieng ihm nicht so leicht, wie er gemeint hatte. In seinem Herzen, in seinen Gedanken tauchten ungöttliche Bilder, Einwürfe, Zweifel und Widerstände aller Art auf, die er vorher nicht geahnt hatte. Mehr als einmal versuchte er noch auf dem Heimwege, Gott um Gnade für seine vergangenen Sünden und um Hülfe für die Zukunft zu bitten; aber es war, wie wenn eine haushohe Mauer von Sünden sich zwischen ihm und seinem Schöpfer aufthürmte. In den folgenden Tagen suchte er die Gedanken, als ob es so gar schlimm bei ihm stünde, sich aus dem Sinn zu schlagen und sich in seinen Tugenden, in seiner Unbescholtenheit, in seinen guten Werken, die ja jedermann kenne, zu spiegeln; dadurch sollte ihm das Beten leichter werden. Aber es gieng ihm wie dem Manne in Bunyans Pilgerreise, der in den Sumpf der Verzagtheit gerathen war: — je mehr Arnold sich emporarbeiten wollte, desto tiefer sank er hinab.

Nach verschiedenen Versuchen, sich durch Lesen, Fasten und dergleichen das Beten zu erleichtern, — Versuche, die sämmtlich nicht anschlagen wollten, kam er endlich zu dem Schluß, es sei eben zu spät für ihn, seine Sünde sei größer, als daß er noch Gnade finden könne. Unter diesem Eindruck gieng er eines Tags in seine Scheune und fieng sein Tagewerk mit überaus gedrücktem und niedergeschlagenem Herzen an. Er drasch Waizen aus*) und hieng dabei seinen traurigen Gedanken nach über seinen betrübten Herzenszustand, seine verlorenen Jahre, über sein ganzes Leben ohne Gebet und ohne wahre Furcht Gottes.

Da fiel ihm mitten in der Arbeit, er wußte selbst nicht wie, das Schriftwort ein: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz! Er war betroffen. Der Spruch senkte sich mit unwiderstehlicher Ge-

*) Die wohlhabenden Farmer oder Gutsbesitzer in Amerika unterziehen sich solchen Geschäften viel mehr, als dieß bei uns der Fall ist.

walt tiefer und tiefer in sein Herz. „Ists möglich," fragte er sich, „daß Gott solch ein Verlangen an mich stelle? Er weiß ja, was für ein Herz ich habe, wie hart, wie befleckt, wie untauglich zum Leben und zum Sterben; und doch spricht Er: gieb mir dein Herz. Warum mag Er wohl dieses mein Herz für sich verlangen? Warum anders, als um es rein und gut zu machen, um es neu umzuschaffen, um es im Blute Christi rein zu waschen und es zu einem Tempel seines Geistes zu schmücken?" — „Ich warf meinen Dreschflegel hin," erzählt Arnold selbst, „warf mich aufs Stroh nieder und rief: O Herr, wenn du so ein Herz wie das meinige annehmen kannst, annehmen willst — hier ist es. Ich übergebe mich dir, so wie ich bin, ein armer verworfener Sünder!"

Von dieser Stunde an war unserm Freunde der Weg des Heils, auf welchem der Sünder zur Vergebung seiner Schuld und zu einem neuen göttlichen Leben gelangt, hell und klar geworden. Er hatte nun selbst erfahren, was jener köstliche Liedervers sagt:

Ich hatte nichts als Zorn verdienet,
Und soll bei Gott in Gnaden sein;
Gott hat mich mit Ihm selbst versühnet
Und macht durchs Blut des Sohns mich rein;
Nicht durch Verdienst der Kreatur, —
Erbarmen ists, Erbarmen nur!

Alles schien ihm nun so sonnenhell, während es ihm vorkam, er habe sein ganzes bisheriges Leben in dichter Finsterniß zugebracht. Zugleich preßte es ihm Thränen aus, wenn er daran dachte, daß in der ganzen Zeit seines langen Lebens Niemand ihn auf diesen Heilsweg gewiesen habe. Sollte er nun, den Seinigen gegenüber, die gleiche Verschuldung auf sich laden?

Bis dahin hatte er seiner Frau und seinen Kindern nichts von dem mitgetheilt, was in seinem Innern vorgieng, obschon ein Jedes, das den sonst so heitern und frischen Mann in den letzten Wochen beobachtete, deutlich wahrnehmen konnte, daß ihn irgend etwas aufs tiefste beschäftigte und bearbeitete. Auch jetzt vergiengen mehrere Tage, ehe er das Schweigen brach. Ein Gedanke aber war es vornemlich, der jetzt sein Gemüth beschäftigte, — der Gedanke nemlich, daß es seine Pflicht sei, Morgen- und Abendandachten in seinem Hause einzuführen, und mit den Seinigen zu beten. Hier begann aber schon wieder der Kampf und die Herzensnoth. Seine Kinder waren elf bis zwanzig Jahre alt, und die älteren unter ihnen hatten eine

viel bessere Schulbildung genossen, als er selbst. Er hatte sie in die besten Schulen und Anstalten gesandt, während seine eigene Jugendbildung vernachläßigt worden war, was er jetzt doppelt schmerzlich empfand. Er war von Natur eher schüchtern und zaghaft, und nun benützte der Versucher gerade diesen Zug in seinem Charakter, um ihn zurückzuschrecken. Seine Kinder waren wohl bewandert in Grammatik, gutem Styl und richtiger Satzbildung, ließen auch je und je spitzige Bemerkungen fallen über die fehlerhafte Sprache der ungebildeteren Leute, — und nun sollte er in ihrer Gegenwart frei aus dem Herzen beten?

Mancher Tag vergieng, aber sein innerer Kampf nahm zu. Das eine Mal stand ihm seine Pflicht so klar und dringlich vor Augen, daß er auf alle Gefahr hin es wagen wollte; dann trat ihm wieder sein Mangel an Befähigung dafür so lebhaft vor die Seele, daß ihm aller Muth vergieng. Wiederum setzte er einen bestimmten Tag fest, wo er mit Gottes Hülfe die Hausandacht beginnen wolle. Der Tag kam, aber es waren fremde Gäste da, und es wurde nichts daraus. Dann wurde die Sache um so fester auf einen spätern Tag angesetzt, aber die Schwierigkeiten wurden immer größer. Bis dahin hatte Arnold diese Kämpfe in sein eigenes Inneres verschlossen; nicht einmal seiner wackeren Ehefrau sagte er etwas davon. Die Angst aber, daß es am Ende gar nicht zu einer Hausandacht kommen möchte, peinigte ihn nunmehr Tag und Nacht.

Eines Sonntags war er fest entschlossen, daß er heute einen Anfang machen wolle, und zwar am Abend vor Schlafengehen. Tag und Stunde schien ihm dafür besonders geeignet. Er ließ es sich auch den Tag über besonders angelegen sein, sein Gedächtniß oder eigentlich sein Herz mit Ausdrücken und Sprüchen der heiligen Schrift, sowie mit Gebetsworten zu füllen, wie er sie im Hause Gottes gehört hatte, und hoffte, es werde ihm nicht fehlen. Der Abend gieng Stunde um Stunde dahin, von den Kindern zog sich endlich eins ums andere in seine Schlafkammer zurück, und zuletzt blieb Arnold nur noch mit seiner Frau allein. Jetzt zum ersten Mal brachte er es über sich, mit ihr von den Kämpfen zu reden, die sein Inneres bewegten. Er machte ihr den Vorschlag, mit ihr zu beten. So stand er auf, stellte sich hinter seinen Stuhl und fieng mit unsicherer Stimme an: „Unser Vater, der du bist in dem Himmel." Das war das erste Mal, daß er diese Worte in Gegenwart eines der

Seinigen ausſprach und laut betend an ſeinen Gott und Herrn richtete. Er wiederholte ſie noch einmal, und zum dritten Mal. Kein anderes Wort kam ihm über die Lippen. Noch immer ſtand er mit gefalteten Händen hinter ſeinem Stuhl, aber es war ihm, als gehen ihm alle Gedanken aus und Finſterniß lagere ſich über ſein ganzes Weſen. Er brach in einen Strom von Thränen aus und warf ſich wieder auf ſeinen Stuhl. Seine Frau weinte mit ihm. Es waren Augenblicke der quälendſten Pein. Die Frau zog ſich in ihr Schlafgemach zurück, und Arnold blieb allein. Er nahm die Bibel vor ſich. Der Herr aber hatte Erbarmen mit dieſem ſeinem armen Kinde und machte, daß Arnolds Blicke auf die Stelle fielen, wo es heißt (Matth. 6, 6): „Du aber, wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchleuß die Thüre hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der ins Verborgene ſiehet, wird dirs vergelten öffentlich.“ Da war es ihm, als mahne ihn der Herr durch dieſe Worte, daß er erſt im Verborgenen Gott um ſeinen Beiſtand anrufen müſſe, um dann mit und vor ſeiner Familie beten zu können. In dieſem Sinn deutete er ſich die Worte: „Er wird dirs vergelten öffentlich.“ Bis dahin hatte er durch Leſen und Nachdenken, und beſonders durch Sammeln von Sprüchen ſich zum Halten der Hausandacht geſchickt zu machen geſucht; aber es zu einem Gegenſtand beſondern Gebets im verborgenen Kämmerlein zu machen, daß er die Familienandacht in der rechten Weiſe zu halten vermöge, — das war ihm noch nicht eingefallen.

Sofort kniete er nieder und ſchüttete vor ſeinem „Vater, der ins Verborgene ſiehet,“ ſeines Herzens Anliegen aus. Die dunkle Wolke, die über ſeinem Gemüthe lag, zertheilte ſich, und ſüßes, tröſtendes Licht brach durch. Er fühlte, Gott könne und wolle ihm helfen, ſo ſchwach er auch in ſich ſelbſt ſei. Am andern Morgen eilte er, ehe er irgend etwas Anderes vornahm, „ins Verborgene“ und flehte um Gottes Beiſtand bei der bevorſtehenden Morgenandacht. Als er in die gemeinſame Familienſtube trat, rief er alle ſeine Kinder und Hausgenoſſen zuſammen. Dann wandte er ſich zuerſt an ſeine Frau mit den Worten: „Ich habe vor allen Dingen ein Bekenntniß vor dir abzulegen. Du haſt mich niemals beten hören. Fünfzig Jahre habe ich durchlebt, und niemals habe ich mit den Meinigen gebetet.“ Dann zu ſeinen Kindern gewendet, ſagte er: „Wollt ihr eurem Vater vergeben, daß er bis heute unterlaſſen hat, mit euch zu beten?

Das ist eine schwere Schuld, die auf mir lastet; denn ich hätte mit euch von eurer frühesten Kindheit an beten sollen. Gott verlangt das von den Vätern, und verlangt es mit Recht. Wollt ihr mir vergeben?" — Darauf nahm er die Bibel und las den 51. Psalm, — jenes ergreifende Bußlied Davids, worin er unter so fühlbarem Schmerze vor Gott alle seine Sünden bekennt und so brünstig um Vergebung fleht: „Sei mir gnädig, Gott, nach deiner Güte, und tilge meine Uebertretungen nach deiner großen Barmherzigkeit ꝛc." Dann erhob er sich und sagte: „Lasset uns beten, daß Gott uns vergeben möge."

Das war Arnolds erste Hausandacht, und noch lange nachher pflegte er von dieser Stunde zu sagen: „Wie köstlich, wie beseligend war doch jener Morgen, da ich zum ersten Mal mit allen den Meinigen vor Gott trat. Ich hätte den ganzen Tag fortbeten können. Nie hatte ich meine Frau und meine Kinder lieber, als damals und seitdem. Ich sah dieselben auch in einem ganz andern Lichte an, als zuvor; denn jetzt gedachte ich daran, daß sie unsterbliche Seelen hatten, die für Gott und Ewigkeit geschaffen waren. Von jener Zeit an fühlte ich mich erst recht glücklich im Besitz meiner Familie, und zugleich that sich vor uns in dem gemeinschaftlichen Bibellesen und Gebet eine ganz neue Quelle von Genüssen auf, die wir zuvor weder gekannt, noch geahnt hatten." Doch fügte Arnold, so oft er im Kreis vertrauter Freunde von diesen Erfahrungen sprach, jedesmal auch hinzu: „Ohne Gebet im einsamen Kämmerlein bleibt das gemeinschaftliche Gebet im Kreise der Familie ungesalbt, fruchtlos und leer; deßhalb vergesse ich keinen Tag, in der Stille um Gottes Beistand, Segen und Salbung für unsre Hausandachten zu beten."

Es giengen noch manche glückliche und gesegnete Jahre über Arnold's Haupt und Haushalt dahin. Die Kinder traten in die Fußstapfen des Vaters, und wo Eines von ihnen einen eigenen Hausstand gründete, führte es auch gleich die gesegnete Sitte regelmäßiger Hausandachten ein. Vor wenigen Jahren aber durfte Arnold selbst wohlbetagt und nach kurzer Krankheit zu seines Herrn Freude eingehen.

* * *

Ist es wohl nöthig, daß wir dieser einfachen, lehrreichen Erzählung noch eine besondere Ermahnung an den Leser folgen lassen?

Wir dürfen voraussetzen, daß alle diejenigen, welche dieß Blatt lesen, die Pflicht und den Segen gemeinschaftlicher Hausandachten wohl erkennen und fühlen, daß Viele, — Gott gebe, die Meisten — auch bereits diese Sitte in ihren Familien eingeführt haben, daß endlich Alle wenigstens den Wunsch haben, es möchte in ihrem Hause auch so gehalten werden. Wie oft aber muß man auch von wohlgesinnten christlichen Hausvätern und Hausmüttern die Einwendung hören: es seien in ihrem Haushalt der Schwierigkeiten und Hindernisse zu viele, als daß regelmäßige Morgen- und Abendandachten könnten eingeführt werden.

Die praktischen und thatkräftigen Engländer haben ein Sprichwort, das lautet: „Wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg" (where there is a will, there is a way). In keiner Sache ist dieß wahrer, als in Sachen der Hausandacht. Ein wenig guter und fester Wille, verbunden mit erfinderischer Liebe und herzlichem Gottvertrauen, kommt da trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten sicherlich zum Ziel. Wir können hier natürlich nicht für alle denkbaren Lagen und Fälle Rath und Weisung geben; denn in jedem Hause sind die Verhältnisse wieder anders. Aber einige wenige allgemeine Rathschläge wollen wir uns erlauben.

1. Wie sind Hausandachten einzurichten? — Was den Zeitpunkt betrifft, am besten wohl unmittelbar nach dem Frühstück, ehe abgeräumt wird und die Tassen gespült werden, und unmittelbar nach dem Nachtessen. Anwesend sollen womöglich alle Hausgenossen sein, auch die Dienstboten. Die Dauer braucht in der Regel nicht zehn Minuten zu überschreiten. Betreffend die Art und Weise, so lese man Morgens aus dem Neuen Testament einen kurzen Abschnitt (etwa 10—15 Verse) der Reihe nach, Abends aus dem Alten Testament, namentlich wieder und wieder die Psalmen, und zwar auch nur kleinere Stücke von 10—15 Versen. Kann ein ganzes Kapitel oder noch ein Lied gelesen werden, um so besser. Nach der Bibellektüre bete der Hausvater womöglich aus dem Herzen, oder wo er dieß noch nicht wagt, das Unser Vater und den Segen.

2. Es ist weitaus das Beste, daß der Hausvater die Familienandacht halte. Im Nothfalle thue es die Hausmutter. Die Kinder lasse man höchstens kleine Gebetslieder noch extra sprechen, was eine schöne Sitte ist; aber man übertrage ihnen keinen Haupttheil der Andacht.

3. Der feste und entscheidende Wille des Hausvaters ist freilich dabei das wichtigste; aber von der Hausfrau und Hausmutter hängt es ab, daß der Wunsch und Wille des Hausvaters durchführbar und durchgeführt wird. Eine Hausfrau, die selbst nirgends fertig wird, nirgends Ordnung und Regelmäßigkeit liebt und übt, wird das Haupthinderniß bei der Sache sein, gleichwie andererseits eine tüchtige, geordnete, entschlossene Hausfrau eine Hauptförderung dabei sein kann. Sie ist es, die mit weisem Geschick und fester Hand die Geschäfte des Hauses ordnen, die Dienstboten zum Einhalten der Zeiten anhalten, die Kinder für die Stunden der Familienandacht ohne Geräusch, ohne Hast, ohne Störung fertig machen muß. Und „wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg".

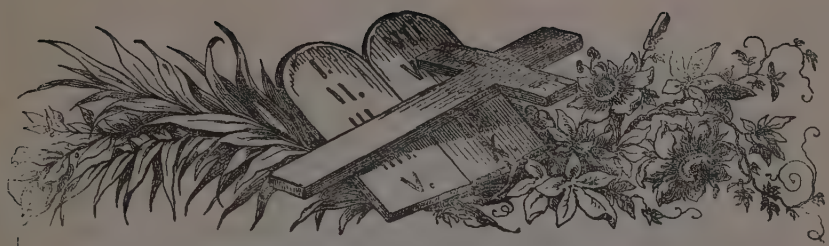
4. Zu den Haupthindernissen gehört die Unregelmäßigkeit in der Zeit des Aufstehens am Morgen, in den Zeitpunkten für die Mahlzeiten, kurz alle die Regellosigkeiten, an denen so viele Haushaltungen leiden, — und zwar leiden zu ihrem großen zeitlichen und ewigen Schaden. In einer unordentlichen Haushaltung ist keine Hausandacht möglich. Was wäre überhaupt da möglich von allem dem, das da „lieblich ist und wohllautet"?

5. Wenn aber der Hausvater dagegen, oder gar ein Verächter und Spötter ist, was dann? Nun, dann versuche die Mutter, wenn sie den Herrn kennt und liebt, ihre Kinder und Dienstboten in aller Stille zu versammeln, mit ihnen einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen und ein Unservater zu beten. Selten ist ein Mann so roh, daß er so etwas verhinderte. — Man versuche es nur.

6. Gibt es noch andere Hindernisse? — Ja, das größte ist unsre Lauheit, unsre Trägheit, unser Welt- und Fleischessinn. Wie vieles kann man, wenn sichs um Welt- und Sinnengenuß handelt! Wo sichs aber um unser und der Unsrigen ewiges Heil handelt, sollte da eine Schwierigkeit zu groß sein?

Nun, wer weise und klug ist, wählt das beste Theil. Dazu verhelfe uns Allen der barmherzige Gott! —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. Inhalt: Sampson Wilder, der amerikanische Kaufmann. 1870.

Sampson Wilder,
der amerikanische Kaufmann.

Von dem weisen und erleuchteten Sirach, der seine Weisheit aus dem Studium des Gesetzes und der Propheten, sowie aus langer und aufmerksamer Beobachtung der Menschen und Dinge um sich her geschöpft hat, wird den Kaufleuten ein sehr ernstes und bedenkliches Wort zugerufen. „Ein Kaufmann," sagt er Kap. 26, 23 und Kap. 27, 1. 2, „kann sich schwerlich hüten vor Unrecht, und ein Krämer vor Sünden. Um eiteln Guts willen thun Viele Unrecht; und die ja reich werden wollen, wenden die Augen ab (nemlich vom warnenden und strafenden Gesetz Gottes). Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen haftet, also drängt sich auch Sünde zwischen Kaufen und Verkaufen." — Wie wahr diese Worte sind, das werden gerade diejenigen Kaufleute am schmerzlichsten empfinden und am bereitwilligsten zugeben, denen es mit rechter Ehrlichkeit und Redlichkeit am meisten ein Ernst ist. Gleichwohl ist es Sirachs Meinung nicht, daß ein Kaufmann sich unmöglich vor Sünde und Unrecht hüten könne, sondern er sagt nur: „schwerlich", d. h. es sei eine schwere, ernste Aufgabe für ihn, in seinem Kaufmannsberuf ohne Sünde, ohne gröberen oder feineren Betrug und Unrecht durchzukommen. Viele sonst sehr achtbare und rechtschaffene Kaufleute haben freilich in Sachen ihres

Geschäfts oft ein sehr weites Gewissen und sehen gar nicht als Sünde und Unrecht an, was zartere Gewissen aufs entschiedenste als Unrecht verurtheilen und verdammen; aber auch solche zarte Gewissen müssen es vielfach zu ihrer tiefen und schmerzlichen Beunruhigung erfahren, daß „die Sünde so fest sitzt zwischen Kaufen und Verkaufen, wie ein Nagel zwischen zwei Mauersteinen". Ist denn da kein Ausweg, keine Hülfe, kein Mittel, „sich vor Sünden zu hüten"? Bloße bürgerliche Ehrbarkeit und Redlichkeit reicht da gewiß nicht aus. Es bedarf hier einer höheren Kraft, um durch die Versuchung des Reichwerdenwollens sich nicht zum Unrecht, auch nicht zum leisesten Unrecht verführen zu lassen, und statt „um des eitlen Guts willen die Augen vom Gesetz und Recht Gottes abzuwenden", vielmehr umgekehrt das Auge vom irdischen Gut hinweg und auf Gott, auf Sein ewiges Recht und Seinen himmlischen Lohn gerichtet zu halten. Diese höhere Kraft gibt nur das wahre Christenthum, und das wahre Christenthum besteht in der persönlichen Herzens- und Lebensgemeinschaft mit Jesu Christo. Nicht jeder wahre Christ wird auch einen tüchtigen und geschickten Kaufmann abgeben; aber wer als Kaufmann vor Unrecht bewahrt bleiben will, muß zugleich ein wahrer Christ sein. Das Lebensbild des Mannes, mit dem wir dießmal unsere Leser bekannt machen wollen, wird uns dieß deutlicher veranschaulichen.

1. Die Lehrjahre.

Es war am 3. März 1865, daß Sampson Wilder in einem Städtchen des nordamerikanischen Staates Neu-Jersey als 85jähriger Greis zu seiner ewigen Ruhe eingieng. Er war im Jahr 1780 in Lancaster, Staat Massatschusetts, geboren. Seine Voreltern stammten aus England, von wo sie 1659 um des Gewissens willen auswanderten und nach der neuen Welt jenseits des Meeres übersiedelten. Der Name der Familie Wilder steht in Lancaster bis auf den heutigen Tag in hohem Ansehen, namentlich auch wegen der unerschütterlichen Rechtschaffenheit und der außerordentlichen Wohlthätigkeit, welche ein Erbtheil der Familie von Geschlecht zu Geschlecht zu sein scheint. Besonders soll sich Levi Wilder, der Vater unsres Sampson, durch seine Menschenfreundlichkeit und seinen Edelmuth ausgezeichnet haben. Man erzählt von ihm, er sei öfters

einen ganzen Tag lang mit dem Steuereinnehmer im Distrikt herumgeritten und habe für solche arme Familien, welche die Steuer nicht zahlen konnten, und denen man deshalb ihre Kuh oder ein Schwein zu verkaufen drohte, aus eigener Tasche die Abgaben bezahlt. Auf seinem Sterbebett forderte er, obgleich durch den Verlust zweier Schiffe selbst verarmt, dennoch seine Frau auf, ein armes verwaistes Kind aufzunehmen, mit den Worten: „Nimm das Kind nur, Sally, du wirst dafür Segen empfangen."

Sampson, als der Erstgeborene, war ursprünglich zum Predigtamt bestimmt und deßhalb frühe in die besten Schulen gesandt, die zu erreichen waren. Als jedoch sein Vater kurz vor seinem Tode den Wunsch aussprach, daß er lieber die kaufmännische Laufbahn erwählen solle, trat er in seinem vierzehnten Jahre als Lehrling in ein Magazin ein, wo er bald durch seine Redlichkeit wie durch seine Geschäftstüchtigkeit die Aufmerksamkeit seiner Principale auf sich zog. Deßhalb erhielt er schon als 16jähriger Junge den Auftrag, mit sieben Wagenladungen Waare nach Boston, das etwa 15 Stunden entfernt lag, zu gehen, dieselbe vortheilhaft zu verkaufen und in andere Waare umzusetzen. Indem er diesen Auftrag zu großem Gewinn seiner Principale ausführte, wurde er zugleich in Boston mit mehreren Kaufleuten bekannt, welche ihm vortheilhafte Stellen bei sich anboten. Eine dieser Anerbietungen mit einem jährlichen Gehalt von 150 Thalern (Dollars) glaubte er annehmen zu sollen. Als sichs aber bald herausstellte, daß die religiösen Grundsätze seiner neuen Vorgesetzten sehr zweideutiger Natur seien, wünschte seine Mutter, daß er die Stelle aufgebe und eine andere suche. An kindlichen Gehorsam gewöhnt, trat er aus und nahm eine andere Stelle bei einem Herrn Henley an, mit einem Gehalt von 50 Thalern! Aber Gott legte auf diesen Gehorsam seinen reichen Segen. Sampson selbst pflegte oft in spätern Jahren, wenn er mit Staunen und anbetendem Danke seine Lebensführung überschaute, zu sagen: „Dadurch, daß ich meiner Mutter gehorsam war, kam ich in ein gottesfürchtiges Haus und wurde da mit dem trefflichen Prediger Dr. Morse bekannt, der mich zu sich einlud, mir seine Bibliothek zur Verfügung stellte und die Samstag Abende ganz mir widmete. Durch Dr. Morse ward ich bekannt mit dem französischen Minister Talleyrand. Durch das Haus Henley kam ich nach Frankreich. Durch Talleyrand erhielt ich speciellen Schutz von Seiten der französischen Regierung, so

daß ich unter meinem eigenen Dach eine Reihe von Vereinen zur Förderung des Reiches Gottes mitten in schwerer Zeit gründen konnte."

Ein Vorfall aus jener Zeit zeigt uns den Charakter des jungen Wilder, wie er sein ganzes Leben hindurch sich gleichblieb. Eines Tages präsentirte er in einer Bostoner Bank einen Wechsel von 1000 Thalern und erhielt dafür vom Kassier anscheinend zwei Banknoten jede zu 500 Thlr. Daheim angekommen, fand er, daß es drei Banknoten von je 500 Thlr. waren anstatt zwei. Sofort eilte er in das Bankhaus zurück und sagte, es sei ein Irrthum vorgekommen. Allein man erklärte ihm barsch, ohne näher auf die Sache einzugehen: wenn Jemand die Bank verlassen habe, könne man sich nicht mehr mit Gutmachen eines Irrthums befassen. Wilder aber bestand darauf, daß der Irrthum gut gemacht werde. Es half alles nicht, man ließ ihn am Zahltisch stehen, bis das Geschäft für diesen Tag geschlossen wurde. Wilder blieb, während der Kassier seine Posten zusammenrechnete. Aus den Mienen des Letzteren ließ sich bald herauslesen, daß etwas nicht richtig war. Da reichte ihm Wilder die 500 Thalernote über den Tisch, klärte kurz dem beschämten Mann den Irrthum auf und empfahl sich, ohne die 50 Thalernote anzunehmen, die Jener ihm für seine Ehrlichkeit aufdringen wollte.

Noch eine andere charakterische Scene fällt in jene Zeit. Gegen das Ende seines Aufenthalts im Hause Henley trat eines Morgens ein Kunde in das Magazin, kaufte eine Auswahl verschiedener Artikel und wünschte dann noch eine halbe Balle russisches Segeltuch. Da dieß gerade nicht vorräthig war, so erbot sich der junge Wilder, es aus der Stadt kommen zu lassen. Bis Nachmittag Ein Uhr, wo der Käufer die andern Artikel abholen lassen wollte, sollte es da sein. „Sofort machte ich mich selbst auf den Weg nach der Stadt," schreibt Wilder, „um den gewünschten Artikel herbeizuschaffen. Nachdem ich den Einkauf gemacht, stellte ich einen jungen Mann mit einem Schubkarren an, um die Tuchballe mir heimzuführen. Nachdem ich dann in der Stadt noch einige andere Geschäfte abgemacht, eilte ich dem vorausgegangenen Manne nach. Es dauerte aber nicht lange, so traf ich denselben im Schatten auf dem Schubkarren sitzend, ganz erschöpft von der großen Hitze und unfähig, den Karren weiter zu bringen. Was war zu machen? Auf Ein Uhr hatte ich die Waare versprochen, und schon war es zwölf Uhr vor-

über. Ich faßte den Schubkarren an, obwohl ich kurze Nanking-Beinkleider, seidene Strümpfe, weiße Weste, gestreiften Gingham-Rock und weißen Filzhut anhatte. So zog ich mit meinem Schubkarren die Straße dahin, als mir Herr Colman, ein reicher Kaufmann, hoch zu Pferd begegnete. 'Was!' rief er mir zu, 'sind Sie Karrenzieher geworden?'

'Na, sehen Sie, Herr Colman,' erwiederte ich, 'diese Waaren da hab' ich auf Ein Uhr einem Kunden versprochen, und mein Wort will ich halten. Und da nun der Packträger, der den Karren ziehen sollte, vor Hitze nicht weiter konnte, hab' ich keine andere Wahl gehabt, als mich selbst vorzuspannen.'

'Schön! schön!' rief Herr Colman und ritt weiter. Unterwegs hielt er an unserm Magazin an und sagte: 'Soeben hab' ich eine Scene gesehen, die mich mit Achtung und Bewunderung erfüllt hat. Da traf ich soeben Ihren ersten Commis, wie er einen schwerbeladenen Schubkarren zog mit Waaren, die er, wie es scheint, auf Ein Uhr einem Kunden versprochen hat. 'Ich höre,' fügte er hinzu, 'dieser junge Mann ist im Begriff, sein eigenes Geschäft zu beginnen. Sagen Sie ihm, daß die heutige Scene mich mit solcher Achtung vor der Energie seines Charakters erfüllt hat, daß ich ihm, wenn er sein eigenes Geschäft beginnt, einen Credit eröffne von 30,000 Thalern.'

„Als ich daheim eintraf, fand ich unsern Kunden bereits vor unserm Magazin mit dem Aufladen seiner verschiedenen eingekauften Artikel beschäftigt, und das Segeltuch kam gerade recht, um mit den andern Waaren auf seinen Wagen geladen zu werden.

„Wenige Monate später begann ich ein Geschäft auf eigene Rechnung. Glücklicher Weise war ich niemals im Fall, von Herrn Colman's gütiger Anerbietung Gebrauch zu machen; dagegen vertraute er mir eine Schiffsladung Waaren an, die ich in seinem Auftrag gegen reichliche Provision verkaufte. Er war mit dem Verkauf so wohl zufrieden, daß er mir im Lauf des ersten Jahrs meiner selbstständigen Geschäftsführung noch zwei oder drei ähnliche Commissionen übergab, was mir einen Gewinn von mehr als 10,000 Thlr. eintrug."

2. Uebersiedelung nach Frankreich.

Es war im Frühjahr 1802, daß der kaum 22jährige Wilder sein eigenes Geschäft zu Boston begonnen hatte. Im Spätherbst desselben Jahrs kam ein gewisser Herr Melville aus Frankreich an mit einer Waarenladung von 30,000 Thaler werth, — französische Waaren, die sofort gegen baare Bezahlung sollten verkauft werden. Der junge Kaufmann Wilder hörte davon, und da er im Hause Henley mit dieser Gattung von Waaren bekannt geworden, gewann er sofort die Ueberzeugung, daß sie sich leicht und schnell würden verkaufen lassen und ohne Zweifel einen beträchtlichen Gewinn abwerfen müßten. In jenen Tagen wurde er bei einem Herrn Gray, einem reichen Kaufmann, eingeführt, gegen den er sein Bedauern aussprach, nicht sofort die ganze Waarenladung Melville's käuflich übernehmen zu können, da ihm die hiezu nöthige Summe von 30,000 Thlr. nicht zur Verfügung stehe. Nach einigen weiteren Auseinandersetzungen willigte Herr Gray ein, das Geld in zehn Tagen vorzustrecken, unter der Bedingung, daß ihm ein Drittheil des Gewinns zufalle.

„Sofort eilte ich," schreibt Wilder, „zu Herrn Melville und machte das Geschäft mit ihm ab. Schon am folgenden Morgen ließ ich die Waaren zu mir bringen und am gleichen Tage in den Blättern als zum Verkauf bereitstehend ankündigen. In fünf Tagen waren alle Kisten und Ballen gegen baare Bezahlung verkauft bis auf drei, die ich für eigene Rechnung behielt. Am Ende der Woche war alles Geld beisammen, und ich eilte sofort zu Herrn Melville und zahlte ihn aus. Am gleichen Tage schied ich den dritten Theil des Gewinns aus, nemlich 1875 Thlr., um sie Herrn Gray gegen Empfangsschein zu überbringen, obgleich ich von ihm keinen Kreuzer zu entlehnen genöthigt gewesen war.

„Sobald ich am folgenden Morgen vermuthete, daß Herr Gray auf seinem Comptoir sich werde eingefunden haben, eilte ich mit dem Geld zu ihm (es war der neunte Tag, nachdem ich von ihm das Versprechen des Darlehens erhalten hatte), und hoffte ihn auf eine angenehme Weise zu überraschen. Als ich jedoch ins Comptoir trat, gieng Herr Gray, statt mich freundlich zu empfangen, etwas mürrisch im Zimmer auf und ab und rief in Gegenwart seiner Commis: 'Ah junger Mann, ich habe sehr thöricht gehandelt, daß ich mich in dieß Geschäft mit Ihnen einließ, da man mir von allen Seiten

sagt, daß man viel Geld dabei verlieren werde; und überdieß ist es heute erst der neunte Tag, während Sie mir sagten, Sie würden das Geld erst in zehn Tagen nöthig haben. Heute zahle ich Ihnen keinen Kreuzer. Kommen Sie morgen wieder, wo ich Ihnen dann freilich das Geld werde geben müssen. Leben Sie wohl, Sie sehen, ich habe zu thun.'

'Herr Gray,' sagte ich, 'ehe ich Ihr Comptoir verlasse, muß ich Sie bitten, dieß Papier zu unterzeichnen.'

'Junger Mann,' entgegnete der Kaufmann heftig, 'ich werde kein Papier unterzeichnen, wenigstens nicht vor dem morgenden Tag.'

'Schön und gut, Herr Gray,' sagte ich ruhig, 'aber entschuldigen Sie, ich verlasse Ihr Comptoir nicht, bis Sie dieß Papier unterzeichnet haben.'

'Wie, Herr Wilder?' rief der aufgeregte Herr, 'wollen Sie die Zudringlichkeit über das Maaß meiner Geduld treiben? Her da, lassen Sie mich das Papier sehen!' Damit setzte er die Brille auf, nahm das Papier und fieng an zu lesen: 'Von Sampson Wilder empfangen zu haben . . .' — 'Was,' rief er, 'empfangen? Ich habe nichts von Ihnen empfangen,' und war schon im Begriff, das Papier zurückzugeben.

'Lesen Sie gefälligst nur weiter, Herr Gray,' sagte ich.

'. . . empfangen zu haben 1875 Thaler als reinen Gewinnantheil!' Er sah mich fragend an.

'Ja, Ja,' sagte ich, 'so ists; ich habe die Waare alle gegen Baar verkauft, und hier ist das Geld.' Damit überreichte ich das Paket dem Kassier, um es nachzuzählen.

'Was?' rief Herr Gray, 'und Sie brauchen morgen kein Geld von mir?'

'Nein, mein Herr, wie Sie sehen,' entgegnete ich; 'Sie haben Ihren Drittheil am Gewinn, und damit ist Alles zwischen uns geordnet.'

Das Erstaunen des reichen Kaufmanns läßt sich leichter denken als beschreiben. Genug, des jungen Wilder's Redlichkeit, zusammen mit seiner Energie und Geschäftstüchtigkeit, veranlaßte Herrn Gray, ihn als den Agenten seines Hauses nach Europa zu senden.

Im November 1802 schiffte er sich mit der Zustimmung seiner betagten Mutter nach Frankreich ein. Die Seereise war mit viel Mühsal und Gefahr verbunden. Während eines heftigen Sturms

wurde das Schiff beschädigt und er hatte abwechselnd mit den Matrosen 40 Tage lang an den Pumpen mitzuarbeiten, bis sie Nantes erreichten. Nach einigem Aufenthalt hier und in Bordeaux erreichte er Paris an demselben Tag und derselben Stunde, wo Napoleon zum französischen Kaiser ausgerufen wurde (Palmsonntag 20. Mai 1804). „Die Brunnen flossen von Wein," schreibt Wilder, „und tausende von Hammelskeulen, gebratenem Geflügel und Brodlaiben wurden vertheilt, um den Hunger des Pariser Volks zu stillen."

Sofort begann er mit seiner gewohnten Energie seine Geschäfte. Ehe ein Jahr vergieng, standen in seinem regelmäßigen Dienst mehr als 1200 Personen, und Waaren im Betrag von mehreren Millionen Franken wurden verschifft. Er selbst machte die Reise zwischen Europa und Amerika im Laufe von 20 Jahren (1803—1823) nicht weniger als sechzehn Mal, und damals war eine solche Seereise in der That keine Vergnügungsfahrt. Wir können natürlich diese Reisen, bei denen es nicht an Gefahren, Abenteuern und denkwürdigen Erfahrungen aller Art fehlte, hier nicht näher beschreiben; was uns näher angeht, das ist die Thatsache, daß er in jener Zeit auch die Reise nach dem himmlischen und ewigen Vaterland antrat.

3. Bekehrung.

Daß die Energie des Charakters und die Redlichkeit der Gesinnung, welche unsrem jungen Wilder schon von Natur innewohnte, sich auch in einer gewissen sittlichen Reinheit des Herzens und Wandels bewähren würde, läßt sich von vornherein erwarten. Ob jedoch die natürliche Rechtschaffenheit auch gegen die Gefahren des zucht- und sittenlosen Pariser Lebens Stand halten würde, war sehr die Frage. Dennoch scheint er auch da mit unbeflecktem Gewissen durchgekommen zu sein. Er selbst wenigstens sagt von sich mit Bezug auf die erste Hälfte seines Aufenthalts daselbst: „In Frankreich war ich ein Mann von strenger Sittlichkeit, — das ist Alles, was ich aus jener Zeit sagen kann." Man fühlt aber diesen Worten ab, daß ihm selbst dieser „sittliche" Stand, so achtungswerth derselbe auch sein mochte, nicht genügend war; und in der That, der angeborne Zug unsrer Seele und die wahre Bestimmung des Menschen überhaupt geht weit über diese blos sittliche Haltung hinaus, sie geht auf persönliche Gemeinschaft mit Gott, — und

diese ist nur möglich durch Bekehrung und Wiedergeburt. Auf welchem Wege Herr Wilder zu dieser entscheidendsten und folgenreichsten Erfahrung seines Lebens geführt wurde, soll er uns selbst erzählen.

„Es war auf einer meiner Seereisen von Amerika nach Frankreich," schreibt er, „daß uns ein fürchterlicher Sturm überfiel. Da gab es Scenen, die das muthigste Herz zittern machten. Schlag auf Schlag rollten die Wogen übers Verdeck, wuschen mehrere Personen hinweg und drohten unser Schiff zu verschlingen. Da gelobte ich feierlich, wenn der Herr mich glücklich an das Land bringe, mich ganz Ihm zu weihen und mich an die Gemeinschaft der Gläubigen anzuschließen. Gott erhörte mein Gebet. Frankreich wurde glücklich erreicht, und ich war entschlossen, mein Gelübde zu halten. Sobald ich wieder nach Boston zurückkehrte (1812), eilte ich in die Kirche des Predigers Thatscher, in der Absicht, an diese Gemeinde speciell mich anzuschließen. Der Text lautete: 'Wer sich meiner und meiner Worte schämt, deß wird sich des Menschen Sohn wieder schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit, und in der Herrlichkeit seines Vaters und seiner heiligen Engel' (Luk. 9, 26). Das schlug vollends bei mir durch. Am folgenden Tag gieng ich, um mich bei Herrn Thatscher anzumelden;*) allein vor seiner Hausthüre entfiel mir der Muth. Was wird die Welt sagen, dachte ich, wenn ein junger Mann, der eben von Paris kommt, sich an die Gläubigen anschließt und fromm wird? Ich zog die Hand von der Thürklinke wieder zurück und gieng unverichteter Dinge nach Hause.

„Kurze Zeit nachher hörte ich, daß, wenn Jemand an die Gemeinde sich anzuschließen wünsche, die gewöhnliche Anmeldungszeit dafür nahe sei. Nun galt es einen festen Entschluß. Wie wenn mirs unter den Fersen brennte, lief ich nach der Wohnung des Predigers und klopfte so heftig an die Hausthüre, daß das Dienstmädchen voll Schrecken kam und rief: 'was gibts, was gibts?' als sei Feuer im Hause. Herr Thatscher selbst trat aus seiner

*) In Amerika, wo völlige Trennung der Kirche vom Staat stattfindet, ist der förmliche Anschluß an eine bestimmte Kirche oder Gemeinde immer ein feierlicher und öffentlicher Akt. Der Betreffende muß beim Prediger sich melden; dieser legt die Frage wegen dessen Aufnahme den Gemeinde-Aeltesten vor, und schließlich wird sein Name am Sonntag der ganzen Gemeinde genannt. Macht Niemand Einwendungen gegen seine Aufnahme, so ist er Glied der Gemeinde.

Studierstube, zu sehen, was es gebe. Ich erzählte ihm meine Geschichte. Er weinte wie ein Kind und schien ganz glücklich. Er schrieb meinen Namen auf für den nächsten Communiontag. Als dieser kam, — ach wie lebendig erinnere ich mich noch meiner Empfindungen! Ich hatte gehofft, es regne an jenem Sonntag, so daß nicht viele Leute zur Kirche kämen; aber der Tag war schön, und die ersten Familien von Boston waren anwesend. Aber kaum war mein Name vom Prediger genannt, und kaum war ich in den breiten Gang des Schiffs der Kirche vorgetreten, so war auch alle Menschenfurcht verschwunden und ich hätte der ganzen Welt ins Angesicht sehen können. Ich kann in Wahrheit sagen: von der Stunde an habe ich niemals des Herrn Jesu mich geschämt."

Wenn Einer aber ein wahrer Jünger Jesu geworden ist, so ist er ebendamit ein Licht geworden, das in seine Umgebung hinaus leuchten muß und nicht verborgen bleiben kann; zugleich ist dann in sein Herz eine Liebe gepflanzt, die wie ein befruchtender Quell hervorbrechen muß und Segen verbreitet. So gieng es auch bei Herrn Wilder. Wenige Jahre später (1817) schrieb er: „Was mich zunächst nach Europa führt, das ist mein kaufmännisches Geschäft. Unter dem gnädigen Segen Gottes aber sind meine Aussichten von der Art, daß ich bald genügende Mittel haben werde, um das hauptsächlichste Verlangen meiner Seele stillen zu können, — nemlich in meinem geringen Theil mit beizutragen zur Ausbreitung des herrlichen Evangeliums von Jesu Christo unter den umnachteten Nationen der Erde, auf daß auch diejenigen, die noch sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, hören mögen die frohe Botschaft von unsrer Seligkeit im Blute des Lammes Gottes, zugleich aber auch zu erleichtern die kümmerliche Lage derer, mit denen ich durch Bande der Natur, der Freundschaft oder des Erbarmens verbunden bin."

Es war aber wiederum eine providentielle, höchst merkwürdige Führung Gottes, welche unsern Freund Wilder mit den damals bereits bestehenden Bestrebungen der innern und äußern Mission in nähere Berührung brachte und dadurch ihm den Weg wies, den er selbst bei seinem Wirken für das Reich Gottes einschlagen sollte. Es war im Jahr 1816, daß Geschäfte ihn nach England führten. Eines Abends sollte er in einem Kaffeehause in London mit einem Geschäftsfreunde zusammenkommen. Da bis zur festgesetzten Stunde

noch geraume Zeit übrig blieb, durchwanderte er einige Straßen, und als er wahrnahm, daß viele Leute in eine Kapelle strömten, folgte er der Menge. Es fand gerade eine feierliche Verabschiedung zweier Missionare statt, die nach Westindien abgeordnet wurden. Bis dahin hatte er noch niemals von der Heidenmission gehört und war deshalb um so mehr überrascht durch das, was er von den großen Thaten Gottes in der Heidenwelt vernahm. Einige Ansprachen machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Nach dem Schluß der Versammlung stellte er sich selbst dem Vorsitzenden der Londoner Missions-Gesellschaft vor und wurde von diesem auf den folgenden Abend in seine Wohnung eingeladen. Wie erstaunt war Wilder, dort 50 oder 60 Geistliche und Laien versammelt zu finden. Die beiden Missionare sollten ihre specielle Instruktion empfangen. „Was ich da hörte," schreibt Wilder, „namentlich die mächtigen Ansprachen einzelner Freunde an die Scheidenden, gieng mir durch Mark und Bein und hinterließ einen so unauslöschlichen Eindruck von der Wichtigkeit der Missionssache und ähnlicher Unternehmungen in meinem Herzen, daß weder die Länge der Zeit noch die Wechsel der Verhältnisse das Andenken an jene denkwürdige Stunde in mir austilgen konnten.

„Unter den Männern, denen ich damals vorgestellt wurde, befand sich auch ein Mitglied der Londoner Traktatgesellschaft. Im Lauf der Unterhaltung fragte er mich, ob in Paris auch ein Verlangen nach französischen Traktaten wahrzunehmen sei. Da mir der Ausdruck 'Traktat' noch ganz fremd war und ich nicht wußte, ob er damit politische Verträge oder deß etwas verstehe, so wußte ich im Augenblick nicht was antworten, als der Fragende glücklicher Weise einige Schriftchen aus der Tasche zog, auf denen ich die Worte las: 'Londoner religiöse Traktatgesellschaft'. Nachdem ich die Büchlein ein wenig durchblättert und mich davon überzeugt hatte, daß dergleichen 'Traktate' dem französischen Volke von Nutzen sein könnten, händigte ich dem Herrn eine Zehnpfundbanknote (Fr. 250) ein mit der Bitte, mich für diesen Betrag mit französischen Schriften dieser Art zu versehen. Wie erstaunte ich, als am folgenden Tag ein großes schweres Ballot mit tausenden von Traktaten in mein Logis gebracht wurde! Hatte ich doch noch keine Vorstellung davon, um welchen niedrigen Preis diese Büchlein hergestellt werden konnten. Doch nahm ich sie mit nach Calais, wo sie so-

fort im Zollhaus mir weggenommen wurden mit dem Bedeuten, ich könne sie in Paris beim Polizeipräfekt reklamiren. In der Hauptstadt angekommen, eilte ich nach der Präfektur, sah dort mein Ballot und reklamirte es. 'Ah, sind Sie der verwegene Mensch, dem diese verdächtigen Schriften gehören?' rief mir ein hochmüthiger Unterbeamter zu; 'folgen Sie mir!' Ich gehorchte und befand mich bald in einem Saal von Menschen, von denen jeder mit seinen Angelegenheiten beschäftigt war. 'Da ist er! Da ist der Eigenthümer des Bücherballots!' rief mein Begleiter so laut, daß Alles sich nach mir umwandte. — 'Erlauben Sie, mein Herr,' sagte ich zu dem Oberbeamten, der innerhalb eines Geländers stand, 'daß das Ballot hieher gebracht und geöffnet werde, und daß ich dann von allen darin enthaltenen Broschüren Ihnen, mein Herr, ein Exemplar überreiche.' — Der Beamte gestattete es. Nachdem ich eine passende Auswahl getroffen, sagte ich laut: 'Diese Schriften enthalten die göttliche Wahrheit, wie die Bibel sie uns lehrt, einige enthalten sogar die Worte unsres Herrn Jesu Christi selbst. Es macht mir Vergnügen, sie Ihnen als Geschenk zu überreichen. Gestatten Sie, daß ich aus einem derselben laut vorlese.' — 'Ich sehe,' sagte der Beamte, nachdem ich fertig war, 'daß nichts als Gutes in den Büchlein steht. Ich danke Ihnen für die, die Sie mir gegeben haben.' — Dann theilte ich auf dem Platze noch 300—400 Stück aus, den Rest durfte ich nach Hause nehmen. In weniger als einem Monat war mein Vorrath erschöpft, und ich mußte eine neue ähnliche Sendung von London kommen lassen."

Bald aber fand Herr Wilder, daß es viel besser sei, passende französische Traktate in Paris selbst herstellen und drucken zu lassen, was auch mehrere Jahre hindurch auf seine Kosten mit gutem Erfolg geschah. Auf diesem stillen, geräuschlosen Weg fieng das schöne Werk an, das hernachmals die Pariser Traktatgesellschaft, welche 1818 in Wilder's Hause gestiftet wurde, förmlich übernahm und im Segen bis auf den heutigen Tag fortgeführt hat.

4. Reiseerlebnisse.

Herr Wilder hatte wiederholt größere oder kleinere Geschäftsreisen in verschiedenen Gegenden Frankreichs zu machen; jedesmal aber benützte er dieselben zugleich zur Verbreitung von Bibeln und

Traktaten, namentlich unter der meist so unwissenden und versunkenen katholischen Bevölkerung. Eine dieser Reisen führte ihn in die gebirgigen Manufaktur-Distrikte der Departemente Loire und Puy de Dome. Da sah man Fabriken und Hochöfen mitten unter Scheunen und Schafhürden sich erheben; zwischen den Eisenhämmern und Schmelzöfen hindurch führte der Landmann den Pflug und die Egge; grünende Abhänge und anmuthige Baumgruppen lagen zerstreut zwischen den schwarzen und häßlichen Oeffnungen erschöpfter Kohlengruben, und das leise Rauschen des Baches wurde übertönt durch das laute Rasseln des Webstuhls. Bald sah sich der Reisende umgeben von landschaftlichem Reiz und einer bezaubernden Schönheit der Natur, — und eine kurze Strecke weiter nichts als Verödung und Wüstenei.

Herr Wilder machte den Weg mit einem Gefährten theilweise zu Fuß. An den ersten Hütten eines Dörfleins am Abhang eines Berges angekommen, wünschten sie einen nähern Weg einschlagen zu können und hielten an einem Häuschen, um nach der Richtung sich zu erkundigen. Von den Fenstern aus blickten etliche Frauen ängstlich nach einem kleinen Kinde, das auf der Straße sich befand, und in dem Augenblick, wo Herr Wilder nach dem einzuschlagenden Weg sich erkundigte, fuhr ein Kohlenwagen daher, der das Kind zu überfahren drohte. Während die Frauen voll Angst und Entsetzen schrien, eilten die Reisenden, das Kind aus der Gefahr zu retten, und brachten es seiner Mutter, die ihr Bedauern aussprach, den fremden Herren Mühe gemacht zu haben. „O liebe Frau," sagte Herr Wilder, „wir haben nur unsre Pflicht gethan. Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thu' du ihnen auch. Ihr seid so gut, uns den rechten Weg zu zeigen, — warum sollten wir nicht Euer Kind aus der Gefahr retten? Die heilige Schrift lehrt uns das, und das Evangelium stellt uns das Exempel unsres Herrn Jesu Christi vor Augen, der in diese Welt kam, da wir in Unwissenheit und Gefahr waren, — Er kam zu uns, zu suchen und selig zu machen was verloren war."

„Mein Herr," erwiederte die Frau, „was Sie sagen, ist sehr wahr; aber Ihre Sprache setzt mich in Erstaunen. Schon seit vielen Jahren haben wir diese Dinge nicht mehr in unserm Dorfe gehört, zumal von den Lippen eines Fremden."

Diese Aeußerung der Frau führte zu weiterm Nachfragen, nnd

nun erfuhr Herr Wilder zu seiner unaussprechlichen Freude, daß in den Bergen dieses Distrikts 3—400 wahrhaft gläubige Seelen zerstreut wohnen, die dem Herrn Jesu in Aufrichtigkeit nachfolgen. Der Abschied von diesen Frauen war rührend. Thränen der Freude, des Danks und der Wehmuth liefen ihnen über die Wangen, als die Fremdlinge ihnen die Hand zum Abschied reichten.

Wenige Monate später besuchte Herr Wilder diesen Distrikt aufs Neue, nahm aber dießmal eine große Kiste mit Bibeln, Testamenten und Traktaten mit. Die Kiste wurde in den am Postwagen hinten befindlichen großen Korb geladen. Der Weg führte durch ganz katholische Gegenden, in denen er das Jahr zuvor eine Anzahl heiliger Schriften hatte verbreiten können. Er erfuhr aber nachher, daß die katholischen Priester den Leuten das Lesen derselben verboten, ja die meisten Bücher verbrannt hätten. Deßhalb hielt es Herr Wilder dießmal nicht für rathsam, in diesen Gegenden abermals Bücher zu vertheilen. Allein bei Gott geht es nicht nach der Menschen Gedanken; er geht Seine eignen wunderbaren Wege. Von dem Rütteln auf der steinigten, unebenen Landstraße sprang der Deckel der Bücherkiste hinten auf dem Postwagen auf, und ohne daß Jemand es wußte, wurde der Weg, den sie fuhren, mit heiligen Schriften bestreut. Die Vorübergehenden hoben sie auf, und so kam das Wort Gottes aufs Neue und unerwartet in Vieler Hände. Da nun Herr Wilder Geschäfte halber einige Tage in der Gegend verweilen mußte, kamen Manche, die auf diese Weise zu einer Bibel oder einem N. Testament gekommen waren, zu ihm und wollten ihm aus Ehrlichkeit die Bücher zurückgeben; er aber hieß sie dieselben nur behalten, knüpfte mit ihnen folgenreiche Gespräche an und hatte die Freude, an Vielen ein gesegnetes Werk Gottes wahrnehmen zu können. Später gelangten aus jener Gegend mehr als einmal Bitten um neue Büchersendungen an ihn nach Paris. Natürlich waren auch die römischen Priester unermüdlich thätig, das um sich greifende Feuer der „Ketzerei", wie sie es nannten, zu löschen; aber umsonst. Einmal als Herr Wilder auf die Bitten der Leute eine förmliche Versammlung in einem Dorfe hielt, wurde von den Priestern der Maire (Schultheiß) nach dem Versammlungsort geschickt, um der Sache ein Ende zu machen; aber als derselbe kam, sprach Herr Wilder gerade so innig, warm und herzeindringlich zu den Leuten, daß dem Maire selbst die hellen Thränen über

die Wangen liefen, und indem er sich beim Weggehen mit dem Rockärmel die Augen wischte, erklärte er offen, diese Leute könne er nicht auseinanderjagen, vielmehr werde er von Herzen ihr Freund sein und sie beschützen.

Der Mittelpunkt dieser ganzen evangelischen Bewegung war der fast nur aus Fabriken bestehende Ort St. Etienne, wo durch Herrn Wilder's unermüdliche Bemühungen bald eine protestantische Kirche entstand und eine Reihe von Schulen für die zahlreichen Kinder der katholischen und evangelischen Fabrikarbeiter gegründet wurde. Was für eine unvergeßliche Freude war das für den Schreiber dieser Blätter, als er im Jahr 1836 das von Kohlenrauch eingehüllte und von Kohlenstaub völlig geschwärzte St. Etienne besuchte und die zahlreiche evangelische Gemeinde in der stattlichen Kirche versammelt sah. Was für ein Leben des Glaubens und der Liebe war doch damals noch wahrzunehmen! Ist es wohl auch jetzt noch so?

---

5. Kontraste.

Es mag wenige Christen geben, bei denen es nicht bald hinauf in die Höhe, bald tief hinab in dunkle Tiefen geht. Bei Herrn Wilder aber war dieß in ungewöhnlichem Maaße der Fall. Sein Geschäft blühte und er war ein reicher, sehr reicher Kaufmann geworden. Seit 1814 war er glücklich verheirathet und führte ein schönes Familienleben. Durch seine gesellschaftliche Stellung, wie durch seine große Wohlthätigkeit und seine Unternehmungen zur Förderung des Reiches Gottes wurde sein Haus ein Sammelplatz aller bedeutenderen Männer jener Zeit, und Herr Wilder's Name war einer der angesehensten in Paris, wie in Amerika. Auch verlebte er in Frankreich eine der größten Zeiten unsres Jahrhunderts. Der Kaiser Napoleon stand auf der Höhe seines Glanzes und Ruhmes. Im Jahr 1810 fand seine Vermählung mit der österreichischen Prinzessin statt. Bei dieser Gelegenheit hatte Wilder den nordamerikanischen Gesandten, der gerade krank war, am Hof zu vertreten. Der einfache Republikaner mußte in der vorgeschriebenen Hoftracht erscheinen und nahm mitten unter Königen und Fürsten an dem Banket Theil, das Napoleon an jenem Tage in den Tuilerien gab. Später wurde er zu all den Festlichkeiten geladen, die dem

Kaiser und der jungen Kaiserin zu Ehren in unerhörter Pracht gegeben wurden. Auch zu den Festen, zu welchen Napoleons Siege, dann die Geburt des Königs von Rom ꝛc. Anlaß gaben, wurde Wilder beigezogen. Er wandelte damals „auf den Höhen der Erde".

Freilich kamen bald auch andere Scenen. Im J. 1815 kehrte er von einer seiner Amerika-Reisen wieder nach Frankreich, nach Paris zurück. „Was für ein Wechsel der Dinge!" ruft er aus. „Als ich vor einiger Zeit Paris verließ, war dort nichts als Luxus, Genuß, Reichthum und Wohlleben, — nun fand ich nichts als Angst und Bestürzung! Die beiden feindlichen Armeen standen einander in Flandern und am Rhein gegenüber, und ein Tag furchtbarer Entscheidung nahte heran. Nur wenige Tage vergiengen, und unsre schlimmsten Befürchtungen wurden verwirklicht. Napoleon kehrte, bedeckt mit dem Blute seiner geschlagenen Armee, in die Hauptstadt zurück. Der Ausgang der Schlacht von Waterloo wurde bald bekannt, und Entsetzen und Jammer malte sich auf jedem Angesicht. Dreißigtausend todte und verwundete Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, und tausende von Familien waren dadurch aufs Neue in Trauer und Leid versetzt.

„Die Kunde folgte bald nach, daß die Heere der Alliirten auf Paris marschiren, und Alles bereitete sich zu einem kräftigen Widerstand, während die Reste der geschlagenen Armee in Paris einrückten und hunderte von Wagen aller Art die Verwundeten hereinführten. Ach was für herzzerreißende Scenen gab es da! Frauen, die umsonst nach dem Schicksal ihrer Männer fragten, Mütter, die den Tod ihrer Söhne erfuhren, Schwestern, die den Verlust ihrer Brüder beweinten.... Der Kaiser hatte abgedankt und war nach Rochefort entflohen, in der Absicht, nach Amerika zu entkommen. Die Hauptmacht der übergebliebenen französischen Armee wurde auf den umliegenden Höhen um Paris vertheilt.

„So standen die Dinge, als eines Morgens in erster Frühe das Donnern der Kanonen uns die Ankunft der Alliirten verkündete und dicke Rauchwolken uns überzeugten, daß ein Zusammenstoß stattgefunden habe. Unsre Befürchtungen wurden bald bestätigt durch die Ankunft von unzähligen Wagen voll Verwundeter, denen eine Anzahl gefangener Preußen voranzog. Dieser vorübergehende Erfolg der französischen Waffen hielt die Operationen Wellingtons und Blüchers für etliche Tage auf. Diese Zwischenzeit benützte ich mit

thörichter Neugierde sammt tausenden von Parisern, um das Schlachtfeld zu besuchen. Ich will die Jammerscenen nicht beschreiben, die da sich dem Auge darboten. Noch zittert mein Herz bei der Erinnerung an das, was ich damals zu sehen bekam.

„Bei der Rückkehr nach Paris wurde ich von einer Patrouille der kaiserlichen Garde für einen Engländer gehalten und verhaftet; glücklicher Weise erkannte mich aber ein Offizier der Nationalgarde als Amerikaner, und sofort ließ man mich frei. Von nun an blieb ich wohlweislich zu Hause. Endlich kam eine Aufforderung der Alliirten zur Uebergabe der Hauptstadt innerhalb 24 Stunden, widrigenfalls die Stadt bombardirt und für drei Tage der Plünderung preisgegeben würde! Man denke sich aber in meine Lage. Ich hatte Waaren in meinem Hause im Werth von mehr als 200,000 Franken, ohne irgend eine Möglichkeit, auch nur eine einzige Kiste aus Paris wegzuschaffen. Während wir aber emsig damit beschäftigt waren, die werthvollsten Waaren in den Kellern und in Gruben zu verbergen ꝛc., kam die Kunde, daß Paris kapitulirt habe, und damit war die schwerste Sorge beseitigt; aber ich wünsche Aehnliches nicht noch einmal zu erleben!"

So schreibt Herr Wilder. Seine Theilnahme aber für den unglücklichen gefallenen Kaiser war so groß, daß er sich erbot, ihm zur Flucht nach Amerika zu verhelfen. Da Wilder nemlich beständig mit Verschiffung französischer Waaren nach Amerika zu thun hatte, so war er mit den meisten Handelsschiffen und der Zeit ihres Auslaufens genau bekannt. Er schlug nun vor, Napoleon solle unter der Verkleidung eines Bedienten, für den Wilder bereits einen Paß ausgewirkt hatte, nach der Küste reisen. Dort würde man ihn in einem großen Faß auf das bestimmte amerikanische Schiff bringen; das Faß aber sollte einen falschen Boden haben, aus welchem beständig Wasser hervortröpfeln sollte. Erst wenn das Schiff auf offener See wäre, könnte dann der Kaiser aus seinem Versteck kommen. Dieser Plan wurde reiflich erwogen und ausführbar gefunden; allein schließlich konnte Napoleon es nicht übers Herz bringen, sich von den Freunden zu trennen, die ihm treu geblieben waren in bösen wie in guten Tagen, und überlieferte sich selbst bald hernach den Offizieren des englischen Kriegsschiffs Bellerophon.

6. Durch tiefes Dunkel zum Licht.

Alle die zuletzt erzählten Erlebnisse waren nicht im Stande, den Eifer unsres edlen Freundes für das Reich Gottes zu schwächen; im Gegentheil, unter allem Glanz des Reichthums und Ansehens vor der Welt, unter aller Geschäftigkeit für seine ausgebreiteten Handelsverbindungen, unter allen Wechseln der großen Zeitereignisse achtete er den Dienst am Reiche Christi für seine höchste Ehre und Freude, und das oft mit Schmach verbundene Bekenntniß Seines Namens für eitel Ehre und Gewinn.

Endlich im J. 1823, nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Frankreich, entschloß er sich, in sein geliebtes Vaterland für immer zurückzukehren. Das war für die große Zahl seiner Freunde in Europa, besonders aber für die vielen Werke der inneren Mission, die er unterstützte, ein empfindlicher Schlag. Aeußerungen des Bedauerns strömten von allen Seiten herbei. Aber Wilder blieb bei seinem Entschluß. Schon früher hatte er sich bei Bolton im Staat Massaschussetts ein großes Gut angekauft. Dorthin zog er sich zunächst zurück, lebte theils der Landwirthschaft, theils dem sittlichen und religiösen Wohl seiner Arbeiter und Nachbarn, hob und förderte mit seiner gewohnten Energie und Freigebigkeit die zahlreichen Vereine des Landes und gab 1825 den Anstoß zur Stiftung der nun so blühenden amerikanischen Traktatgesellschaft in Newyork, deren erster Präsident er wurde. Ja, 1828 erbaute er auf eigene Kosten in der Gemeinde Bolton eine neue Kirche „zu Ehren Jehova's, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Aber sein lebhafter Geist ließ ihm in der Stille des Landlebens keine Ruhe. Er siedelte 1830 nach Newyork über, begründete ein blühendes Bankgeschäft, betheiligte sich an der massenhaften Verschiffung von Baumwolle, Reis und andern Waaren nach Frankreich und trat später mit bedeutenden Kapitalien in Verbindung mit der großen Vereinigte-Staaten-Bank. Da trat plötzlich der furchtbare Rückschlag ein, der wie ein Blitz aus heitrer Höhe seinen zeitlichen Wohlstand nicht blos erschütterte, sondern zerstörte. Eine Reihe von Umständen — die Stockung des Baumwollhandels, eine unerhörte Geldkrisis und das Falliment der großen Bank — trafen zusammen, um zerschmetternd auf Wilders Wohlstand zu fallen. Im Anfang war er ganz betäubt, aber nach kurzer Zeit faßte er sich und konnte

die furchtbare Prüfung mit heiterer und getroster Ergebung aus Gottes Händen annehmen. Er war entschlossen, mit Gottes Hülfe seine Gläubiger bis auf den letzten Heller zu befriedigen, auch wenn ihm selbst nichts als die bitterste Armuth übrig bleiben sollte. In jenen schweren Tagen geschah es, daß ein Branntweinhändler, — ein böser Mensch, der seinen gewinnreichen Handel durch Wilders energische Bestrebungen für die Mäßigkeitssache beeinträchtigt sah und dadurch zu einem bitteren Feind des letzteren wurde, — den Augenblick benützte, um seinen Rachedurst zu kühlen. Er wußte sich eine Schuldforderung, die auf Herrn Wilder lautete, zu verschaffen, bestand auf sofortige Zahlung der Summe, und da Herr Wilder dieß nicht vermochte, wußte er es dahin zu bringen, daß dieser ins Schuldgefängniß wandern mußte. „Meiner Unschuld und der Ehrlichkeit meines Handelns bewußt," schrieb damals Wilder an einen Freund, „werde ich über die Schwellen des Gefängnisses mit derselben Gemüthsruhe schreiten, mit der ich früher die Höfe der Kaiser und Könige betrat."

Es war eine dunkle Stunde in Wilders Leben, da er zum ersten Mal die Riegel eines Gefängnisses hinter sich schließen hören mußte; aber schon am folgenden Morgen sammelte er in seiner leutseligen Weise etliche seiner Mitgefangenen zu einer Morgenandacht um sich, und setzte dieß auch in den folgenden Tagen unter wachsendem Segen fort, so daß die Zahl der Theilnehmer nicht blos zunahm, sondern etliche auch wirklich den Weg des Heils fanden und betraten. „Oft vergaß ich ganz und gar," konnte nachmals Herr Wilder öfter sagen, „daß ich hinter Schloß und Riegel saß." Mittlerweile thaten seine Freunde Alles, um ihn aus dieser unwürdigen Lage zu befreien; aber Herr Wilder bestand darauf, daß man dem Gesetze seinen Lauf lasse, und wirklich geschah es nach etlichen Wochen, daß er in der vorliegenden Sache von aller Schuld freigesprochen und aus der Haft entlassen wurde. Sein feindseliger Verkläger aber war genöthigt, Abbitte zu thun.

Unser Freund Wilder strengte alle seine Kräfte an, um aus dem Ruin seines Wohlstandes sich wieder heraus und empor zu arbeiten; aber die Gebrechen des Alters und der Stoß, welchen seine Gesundheit in den Tagen der Gefangenschaft erlitten hatte, machten sich überall fühlbar. Der edle Greis sollte den bittern Kelch bis auf die Neige trinken. Sein Alter war mit mancherlei Armuth und

Entbehrung beschwert, aber er trug die Last mit christlichem Heldenmuth, und es ist ein schönes Zeugniß zu seinen Gunsten, daß diejenigen, welche ihn in den Tagen des Glücks ehrten und liebten, sich eine Ehre daraus machten, auch in den Tagen seiner Verarmung seine Freunde zu heißen.

Im Jahr 1852 zog er sich ganz in die Stille zurück nach dem Städtchen Elisabeth im Staate New-Jersey und lebte dort noch dreizehn Jahre, zwar unermüdlich thätig, aber in kümmerlichen Umständen. Sein Blick heftete sich immer fester und freudiger auf das selige Ziel, dem das Volk Gottes auf Erden entgegen pilgert. Im Winter von 1864 auf 65 nahm seine Kraft zusehens ab. Am 23. Februar 1865 wurde er plötzlich von einem Schlaganfall betroffen und im Anfang schien es, als wenn ihm die Sprache und die klare Besinnung nicht wieder geschenkt werden solle; allein durch Gottes Güte erholte er sich wieder so weit, daß er in den folgenden Tagen noch manches rührende und gesegnete Wort an seine Umgebung richten und oft in Lobpreisungen Gottes, ja in wahre Triumphlieder ausbrechen konnte. Was er so oft sich vom Herrn erbeten hatte, daß er nämlich auch noch sterbend den Ruhm der göttlichen Gnade möge verkündigen können, das ist ihm reichlich zu Theil geworden.

So lange noch Leben und Kraft in ihm war, gab der sterbende Greis seinem Glauben und seiner Himmelsfreude immer wieder Ausdruck in Worten, wie die folgenden: „Ich ruhe kindlich in Jesu. Hochgelobter Jesus, o wie habe ich dich lieb." — „Meinen Segen über euch Alle; aber der Segen des Herrn Jesu Christi geht über Alles." — „Hochgelobter Jesus, wasche mich von meinen Sünden. Das Blut Jesu macht mich rein von aller Sünde. O seliger Gedanke, darauf alle meine Hoffnung ruht."

Solche und ähnliche Ausrufe flossen beständig über seine Lippen. Dann war er wieder für eine Zeitlang still, bis er aufs Neue in irgend einen Lobpreis der Liebe Gottes ausbrach, auch wohl irgend ein Lieblingslied ohne Fehler bis zu Ende hersagte. Seine letzten Worte waren: „O die ewige Ruhe! Alles steht gut. Alles ist Friede.. Selig, selig! Ruhm, Ehre und ewiger Preis! O preiset den Herrn, rühmet den Herrn! Lebet wohl!"

Es war am Freitag Morgen den 3. März 1865, bald nach Mitternacht, als, um seinen eigenen, oft wiederholten Ausdruck zu gebrauchen, „seine Seele, erlöst von ihrer zerbrechlichen Hütte, ihren Flug nach den himmlischen Höhen antreten durfte, um zur ewigen Ruhe zu gelangen."

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

LANGUAGE SCHOOL
LIBRARY